

MELCHIOR DIEPENBROCK

SEINE JUGEND UND SEIN WIRKEN IM BISTUM REGENSBURG (1798–1845)

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG

Herausgegeben von Georg Schwaiger und Paul Mai

Band 1 (1967):

G. Schwaiger, Fürstprimas Carl Theodor von Dalberg. – Ignatius von Senestrey, Bischof von Regensburg. Eine Selbstbiographie. Hrsg. von P. Mai. – K. Jockwig, Die Volksmission der Redemptoristen in Bayern von 1843 bis 1873.

Band 2 (1968):

P. Mai, Predigtstiftungen des späten Mittelalters im Bistum Regensburg. – G. Stahl, Die Wallfahrt zur Schönen Maria in Regensburg. – J. Sagmeister, Propst Johann Georg Seidenbusch von Aufhausen (1641–1729).

Band 3 (1969):

S. Federhofer, Albert von Törring, Fürstbischof von Regensburg (1613–1649). – G. Maier-Kren, Die bayerischen Barockprälaten und ihre Kirchen.

Band 4 (1970):

M. Weitlauff, Kardinal Johann Theodor von Bayern (1703–1763).

Band 5 (1971):

H. Becker, Gamalbertus von Michaelsbuch. – W. Hartinger, Die Wallfahrt Neukirchen bei heilig Blut. – L. Hammermayer, Das Regensburger Schottenkloster des 19. Jahrhunderts.

Band 6 (1972):

Regensburg und Böhmen. Festschrift zur Tausendjahrfeier des Regierungsantrittes Bischof Wolfgangs von Regensburg und der Errichtung des Bistums Prag.

Band 7 (1973):

Bischof Rudolf Graber, Predigten und Ansprachen zum Wolfgangsjubiläum 1972. – G. Schwaiger, Der Heilige in der Welt des frühen Mittelalters. – J. Staber, Religionsgeschichtliche Bemerkungen zum Ursprung der Marienwallfahrten im Bistum Regensburg. – K. Hausberger, Gottfried Langwerth von Simmern (1669–1741), Bistumsadministrator und Weihbischof zu Regensburg.

Band 8 (1974):

G. Schwaiger, Bayern und das Papsttum. – K. Gamber, Liturgiebücher der Regensburger Kirche aus der Zeit der Agilolfinger und Karolinger. – K. Gamber, Die Meßfeier im Herzogtum der Agilolfinger. – A. Hubel, Der Erminoldmeister und die deutsche Skulptur des 13. Jahrhunderts.

Band 9 (1975):

O. Rieß, Die Abtei Weltenburg zwischen Dreißigjährigem Krieg und Säkularisation (1626–1803).

Band 10 (1976):

Der Regensburger Dom.

Band 11 (1977):

K. Gamber, Der Zeno-Kult in Regensburg. – K. Gamber, Das Superhumerale der Regensburger Bischöfe. – J. Hofmann, Die Anfänge der Pfarrei Rudelzhausen. – G. Schwaiger, Das Kloster Weltenburg. – G. Schwaiger, Kirche und Kultur im alten Bayern. – W. Gegenfurtner, Jesuiten in der Oberpfalz 1621–1650.

Band 12 (1978):

Klöster und Orden im Bistum Regensburg.

Band 13 (1979):

G. Schwaiger, Pietas. Zur Geschichte der Frömmigkeit in der Bischofsstadt Regensburg. – K. Gamber, Der „Grabstein" der Sarmannina. Gab es Märtyrer im römischen Reginum? – A. Döring, St. Salvator in Bettbrunn. – M. Hopfner, Synodale Vorgänge im Bistum Regensburg und in der Kirchenprovinz Salzburg. – O. Merl, 300 Jahre Wallfahrt zu Unserer Lieben Frau vom Kreuzberg Schwandorf 1679–1979.

BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DES BISTUMS REGENSBURG

HERAUSGEGEBEN VON GEORG SCHWAIGER

BAND 22

ALEXANDER LOICHINGER

MELCHIOR DIEPENBROCK

SEINE JUGEND UND SEIN WIRKEN IM BISTUM REGENSBURG (1798–1845)

REGENSBURG 1988
VERLAG DES VEREINS FÜR REGENSBURGER BISTUMSGESCHICHTE

Mit kirchlicher Druckerlaubnis

© 1988 by Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, Regensburg
Printed in Germany. Gesamtherstellung: M. Laßleben, Kallmünz über Regensburg.

Anschrift des Verlags: Verlag des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte, 8400 Regensburg 11, Bischöfliches Zentralarchiv, St. Petersweg 11, Postfach 110228.

PS Nürnberg 166137 - 857; Spar- u. Kreditgenossenschaft Liga, Regensburg, Kt. 1101935 (BLZ 75090300).

Vorwort

Vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 1987 von der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität München als Dissertation angenommen. So darf ich an dieser Stelle Herrn Professor Dr. Georg Schwaiger, meinem Doktorvater und verehrten Lehrer, danken für alle Förderung, die er mir zuteil werden ließ. Auch Herrn Professor Dr. Manfred Weitlauff danke ich für die Erstellung des Zweitgutachtens, vor allem aber auch für sein stets anteilnehmendes und weitertragendes Interesse.

Danken möchte ich auch allen Archiven für die stets unkomplizierte Bereitstellung der Archivalien, dem Bischöflichen Zentralarchiv Regensburg mit seinem Vorstand Msgr. Dr. Paul Mai, dem Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt, dem Archiv des Erzbistums München und Freising, dem Klosterarchiv Metten und seinem Betreuer Pater Michael Kaufmann, der Handschriftenabteilung der Bayerischen Staatsbibliothek, dem Bayerischen Hauptstaatsarchiv München, schließlich dem Geheimen Hausarchiv, dessen Benutzung mit der freundlichen Genehmigung des Hauses Wittelsbach erfolgte, und Herrn Pastor Heinrich Westhoff, dem Pfarrer von St. Georg in Bocholt. Mein besonderer Dank aber gilt dem Stadtarchiv Bocholt, seinen Mitarbeitern, voran Herrn Dr. Hans Oppel, dem Leiter des Archivs, der mir durch sein Entgegenkommen vieles ermöglichte, was sonst der großen Entfernung halber hätte unterbleiben müssen. Hier möchte ich auch der früheren Leiterin des Stadtarchivs Bocholt, Frau Dr. Elisabeth Bröker, gedenken, die mit großer Sachkenntnis in jahrzehntelanger, geradezu liebevoller Kleinarbeit die heutige umfangreiche Diepenbrocksammlung des Archivs zusammengetragen hat. Sie hat mir für den Anfang meiner Arbeit wertvolle Hinweise gegeben. Sie verstarb am 4. Juli 1986.

Danken darf ich auch noch Herrn Professor Dr. Georg Schwaiger für die Aufnahme der Arbeit in die von ihm herausgegebene Reihe der Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg.

Zuletzt aber möchte ich noch ausdrücklich meinen Familienangehörigen danken für die Geduld, die sie für mich die Jahre über aufgebracht haben.

Wolfratshausen, den 13. Dezember 1987 Alexander Loichinger

INHALT

Literatur 13

Quellen 25

Abkürzungen 26

I. In Bocholt 27

Familie 27
Herkunft 28 – Die Frage des genauen Geburtsdatums 31

Kinderzeit und Schule 33
Bocholt 33 – Velen 35 – Wilkinghege 37 – Bocholt 38

Militärschule und Leutnantszeit 39
Bonn 40 – Befreiungskriege 42 – preußische Armee 44

Heimkehr zu den Eltern 47
Holtwick 47 – Jagd- und Wanderleben 49 – Krise 50

II. Bei Sailer 51

Die Begegnung mit Sailer im Herbst 1818 51
Der Spaziergang 57 – Clemens Brentano 61

Bei Sailer in Landshut 63
Sommersemester 1819 64 – Clemens Brentano, Luise Hensel und Apolonia Diepenbrock 66 – Anna Katharina Emmerick 69 – Horst 71 – Entscheidung 72

Im Priesterseminar zu Mainz und Münster 74
Die Mainzer Theologenschule Liebermanns 76 – Münster 78 – Sailer 80 – Studium in Regensburg 82

Übersiedlung zu Sailer nach Regensburg 82
Diepenbrock, Clemens und Christian Brentano 82 – Briefwechsel mit Clemens Brentano und der Familie 87 – Reise mit Christian Brentano nach Mailand 91 – Apolonia Diepenbrock 93 – Christian Brentanos Einladung nach Rom 100 – Sailer und Diepenbrock 102 – Rheinreise mit Sailer 1823 103 – Diepenbrocks Stellung zu Clemens Brentanos Dülmener Tagebuchaufzeichnungen 105

Priesterweihe und Primiz 108
Chronische Erkrankung 109 – Priesterweihe, 27. Dezember 1823 110 – Primiz in Pielenhofen 111 – geplante Übersiedlung der Emmerick nach Bocholt 113

III. Im Haus Sailers 115

Sailers Privatsekretär 115

Diepenbrocks Persönlichkeit 116 – Diepenbrock, Proske, Christian und Clemens Brentano 118 – Reise mit Sailer in die Schweiz 1824 120 – Sailers Erkrankung 1825 und Diepenbrocks Intervention bei Ringseis 124 – Diepenbrocks religiöse Haltung, seine Vorliebe für die Mystik 125 – Sailers 50jähriges Priesterjubiläum 127 – Die katholische Restauration: Thronbesteigung Ludwigs I., Sailer, Diepenbrock und Eduard von Schenk 128

Kuraufenthalt in Wiesbaden im Jahr 1826 131

Diepenbrocks Heimreise 131 – Apolonia Diepenbrock: karitative Tätigkeit bei Dietz in Koblenz 132 – Wiesbaden 135 – Diepenbrock, Clemens Brentano, Sailer und Görres: ihre kirchliche Stellung 136 – Diepenbrock und die literarische Tätigkeit des Mainzer Kreises: Übersetzung des Fénelon 140

Barbing 142

Sailer und Diepenbock 143 – Diepenbrocks Seuse-Ausgabe: ihre literaturgeschichtliche Bedeutung und das Vorwort von Görres 145 – Rheinreise mit Sailer 1827 147

Sailers Erkrankung im Jahr 1828 149

Diepenbrocks erneute Intervention beim König 150 – Kur in Marienbad 153 – Möbel für Barbing 154

Der Geistliche Blumenstrauß 156

Herausgabe Sailers sämtlicher Werke durch Widmer und Diepenbrock 156 – Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß 159 – Diepenbrocks innerliches Verhältnis zur religiös-mystischen Dichtung 160 – seine übersetzerische Leistung 162 – das Auto sacramentale von Calderon 164 – die Beiträge Schenks, Clemens Brentanos und Luise Hensels 167 – Anlage, persönliche Intention und literaturgeschichtliche Bedeutung des Geistlichen Blumenstraußes 170

Melchior Diepenbrock und Clemens und Christian Brentano 175

Die gegenseitige Bedeutung ihrer Freundschaft 176 – Sailer, Diepenbrock und Proske: die Einleitung der kirchenmusikalischen Reform des 19. Jahrhunderts 181 – persönliche Begegnung Diepenbrocks mit König Ludwig I.: Diepenbrocks Urteil über seine Persönlichkeit 182

Ernennung zum Domkapitular in Regensburg 186

Wittmanns Bischofsweihe 1829 186 – Sailers Erkrankung und Genesung: Diepenbrock und Proske 187 – Sailer als Bischof von Regensburg 190 – Diepenbrocks Ernennung zum bischöflichen Sekretär 191 – Diepenbrocks Widerstreben vor dem Domherrnamt: innere und äußere Gründe 192 – das Frankfurter Angebot an Diepenbrock: Diepenbrock und der romantisch geprägte Thomaskreis 197 – Sailers Initiative bei Diepenbrocks Ernennung zum Domkapitular: Diepenbrocks Niederschrift des ersten Hirtenbriefes für Sailer 199 – Diepenbrock, Charlotte von Neumayr und die Schenksche Familie 202 – Diepenbrocks Ernennung und Installation 204

IV. Domkapitular in Regensburg 208

Die ersten Jahre 208

Diepenbrocks Stellung 208 – anhaltende literarische Tätigkeit: Diepenbrocks literarische Beraterfunktion 210 – Badereise mit Sailer 1830 211 – Barbing 212 – Streit um das Dompredigeramt: Recht der Kirche und bayerisches Staatskirchentum 212 – Diepenbrocks Protokollführung 214

Diepenbrocks Resignation im Mai 1831 214

Diepenbrocks innere Beweggründe und die äußere Veranlassung 215 – Reaktion des Domkapitels: Wittmanns Einschreiten 217 – Haltung Schenks und Ludwigs I. 218 – Ergebnis: Diepenbrocks eigenes Empfinden und sein mißlungener Plan, das Dompredigeramt zu übernehmen 220 – Reise in die Heimat: Apolonia Diepenbrock und Clemens Brentano 222

Sailers Tod 223

Mischehenstreit: kirchlicher Standpunkt Sailers und Staatskirchentum der Regierung 223 – Sailers 80. Geburtstag 224 – Tod Sailers: Diepenbrocks Einladung an Clemens Brentano 225 – Clemens Brentano in Regensburg: sein Urteil über Diepenbrock 228 – Diepenbrocks Persönlichkeit und Stellung in Regensburg 231 – Diepenbrock und Clemens Brentano: die geplante Biographie für Sailer 233 – Herbstreise 1832: Zumfelde 234

Wittmanns Tod 236

Wittmanns persönliches Zeugnis für Diepenbrock 237 – Diepenbrocks Trauerrede auf Wittmann: Diepenbrocks Stellungnahme im Katholiken 240 – Anton und Melchior Diepenbrock und Clemens Brentano: gemeinsamer Haushalt 242

Unter Bischof Schwäbl 243

Kontinuität und Neueinsatz der Bischofszeit Schwäbls 244 – Bruch zwischen Diepenbrock und Clemens Brentano 246 – Apolonia Diepenbrock in Regensburg: ihr karitatives Werk und ihre Bedeutung für die Sozialbewegung des 19. Jahrhunderts 249 – die Bedeutung ihrer Anwesenheit für Diepenbrock 251 – Emilie Linder: Clemens Brentano, Melchior und Apolonia Diepenbrock 252 – Alfred Stolberg 255 – Diepenbrocks „Erinnerung an Alfred Stolberg": persönliches und sachliches Anliegen, literarische Bedeutung 258

V. Domdechant in Regensburg 261

Diepenbrocks Ernennung 261

Diepenbrocks Weigerung: sein Brief an Ludwig I. 264 – Selbstvergewisserung 265 – Institution 267 – Profeß Zumfeldes 268

Domdechant 268

Neugestaltung des Chorgebets 268 – Allioli: seine Beurlaubung und die damit verbundenen Differenzen 270 – Diepenbrocks Einführungsrede 273 – Alliolis Rechtfertigung: sein weiteres Verhalten 275

Unter Schwäbl. 279

Diepenbrocks Freundeskreis 279 – Diepenbrock als Domdechant: kollegiale Ausrichtung der Regensburger Bistumsverwaltung 280 – Schwäbl als Bischof 281 – Schwäbl und Diepenbrock: Vertrauen und Differenz 282 – die Domdechantei in der Schwarzen Bärenstraße G 88: Anton und Apolonia Diepenbrock 283 – Diepenbrocks Gebirgsreise 1835: Erfolg für seine Gesundheit 284 – Proske und Diepenbrock: persönliche Differenz, gemeinsames Eintreten für die kirchenmusikalische Reform 285 – Diepenbrock und Schenk: literarisches Interesse. Schenks Charitas: ihre Ausrichtung, Diepenbrocks Übersetzungsbeiträge 286 – die Gedichte Diepenbrocks: Clemens Brentanos Kritik 288 – Schenk und Diepenbrock: beider Bedeutung für die geistige Prägung Regensburgs, Zusammenarbeit zwischen Domkapitel und Regierung, persönliche Freundschaft 289 – Diepenbrocks Reise ins Gebirge 1836 290 – Silvesterpredigt 1836 291 – Diepenbrock als Bischofskandidat König Ludwigs: seine Verweigerung 292 – Tod des Vaters 293 – die

Gräfenberger Wasserkur 1837 294 – Maria von Mörl: die Haltung Apolonia und Melchior Diepenbrocks 295 – Einführung der Barmherzigen Schwestern in Regensburg: Mitwirkung Diepenbrocks und Clemens Brentanos 296 – Apolonia und Melchior Diepenbrock und ihre Geschwister: gemeinsame Familiensorgen 297

Schwäbl, Diepenbrock und Abel 298

Schwäbls Zeugnis für Diepenbrock: seine prägende Persönlichkeit 299 – Diepenbrocks Predigt zur Wiedereröffnung des Regensburger Doms: eine Programmrede der katholischen Restauration 301 – Diepenbrocks geistige Prägung durch die Irenik Sailers 303 – die kirchenpolitische Wende: das Ministerium Abel 304 – das Kölner Ereignis: seine geistesgeschichtliche Entsprechung 304 – die Frage der Wiedereinführung der Jesuiten in Bayern: Stellung und Haltung Diepenbrocks 307 – Nachspiel in München: Abels Urteil über Diepenbrock 308 – Abels offene Gegnerschaft: wachsende Entfremdung Diepenbrocks und Ludwigs I. 309 – Schwäbls unglückliche Wegbereitung: seine Differenzen mit Diepenbrock bezüglich der Wiederherstellung der Klöster 311 – sein Urteil über Diepenbrock an Abel 312 – Diepenbrocks Reise nach Wien mit Passavant 1839: Begegnung mit Anton Günther 314 – die beidseitige Bedeutung der Freundschaft Diepenbrocks und Passavants: theologischer Gedankenaustausch und spätere Kritik 315

Preußischer Bischofskandidat 317

1100 Jahrfeier des Bistums Regensburg 1840 317 – Diepenbrocks programmatische Silvesterpredigt 1840: Stellungnahme gegen die strengkirchliche Richtung 318 – Radowitz in Regensburg: Neuorientierung der Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV., Diepenbrock als Kandidat für das Koadjutoramt in Köln 319 – Diepenbrocks Ablehnung 321 – die Rolle König Ludwigs: seine Initiative gegen Diepenbrock 323 – die Haltung der Kurie: Gutachten Windischmanns gegen Diepenbrock 323 – das Verhalten Drostes 325 – Diepenbrocks öffentliche Erklärung 325 – Ernennung Geissels 326

Schwäbls Tod 326

Eberhards Predigten 326 – öffentliche Angriffe auf Schwäbl 327 – Diepenbrocks Trauerrede auf Schwäbl 330 – größte Entfremdung mit München: Ernennung Valentin Riedels 333

Die Breslauer Fürstbischofswahl vom Jahr 1841 334

Bedeutung der Wahl für die preußischen Bischofsernennungen 335 – Diepenbrocks Ablehnung 341 – Knauer als Kompromißkandidat 342 – Tod Eduard von Schenks 344

Tod der Königinwitwe Karoline 345

Ministerialverordnung zur allgemeinen Landestrauer 345 – Diepenbrocks schriftliche Stellungnahme 346 – Begräbnisfeier in München: Anlaß zur kirchenpolitischen Neubesinnung König Ludwigs I. 352

VI. Generalvikar unter Bischof Riedel 356

Ernennung 356

Provisorische Übernahme des Amts 357 – Tod Clemens Brentanos 360 – Diepenbrocks Ablehnung der Dompropstei in Köln 362

Wirken als Generalvikar 364

Pfarrei Vohburg: Diepenbrocks Haltung zu den Klöstern 364 – Konversion Emilie Linders 369

Der Streit mit Bischof Riedel 370
Diepenbrocks Arbeiten 370 – Klagen 372 – Bruch mit Riedel: Niederlegung des Generalvikariats 375 – Brief Diepenbrocks an Ludwig I. 380 – fünfmonatige Abwesenheit Diepenbrocks 381 – Untersuchung der Regierung: Streitpunkte 383 – Ergebnis 392

VII. Die Wahl zum Fürstbischof von Breslau 397

Diepenbrocks Ablehnung 397
Beweggründe 401

Annahme der Wahl 405
Intervention Preußens 405 – Aufforderung des Papstes 407 – Bischofsweihe in Salzburg 412 – Diepenbrock und Annette von Droste Hülshoff 414

Abschied von Regensburg 416
Aussöhnung mit Riedel 416 – Adelung 417

Eidesleistung in Berlin und Inthronisation in Breslau 421
Reise nach Berlin: Staatseid 422 – Breslau 430

Personenregister 435

Ortsregister 441

LITERATUR

I. Schrifttum über Diepenbrock

1) Biographische Literatur

Genannt wird im folgenden die Literatur, die sich entweder ausschließlich oder unter einem wesentlichen Gesichtspunkt mit Melchior von Diepenbrock befaßt. Bei der Vielzahl der Aufsätze und Abhandlungen über Diepenbrock muß folgendes bedacht werden. Diese Sekundärliteratur zehrt wesentlich voneinander, so daß vieles oft bloße Zusammenfassung des Bisherigen ist. Die direkten Abhängigkeiten sind vor allem auch in den übernommenen Fehlern und Typisierungen zu verfolgen. Neues, wirklich einschlägiges Quellenmaterial bringt erst die Literatur jüngeren Datums zur Geltung. Hier gilt aber, daß sie stets nur auf einen bestimmten Ausschnitt und Gesichtspunkt beschränkt bleibt. So fehlt der wirkliche Durchstoß zu einem Wesensgesamtbild von Persönlichkeit und Gestalt Melchior Diepenbrocks, meist auch die wirkliche Durchdringung des Materials in Hinblick auf eine Erfassung der Tragweite und Stellung seiner Persönlichkeit im geistigen Leben seiner Zeit. So hat sich auch hier eine grob pauschalisierende und vereinfachende Tendenz erhalten.

Johann Karl Passavant, Der Cardinal Diepenbrock, zum Theil aus seinen Briefen geschildert, in: Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 72, 13. März 1853, S. 1145–1147.

Karl Gustav Nikolaus Rintel, Zum Gedächtnis des Wirkens Melchior Freiherrn von Diepenbrocks während seines Episkopates, Augsburg 1853.

Joseph Chowanetz, Leben und Wirken des Cardinals und Fürstbischofs Melchior von Diepenbrock, des unvergeßlichen Vorkämpfers für kirchliche Wahrheit und Freiheit. Ein Bild der Erhebung und Erquickung für alle edle und katholische Herzen, Osnabrück 1853.

Heinrich Förster, Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild. Von seinem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, Breslau [1] 1859, [2] 1859, Regensburg [3] 1878.

Joseph-Hubert Reinkens, Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild, Leipzig 1881.

August Meer, Charakterbilder aus dem Clerus Schlesiens (1832–1881), Breslau 1884, 117–152.

Adolf Rötscher, Melchior von Diepenbrock, Frankfurt 1886 (= Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Neue Folge VII), 249–305.

Heinrich Finke, Zur Erinnerung an Kardinal Melchior von Diepenbrock. Nach ungedruckten Briefen, Münster 1899.

Joseph Jungnitz, Beziehungen des Kardinals Melchior von Diepenbrock zu König Friedrich Wilhelm IV., Breslau 1903.

Wilhelm Kosch, Diepenbrock als Übersetzer und Dichter, in: Der Gral 7 (1912/13) 140–147.

Ders. Melchior von Diepenbrock, Gladbach 1913 (= Führer des Volkes 2).

Johannes Horsthemke, Melchior von Diepenbrock als Übersetzer spanischer Dichtungen, Münster 1915.

Adolf Donders, Zur Predigtweise des Kardinals Melchior von Diepenbrock, in: Kirche und Kanzel 1 (1918) 235–246.

Gerda Bäseler, Ein ungedrucktes Gedicht Clemens Brentanos, in: Der Wächter 3 (1920) 379–385.

K. Kastner, Ein Prophet in Wort und Werk auf dem Breslauer Bischofsstuhl, in: Aus Oberschlesiens Vergangenheit, Görlitz 1921, 54–60.

Franz Xaver Seppelt, Schlesier des 19. Jahrhunderts, Breslau 1922 (= Schlesische Lebensbilder 1), 32–42.

Fritz Vigener, Drei Gestalten aus dem modernen Katholizismus, in: Historische Zeitschrift, Beiheft 7 (1926) 76–107.

Hermann von Ham, Vergilbte Blätter aus dem Kreis der katholischen religiösen Romantiker, in: Der Wächter 9 (1926/27) 318–325.

Ders., Melchior von Diepenbrocks Stammbuch, ebenda 325–335.

Ders., Melchior von Diepenbrock. Die dichterische, politische und religiöse Persönlichkeit, in: Das heilige Feuer 1928.

Laurentius Hanser, Melchior von Diepenbrock gegen die Klosterpfarreien, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 46 (1928) 202–207.

Joseph Hermann Beckmann, Melchior von Diepenbrock, in: Westfälische Lebensbilder 1 (1930) 432–452.

Anton Doeberl, Fürstbischof Melchior von Diepenbrock (1798–1853). Ein Jünger Sailers, in: Max Buchner, Katholische und deutsche Charakterköpfe, Paderborn 1930, 39–76.

Joseph Hermann Beckmann, Neues von und über Kardinal Diepenbrock, in: Augsburger Postzeitung, Nr. 37, 14. September 1932.

Berthold Lang, Sailer und seine Zeitgenossen, Regensburg 1932.

Alfons Nowack, Gedenkblätter an Kardinal Diepenbrock. Nach archivalischen Quellen, Breslau 1934.

Joseph Hermann Beckmann, Beiträge zu Melchior von Diepenbrocks Kirchenpolitik, in: Historisches Jahrbuch 55 (1935) 392–409.

Robert Nissen, Berühmte Westfalen, Münster 1935.

Alfons Erb, Melchior von Diepenbrock, in: Gelebtes Christentum, Charakterbilder aus dem deutschen Katholizismus des 19. Jahrhunderts, hrg. v. Alfons Erb, Freiburg 1938, 35–80.

Hermann Hoffmann, Die Breslauer Bischofswahlen in preußischer Zeit, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 75 (1941) 202–208.

Alfons Perlick, Breslauer Kardinal und westfälisches Heimweh, in: Westfälischer Heimatkalender 1951, 98–100.

Joseph Rußwurm, Diepenbrock und die Wasserheilkunde, in: Deutsche Tagespost 1951, Nr. 111.

Gregoria Bäseler, Mutter und Sohn. Zum 100. Todestag des Fürstbischofs und Kardinals Melchior von Diepenbrock, Leipzig 1953.

Elisabeth Bröker, Melchior Kardinal von Diepenbrock. Fürstbischof von Breslau. Gedenkschrift anläßlich der 100. Wiederkehr seines Todestages, Bocholt 1953 (= Sonderdruck von: Unser Bocholt 1953).

Clemens Heselhaus, Melchior Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, in: Westfalen 31 (1953) 75–88.

Ders., Die Droste und Diepenbrock, in: Westfälische Nachrichten, Nr. 14, 19. Januar 1853.

Paschalis Neyer, Zum 100. Todestag Melchior von Diepenbrocks, in: Echo der Zeit, Nr. 3, 18. Januar 1953.

Ders., Neues über Anna Katharina Emmerick und Clemens Brentano. Nach ungedruckten Briefen Melchior von Diepenbrocks an Christian Brentano, ebenda, Nr. 35, 30. August 1953.

Alfons Perlick, Das Wirken des Kardinals von Diepenbrock als Fürstbischof von Breslau, in: Christ unterwegs 7 (1953).

Alfons Perlick, Weiteres zur Diepenbrock-Forschung. Ein Gedenkblatt zum 100. Todestage, in: ASKG 11 (1953) 210–242.

Ewald Reinhard, Josef von Eichendorff und Melchior von Diepenbrock, in: Aurora 13 (1953) 83.

Elisabeth Bröker, Zur Diepenbrock-Forschung. Neue Schriftstücke und eine wiederentdeckte Briefsammlung, in: Unser Bocholt 5 (1955) 1–12.

Anton Henze, Das Bild des Kardinals, in: Hochland 50 (1957) 93–96.

Taras von Borodajkewycz, Bischof und Domdechant. Franz Xaver Schwäbl und Melchior von Diepenbrock, in: Festschrift für Karl Gottfried Hugelmann, hrg. v. Wilhelm Wegener, Bd. I, Aalen 1959, 107–132.

Marquardt Axel, „Das Wort" und der Brief der Droste an Melchior von Diepenbrock (Mai 1845), in: Beiträge zur Droste Forschung 4 (1976/77) 57–62.

Hans Pörnbacher, Melchior von Diepenbrock als Domdechant zu Regensburg und Joseph Freiherr von Eichendorff. Zu einem bisher unbekannten Dokument aus Eichendorffs Beamtentätigkeit, in: Der Zwiebelturm 17 (1962) 14–17.

Fritz Lindenberg, Diepenbrock und Professor Schmölders, in: Drommelgourn, Bocholt 1963.

Heinrich Tritz, Fürstbischof Diepenbrocks heitere Chronikberichte für Kanonikus Zech in Regensburg, in: ASKG 24 (1966) 232–255.

Gerhard Schaub, Ein unbekannter Brief Clemens Brentanos, in: Euphorion 62 (1968) 345–364; erweiterter Abdruck in: Regensburger Universitätszeitung 5 (1969) 11–23.

Elisabeth Bröker, Aus der Geschichte des Bocholter Krankenhauses. 1844–1944, in: Unser Bocholt 36 (1985) 68–77 (= Unser Bocholt 1969).

Hubert Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock. Briefe von Ignaz Ritter an Augustin Theiner von 1841–1847, in: ASKG 29 (1971) 173–204.

Alfons Perlick, Die Bedeutung Diepenbrocks für Schlesien, in: Unser Bocholt 26 (1975) 61–65.

Bernhard Gajek, Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock, Clemens Brentano. Ein Stück Regensburger Kulturgeschichte des frühern 19. Jahrhunderts, in: Schriftenreihe der Universität Regensburg 1 (1979) 141–159.

B. Laaf, Der soziale Einsatz der katholischen Kirche zur Zeit des Breslauer Fürstbischofs Kardinal Melchior von Diepenbrock (1845–1853), in: ASKG 39 (1981) 137–155.

2) Lexika und Bibliographien

Joseph Hubert Reinkens, Diepenbrock Melchior Freiherr von, in: ADB 5 (1877) 130–138.

Mubert, v. Diepenbrock Melchior Freiherr, in: Religion in Geschichte und Gegenwart 2 (1910) 68 f.

Karl Goedecke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 12, Dresden 1929, 510–512.

Jolan Gloßner-Gitschner, Diepenbrock Melchior Ferdinand Joseph Frhr. v., in: NDB III (1956) 651 f.

Friedrich Lauchert, Diepenbrock Melchior von, in: LThK 3 (1959) 379.

Herbert Raab, Diepenbrock Melchior, in: Dictionnaire d'histoire et de geographie ecclésiastiques 14 (1960) 1509–1511.

Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch, Bd. 3, Bern 1971, 185 f.

Friedrich Wilhelm Bautz, Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon, Bd. 1, Hamm 1975, 1290–1292.

Heiner Grote, Diepenbrock Melchior Joseph Freiherr von (1798–1853), in: Theologische Realenzyklopädie hrg. v. Gerhard Krause und Gerhard Müller Bd. 8, Berlin-New York 1981, 747–748.

Bernhard Stasiewski, Diepenbrock, Melchior Freiherr von, in: Erwin Gatz, Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983, 126–130.

II. Schrifttum von Diepenbrock

1) Texte

Ritter von Ramsey, Fénelons Leben. Aus dem Französischen, mit einigen Anmerkungen und Beilagen begleitet, Koblenz 1826.

Übersetzungen aus dem Spanischen: Eos, 11., 16. u. 21. Juli 1828.

Zwei Gedichte zur Bischofsweihe Wittmanns 1829: Eos, 11. Juli 1829.

Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von Joseph Görres, Regensburg [1]1829, [2]1837, Augsburg [3]1854, Regensburg [4]1884.

Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichter-Gärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten von Melchior Diepenbrock, Priester und Privatsekretär des hochwürdigen Herrn Bischof von Sailer, Sulzbach [1]1829, [2]1852, [3]1854, [4]1862. (Neubearbeitung der Übersetzung Diepenbrocks Calderon Festspiel, Bocholt 1963).

Passionslied aus dem Italienischen, in: Eos, 13. April 1829.

Übersetzungen Diepenbrocks: Palmblätter, Augsburg 1830, 43–57.

Trauerrede auf den Tod Sr. päbstlichen Heiligkeit Pius VIII. gehalten bei den feierlichen Exsequien in der Domkirche zu Regensburg, den 22. Dezember 1830, Regensburg 1830.

Übersetzungen Diepenbrocks, in: Friedrich August Greger, Sonette von bayerischen Dichtern, Bd. 2, Sulzbach 1832, 120–132.

Jubelgedicht zum 50. Priesterjubiläum Wittmanns 1832, in: Diepenbrock, Gesammelte Predigten, 1841, 41–46.

Trauerrede auf den verstorbenen Georg Michael Wittmann, Bischof von Miletopolis, Sulzbach 1833.

Übersetzungen Diepenbrocks, in: Charitas für das Jahr 1834, 113–184.

Zum Andenken an Alfred Stolberg des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn. Von Melchior Diepenbrock, Regensburg 1835. (Wiederabdruck in: Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Neue Folge XVIII (Frankfurt 1897) 301–332).

Übersetzungen Diepenbrocks, in: Charitas für das Jahr 1835, 233–250.

Gedichte Diepenbrocks, in: Charitas für das Jahr 1836, 277–300.

Leben und Tod, nach Schein und Seyn betrachtet. Zwei Predigten, Regensburg 1837.

Der Tempelbau Gottes in der Menschheit. Rede bei der feierlichen Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg am heiligen Pfingstfeste 1839, Regensburg 1839.

Schwester Margaretha. Eine wahre Geschichte. Nach dem Französischen des Herrn von Barante, von Melchior Diepenbrock, in: Charitas für das Jahr 1840, 251–287.

Melchior Diepenbrock (Hrg.), Acht Predigten bei der Jubelfeier des elfhundertjährigen Bestehens der Diözese Regensburg, gehalten am 6.–13. September 1840 im Dom zu Regensburg, Regensburg 1840.

Die Zeichen der Zeit. Predigt am Sylvesterabend 1840, Regensburg 1841.

Melchior Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841.

Trauerrede auf den Hintritt des Hochwürdigsten Herrn Herrn Franz Xaver v. Schwäbl, Bischofs von Regensburg, gehalten in der Domkirche zu Regensburg bei dem dritten Trauergottesdienste, den 3. August 1841 von Melchior Diepenbrock, Domdechant, Regensburg 1841.

Flämisches Stilleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience, aus dem Flämischen übersetzt von Melchior von Diepenbrock, Regensburg 1845.

Sämmtliche Hirtenbriefe Sr. Eminenz des Cardinal-Fürstbischofs von Breslau, Melchior Freiherrn von Diepenbrock, Münster 1853.

Gedichte Diepenbrocks, in: Nowack Alfons, Gedenkblätter an Kardinal Diepenbrock. Nach archivalischen Quellen, Breslau 1934, 38–44.

2) Briefe

Genannt sind hier nur ausgesprochene Briefausgaben oder solche Titel, die bevorzugt den Abdruck von Diepenbrockbriefen zum Inhalt haben. Viele Diepenbrockbriefe sind in der biographischen Literatur über Diepenbrock oder mit ihm befreundeter Persönlichkeiten und deren Briefausgaben verstreut (vgl. dazu die Anmerkungen des Textes).

Christoph Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 4, hrg. v. Albert Werfer, Augsburg 1857, 266–305.

Th. Kotschenreuther, Erinnerungen an den Hochwürdigsten, Hochseligen Kaspar Bonifaz von Urban, Erzbischof von Bamberg, Bamberg 1858, 21–26.

Gedenkblätter an Johann Karl Passavant, hrg. v. seiner Witwe, Frankfurt 1860, 23–138.

Heinrich Finke, Aus dem Briefwechsel des Kardinals Diepenbrock mit König Friedrich Wilhelm IV., in: Hochland 9 (1911/12) 18–39.

Hermann van Ham, Aus Briefen des Kardinals Diepenbrock, in: Pastor Bonus 34 (1921/22), 179–185, 261–273, 523–528 u. 35 (1922/23) 63–69, 231–247.

Hermann Hoffmann, Kardinal Melchior von Diepenbrock und die Herzogin Dorothea von Sagan. Ein Briefwechsel (= Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte, Bd. 7, Breslau 1931).

Alfons Nowack, Ungedruckte Briefe von und an Kardinal Melchior von Diepenbrock, Breslau 1931.

Ders., Briefwechsel des Kardinals Diepenbrock mit Gräfin Ida Hahn-Hahn vor und nach ihrer Konversion, München 1931.

Angelus Sturm, Briefe an einen säumigen Briefschreiber (P. Placidus Zumfelde, gest. 1837). Ungedruckte Diepenbrockbriefe 1828–1837, in: Alt und Jung Metten 10 (1935/36) 75–82.

Roman Adamski, Briefe des Kardinals Melchior von Diepenbrock an Christoph von Schmid, in: ASKG 4 (1939) 279–285.

Alfons Perlick, Handschriftliches des Breslauer Kardinals Melchior von Diepenbrock in der Dortmunder Stadt- und Landesbibliothek, in: ASKG 8 (1950) 190–204.

Wilhelm Strobl, Kardinal Melchior Freiherr von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau und der fürstliche Thurn und Taxische Prinzenerzieher Joseph Strobl. Eine Freundschaft in Briefen, Nürnberg 1953.

Bernd Goldmann, Briefe Diepenbrocks, Försters und Kettelers an Ida Gräfin Hahn-Hahn, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, Neue Folge 13 (1972) 263–306.

Adam Joseph, Clemens Brentanos Emmerick-Erlebnis. Bindung und Abenteuer, Freiburg 1956.

Albrecht Dieter, Regensburg im Wandel. Studien zur Geschichte der Stadt im frühen 19. und 20. Jahrhundert (= Studien und Quellen zur Geschichte Regensburgs Bd. 2), Regensburg 1984.

Allgemeine Deutsche Biographie, hrg. durch die historische Commission bei der königlichen Akademie der Wissenschaften, Bd. 1 (Leipzig 1875) ff.

Appel Brun, Johann Michael Sailer und Johann Georg Oettl in ihrem Briefwechsel, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, hrg. v. Georg Schwaiger und Paul Mai, 16 (1982) 365–428.

Augsburger Allgemeine Zeitung 1839, 1841, 1844, 1845.

Bastgen Beda, Bayern und der Heilige Stuhl, Bd. II, München 1940.

Ders., Die Besetzung der Bischofssitze in Preußen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, München 1978.

Bernhart Joseph, Christoph von Schmid (1768–1854), in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, hrg. v. Götz Frhr. von Pölnitz, Bd. 5, München 1956, 307–343.

Binder Franz, Emilie Linder. Ein Lebensbild, in: Historisch-politische Blätter 59, München 1867.

Ders., Erinnerungen an Emilie Linder (1797–1867). Zum Säculargedächtnis ihrer Geburt, München 1897.

Ders., Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Freiburg 1904.

Börsting Heinrich, Geschichte des Bistums Münster, Bielefeld 1951.

Boetius Henning, Zu Brentanos „Gesammelte Schriften", in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1967) 406–457.

Brentano Christian, Nachgelassene religiöse Schriften, Bd. 1, München 1854.

Brentano Clemens, Gesammelte Schriften und Briefe, Bd. 8 u. 9, Frankfurt 1855.

Brentano Clemens, Werke Bd. 1, hrg. v. Wolfgang Frühwald, Bernhard Gajek und Friedhelm Kemp, München 1978.

Brentano Clemens, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, hrg. v. Jürgen Behrens, Wolfgang Frühwald, Detlev Lüders, Stuttgart.

Breuer Karl, August van der Meulen, Abt Ephrem 1801–1884, in: Jahrbuch 1930–31 der Selektenschule Frankfurt (1931) 9–70.

Breymann H., die Calderon-Literatur. Eine bibliographisch-kritische Übersicht (= Calderon Studien Teil I), München-Berlin 1905.

Buzás Ladislaus, Geschichte der Universitätsbibliothek München, Wiesbaden 1972.

Bürke Georg, Vom Mythos zur Mystik. Joseph Görres' mystische Lehre und die romantische Naturphilosophie, Einsiedeln 1958.

Cardauns Hermann, Lieder von Luise Hensel. Vollständige Ausgabe aufgrund des handschriftlichen Nachlasses, Regensburg 1923.

Christiani Hanns J., Die Breslauer Bischofswahl von 1841 in ihrem Verlauf und ihren nächsten Auswirkungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Bistums Breslau, Eisleben 1930.

Chroust Anton, Gesandtschaftsberichte aus München 1814–1848, Abt. III, Die Berichte der preußischen Gesandten, Bd. 2, München 1958.

Diel Johann Baptist und Kreiten Wilhelm, Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Bd. II, Freiburg 1878.

Dirrigl Michael, Ludwig I. König von Bayern 1825–1848, München 1980.

Donner Karl Wilhelm, Eduard von Schenk. Ein Beitrag zur Geschichte der Schillerepigonen, Münster 1913.

Döllinger Georg, Sammlung der im Gebiet der inneren Staats-Verwaltung des Königreiches Bayern bestehenden Verordnungen, VIII/2: Religion und Kultus betreffend, München 1838.

Dumont Karl Theodor, Diplomatische Correspondenz über die Berufung des Bischofs Johannes von Geissel von Speyer zum Coadjutor des Erzbischofs Clemens August Freiherrn von Droste zu Vischering von Köln, Freiburg 1880.

Emmerick und Brentano. Dokumentation eines Symposions der Bischöflichen Kommission „Anna Katharina Emmerick", Münster 1982.

Engelbert Kurt, Beiträge zur Biographie des Fürstbischofs Heinrich Förster, in: ASKG 7 (1949) 147–184.

Ders., Geschichte des Breslauer Domkapitels im Rahmen der Diözesangeschichte vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Hildesheim 1964.

Feilchenfeldt Konrad und Frühwald Wolfgang, Clemens Brentano: Briefe und Gedichte an Emilie Linder. Ungedruckte Handschriften aus dem Nachlaß von Johannes Baptista Diel SJ, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1976) 216–315.

Feilchenfeldt Konrad, Brentano Chronik. Daten zu Leben und Werk, München-Wien 1978.

Fink Wilhelm, Geschichte der Benediktinerabtei Metten seit 1830, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens 50 (1932) 278–314.

Fischer Rudolf, Die Statuten des Mainzer Priesterseminars. Ein Überblick über Inhalt und geschichtliche Entwicklung, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 2/1 (1947) 47–60.

Friedberg Emil, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staat, Leipzig 1874.

Frühwald Wolfgang, Clemens Brentano. Briefe an Emilie Linder mit zwei Briefen an Apollonia Diepenbrock und Marianne von Willemer, Bad Homburg-Berlin-Zürich 1969.

Ders., Stationen der Brentano-Forschung 1924–1972, in: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 47 (1973), Sonderheft 182*–269*.

Ders., Das Spätwerk Clemens Brentanos (1815–1842) Romantik im Zeitalter der Metternich'schen Restauration (= Hermaea Germanische Forschungen neue Folge Bd. 37), Tübingen 1977.

Funk Philipp, Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik, München 1925.

Fürst Max, Emilie Linder und Friedrich Overbeck, in: Historisch-politische Blätter 141, München 1908, 100–111.

Gajek Bernhard, Homo Poeta. Zur Kontinuität der Problematik bei Clemens Brentano, Frankfurt 1971.

Ders., Die Brentano Literatur 1973–1978, in: Euphorion 72 (1978) 439–502.

Gatz Erwin (Hrg.), Die Bischöfe der deutschsprachigen Länder 1785/1803 bis 1945. Ein biographisches Lexikon, Berlin 1983.

Goldschmidt Viktor, Eduard von Schenk. Sein Leben und seine Werke, Marburg 1909.

Göllmann Carl, Der Zeuge. Bernard Overberg und Anna Katharina Emmerick, Aschaffenburg 1976.

Gollwitzer Heinz, Ludwig I. von Bayern. Königtum im Vormärz. Eine politische Biographie, München 1986.

Görres Joseph, Gesammelte Schriften, hrg. v. Marie Görres und Franz Binder, Bd. 7–9, Briefe, München 1858–1874.

Grabmann Martin, Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit, Freiburg 1933.

Grisar Joseph, Friedrich Wilhelm IV. und das Kölner Ereignis. Nach ungedruckten Briefen des Königs an Ludwig I. von Bayern, in: Stimmen der Zeit 103 (1922) 338–353.

Gronow Ruth Elsner von, Christliche Einheit in der freien Stadt Frankfurt, Marburg 1953.

Hacker Rupert, Die Beziehungen zwischen Bayern und dem Hl. Stuhl in der Regierungszeit Ludwig I. (1825–1848), (= Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts Rom, Bd. 27), Tübingen 1967.

Hahn Winfried, Romantik und katholische Restauration. Das kirchliche und schulpolitische Wirken des Sailerschülers und Bischofs von Regensburg Franz Xaver von Schwäbl (1778–1841) unter der Regierung König Ludwigs I. von Bayern (= Miscellanea Bavarica Monacensia, hrg. v. Karl Bosl und Michael Schattenhofer, Bd. 24), München 1970.

Hamann Peter, Geistliches Biedermeier im altbayerischen Raum, Regensburg 1954.

Hassel P., Joseph Maria Radowitz, Berlin 1905.

Hausberger Karl, Staat und Kirche nach der Säkularisation. Zur bayerischen Konkordatspolitik im frühen 19. Jahrhundert (= Münchener Theologische Studien, hrg. v. Klaus Mörsdorf, Walter Dürig, Georg Schwaiger, I. Historische Abteilung Bd. 23), St. Ottilien 1983.

Ders., Sailers Weg zur Bischofswürde, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 16 (1982) 123–159.

Hegel Eduard, Die Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster 1773–1964, Bd. I, Münster 1966.

Heigel Theodor, Ludwig I. von Bayern, Leipzig 1888.

Helfferich Adolph, Johann Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild, Frankfurt 1867.

Hemmerle Joseph (Hrg.), Germania Benedictina, Bd. 2, Augsburg 1970.

Hoffmann Hermann, Die Breslauer Bischofswahlen in preußischer Zeit, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 75 (1941) 155–224.

Ders., Fürstbischof Heinrich Förster (1853–1881), in: ASKG 12 (1954) 257–262.

Herbert M., Apollonia Diepenbrock. Ein Gedenkblatt, in: Der Aar (1911) 826–836.

Hertling Ludwig, Bischof Sailer und der Schiersteinkreis (mit bisher unveröffentlichten Briefen Sailers), in: Stimmen der Zeit 124 (1933) 310–319.

Heselhaus Clemens, Annette von Droste-Hülshoff. Leben und Werk, Düsseldorf 1971.

Hümpfner Winfried, Clemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerick-Aufzeichnungen. Untersuchung über die Brentano-Emmerick-Frage mit erstmaliger Berücksichtigung der Tagebücher Brentanos, Würzburg 1924.

Ders., Tagebuch des Dr. Med. Franz Wilh. Wesener über die Augustinerin Anna Katharina Emmerick unter Berücksichtigung anderer über sie bezüglicher Briefe und Akten, Würzburg 1926.

Ders., Akten und kirchl. Untersuchung über die stigmatisierte Augustinerin Anna Kath. Emmerick nebst zeitgenössischen Stimmen, Würzburg 1929.

Jakob Georg, Nachruf auf Apolonia Diepenbrock, in: Regensburger Morgenblatt, 4. Juli 1880 (auch Separatdruck).

Jannsen Johannes, Johann Friedrich Böhmer. Leben, Briefe und kleinere Schriften, 3 Bde., Freiburg 1868.

Jedin Hubert, Handbuch der Kirchengeschichte, Bd. VI/1, Freiburg-Basel-Wien 1971.

Jedin Hubert, Briefe des Alumnatsdirektors Joseph Sauer an seinen Schulfreund Augustin Theiner in Rom (1839–1851), in: ASKG 30 (1972) 157–170.

Jent Vera, Emilie Linder 1797–1867. Studien zur Biographie der Basler Kunstsammlerin und Freundin Clemens Brentanos, Basel 1967.

Just Leo, Fénelons Wirkung in Deutschland. Umrisse und Beiträge, in: Johannes Kraus und Joseph Calvet, Fénelon. Persönlichkeit und Werk. Festschrift zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages, Baden-Baden (1953) 35–62.

Kapfinger Hans, Der Eoskreis 1829 bis 1832. Ein Beitrag zur Vorgeschichte des politischen Katholizismus in Deutschland (= Zeitung und Leben 2), München 1928.

Kleinstück Erwin, Johann Friedrich Böhmer, Frankfurt 1959.

Knab Joseph, Nekrologium der katholischen Geistlichkeit der Kirchenprovinz München-Freising, München 1894.

Kosch Wilhelm, Ludwig Aurbacher der bayerisch-schwäbische Volksschriftsteller. Seine Jugenderinnerungen (1784–1808) nebst Briefen an ihn von Melchior von Diepenbrock, Ladislaus von Pyrker, J. M. Sailer, Eduard von Schenk und Joh. Friedrich Heinrich Schlosser sowie einem Abriß seines Lebens und Schaffens, Köln 1914.

Ders., Das katholische Deutschland. Biographisch-bibliographisches Lexikon Bd. 1 u. 2, Augsburg 1933.

Ders. Deutsches Literatur-Lexikon. Biographisch-bibliographisches Handbuch, Bd. 1–10, Bern-München 1968–1986.

Ders. Deutsches Literatur-Lexikon. Ausgabe in einem Band, Bern-München 1963.

Krabbel Gerta (Hrg.), „Ein mutig Herz ein redlich Wollen". Katholische deutsche Frauen aus den letzten hundert Jahren, Münster 1939.

Kraus Andreas und Pfeiffer Wolfgang (Hrg.), Regensburg in Bilddokumenten, München 1979.

Küppers Kurt, Rezension, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 27 (1985) 182 f.

Lang Bertold, Sailer und die Kirchenmusik, in: Stimmen der Zeit 123 (1932) 137–140.

Lehner Philomena, Emilie Linder und ihr Freundeskreis, Speyer 1939.

Leipziger Allgemeine Zeitung 1839.

Lehnhart Ludwig, Die Erste Mainzer Theologenschule des 19. Jahrhunderts (1805/1830). (Die elsässische Theologenschule in Mainz) Ein kirchen- und geistesgeschichtlicher Durchblick. Erster Teil: Führende Köpfe, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 6 (1951–1954) 93–186; Zweiter Teil: Literarische Leistungen und Dritter Teil: Geistige Ausstrahlung, in: ebenda, 7 (1955–1957) 9–130.

Ders., Das Mainzer Priesterseminar als Brücke von der alten zur neuen Mainzer Universität, Mainz 1947.

Lexikon für Theologie und Kirche, hrg. v. Michael Buchberger, Bd. 1 (Freiburg 1930) ff.

Lexikon für Theologie und Kirche, hrg. v. Joseph Höfer und Karl Rahner, Bd. 1 (Freiburg 1957) ff.

Lill Rudolf, Die Beilegung der Kölner Wirren, 1840–1842. Vorwiegend nach Akten des Vatikanischen Geheimarchivs (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte Bd. 6), Düsseldorf 1962.

Lipf Joseph, Oberhirtliche Verordnungen und allgemeine Erlasse für das Bisthum Regensburg vom Jahre 1256–1852, Regensburg 1853.

Literaturzeitung für die katholische Geistlichkeit 20 (1829).

Loers Veit, Die Barockausstattung des Regensburger Doms und seine Restauration unter König Ludwig I. von Bayern (1827–1839), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, hrg. v. Georg Schwaiger und Paul Mai 10 (1976) 229–266.

Mai Paul, Die mittelalterliche Klosterbibliothek und ihre Schätze, in: Kunstsammlungen des Bistums Regensburg. Diözesanmuseum Regensburg. Kataloge und Schriften 1 (1983): 750 Jahre Dominikanerinnenkloster Hl. Kreuz Regensburg, 43–47.

Maier Johannes, Kirchenmusik und Kirchenlied im Bistum Regensburg, in: Michael Buchberger (Hrg.), Zwölfhundert Jahre Bistum Regensburg. Festschrift zur Zwölfhundertjahrfeier, Regensburg 1939, 188–207.

Mayerhofer Joseph, Die Bischofsgrabmäler im Regensburger Dom, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, hrg. v. Georg Schwaiger und Paul Mai, 10 (1976) 385–397.

Mallon Otto, Brentano-Bibliographie (Clemens Brentano, 1778–1842), Berlin 1926 (Nachdruck, Hildesheim 1965).

Marschall Werner, Geschichte des Bistums Breslau, Stuttgart 1980.

Mathäser Willibald, Der Orientalist, Abt Bonifaz von Haneberg, die Malerin Emilie Linder, der Dichter Clemens Brentano und der Philosoph Ernst von Lasaulx, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens 92 (1982) 227–273.

Mathes Jürg, Ein Tagebuch Clemens Brentanos für Luise Hensel, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1971) 198–310.

Ders., Ein Bericht Clemens Brentanos aus Anlaß der staatlichen Untersuchung Anna Katharina Emmericks im Jahr 1819, ebenda, (1972) 228–276.

Mettenleiter Dominikus, Karl Proske, Regensburg 1868.

Migge Walter, Studien zur Lebensgestalt Clemens Brentanos, München-Berlin 1940.

Mittermüller Rupert, Leben und Wirken des frommen Bischofes Michael Wittmann von Regensburg, Landshut 1859.

Müller Karl Alexander von, Görres' Berufung nach München, in: Görres Festschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstag von Joseph Görres, hrg. v. Karl Hoeber, Köln 1926, 216–246.

Nestler Hermann, Klemens Brentanos Lebensabend. Seine Regensburger und Münchener Zeit. (1832–1842), Regensburg 1922.

Nettesheim Josephine, Luise Hensel und Christoph Bernhard Schlüter. Briefe aus dem deutschen Biedermeier 1832–1876. Mit Einführung und Erläuterungen unter Benutzung neuer Quellen, Münster 1962.

Neue Deutsche Biographie, hrg. v. der Historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. I (Berlin 1953) ff.

Pfülf Otto, Cardinal von Geissel, 2 Bde., Freiburg 1895–1896.

Ders., Christian Brentanos Weg zur Kirche. Auf Grund von ungedruckten Briefschaften, in: Stimmen aus Maria Laach 65 (1903) 369–387 u. 522–533.

Plank Siri, Apolonia Diepenbrock, in: Unser Bocholt 36 (1985) 142–146.

Pörnbacher Hans (Hrg.), Christoph von Schmid und seine Zeit, Weißenhorn 1968.

Raab Heribert, Joseph Görres. Ein Leben für Freiheit und Recht. Auswahl aus seinem Werk, Urteile von Zeitgenossen. Einführung und Bibliographie, München-Paderborn-Wien-Zürich 1978.

Raasch Susette, Der Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, hrg. v. Georg Schwaiger und Paul Mai, 10 (1976) 267–299.

Dies., Restauration und Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert, ebenda 14 (1980) 137–303.

Reigers Friedrich, Beiträge zur Geschichte der Stadt Bocholt und ihrer Nachbarschaft, Bocholt 1963.

Reigers Friedrich, Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts, Bocholt 1966.

Reinhard Ewald, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. Eine Seelenfreundschaft in Briefen, München 1914

Ringseis Emilie (Hrg.), Erinnerungen des Dr. Johann Nepomuk v. Ringseis, 4 Bde., Regensburg und Amberg 1886–1891.

Ringseis Bettine, Dr. Joh. Nep. von Ringseis, kgl. Bayer. Geheimrat, Obermedizinalrat und Universitätsprofessor. Ein Lebensbild Regensburg 1909.

Rosenthal David August, Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert, Bd. I/1–3, Schaffhausen, 1871–1872.

Rothert Hermann, Westfälische Geschichte, 3. Bde., Gütersloh 1981.

Sattler Placidus, Die Wiederherstellung des Benediktiner-Ordens durch König Ludwig I. von Bayern. I. Die Restaurationsarbeit in der Zeit Eduard von Schenks (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens, Ergänzungsheft 7, 1931), 70–156.

Scharnagl August, Proske Carl, in: Musik in Geschichte und Gegenwart Bd. 10 (1962) 1655 f. u. Regensburg, ebenda Bd. 11 (1963) 114–119.

Ders., Beträge zur Musikgeschichte der Regensburger Domkirche, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, hrg. v. Georg Schwaiger und Paul Mai 10 (1976) 430–441.

Schaub Gerhard, Le Génie Enfant. Die Kategorie des Kindlichen bei Clemens Brentano („Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte germanischer Völker, Neue Folge 55, 1973).

Schellberg Wilhelm und Fuchs Friedrich, Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano, Jena-Leipzig 1939.

Schematismus der Geistlichkeit der Diözese Regensburg für die Jahre 1826–1845.

Schenk Eduard von, Die Bischöfe Johann Michael von Sailer und Georg Michael Wittmann. Beytrag zu ihrer Biographie, in: Charitas für das Jahr 1838, 251–354.

Schenz Wilhelm, Das erste Jahrhundert des Lyzeum Albertinum Regensburg als Kgl. Bayer. Hochschule 1810 bis 1910, Regensburg 1910.

Schiel Hubert, Johann Michael Sailer. Leben und Briefe, Bd. I: Leben und Persönlichkeit, Bd. II: Briefe, Regensburg 1948 u. 1952.

Ders., Bischof Sailer und Ludwig I. von Bayern. Mit ihrem Briefwechsel, Regensburg 1932.

Ders., Clemens Brentano. Briefe, Leipzig 1941.

Ders., Clemens Brentano und Luise Hensel. Mit bisher ungedruckten Briefen, Aschaffenburg 1956.

Schmid Christoph, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 1–4, Augsburg 1853–1857 (zuletzt herausgegeben von Albert Werfer).

Schmöger Carl Erhard, Das Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich, 2 Bd.e, Freiburg 1867–1870.

Schnabel Franz, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert Bd. IV: Die religiösen Kräfte, Freiburg 1951.

Schuh Joseph, Johann Michael Sailer und die Erneuerung der Kirchenmusik. Zur Vorgeschichte der cäcilianischen Reformbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jhdts., Köln 1972.

Schuth Johannes, Ein bisher ungedruckter Bericht über die letzten Stunden von Clemens Brentano, in: Trierer Theologische Zeitschrift 61 (1952) 230 f.

Ders., Aus den Anfängen der „caritas" im Bistum Trier im 19. Jahrhundert, in: Trierisches Jahrbuch 1954, 87–93.

Schwaiger Georg (Hrg.), Bavaria Sancta, 3 Bde., Regensburg 1970–1973.

Schwaiger Georg und Fries Heinrich, Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, 3 Bde. München 1975.

Ders., Johann Michael Sailer. Der bayerische Kirchenvater, München-Zürich 1982.

Ders., Die persönliche Religiosität König Ludwigs I. von Bayern, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 49 (1986) 381–398.

Schwedt Hermann H., Das römische Urteil über Georg Hermes (1775–1831). Ein Beitrag zur Geschichte der Inquisition im 19. Jahrhundert, Freiburg 1980 (= Römische Quartalschrift für christliche Altertumskunde und Kirchengeschichte, Bd. 37, Supplementheft).

Seebaß Friedrich, Clemens Brentano. Briefe, 2 Bd.e Nürnberg 1951.

Seller Josef, Im Banne des Kreuzes. Lebensbild der stigmatisierten Augustinerin Anna Katharina Emmerick, hrg. v. Ildefons Maria Dietz, Würzburg 1940 (Neuauflage: Aschaffenburg 1974).

Sengle Friedrich, Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, 3 Bd.e, Stuttgart 1971–1980.

Spindler Max, Briefwechsel zwischen Ludwig I. und Eduard von Schenk 1823–1841, München 1930.

Ders., Die kirchlichen Erneuerungsbestrebungen in Bayern im 19. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 71 (1952) 197–211.

Ders., Handbuch der bayerischen Geschichte, Bd. IV/1 u. 2, München 1974 u. 1975.

Staber Joseph, Kirchengeschichte des Bistums Regensburgs, Regensburg 1966.

Theissing Ferdinand, Geschichte des Hauses Wilkinghege und seiner Besitzer, Münster 1933.

Tschitschke M., Joseph Knauer. Fürstbischof von Breslau (= Glatzer Heimatgeschichte 23, 1931).

Unser Bocholt, Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege, hrg. v. Verein für Heimatpflege Bocholt, Bocholt 1950 ff.

Vorlesungsverzeichnis der Ludwig-Maximilians-Universität Landshut 1819 u. 1819/20.

Weber Christoph, Aufklärung und Orthodoxie am Mittelrhein 1820–1850, Paderborn 1973.

Weiss Otto, Die Redemptoristen in Bayern. (1790–1909). Ein Beitrag zur Geschichte des Ultramontanismus (= Münchnener Theologische Studien, I. Hist. Abt. Bd. 22), St. Ottilien 1983.

Weldemann August, Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter besonderer Berücksichtigung Annettes von Droste (= Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig, Bd. 19), Leipzig 1911.

Welte Bernhard, Zum Strukturwandel der katholischen Theologie im 19. Jahrhundert, in: Ders., Auf der Spur des Ewigen, Freiburg-Basel-Wien 1965, 380–409.

Westhoff Heinrich (Hrg.), Die Kunstwerke der Schatzkammer und Kirche St. Georg Bocholt, Bocholt 1980.

Weyden Josef, Eduard von Schenk. Ein bayerischer Dichter und Staatsmann, Graz 1932.

Wolfsgruber Cölestin, Friedrich Kardinal Schwarzenberg, 3 Bd.e, Wien 1906–1917.

Wühr Wilhelm, Aufklärung und Romantik im Spiegel eines bayerischen Verlags. Zum 100. Todestag von Joh. Esaias v. Seidel, Sulzbach 1927.

QUELLEN

1) StA Boch Diepenbrock-Sammlung: vgl. Diepenbrock-Findbuch (hrg. v. StA Boch; in Druck befindlich).

2) Pfarramt St. Georg Bocholt: Taufbuch Januar 1798.

3) Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv Regensburg: Hofmarschallamt 630.

4) Stadt- und Landesbibliothek Dortmund: Diepenbrock Autographe 108, 168, 262, 9097, 9098.

5) Archiv des Erzbistums München und Freising: Akt Anton Eberhard.

6) Kopialbücher des Verlags Seidel, Sulzbach, für die Jahre 1829 ff. (in Privatbesitz von Herrn Ingo Wotschack, Sulzbach-Rosenberg).

7) Archiv des Klosters Metten: Briefe Diepenbrocks an Placidus Zumfelde (10) und Prior Ildefons Nebauer (5). – Nachlaß Abt Scherr B VIII/3.

8) Staatsarchiv Amberg: Reg. KdI, 11221 (Iuramentum). – Reg. d. Opf., KdI, 1105 (Ehrenbürgerrecht).

9) FDH Brentano Nachlaß: Handschrift 7853, 10264, 10969, 11096, 11097, 11338, 11373, 11375–11389, 11393, 11394, 11395–11398, 13734/2, 13725, 15735, 16016, 16085/1–5, 18711, KF 5 u. KF 1521 (Originale in Universitätsbibliothek Breslau), Kloster Gars Handschriften G 96–106 (zur Zeit als Leihgabe am FDH).

10) Bay Stabi: Cgm 6600 (25 Briefe Diepenbrocks an Johann Karl Passavant). – Schenkiana II/4 (49 Briefe Diepenbrocks an Eduard von Schenk). – Schenkiana VI/Böhmer. – Abeliana 1 Fasc. 8 Nr. 14. – Ludwig I. – Archiv 39 (3 Briefe Diepenbrocks an König Ludwig I.). – 10 Diepenbrock Autographe. – Stieleriana I, 2.

11) Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität: KI-30 S. 172–174 (Ehrendoktorwürde).

12) Bay HStA: Ordensakten 11562 (Diepenbrock). – Ordensakten 12134 (Sailer). – Adelsmatrikel: Frhr. D. 23, Lit. D. Fol. 23, Nr. 4406 (Diepenbrock, Freiherr). – MInn 35727 (Schenk betreffend). – MK 14618 (Bischofsgrabmäler in Regensburg). – MK 27598 (Domprediger). – MK 28093 (Bschorrn-Poignersches Benefizium). – MK 28418 (Pfarrei Vohburg). – MK 39067 (Dompröpste Regensburg). – MK 39069 (Domdechanten Regensburg). – MK 39070 (Rücktritt Diepenbrocks als Generalvikar). – MK 39071 (Generalvikare und bischöfliche Sekretäre in Regensburg).
Bay HStA GHA:
Ludwig I. Nachlaß: C 26 (Briefe Sailers an König Ludwig I.). – I, 1 (Abel Rücktrittsgesuch). – IX, 185 (Diepenbrock Personalien). – II, 182; XII, 185; XIV, 185 (Anträge Abels an König Ludwig I.). – 85/3/II (Briefe König Friedrich Wilhelms IV. an König Ludwig I.). – 88/3/V (Briefe Diepenbrocks an König Ludwig I.).
Max II. Nachlaß: 82/4/354 (Briefe Diepenbrocks an Kronprinz Maximilian).

13) BZAR:
Sailer Nachlaß: A VIII; A IX; A X; A XIV (Briefe von und an Sailer; Briefe Diepenbrocks an Schenk 1821–1832). – A 23 (180 Briefe Sailers an Schenk 1816–1832). – A 24; A 25 (Briefe von und an Sailer 1821–1832). – B III (Reisenotizen Sailers).
Ordinationsprotokolle 1807–1855.
BDK/Alte Registratur: 15 (Urlaubsgesuche). – 16 (Chorgebet). – 17 (Domjubiläum 1840). – 46 (Domkapitulare). – 50 (Installationsformulare). – 54 (Domdechanten). – 56 (Dompröpste). – 79 (Bischofsernennungen u. Einführung). – 83 (Tod Schwäbls). – 87 (Tod der Landesfürstin Karoline). – 120 (Gebäude des Bischofs und Kapitels). – 127 (Domdechanteigartenhaus und Renovierung 1844). – 147 (Domzeremoniare). – 156 (Dom-Freythof-Garten). – 163 (Präbendengenuß). – 145 (Wittmann Kapitularvikar). – 208 (Korrespondenz mit Ehrenmitgliedern).
Personalakt Sign. 497 (Melchior Diepenbrock).

BDK GR Domdechanten. – BDK GR Dompröpste.
OA GR Generalvikariat betreffend. – OA GR 13, Resignation Diepenbrocks 1831. – OA GR A 14m (Ernennung Diepenbrocks zum Domkapitular).
OA 1584 (Umgestaltung des Geistlichen Rats durch Schwäbl). – OA 1597 (Bischöfliche Sekretäre). – OA 1996 (Tod Sailers, Wittmanns, Schwäbls). – OA 2185 (Generalvikare). – OA 2201 (Grabmahl für Schwäbl). – OA 2207 (Grabmal für Sailer und Wittmann). – OA 2213 (Domprediger). – OA 2237 (Jährliche Gedächtnisfeier für Sailer und Wittmann). – OA 2255 (Domdechanten). – OA 2256 (Dompröpste). – OA 2258 (Domkapitulare: Allioli). – OA Königshäuser. – OA Ableben der Königinwitwe Karoline 1841.
Protokolle des Domkapitels, Mai 1831–Juni 1845.
Protokolle des Ordinariats, Februar 1830–Juni 1845.
Thomas Ries, Entwurf eines Generalschematismus der Geistlichkeit des Bistums Regensburg.

ABKÜRZUNGEN

ADB	Allgemeine Deutsche Biographie
AEM	Archiv des Erzbistums München und Freising
ASKG	Archiv für schlesische Kirchengeschichte
Bay HStA	Bayerisches Hauptstaatsarchiv München
Bay Stabi	Bayerische Staatsbibliothek München, Handschriftenabteilung
BZAR	Bischöfliches Zentralarchiv Regensburg
FDH	Freies Deutsches Hochstift Frankfurt, Brentano Nachlaß
GHA	Geheimes Hausarchiv München
HS	Handschrift
LThK	Lexikon für Theologie und Kirche
NDB	Neue Deutsche Biographie
StA Boch	Stadtarchiv Bocholt Diepenbrock-Sammlung

I. In Bocholt

Familie

Melchior Diepenbrocks Heimat war Westfalen. Er wurde in Bocholt geboren, einer Stadt, die etwa 80 Kilometer von Münster entfernt der holländischen Grenze zu liegt.

Ursprünglich stand Bocholt[1] unter der Herrschaft der Bischöfe von Münster. Der Bischofsstuhl von Münster aber reicht bis auf den heiligen Liudger zurück[2]. Liudger, ein Friese vornehmer Herkunft, war im Jahr 777 zum Priester geweiht worden. Als junger Mann war er noch dem heiligen Bonifatius begegnet und hatte an der Yorker Domschule den Gelehrten Alkuin gehört. Kaiser Karl der Große hatte ihn im Jahr 792 beauftragt, die bereits 10 Jahre zuvor von Abt Bernrad begonnene Missionierung des heutigen Münsterlandes fortzusetzen. Zum Mittelpunkt seines Missionsgebietes hatte Liudger den Ort Mimigerneford, das spätere Münster, gemacht, wo er ein Kloster gründete. Von dort aus hatte er eine das ganze Gebiet durchgreifende, vorbildliche Pfarrorganisation geschaffen. Am 30. März 804 war er zum Bischof geweiht und das Territorium seiner Mission zum Bistum erhoben worden. Nach Ächtung Heinrichs des Löwen war das Herzogtum Sachsen im Jahre 1180 zerteilt worden. In die entstandene Machtlücke trat der regierende Bischof von Münster, Hermann II. (1174–1203), ein. Faktisch übte er als erster wie ein Fürstbischof die wahre und volle Landeshoheit über sein Bistum aus. Förmlich wurde dieses Recht den Bischöfen von Münster erst im Jahr 1220 von Kaiser Friedrich II. bestätigt. Bischof Hermann II. war es stillschweigend zuerkannt worden. Er stand in hohem Ansehen beim Kaiser und hatte insbesondere unter Kaiser Friedrich Barbarossa an vielen Staatsgeschäften Anteil. Die Gesandtschaft an den Hof von Konstantinopel, mit deren Führung er im Jahre 1189 betraut worden war, schlug freilich fehl und Bischof Hermann trennte sich nach dem Tod Friedrich Barbarossas in den Fluten des Saleph 1190 vom kaiserlichen Kreuzzugsheer und kehrte heim nach Münster.

In seinem Bistum richtete er ein geordnetes Städtewesen ein. So war Bocholt im Jahre 1201/1202 als drittem Ort nach den Städten Münster und Coesfeld das Weichbildrecht verliehen worden. Das zweite Privileg vom 17. Januar 1222 anerkannte seine Gleichberechtigung mit der bischöflichen Residenzstadt Münster. Von nun an sollten

[1] Zur unmittelbaren Stadtgeschichte von Bocholt: Friedrich Reigers, Beiträge zur Geschichte der Stadt Bocholt und ihrer Nachbarschaft, Bocholt 1963. – Ders., Die Stadt Bocholt während des neunzehnten Jahrhunderts, Bocholt 1966. – Dazu die zahlreichen heimatgeschichtlichen Aufsätze der Zeitschrift: Unser Bocholt, Zeitschrift für Kultur und Heimatpflege, hrsg. v. Verein für Heimatpflege Bocholt, Bocholt 1950 ff.

Zu Vorfahren, Eltern und Geschwistern Melchior Diepenbrocks: M. Gregoria Bäseler, Familie, Eltern und Geschwister, in: Elisabeth Bröker, Melchior Kardinal von Diepenbrock. Fürstbischof von Breslau. Gedenkschrift anläßlich der 100. Wiederkehr seines Todestages (Unser Bocholt), Bocholt 1953, 1–28. – Mater Gregoria Bäseler war eine Urenkelin von Ferdinand Diepenbrock, dem ältesten Bruder Melchiors. Sie war am 4. Oktober 1922 in das Kloster St. Ursula in Erfurth eingetreten, wo sie vor nur wenigen Jahren starb.

[2] Heinrich Börsting, Geschichte des Bistums Münster, Bielefeld 1951.

sich, wie das Privileg besagte, alle Bocholter desselben Rechts wie die Bürger von Münster erfreuen und nach ihm regiert werden. Freilich waren die Schöffen zu Bocholt der Stadt Münster als Oberhof zugewiesen. Dort sollten sie sich, wenn nötig, Rat holen.

Zu den schöffenfähigen Familien der Stadt Bocholt gehörte auch die Familie Diepenbrock. Ihr Name wird zuerst gegen Ende des 13. Jahrhunderts urkundlich faßbar. Sehr früh also hatten sich Mitglieder dieser Familie in Bocholt ansässig gemacht. Ihre Abstammung leiteten sie von dem ritterbürtigen Geschlecht derer von Diepenbrock her. Als beinahe legendärer Stammvater wird Zeno Diepenbrock genannt. Stammsitz und Stammburg war eine nur eine Wegstunde nordöstlich von Bocholt gelegene Wasserburg[3]. Das Diepenbrockwappen mit den zwei übereinandergekreuzten silbernen Schwertern auf rotem Grund aber läßt darauf schließen, daß die Diepenbrocks ursprünglich eine ritterliche Dienstmannenfamilie waren. Den Adelstitel hätte sich die Familie dann als Auszeichnung besonderer Tapferkeit, möglicherweise während der Kreuzzüge, erworben. So allerdings wäre ihr Adel nicht ererbter Uradel. Doch reiht sich die Familie von Diepenbrock ein in die Reihe der alteingesessenen westfälischen Adelsgeschlechter. Möglicherweise hatten einst die jüngeren Familienmitglieder des Primogeniturgesetzes wegen den Stammsitz verlassen müssen, waren in die nahe Stadt gezogen und dort ihrem Beruf nachgegangen. Als Bürger von Bocholt standen sie stets in hohem Ansehen. Sie gehörten dem Stadtpatriziat zu. Durch alle Jahrhunderte hindurch bekleideten ihre Nachfahren öffentliche Ämter und bestimmten als Stadtrichter, als Schöffen und Ratsherrn oder als Bürgermeister Geschick und Geschichte ihrer Heimatstadt Bocholt mit.

Die ursprünglich in der Stadt Bocholt und ihrer nächsten Umgebung angesiedelte Familie verzweigte sich rasch. Heute leben ihre Angehörigen zerstreut in Deutschland, den Vereinigten Staaten von Amerika, vor allem in Holland. Bis in die Gegenwart herein aber hält eine lebendige Familientradition an der gemeinsamen Abstammung vom ehemaligen alten Stammsitz bei Bocholt fest. So gebrauchten auch alle Stadtbocholter Diepenbrocks stets das Familienwappen, wenngleich sie den Adelstitel seit dem 30jährigen Krieg nicht mehr führten. Auch Melchior Diepenbrock hat die beiden gekreuzten silbernen Schwerter später in sein Freiherrnwappen und in sein fürstbischöfliches Kardinalswappen übernommen.

Melchior Diepenbrock entstammte dem in Bocholt wohnenden Diepenbrockschen Familienzweig. Seit dem 16. Jahrhundert war dort der Baumseidehandel aufgeblüht und zum Haupterwerbszweig der Stadt geworden. Aus Übersee gelangte die rohe Seide in die holländischen Häfen Amsterdam und Rotterdam, wurde von da nach Bocholt gebracht und dort verarbeitet. Durch ihre oft ausgedehnten Reisen hatten die Bocholter Baumseideverleger weitläufige Handelsbeziehungen anzuknüpfen gewußt. Vor allem mit dem nahen Holland waren sie in regen Handelsverkehr getreten. So wuchs der Wohlstand der Stadt. Zugleich weitete sich das eigene Gesichtsfeld. All das

[3] Erstmals belegt eine Urkunde für das Jahr 1326 die Belehnung des Gerhard von Diepenbrock mit dem Hofgut Diepenbrock. Es war bis ins 16. Jahrhundert im Besitz der Familie geblieben. Im Jahr 1520 gelangte es durch Heirat an die adelige Familie von Welfelde. Johann Zenger von Welfelde verkaufte das Gut im Jahr 1732/33 an Johann Anton Franz von Graes. In Händen dieser westfälischen Adelsfamilie befindet sich noch heute das längst über der alten Burganlage erbaute Wasserschloß Diepenbrock. Seit dem Jahr 1974 ist es vollständig renoviert. Die ehemalige Anlage aber ist noch heute teilweise erkennbar und rekonstruierbar. – Unser Bocholt 25 (1974).

kam der allgemeinen Bildung zugute. Die Stadt erlebte damals ihre Blütezeit. Ausdruck dafür war der stolze Bau des Rathauses im Renaissancestil, der im Jahr 1618 begonnen wurde[4]. Eine Statistik vom Jahr 1816 verzeichnete in Bocholt, das damals um die 3000 Einwohner zählte, insgesamt 14 Baumseideverleger[5]. Unter den genannten Fabrikanten stand auch der Name Anton Diepenbrock. Er war der Vater Melchiors. Zugleich hatte er Anteil an der Eisenhütte in Ulft, unweit von Bocholt. Melchiors Eltern und Großeltern gehörten den wohlhabenderen und angesehenen Handels- und Geschäftsleuten Bocholts an. So war sein Großvater Bernard Diepenbrock (1727–1804) lange Zeit Schöffe und Bürgermeister. Er hatte sich im Jahr 1755 mit Anna Thüsing (1722–1806) verheiratet. Drei Söhne waren aus dieser Ehe hervorgegangen. Anton wurde am 14. Mai 1761 geboren. Er war der jüngste Sohn. Sein zweitältester Bruder Georg Joseph war schon mit acht Jahren gestorben. Jakob Franz, der älteste Bruder, hatte den Priesterberuf gewählt. Er hielt eine Vikarie in Bocholt inne. Im Jahr 1792 starb er 36jährig an der Auszehrung[6]. Anton Diepenbrock war daher der einzige Erbe des väterlichen Vermögens.

Am 25. September 1787 hatte Anton Diepenbrock Maria Franziska Kesting aus Erbach geheiratet. Franziskas Vater, Ferdinand Joseph Kesting, war zuletzt Landgräflich-Hessisch-Rheinfelsischer Hofrat zu St. Goar am Rhein. Er hatte sich mit seiner Familie nach Erbach im Rheingau, der Heimat seiner Gemahlin Anna Maria, geborene Birkenstock, zurückgezogen. Dort verwaltete er seine reichen Besitzungen. Franziska mochte zu dieser Zeit 15 Jahre alt gewesen sein. Als ältester Tochter war ihr daheim in Erbach die Oberaufsicht über das gesamte Hauswesen übergeben. Zudem stand sie dem Vater in der Verwaltungsarbeit bei. Sie soll die Seele der Familie gewesen sein. Sie hatte die Gabe, auszugleichen, wenn der oft tyrannisch schroffe Vater die Gemüter der Familie und Dienstleute verstört hatte. Der Vater aber war stolz auf seine Tochter. Freilich konnte sich seine ungerechte Strenge auch gegen sie wenden. Und einmal hatte er damit die Kräfte Franziskas überfordert. Zufällig sah er, von einem Spaziergang zurückkehrend, wie sie den Gruß eines jungen Mannes erwiderte. Sie tat das ganz unverfänglich. Dem Vater aber war es Anlaß genug, bei der sofort erfolgten Befragung auch von seinem Spazierstock Gebrauch zu machen. Schon in der kommenden Nacht verließ Franziska das Haus und flüchtete zu ihrem Onkel, dem Vikar in Rees, in der Nähe Bocholts. Dort begegnete sie auch Anton Diepenbrock[7]. Die

[4] Bereits nach drei Jahren waren die Bauarbeiten abgeschlossen. Die notwendigen Kapitalien hatte unter anderen Heinrich von Diepenbrock zu Empel bereitgestellt (Reigers, Geschichte der Stadt Bocholt, 833). – Nachdem Bocholt am 22. März 1945 durch einen Bombenangriff zu 84 Prozent zerstört worden war, hatte man die Fassade des Rathauses originalgetreu wiederaufgebaut. Zusammen mit der unmittelbar benachbarten St. Georgskirche bietet es heute mithin die einzige Stadtansicht Bocholts, wie sie auch Melchior Diepenbrock erlebt hatte.

[5] Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 86.

[6] Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

[7] Diese Episode berichtete der jüngste Sohn Anton und Franziska Diepenbrocks, Joseph Conrad (1808–1884): „Eine merkwürdige Flucht mit wichtigen und segensreichen Folgen" (niedergeschrieben im Jahr 1875) StA Boch 1.2.3.1. 45. – Auch die anderen Lebens- und Familienerinnerungen, wie etwa „Ein Familienfest zu Holtwick (1829)" oder „Aus den Jugendjahren des 1853 verstorbenen Kardinals Diepenbrock, Fürstbischof zu Breslau" (StA Boch 1.2.3.1. 55), hatte er am Ende seines abenteuerlich bewegten Lebens festgehalten. Der große zeitliche Abstand aber ließ Ungenauigkeiten, ja manche offensichtliche Fehler aufkommen. Dazu trug Joseph Conrad viel Eigenes in seine Darstellung hinein. Daher können diese Familienaufzeichnungen, obgleich von einem Augen- und Ohrenzeugen herrührend, lediglich als Ergänzungen

Trauung in der Bocholter Pfarrkirche St. Georg nahm Anton Diepenbrocks ältester Bruder Jakob Franz vor[8].

Das Einvernehmen mit dem Elternhaus in Erbach aber war schon bald wieder hergestellt, nicht zuletzt durch Vermittlung des Onkels in Rees. Anton und Franziska führten zunächst zusammen mit den Eltern Diepenbrock eine gemeinsame Haushaltung. Von diesem neuen Leben in Bocholt berichtete Franziska im Brief vom 9. März 1788 ihrem Vater. Sie wünschte nur, er könnte zugegen sein und sich überzeugen, wie glücklich seine Tochter sei[9]. Aber nicht nur Briefe gingen hin und her, sondern immer wieder reiste Franziska selbst mit den Kindern zu den Eltern in Erbach. Auch Anton Diepenbrock kam dann, seine Familie abzuholen, dorthin. Vom Mai des Jahres 1789 an verweilte Franziska zusammen mit ihrem erst ein halbes Jahr alten Töchterchen Marianne vier Monate lang bei den Eltern. Währenddessen wurde daheim in Bocholt das neue stattliche einstöckige Haus in der Osterstraße unweit des Rathauses fertiggestellt[10]. Die Pläne dazu hatte Anton Diepenbrock selbst entworfen. Es wurde Melchiors Geburtshaus[11].

Melchior war das siebte Kind in der Reihe von insgesamt 12 Geschwistern[12]. Zwei Schwestern waren schon als Kinder im Alter von einem halben Jahr und von drei Jahren gestorben. So zählte die Familie neben den Eltern vier Knaben und sechs Mädchen. Melchior wurde im Jahr 1798 geboren. Nach seinen Brüdern Ferdinand und

verwendet werden. – Kosch, Literatur-Lexikon, Bd. III, Bern 1971, 184 f. – StA Boch 1.2.3.1. 35–160.

[8] Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

[9] Franziska Diepenbrock an ihren Vater, Bocholt 9. März 1788, StA Boch 1.2.1.6. 5.

[10] Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

[11] Bleistiftzeichnung des Diepenbrockschen Hauses in der Osterstraße von unbekannter Hand, StA Boch 1.2.3.1. 35. – Mit dem Brief vom 31. Dezember 1851 (StA Boch 1.1.4. 20) eröffnete Diepenbrock seinem Bruder Bernard in Bocholt, daß er das Vaterhaus den beiden Neffen Anton und Aloys von Bostel, den Söhnen seiner ältesten Schwester Marianne, für 3000 Gulden abkaufen wolle, um es der Stadt Bocholt zu schenken „als Diepenbrock'sches Denkmal in der Vaterstadt". Das Haus sollte als neue Unterkunft des städtischen St. Agnes Krankenhauses unter der Pflege von Barmherzigen Schwestern aus Münster und unter der Leitung des Pfarrers von St. Georg und der Oberaufsicht des Bischofs von Münster verwendet werden. Die Schenkung erfolgte schon am 3. Februar 1852. Im oberen Stockwerk war eine Hauskapelle eingerichtet worden. Diepenbrock spendete dazu als Altarblatt ein Gemälde, welches die Anbetung der Heiligen Drei Könige zeigt. Es ist noch heute im St. Agnes Krankenhaus aufbewahrt. Bis ins Jahr 1875 währte der Aufenthalt des Krankenhauses, als Raummangel und Lärmbelästigung von der Osterstraße her den Umzug in den Neubau am Schonenberg erforderlich machten. Im Jahr 1985 zog man von dort in das moderne Krankenhaus vor die Stadt hinaus. Noch heute führt nach den im Jahr 1969 neubegründeten Statuten des Krankenhauses der jeweilige Pfarrer von St. Georg den Vorsitz im Vorstand des Krankenhauses. (Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 200 f. – Unser Bocholt 36 (1985) 10–88).

Das Diepenbrockgrundstück war zunächst an Privatpersonen vermietet und schließlich an die Post verpachtet worden. Im Jahr 1882 mußte das Haus dem Neubau des Postamtes weichen. Auf Anregung von Pfarrer Franz Richter (1892–1930) war zur 100. Wiederkehr des Geburtstages Diepenbrocks an diesem Postgebäude eine Gedenktafel angebracht worden. Heute steht dort ein modernes Kaufhaus. An seiner Rückseite findet sich eine andere Gedenktafel mit dem Wortlaut: „Auf diesem Grundstück stand – zur Osterstraße hin – im 18. und 19. Jahrhundert das Haus der Familie Diepenbrock. Hier wurde am 6. Jan. 1798 Melchior Kardinal von Diepenbrock Fürstbischof von Breslau geboren. † 20. Januar 1853. Er schenkte 1852 sein Geburtshaus dem St. Agnes-Hospital seiner Vaterstadt."

[12] „Stammtafel Diepenbrock" als Beilage in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift.

Bernard war er der dritte Sohn. Er hatte die Taufnamen Melchior Ferdinand Joseph erhalten. Die beiden Namen Ferdinand Joseph waren wohl vom Großvater Kesting her übernommen worden. Der Rufname Melchior aber war ein beliebter Taufname in der Familie Birkenstock gewesen. Frühmorgens gegen halb sechs Uhr war Melchior in seinem Elternhaus in der Osterstraße zur Welt gekommen. Am selben Tag noch um drei Uhr nachmittags wurde er in der Stadtpfarrkirche St. Georg getauft[13]. Die Patenstelle hatte sein Großonkel Melchior Birkenstock von Köln, der Bruder von Melchiors Großmutter Anna Maria Kesting, übernommen, welcher sich jedoch bei der Taufhandlung vertreten ließ durch seinen Sohn Ferdinand, der in einem Institut zu Bocholt weilte. Als Mitpatin stand ihm Melchiors Tante Apolonia Kesting, die Schwester der Mutter Franziska, zur Seite. Anton Diepenbrock aber schloß seinen hierüber berichtenden Tagebucheintrag mit dem Gebet: „Laße ihn, allmächtiger Schöpfer und Vater der Menschen, zu deiner Ehre und zum Trost seiner Älteren aufwachsen."[14]

Den genauen Geburtstag seines Sohnes gibt Anton Diepenbrock allerdings mit dem 10. Januar an. Dem widerspricht die offizielle kirchenamtliche Eintragung im Taufbuch der Pfarrei St. Georg. Eindeutig lautet da der Tauftag Melchiors auf den 9. Januar 1798. Voraussetzung ist freilich, daß Melchior tatsächlich noch am Tag seiner Geburt getauft worden ist, wie es allerdings herkömmlicherweise geschah und auch durch den Tagebucheintrag Anton Diepenbrocks bestätigt wird. Die Unsicherheit bezüglich des Geburtstages wird noch einmal vermehrt durch den von späterer Hand herstammenden Nachtrag im Taufbuch, welcher mit der Angabe des genauen Sterbetages, des 20. Januar 1853, ausdrücklich vermerkt, Melchior sei am 6. Januar geboren[15].

Dementsprechend findet sich auch in der gesamten biographischen Literatur über Melchior von Diepenbrock keine Einigkeit hinsichtlich seines Geburtstages. Abwechselnd, stets aber unbefragt wird dieser mit dem 6., 9. und 10. Januar 1798 angegeben. Dabei übernimmt man gern von Joseph Hubert Reinkens her das Datum des 6. Januar[16]. Ihm eignet gleichsam als Vorzug die schöne Erklärung, das Kind sei, weil

[13] Zum Andenken hatte Diepenbrock seiner Pfarr- und Taufkirche St. Georg testamentarisch seinen silbervergoldeten, spätbarocken Bischofskelch mit Patene, auf dessen Fuß das Kardinalswappen und die Aufschrift „Melchior, Fürstbischof von Breslau 1847" eingraviert ist, zusammen mit den Meßkännchen und einer Lavabogarnitur vermacht, deren Schale inseitig ebenfalls das eingravierte Wappen zeigt. Der Kelch wird auch heute noch an hohen Festtagen, vor allem am Fest der Heiligen Drei Könige gebraucht. Auch Diepenbrocks purpurseidenes Kardinalsgewand war der Pfarrkirche übergeben worden. Sein Rückenornament hat das Fest der Heiligen Drei Könige zum Thema. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war es in ein Meßgewand und zwei Levitengewänder umgearbeitet worden. Das Meßgewand aber wird nun schon seit längerem nicht mehr getragen, weil die Seide zu brechen beginnt. Das in Silber gearbeitete barocke Kreuzreliquiar Diepenbrocks war zunächst in den Besitz seiner Schwester Apolonia übergegangen. Sie hatte es im Jahr 1875 dem Pfarrer zu Bocholt übergeben. Heute ist das alles in der Schatzkammer der Pfarrkirche St. Georg aufbewahrt und kann dort besichtigt werden. – Heinrich Westhoff, Die Kunstwerke der Schatzkammer und Kirche St. Georg Bocholt, Bocholt 1980.

[14] Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

[15] Taufmatrikel Januar 1798, Pfarramt St. Georg Bocholt. Auf freundliche Auskunft des derzeitigen Pfarrers von St. Georg, Herrn Pastor Heinrich Westhoff, hin stammt dieser mit „R" signierte Nachtrag von Pastor Franz Richter (1892–1930). – Bis heute ist es in Westfalen üblich, den katholischen Pfarrer mit „Herr Pastor" anzusprechen. Im Gegensatz zum evangelischen Pastor wird dabei auf der zweiten Silbe betont.

[16] Joseph Hubert Reinkens, Melchior von Diepenbrock. Ein Zeit- und Lebensbild, Leipzig 1881, 4. – Reinkens war am 1. März 1821 in Burtscheid geboren worden, hatte in Bonn studiert

am Dreikönigstag geboren, auf den Namen eines dieser Heiligen Drei Könige getauft worden. Allerdings kann Melchior seinen Taufnamen ebensogut der Beliebtheit verdanken, der er sich in der Birkenstockschen Familie erfreute. Das ist sogar wahrscheinlicher. Auch sein Taufpate hieß ja Melchior.

und war am 3. September 1848 in Köln zum Priester geweiht worden. Seit 1850 hatte er zuerst als Privatdozent und außerordentlicher Professor, von 1857 an als ordentlicher Professor in Breslau das Fach Kirchengeschichte gelehrt. In den Auseinandersetzungen um das Infallibilitätsdogma des 1. Vatikanischen Konzils war er mit Entschiedenheit den Gegnern dieses Dogmas beigetreten. Bereits zu Weihnachten 1870 fand seine akademische Wirksamkeit auf Betreiben des Breslauer Fürstbischofs Heinrich Förster, dem Nachfolger Diepenbrocks, ihr Ende. Reinkens wurde suspendiert, 1879 vom Papst exkommuniziert. Am 14. Juni 1873 war er in Köln zum ersten altkatholischen Bischof gewählt, am 11. August in Rotterdam konsekriert worden. Er starb am 4. Januar 1896 in Bonn.

Während der Zeit seiner Breslauer Lehrtätigkeit war Reinkens auch mit Diepenbrock, der am 15. Januar 1845 zum Fürstbischof von Breslau gewählt worden war und auf dessen ausdrückliche Billigung hin er ja 1850 an die Breslauer Universität berufen worden war, in unmittelbare Berührung gekommen. Diepenbrocks Wesen und Persönlichkeit zog ihn an und beeindruckte ihn tief. So schrieb Reinkens im Vorwort seiner Biographie (S. IV), Diepenbrock sei „die interessanteste und bedeutendste Persönlichkeit des deutschen Episkopates seit einem halben Jahrhunderte". Und auf den nachfolgenden 500 Textseiten versuchte er nun den Werdegang und Lebensweg dieses Mannes nachzugehen und die Gestalt seiner Persönlichkeit und sein Wirken nachzuzeichnen.

Bis heute ist dieses Lebensbild die umfangreichste Biographie Diepenbrocks geblieben. Allerdings trägt sie einen entscheidenden, besonders hervorspringenden Fehler an sich: Reinkens ist nämlich ständig versucht, seine Leser von der Richtigkeit des altkatholischen Standpunktes zu überzeugen. Immer wieder drängt er daher seine eigene kirchliche Meinung und Sehweise interpretierend und erklärend den Ereignissen und handelnden Personen auf. Die Folgen sind Verzeichnungen und offensichtliche Verzerrungen der gegebenen geschichtlichen Wirklichkeit. Auch zu manchem polemischen Ausfall läßt er sich hinreißen. Aber wie unangemessen auch immer das sein mag: stets erhält sich Reinkens das echte, ernste Bemühen um die Lebensgestalt Melchior Diepenbrocks, seine wahre Wesensart, sein Denken, sein Empfinden. Freilich konnte er dabei auch ihn nicht von allem Ultramontanismus freisprechen.

Genanntem Bemühen dient die breite Darbietung von Ausschnitten aus Briefen Diepenbrocks. Über 400 eigenhändige, meist sehr vertrauliche Briefe von und an Diepenbrock hatte Reinkens für seine Biographie gesammelt (S. V). Sie gehören zu dem vorzüglichsten Quellenmaterial, das er verwendet hat. Er hatte hierzu die Verbindung mit Gliedern des Freundes- und Familienkreises Diepenbrocks gesucht, so etwa mit Charlotte von Neumayr (vgl. S. 33 Anm. 18) oder mit Diepenbrocks jüngerer Schwester Gertrud in Bonn (vgl. S. 48, Anm. 57). Auch Apolonia hatte ihm einst alle Briefe ihres Bruders ausgehändigt. Nach Reinkens' Übertritt zu den Altkatholiken hatte sie sich aber gescheut, dem nun „ungläubig Gewordenen" zu schreiben und die Briefe zurückzufordern. Erst Clemens Diepenbrock, der Enkel von Melchiors Bruder Bernard, hatte begonnen, alles, was an den verehrten Großonkel erinnerte, zu sammeln und wieder in den Besitz der Familie zu bringen. Am 21. Juni 1881 schrieb er an den geistlichen Rat Jakob, den Beichtvater seiner am 4. Juli 1880 verstorbenen Großtante Apolonia, nach Regensburg (BZAR Sailer Nachlaß A XIV), das jüngst erschienene Werk des unglücklichen Reinkens richte sich selbst. Und es sei nun seine vornehmste Aufgabe, auch diese 400 Briefe an sich zu bringen.

Inwieweit Clemens Diepenbrock das gelungen ist, ist nicht bekannt. Tatsächlich aber sind heute diese Briefe zu einem guten Teil nicht mehr unmittelbar greifbar beziehungsweise nur mehr zerschnitten oder in verderbtem Zustand vorhanden, teils müssen sie auch als ganz verloren gelten. Der Rückgriff auf dieses von Reinkens bewahrte Quellenmaterial ist daher unerläßlich. Leider zitierte Reinkens diese Briefe nur immer in Ausschnitten und hält sich auch nicht an die ursprüngliche Orthographie. Diese Briefe halfen Reinkens auch die Zeitspanne Diepenbrocks Regensburger Zeit überbrücken. Die zeitliche Nähe – Reinkens' Biographie erschien

Wohl wird man die genaue Datumsangabe des Geburtstages von Melchior Diepenbrock offen lassen müssen. Immerhin ist aber zu berücksichtigen, daß die späteren amtlichen Angaben zur Person Diepenbrocks, sei es in der Weihematrikel oder im Diözesanschematismus von Regensburg oder in der Freiherrnmatrikel, stets den 10. Januar 1798 als Geburtstag festhalten. Dem väterlichen Tagebucheintrag gemäß wußte sich Diepenbrock offensichtlich auch selber als an diesem Tag geboren. Bestände daher die Notwendigkeit, eine genaue Datumsangabe festzuhalten, so dürfte diesem Datum der Vorzug zu geben sein.

Die Kinderzeit muß für alle Geschwister eine sehr glückliche gewesen sein. Auch Melchior dachte stets gern an sie zurück. Insbesondere in den späten Briefen aus Breslau an die Geschwister daheim oder an Apolonia in Regensburg spricht er immer wieder von den schönen verlebten Kindertagen in Bocholt und Ulft. Ihre Bilder traten ihm vor allem während der letzten Krankheit auf dem fürstbischöflichen Schloß Johannesberg besonders lebhaft vor Augen. „Sonderbare Fügung", schreibt er am 2. Januar 1850 an seine Schwester Lisette in Ulft, „ich in Breslau, Apolonia in Regensburg, zwei Orte, an die wir beide als Kinder nicht dachten, asse wy under een groot Sunnenparassol Arm in Arm dör Bokelt spazeeren gingen un französs Lappesepetrie proten. Du siehst, daß ich die Tage der Kindheit noch nicht vergessen habe; wie oft in schlaflosen Nächten denke ich daran zurück, namentlich auch an die seligen Vakanztage in Uelft, unter dem süßen gebackenen Scepter der alten guten Lene ..." [17].

Kinderzeit und Schule

Melchior muß ein äußerst lebhafter Knabe gewesen sein[18]. So gab es bald nichts mehr im Haus, das vor ihm hätte sicher sein können. Insbesondere die Schwestern

bereits im Jahr 1881 – versperrte Reinkens den Zugang zu den Aktenbeständen des Regensburger Domkapitels und Ordinariats, auch der königlichen Regierung in München und Regensburg. Dafür kann Reinkens für die Breslauer Zeit Diepenbrocks die eigene Erfahrung und Anschauung, das eigene unmittelbare Erleben geltend machen.

17 Diepenbrock an seine Schwester Lisette, Breslau, 2. Januar 1850, StA Boch 1.1.4. 45.

18 Über Kindheit und frühe Jugend Melchior Diepenbrocks gibt es nur sehr wenige Zeugnisse. Die einzige ausführlicher redende Quelle ist in den persönlichen Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr anzutreffen. Sie war die Tochter von Klemens Neumayr, der seit 1817 Staatsrat und Generaldirektor im bayerischen Finanzministerium war. Ihre ältere Schwester Theresia war die Gemahlin von Eduard von Schenk. Zusammen mit der Familie von Schenk gehörte Charlotte zu dem Kreis, der sich Jahr für Jahr wie eine Familie um „Vater Sailer" zum sommerlichen Aufenthalt auf Schloß Barbing bei Regensburg zusammenfand. Von daher rührte auch ihre nähere Bekanntschaft mit Melchior Diepenbrock, der sie zeitlebens zu seinen vertrautesten Briefadressatinnen zählte. Mit unverkennbarer Verehrung für Diepenbrock hatte Charlotte von Neumayr ihre Aufzeichnungen niedergeschrieben, die mit seiner Wahl zum Fürstbischof von Breslau enden. Diepenbrock selbst aber nannte sie einmal seine „unvergleichliche Korrespondentin". Von diesem Briefwechsel sind nur mehr einzelne verstreute Reste erhalten. Es ist durchaus denkbar, daß Charlotte von Neumayr ihre von Diepenbrock erhaltenen Briefe des vertrauten Inhalts wegen später verbrannte. Charlotte von Neumayr war Diepenbrock zum erstenmal im Sommer des Jahres 1824 im Haus Sailers in Regensburg begegnet anläßlich eines Besuches, den sie zusammen mit ihren Angehörigen unternommen hatte. So lassen sich ihre Aufzeichnungen in zwei recht ungleiche Teile zerlegen, deren inhaltlicher Wert und Zuverlässigkeit je für sich zu berücksichtigen ist.

hatten da immer wieder zur Mutter ihre Zuflucht nehmen müssen vor den Übergriffen des kleineren Bruders. Gewiß richtete Melchior damals manches kleinere oder größere Unglück an. Doch war er zugleich ein überaus liebenswertes, mit seinen braunen Locken und dunklen Augen wohl auch schönes Kind[19]. Und so nimmt es nicht wunder, daß ihn alle, die Eltern, die Hausangestellten und Geschwister gern hatten und er bald zum eigentlichen Mittelpunkt der Familie geworden war. Er aber vergalt solche Liebe durch einen um so sprühenderen Mutwillen, sorgte beinahe täglich für neue Überraschungen und versetzte oft genug das ganze Haus in Schrecken, immer aber in einer Weise, daß ihm niemand wirklich böse sein konnte.

Im Alter von zwei Jahren, im Mai des Jahres 1800, wurde Melchior zusammen mit seinen beiden Schwestern Ludgard und Apolonia gegen Pocken geimpft. Anton Diepenbrock war aufgeschlossen genug gewesen, auch seine Kinder zusammen mit fünfzig anderen Kindern aus Bocholt zur Impfung zu geben, die damals auch in Deutschland mit Erfolg durchgeführt wurde. Als erste war die eineinhalbjährige Apolonia am Unterarm geimpft worden. Bei Melchior mußte die Impfung zweimal, bei Ludgard sogar dreimal vorgenommen werden, bis sie wirkte. Während aber bei den beiden Schwestern die Impfung mit Fieber und Müdigkeit verbunden war, konnte sie Melchior nur wenig anhaben. Er, der Wildfang, der er war, ging kaum beeinträchtigt seinen Geschäftigkeiten nach und trug stolz den kleinen Verband am Arm[20].

Zu dieser Zeit war eine politische Änderung eingetreten. Am 9. Februar 1801 war im Friedensvertrag von Lunéville die ganze linke Rheinseite Frankreich zugesprochen, den betroffenen deutschen Fürsten aber eine Entschädigung in Aussicht gestellt worden. Der Reichsdeputationshauptschluß vom 25. Februar 1803 in Regensburg hatte daher festgelegt, daß die geistlichen Herrschaften in Deutschland säkularisiert werden

Im ersten Teil beschreibt sie Kindheit und Jugend Diepenbrocks und dessen Werdegang bis zu ihrer persönlichen Begegnung mit ihm bei Sailer im Jahr 1824. Dabei hatte sie gewiß das meiste aus dem Mund Diepenbrocks selbst erfahren. Mit großer sprachlicher Gewandtheit und Erzählgabe, auch mit großem Einfühlungsvermögen fügte sie alles zu einem Bild zusammen, das allerdings nicht frei ist von einer romantisierenden Tendenz. Daher weist dieses Bild manche Einseitigkeit und Stilisierung auf. Wenn aber manche Ereignisabläufe sehr gerafft und nicht näher datiert sind, ist das auch auf ihre eingeschränkte Informationsmöglichkeit zurückzuführen.

Alles nach dem Jahr 1824 Berichtete aber hat Charlotte von Neumayr unmittelbar selber miterlebt. Darin liegt der Vorzug dieses zweiten Teils ihrer Aufzeichnungen. Die schönsten und wertvollsten Stellen aber sind ihre Schilderungen des Lebens auf Schloß Barbing, darunter insbesonderer einiger Szenen, in denen das seltene und schöne Verhältnis zwischen Sailer und Diepenbrock lebendig und nah zugleich hervortritt.

Diese Aufzeichnungen Charlotte von Neumayrs sind nie in selbstständigem Druck erschienen. Zum erstenmal hatte sie Heinrich Förster in seiner Biographie „Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild, Breslau 1859" verwendet. Allerdings benannte Förster, wohl dem ausdrücklichen Wunsch Charlotte von Neumayrs entsprechend, nicht deren Herkunft, sondern spricht nur davon, daß ihn „eine edle hochgebildete Freundin des Cardinals" mit ihren Erinnerungen beschenkt hätte (S. VIII). Zudem versah er den Text mit Einfügungen und Umformungen und machte ihn nirgendwo als Zitat kenntlich. Zu Recht hat das Reinkens kritisiert. Er hat die fast vollständig in sein Werk eingearbeiteten Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr, welche sie ihm, wohl auf sein Ansuchen hin, überlassen hat, stets als in ihrer ursprünglichen Textgestalt unberührte Zitate gekennzeichnet (Reinkens, Diepenbrock, IV).

[19] Vgl. die Personalbeschreibung Melchior Diepenbrocks auf einem französischen Paß vom 1. Juni 1817, die seine Haarfarbe als kastanienbraun, die Farbe seiner Augen als braun angibt (StA Boch 1.1.1. 15).

[20] Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

und den weltlichen Herrschern zufallen sollten. Bis auf wenige Ausnahmen wurde dieser Beschluß zumeist recht rigoros und rücksichtslos durchgeführt. Auch das Hochstift Münster war hiervon betroffen. Es hatte 600 Jahre lang bestanden. Nun wurde sein Herrschaftsgebiet definitiv zerteilt. Der preußische Generalleutnant von Blücher hatte die Stadt Münster und die östlich gelegenen Gebiete des Hochstifts bereits am 3. August 1802 für Preußen in Besitz genommen. Ende Oktober desselben Jahres hatten die Fürsten von Salm-Salm und Salm-Kyrburg die beiden Ämter Ahaus und Bocholt ihrer Herrschaft einverleibt[21].

Anton Diepenbrock war schließlich in den Dienst des Fürsten getreten. Er wurde Hofkammerrat. Diese Beamtenstellung mußte ihm, dem Geschäftsmann, der den freien Geschäftsverkehr, dazu weites und häufiges Reisen gewöhnt war, zunächst befremdlich sein. Vielleicht hatte er sie aus finanziellen Gründen, aus Vorsorge für seine zahlreicher werdende Familie angenommen. Dazu könnte ihm Franziska geraten haben. Denn ihr war der Beamtendienst von ihrem Vater her vertraut.

Um solche Veränderungen in Bocholt und im Vaterhaus wahrzunehmen, war Melchior noch zu klein. Weil er zu Hause aber nicht mehr zu bändigen war, schickte man ihn nun, früher als gewöhnlich, in die Schule. Die Eltern hofften, daß der Schulbetrieb auch in Melchiors Wesen eine gewisse Ordnung und Regelmäßigkeit bringen würde. Er war damals noch keine fünf Jahre alt[22]. Im Klassenzimmer mußte er von vornherein der strengeren Beaufsichtigung wegen ganz vorne sitzen. Wenn er aber Fortschritte in der Schule machte, so war das weniger auf seinen Fleiß als auf seine glückliche Auffassungsgabe zurückzuführen. Die neue Umgebung, alles im Unterricht Gehörte und Gesehene, das Lernen und Hausaufgabemachen rief anfangs seine ganze Aufmerksamkeit wach. Aber die Schule bot darüberhinaus die Gelegenheit, neue Spielkameraden zu gewinnen und neue Spiele kennenzulernen. Und diese Seite der Schule war für ihn bald viel anziehender und reizvoller geworden als alles Lernen. So war er, obgleich einer der jüngsten Klassenteilnehmer, bei den meisten Unternehmungen an vorderster Front zu finden. Er war der Hauptmann im Räuberspiel und Feldherr im Soldatenspiel. Er war der Anführer, oft auch Anstifter, wenn Streiche verübt wurden. Und er war ein eifriger Wortführer und Parteigänger, wenn es einmal zum Streit gekommen war. Er war aber auch wieder schnell bereit, Frieden zu schließen.

Die von den Eltern erhoffte Wirkung war also ausgeblieben. Die Schule schien ganz und gar nicht geeignet, dem ungebändigten Wesen Melchiors Zügel anzulegen. Daher bestellte der Vater einen Hauslehrer. Aber auch er blieb erfolglos. Melchior schien viel zu lebhaft, als daß jemand seinem Drang nach Bewegung hätte Herr werden können. Da nun glaubten die Eltern, ein anderes versuchen zu müssen. Sie gaben ihn von daheim fort in die Obhut von Vikar Büttner, einem Landgeistlichen, der im benachbarten Dorf Velen wohnte und als Erzieher von Kindern und Jugendlichen in hohem Ansehen stand[23]. Gewiß hatten Anton und Franziska Diepenbrock dabei das Beste im Auge, zudem war es üblich, daß die wohlhabenderen Bürgersfamilien die Söhne und Töchter zur besseren Erziehung und Bildung in Internate schickten. Melchior aber, der gerade sieben Jahre alt war, war die Trennung von daheim schwer gefallen.

Offensichtlich hatte Büttner sofort herzliches Wohlgefallen an Melchior gefunden. Tatsächlich besaß er eine äußerst gewinnende, offene und aufrichtige Kinderart. Auch überraschte er seinen neuen Lehrer durch sein müheloses Lernen und Fortkommen

[21] Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 29 f.
[22] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 4.
[23] Ebenda 5.

im Unterricht. Gern lobte er dann seinen Liebling. Und bald hatte auch Melchior den väterlichen Büttner ins Herz geschlossen und gab ihm ein ums anderemal rührende Beweise seiner kindlich treuen Anhänglichkeit.

Bald hatte Melchior auch allem anderen gegenüber, das ihm in Velen als neu und fremd begegnet war, seine anfängliche Scheu überwunden. Ebenso aber hatte auch sein neuer Eifer im Lernen nicht lange vorgehalten. Und Büttner mußte zusehen, wie nun immer deutlicher auch die Schattenseiten im Wesen seines so viel versprechenden Zöglings zum Vorschein kamen und allmählich die Oberhand über ihn gewannen. Als die dunkelste beklagte er Melchiors Hang zu unstetem Herumstreifen. Gerade das Dorf Velen mit seiner ländlichen Umgebung bot dazu reiche Möglichkeiten, zumal der gutherzige Vikar Melchior alle Freiheiten gewährte. Mit beinahe unwiderstehlichem Reiz zog Melchior die freie Natur mit allem, was sich in ihr auffinden ließ, an. Und so manchesmal mußte Büttner die Entdeckung machen, daß Melchior schon vor Tagesanbruch ins freie Feld entwischt war, um dort den Gesang der erwachenden Vogelstimmen zu hören.

Schien aber die Sonne, so war es Melchior schier unerträglich, im Zimmer am Schreibpult sitzen zu müssen. Fast schien es, als würden ihm die vier Wände Grauen einflößen. Alle ihm zu Gebote stehenden Mittel, Bitte, List, selbst Gewalt gebrauchte er dann, um ihnen zu entfliehen. Seine Schulaufgaben blieb er meist schuldig. So geschah es nicht selten, daß er in Gegenwart des Vikars selbst seinen Pflichten nachkommen mußte. Auch manche Strafarbeit war da diktiert worden. Strenge und Bestrafung aber erreichten bei Melchior gerade das Gegenteil. Sie riefen nur seinen ungeheuer zähen Trotz hervor. Er war dann um so eigenwilliger und unlenkbarer. Und selbst der danebenstehende Büttner konnte nicht verhindern, daß er seine Aufgaben nur ungenau und nachlässig fertigbrachte. Am ehesten war durch gute Worte Besserung zu erreichen, dann wenn Melchior aus Liebe zu seinem Lehrer gehorchte und von dem einen oder anderen Vorhaben abließ. Büttner wußte das. Er gebrauchte denn auch diese strengen Mittel nur, wenn sich Melchior wieder eine größere Extravaganz geleistet hatte, über die er nicht hinwegsehen durfte. So waren Lehrer und Schüler in Bezug auf das Hausaufgabemachen übereingekommen, daß die Aufgaben auch vor dem Haus im Freien erledigt werden dürften. Und da konnte Melchior durchaus sorgfältig und gewissenhaft arbeiten. Allerdings meinte er, sich damit zugleich das Recht für alle nachfolgenden Streif- und Eroberungszüge erkauft zu haben.

Ernsthafte Sorge bereitete Melchior dem Vikar durch seine Vorliebe für Klettereien, die ihn vor nichts haltmachen und zurückschrecken ließ. Im Umkreis von Stunden gab es keinen Baum, den er nicht gekannt und bestiegen hätte. Nachts aber stahl er sich auch auf das Dach, um besser in die Sterne schauen zu können, bis ihn Büttner dort wieder entdeckte. Und mochte der Vikar Melchior noch so eindringlich mit Strafen drohen, so ließ dieser doch nicht von seinen Klettertouren ab. Ein Kletterunternehmen aber brachte Büttner schier außer Fassung. Das in Velen gelegene gräfliche Schloß besaß eine Turmuhr, dessen Glockenspiel seines großen Tonumfangs wegen in der ganzen Gegend bekannt war. Man ließ es aber nicht mehr spielen. Auch Melchior kannte dieses Glockenspiel nur vom bloßen Erzählen her. Seitdem aber gingen ihm diese Glocken nicht mehr aus dem Sinn. Alle möglichen Versuche unternahm er, um in den Besitz der Turmschlüssel zu gelangen. Sie waren aber immer vergebens gewesen. Da plötzlich ertönte an einem Sonntag Mittag das Glockenspiel. Man wunderte sich darüber um so mehr, da die Turmschlüssel unverrückt an ihrem Platz lagen. Die Sache schien unerklärlich. Und schließlich war die ganze Bewohnerschaft von Schloß und Dorf vor dem Turm zusammengelaufen. Freilich war man sich bald einig,

daß hinter allem nur Büttners „wilder Melchert" stecken könne. So war es auch. Er hatte den Schloßturm von außen erklettert. Und als man auf den Turm gekommen war, fand man ihn dort bei den Glocken vor. Alle aber waren viel zu froh, ihn heil in Empfang nehmen zu können, als daß jemand daran gedacht hätte, ihn zu bestrafen. Vor allem war das bei Vikar Büttner so. Aber er glaubte nun keinen Tag länger mehr für das Leben und die geraden Glieder Melchiors verantwortlich sein zu können. Dringend bat er die Eltern um dessen Rücknahme, in die sie endlich einwilligten. Als sie aber Melchior holten, soll er den Knaben doch nur schweren Herzens entlassen haben.

Nur kurze Zeit war Melchior nun daheim. Die Eltern hatten ihn umgehend in dem Knabeninstitut Wilkinghege angemeldet. Ein wenig Ratlosigkeit und Bestürzung über das entfesselte Wesen Melchiors mag wohl bei diesem schnellen Entschluß mitgespielt haben. Anton und Franziska Diepenbrock waren überzeugt, daß nunmehr am besten in Wilkinghege für eine ordentliche Erziehung und gute Schulbildung Melchiors gesorgt werden könne. Wilkinghege lag nicht allzuweit von Münster entfernt. Das Haus selbst war ein großer, schloßähnlicher Renaissancebau. Um ihn herum lagen gepflegte Gärten. Im Jahr 1805 hatten dort französische Trappisten Zuflucht gefunden und eine Erziehungsanstalt eingerichtet, die weit und breit zu den gesuchtesten gehörte[24].

Hier in Wilkinghege war freilich alles anders als beim nachsichtigen Büttner. Das ganze Leben im Haus war auf genaue Einhaltung der Ordnung und Disziplin abgestellt, der ganze Tagesablauf einer genau vorgeschriebenen Regel unterworfen. Jede Übertretung, jede versäumte Aufgabe wurde unnachsichtig geahndet und bestraft. Wenn aber auch die Umgebung so verändert war, so war Melchior doch derselbe geblieben. Kaum ließ er eine Gelegenheit ungenutzt, sich über die Hausordnung hinwegzusetzen. Er war dabei überaus erfinderisch in seinen Versuchen, den früheren Gewohnheiten und Vorlieben nachzugehen. Die Kühnheit und Gewandtheit, mit der er das tat, aber erregte bei seinen Kameraden Bewunderung und reizte zur Nachahmung. Sein Beispiel übte beinahe zündende Kraft aus. Und wie in der Schule zu Bocholt war er wieder Anführer und Anstifter zahlreicher Streiche. Eine förmliche Anhängerschaft hatte er um sich gesammelt, die dann gemeinschaftlich zu Werke ging. Das geschah aber nie in böswilliger Absicht. So war mit ihm eine eigenartige Bewegung in das sonst so ruhige Alltagsleben im Institut gekommen. Plötzlich war ein viel wilderes Spielen unter den Knaben und gab es geplünderte Obstbäume und andere nächtliche Zerstörungen. Plötzlich kamen Dinge vor, die kurz vorher noch undenkbar waren. Eine seltsame Abenteuerlust schien entfesselt. Und wohl kam es manchesmal auch zu regelrechten Aufständen gegen die Institutsordnung und zu gezielten Anschlägen gegen den einen oder anderen allzu strengen Lehrer. Melchior lieferte die Ideen und führte seine Mithelfer an. Er übernahm selber aber immer auch den gefährlichsten Teil solcher Unternehmungen. Die Leitung des Hauses aber war von diesen Umtrieben nur um so mehr beunruhigt, als schließlich der gute Ruf des Instituts selbst bedroht schien. Zugleich mußte man sich immer mehr die eigene Hilflosigkeit dem nicht zu bändigenden Neuling gegenüber eingestehen, der stets als Hauptanstifter erkannt war. Denn wurde Melchior streng zurechtgewiesen und bestraft, mußte man sogleich gegen ein neues Übel bei ihm ankämpfen, gegen seinen ungeheuerlichen Trotz. Gegen ihn war man machtlos. Und die schärfste Zucht, in die man ihn nahm,

[24] Ferdinand Theissing, Geschichte des Hauses Wilkinghege und seiner Besitzer, Münster 1933.

machte ihn nur noch eigenwilliger. Auch das Androhen der schlimmsten Strafen half nichts. Melchior zog sich dann ganz in sich zurück und blieb gegen jeden verschlossen.

Dabei war er nicht ein besonders schwieriges oder gar böses Kind. Er war nur ein allzu aufgeweckter und lebhafter Knabe, der eben lieber den eigenen Neigungen nachging, als stillhielt und Schulaufgaben machte. Dabei konnte er unwiderstehlich kindlich anhänglich sein, wenn man nur auf ihn einzugehen verstand, ihm Zuwendung und Zuneigung entgegenbrachte. Vielleicht hatte er gerade in Wilkinghege diese Zuneigung, mit der allein man sich sein Wesen aufschließen und gewinnen konnte, vermissen müssen und war daher immer widerstrebender geworden. Schließlich wußte man sich nur noch dadurch zu helfen, daß man ihn nach neun Monaten[25] wieder nach Hause zurückschickte mit der Bemerkung, es ermangle ihm gänzlich an allem in einem Institut geforderten Benehmen.

So war er wieder daheim in Bocholt. Die Enttäuschung über ihn war wohl groß. Auch war mit ihm nun wirklich schwer umzugehen. Vielleicht wäre es das beste gewesen, man hätte ihn gar nicht von zuhause fortgeschickt, sondern sich im Schoß der Familie entfalten lassen. Jetzt aber war der heranwachsende Knabe in allem sehr reizbar und heftig geworden. Etwas Jähes und Auffahrendes hatte sich in seinem Wesen ausgeprägt. Insbesondere die ihm an Jahren zunächst stehenden Geschwister, welche lauter Mädchen waren, mußten da von ihm viel erleiden. Zumeist waren sie froh, wenn sich der jähzornige Bruder damit begnügte, ihre Puppen zu mißhandeln, was freilich schon Grund genug für viele Tränen war. Nach solchem Streit aber hatte sich Melchior bald wieder die Herzen aller zurückerobert. Denn zumeist sah er sein Ungestüm ein und setzte alles daran, das Getane wiedergutzumachen. Vor allem für die Mutter waren es die schönsten Augenblicke, wenn er dann, oft in derselben ungestümen Weise, versöhnungsbereit zu ihr hindrängte. Dann war er wieder der Knabe mit der gewinnenden, offenen Kinderart. Und in oft rührender Weise bezeugte er seine Anhänglichkeit. Auch den kleineren Schwestern gegenüber ließ er wieder brüderliche Fürsorge obwalten. Dabei konnte Melchior eigentümlich nachgiebig und weichherzig sein.

Und so war es, wie es immer daheim gewesen ist: keiner konnte ihm wirklich böse sein. Insbesondere die Mutter kannte ihren Sohn und konnte ihn, so sehr er es auch verdient hätte, nie ernsthaft bestrafen. Melchior schien ihr ans Herz gewachsen und sie verzog ihn. Und das tat eigentlich die ganze Umgebung.

In diese Zeit fiel Melchiors Erstkommunionfeier. Pastor Schreven, der der Familie sehr nahe stand, hatte den Gottesdienst in der Pfarrkirche St. Georg geleitet[26]. Wohl fallen überhaupt in diese Zeit die schönsten Kindertage Melchiors, vor allem auch die glücklichen Ferienzeiten in Ulft, die er dort zusammen mit den Geschwistern verbrachte. Dem Bruder Bernard beschrieb er später einmal Ulft als „das Eldorado unserer ersten Jugendzeit“[27]. In Ulft stand den Kindern auch alles offen. Da konnte man nach Herzenslust den ganzen Tag spielen und herumtreiben, konnten die Knaben

[25] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 7.

[26] In seiner Dankesadresse vom 4. November 1850 an die Bocholter Stadtgeistlichkeit, welche ihn zur Erhebung zum Kardinal beglückwünschte, erinnerte sich Diepenbrock, daß er vor mehr als 40 Jahren vom edlen, unvergeßlichen Schreven „zum erstenmal zum Tisch des Herrn geführt worden“ sei (Elisabeth Bröker, Der Heimat in Treue verbunden, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 104).

[27] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Breslau, 6. Dezember 1850, StA Boch 1.1.4. 15.

heimlich Tabak rauchen, im Freien baden und im Nachen fahren. Da gab es zahlreiche Spielkameraden, mit denen man manches Abenteuer wagte, schließlich den lahmen Gänsejungen, mit welchem man immer schon von weitem her Rufsignale wechselte, und vieles andere. Und da wurde man von der alten Lene, einer Hausangestellten, mit allen möglichen Süßigkeiten verwöhnt[28].

Aber auch daheim in Bocholt ließ sich vieles unternehmen, zusammen mit den Geschwistern oder Nachbarskindern. Manches aber, was für Melchior als dem jüngeren, nicht ausführbar war, bewerkstelligte er dann mit Hilfe des älteren Bruders Bernard[29]. Und noch Jahrzehnte später erinnerte er den Bruder an die eine oder andere Waghalserei, die sie gemeinsam unternommen hatten, und schrieb ihm auch einmal: „daß wir nicht den Hals dabei gebrochen, ist ein Wunder". Auch auf den Bocholter Kirchturm waren beide einmal gestiegen, hinauf bis zu dem kleinen Fenster, von wo aus sie ganz aus der Nähe die „Leiendeckers", die Arbeiter, die mit Hilfe einer Art Schwebekran den Kirchturm neu eindeckten, beobachten konnten, welche sie beide um ihres freien Schwebens in der Luft so sehr beneideten[30].

Im Winter aber boten die Eisflächen der bei Bocholt so zahlreichen Wasserläufe willkommene Abwechslung. Auch der Vater ging dann mit hinaus und Melchior erinnerte sich, wie gewandt er Schlittschuhlaufen konnte. Er selbst hatte das „Schatseljagen" auf der Gasse vor dem elterlichen Haus gelernt, wo das Wasser aus der Küche zu einer großen Eisbahn zusammengefroren war. Dort wurde „so lange herumgezackert", bis man sich aufs offene Eis wagen konnte. Dann aber ging es über die Wassergräben hin bis weit hinaus vor die Stadt. Und unter Anleitung des auf den Schlittschuhen immer schon viel gewandteren älteren Bernard wurden da auch allerhand Sprungübungen gemacht. Vor allem Melchior reizte es immer wieder, gerade auch über die Stellen hinwegzufahren, wo das Eis kaum trug. Mehrmals ist er eingebrochen und soll einigemale nur mit Mühe vor dem Ertrinken bewahrt worden sein[31].

Eine Aufregung besonderer Art brachte stets der Neujahrsmorgen mit sich. In Bocholt war es Brauch, daß zum Jahreswechsel der Nachtwächter kurz vor Mitternacht von Haus zu Haus ging und über die Haustüre die neue Jahreszahl in einen durch ein Kreuz geviertteilten Kreis schrieb. Jedesmal am Neujahrsmorgen galt es dann für die Kinder nachzusehen, ob auch heuer wieder dieses Zeichen über der Tür stand. Und das Fragen, woher es über Nacht gekommen sei und was es bedeute, nahm kein Ende[32].

Militärschule und Leutnantszeit

Wieder wandelten sich die politischen Gegebenheiten. Napoleon war dabei, nahezu ganz Europa unter seine Herrschaft zu zwingen. Eine Welle der Begeisterung schlug ihm überall entgegen und erleichterte seinen Erfolg. Im Internat zu Wilkinghege war

28 Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Breslau, 30. Dezember 1849, ebenda.

29 Bernard stand Melchior unter seinen Brüdern wohl von Kindheit an am nächsten. Zeitlebens verband beide ein aufrichtiges brüderliches Einvernehmen, ganz im Gegensatz zu den anderen Brüdern, Ferdinand und Joseph.

30 Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Breslau, 30. Dezember 1849 und 6. Dezember 1850, StA Boch 1.1.4. 15.

31 Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Johannesberg, 16. August 1851, ebenda.

32 Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Breslau, 30. Dezember 1849, ebenda.

von diesen Dingen kaum etwas erwähnt worden. Dagegen wurden, wie in allen Kreisen Bocholts, auch im Haus Anton Diepenbrocks die politischen Ereignisse mit wachem Interesse erörtert, zumal es absehbar war, daß bald auch die eigene Heimat von ihnen unmittelbar betroffen werden würde.

Am 26. Dezember 1810 wurde denn auch die Einverleibung des Salm-Salmschen Fürstentums in das französische Kaiserreich verfügt und am 1. Januar 1811 die volle Besitzergreifung desselben erklärt. Der regierende Fürst des Hauses Salm-Salm hatte am 28. Februar seine Untertanen von dem ihm geleisteten Treueeid entbunden. Auch der Bocholter Stadtmagistrat war aufgelöst und das annektierte Land französischem Vorbild gemäß in Departments, Arrondisments, Kantons und Mairien eingeteilt worden. Zum ersten Maire des neugebildeten Kantons Bocholt wurde Melchiors Vater bestimmt[33]. Wenn Anton Diepenbrock aber dieses Amt unter diesen Umständen angenommen hat, so geschah es nicht nur, weil er der französischen Sprache mächtig war, sondern vor allem aus Verantwortung für seine Vaterstadt. Wohl geschah es auch unter Verwendung, jedenfalls im ausdrücklichen Einvernehmen mit dem Fürsten Salm-Salm, der Anton Diepenbrock vertraute.

Melchior nahm alles, was er über Napoleon und die große Armee erfuhr, mit größter Begeisterung auf. Stets hörte er zu, wenn die Erwachsenen die neuesten Geschehnisse besprachen. Insbesondere begeisterte ihn der Krieg. Lebhaft stellte er sich alles vor und träumte von der großen Armee, in deren Reihen selbst als unscheinbarer Tambour zu stehen ihm ein erstrebenswertes und ruhmreiches Los schien. Eine neue Idee hatte ihn ganz und gar eingenommen: er wollte Soldat werden. Verständlicherweise wiesen die Eltern diesen Wunsch entschieden zurück. Aber es half weder gutes Zureden noch ein striktes Verbot. Melchior hielt an seinem Entschluß fest. Und mit der ihm eigenen Zähigkeit und Unnachgiebigkeit setzte er seinen Willen schließlich durch. Im Jahr 1810 brachten ihn die Eltern zur französischen Militärschule nach Bonn[34], welche dort von der französischen Verwaltung errichtet worden war.

Hier schienen sich tatsächlich seine Träume zu erfüllen. Da war nicht alles auf theoretisches Lernen abgestellt, sondern da bewegte man sich in Uniform und da galt es, die militärischen Wissenschaften zu erlernen, den Umgang mit den Waffen und die kriegerischen Bewegungen im freien Feld zu üben. Da gab es ein Exerzieren und Ausreiten zu Pferde, dazu die unter 800 Zöglingen so reiche Kameradschaft. All das zog Melchior an und selbst der Gehorsam schien hier natürlich und selbstverständlich zu sein. Trotzdem aber konnte er sich doch nicht jene kleinliche Pünktlichkeit aneignen, die hier als Grundelement aller militärischen Erziehung gepflegt und selbst in den geringfügigsten Dingen eingefordert wurde. Immer wieder zog er sich Rügen zu, immer mehr sank er in Strafen. Sie aber riefen seinen Trotz wach, der ihm dann neue Strafen einbrachte. So war er wiederholt unter Arrest gestellt.

So war es auch, als die Nachricht eintraf, Napoleon selber werde nach Bonn kommen und durch die unter Waffen angetretenen Reihen der Zöglinge der Militärschule reiten. Melchior war verzweifelt. Nur auf sein eindringliches Bitten, schließlich auch auf die Fürsprache des gerade anwesenden älteren Bruders hin durfte er endlich am Aufmarsch teilnehmen. Lebenslang blieb ihm dieser Tag des gewaltigen Eindrucks wegen, den er damals auf ihn machte, in Erinnerung. Ein Teil der älteren Schüler hatte bei dieser Gelegenheit um Aufnahme in die Armee nachgesucht. Auch Melchior stellte diese Bitte. Sie wurde aber aufgrund seines jugendlichen Alters nicht berücksichtigt.

[33] Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 63.

[34] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 8 f.

Er war tief verletzt und suchte den Grund der Ablehnung einzig im Übelwollen seines Vorgesetzten. Diese Überzeugung wirkte sich nun aber derart unglücklich auf seine ganze Haltung aus, daß er bald schon wegen Indisziplin aus der Militärschule entlassen wurde.

Diesmal bangte ihm vor der Heimkehr. Deshalb beschaffte er sich einen Quartierschein und betrat erst spät abends, als es schon dunkel geworden war, als französische Einquartierung das Vaterhaus in der Osterstraße. Man führte den blutjungen Soldaten, der ganz offensichtlich nur französisch sprach und kein Wort deutsch verstand, ins Wohnzimmer. Als aber Apolonia, die jüngere Schwester, unwillkürlich ausrief: „Ach, Melchior, ich glaube Du bist es? Sprich Deutsch!" leugnete er nicht lange. Alle aber waren froh und erheitert über die unerwartete Verwandlung des späten Gastes. Da gestand Melchior aber sofort, was geschehen war. Die Eltern freilich wußten ihn nun lieber daheim als in der Armee und so war die Sache wie von selber zu einem guten Ende gelangt.

Bei sich selber aber war Melchior wohl enttäuscht, daß er nun wieder und gerade in dem, was er selbst begonnen hatte, gescheitert war. Daher war er diesmal ein wenig reuevoll heimgekehrt. Mit allen guten Vorsätzen trat er bald darauf eine Stelle in der Domänenverwaltung an, die ihm der Vater besorgt hatte[35]. Dort leistete er auch sorgfältige Arbeit. Freude aber konnte er darin nicht finden. Die ganze Beschäftigung war ihm viel zu trocken und eintönig. Zahlen schreiben und Listen ausfüllen widersprach seiner ganzen Natur. Auch Anton Diepenbrock hatte das bald erkannt. Daher scheute er jetzt nicht davor zurück, für Melchior erneut einen Hauslehrer zu bestellen. Der noch junge Lehrer Starting aber wußte seinen altersmäßig nun schon fortgeschrittenen Schüler von der rechten Seite her anzufassen. Mehr als Freund denn als Lehrer machte er ihm Studium und Lernen lieb. Es wurden naturwissenschaftliche Fächer und Mathematik betrieben, vor allem aber auch alte und neuere Sprachen gelernt. Wie sich aber diese Studien näherhin gestaltet haben, ist nicht genauer zu sagen. Feststeht aber, daß Melchior gerade diesem Unterricht die eigentliche Grundlegung seiner Schulbildung verdankte. Auch die Grundlegung seiner späteren außergewöhnlichen Sprachkenntnisse erfolgte wohl hier[36]. Offensichtlich lernte Melchior mit einiger Leichtigkeit. Vielleicht zeigte sich damals zum erstenmal sein Talent für fremde Sprachen, auch seine Gewandtheit in der Muttersprache, vielleicht auch überhaupt seine Neigung und sein sicheres Gespür für alles künstlerisch Schöne. Das alles tritt dann später in seinen Übersetzungswerken ins volle Licht. Die Fortschritte im Unterricht aber nahmen nicht immer ihren geregelten Fortgang. Denn Melchior hielt nie allzu lange bei ein und derselben Tätigkeit aus. Er verfiel dann wieder seinem gewohnten Hang umherzuschweifen. Immer mehr nahm ihn auch seine neue Leidenschaft zu jagen ein.

[35] Ebenda 10.

[36] Von Breslau aus dankte Diepenbock am 15. November 1852 seinem Lehrer Starting für die freundlichen Zeilen, „womit Sie mich unlängst an vergangene Zeiten in einer Sprache erinnert haben, die ich damals von Ihnen lernte und die mir seitdem manchen Genuß verschafft hat." (StA Boch 1.1.7. 315). Dieser heute möglicherweise im Nachlaß Kardinal Diepenbrock im Erzbischöflichen Archiv in Breslau aufbewahrte Brief Startings gäbe genauen Aufschluß darüber, welche neuere Sprache Starting seinen Schüler damals bevorzugt unterrichtete. Vielleicht war es die spanische. Mit Sicherheit aber lernte Melchior bei Starting auch Französisch, auf das er schon in den Instituten zu Wilkinghege und Bonn gestoßen war; vielleicht auch Flämisch, das ihm der Sprachverwandtschaft mit der plattdeutschen Bocholter Mundart wegen leicht fallen mußte. Ungewiß bleibt, ob er auch von Starting bereits mit dem Italienischen und Englischen bekannt gemacht wurde.

Bei allem scheinbar so ungebändigten Wesen war er aber eigentümlich weichherzig und mit allem mitfühlend. Er besaß eine ausgeprägten Sinn für Wohltätigkeit. War sein Mitleid erweckt, so blieb er so lange ruhelos, bis Abhilfe geschaffen war. Auch er selber gab dann, was er hatte. Oft plünderte er die Vorratskammer im elterlichen Haus und trat, wenn es dunkel geworden war, mit Brot und Fleisch seinen Weg zu den Bedürftigen an. Mehr als einmal war er dabei von den Eltern beobachtet worden[37]. Sie konnten ihn zwar dafür nicht loben, aber eben auch nicht bestrafen.

Auch der Traum, Soldat zu werden, erwachte nun wieder in ihm. Seit dem Scheitern des Rußlandfeldzugs im Winter 1812/13 war Napoleons Herrschaft unwiderruflich im Sinken begriffen. Die Geister des Widerstands waren wachgerufen. Als erster der mit Frankreich Verbündeten war Preußen abgefallen. General Ludwig Graf York von Wartenburg hatte im Dezember 1812 Rußland die preußische Neutralität im Krieg gegen Frankreich zugesagt. Schon im März 1813 aber erklärte Preußen selber Frankreich den Krieg. Freilich besiegelte erst der Kriegseintritt Österreichs im August desselben Jahres das Schicksal Napoleons. Die endgültige Entscheidung fiel in der Völkerschlacht bei Leipzig am 16. bis 19. Oktober 1813. Geschlagen zog sich Napoleon über den Rhein zurück. Von da an schien sich auch mit jedem Tag die Begeisterung der Befreiung von der französischen Fremdherrschaft zu steigern. Melchior aber wurde von ihr um so leidenschaftlicher ergriffen, als nun der unerfüllte Traum vom Soldatenleben erneut in ihm auflebte. Und er sehnte die Gelegenheit herbei, seine Entschlossenheit beweisen zu können.

Seit November des Jahres 1813 waren in Bocholt fortwährend preußische und russische Soldaten einquartiert. Nicht selten mußten die wohlhabenderen Familien zwanzig Mann und mehr Quartier und Verpflegung gewähren[38]. Im Haus Anton Diepenbrocks hatte im Dezember 1813 der kommandierende preußische General von Borstell Unterkunft genommen. Für Melchior waren das sehr aufregende Tage. Stets suchte er den militärischen Gästen möglichst nahe zu sein. So hörte er eines Abends die Offiziere von dem Vorhaben sprechen, von Bocholt aus die noch besetzte Festung Wesel zu stürmen. Die Franzosen sollten in einem nächtlichen Überraschungsangriff überrumpelt werden. General von Borstell hatte dazu die Christnacht bestimmt. Melchior glaubte nun seine Gelegenheit gekommen. Sofort am nächsten Morgen ließ er sich beim General melden und bat ihn dringend, an diesem Unternehmen teilnehmen zu dürfen. Von Borstell war beeindruckt von der Unerschrockenheit des kaum fünfzehnjährigen, hochgewachsenen Jünglings. Zudem war Melchior der Sohn des Hauses. So gewährte er ihm seine Bitte und ließ ihm eines seiner guten Pferde anweisen. Gewiß machten die Eltern, insbesondere die Mutter, Melchior die heftigsten Vorwürfe. Sie konnten ihn aber nicht zurückhalten, vor allem schon deshalb, weil der General selbst die Erlaubnis gegeben hatte. Tatsächlich zog Melchior in der Nacht des 24. Dezember zusammen mit dem preußischen Armeekorps gegen Wesel aus. Wegen eines plötzlichen Anschwellens des Rheins und wegen ungenügender Kenntnis der genaueren Ortsverhältnisse aber mußte das Vorhaben aufgegeben werden. Schon am nächsten Tag war man wieder nach Bocholt zurückgekehrt[39].

Mit Nachdruck wurde nun die Bildung der Landwehr betrieben. Auch der Kreis Borken, dem die Stadt Bocholt zugehörte, hatte ein Bataillon zu stellen. Am 1. Februar 1814 konstituierte sich der für die Sektion Bocholt zuständige Ausschuß.

[37] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 8.

[38] Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 75.

[39] Wesel wurde erst im Mai des Jahres 1814 von den Franzosen freigegeben. – Ebenda 75 f.

Ihm gehörte auch Anton Diepenbrock an. Aus der Stadt Bocholt meldeten sich sofort 16 Freiwillige zur Landwehr, die man im Volk ihrer weißen Uniform halber allgemein „De Witten" nannte. Unter ihnen waren neben Melchiors ältestem Bruder Ferdinand und dem Vetter Friedrich auch Melchior selber[40]. Er war damals gerade 16 Jahre alt geworden. Ferdinand trat als Hauptmann ein, Melchior und sein Vetter als Leutnants. Noch weitere 59 Männer wurden durch das Los einberufen. Für die Familie Anton Diepenbrocks bedeutete die Teilnahme Ferdinands und Melchiors eine nicht geringe finanzielle Belastung. Denn alle, die freiwillig und in höherem Dienstgrad eingetreten waren, mußten ihre Ausrüstung selber stellen. Zudem nähte die Mutter Franziska eine bedeutende Summe in Gold in die Brustteile der Uniformen ihrer beiden Söhne ein, für den Fall ihrer Verwundung oder Gefangennahme. Schon am 11. Februar hatten sich alle Landwehrmänner am Bestimmungsort Borken zu versammeln. Dort wurden sie feierlich vereidigt. Dann kam der Befehl auszurücken. Die Borkensche Landwehrabteilung war als drittes Bataillon dem Landwehrinfanterieregiment Bergen einverleibt. Es war zur Bewachung des Großherzogtums Bergen abkommandiert worden.

Die zähe Gegenwehr Napoleons war schließlich zusammengebrochen. Die gegen Frankreich Verbündeten waren Ende März 1814 in Paris eingezogen und der Kaiser am 6. April in Fontainebleau zur Abdankung gezwungen worden. Mit Ludwig XVIII. waren die Bourbonen auf den Thron zurückgekehrt. Der Erste Pariser Frieden vom Mai 1814 hatte Frankreich wieder in die vormaligen Grenzen von 1792 zurückgewiesen. Der Krieg war zu Ende. Auch das Borkensche Landwehrbataillon wurde bis auf einen verbleibenden Rest von 120 Mann aufgelöst und im September 1814 nach Hause entlassen.

Kaum ein halbes Jahr später aber hatte Napoleon die Insel Elba verlassen, erneut ein Heer um sich versammelt und war Mitte März 1815 in Paris eingezogen. Die Episode der Hundert Tage hatte begonnen. Wellington und Blücher setzten ihr im Juni 1815 in der Schlacht bei Waterloo ein Ende. Noch einmal war der Krieg aufgeflammt. Die Landwehrausschüsse wurden wieder in Tätigkeit gesetzt und schon Ende März 1815 die Landwehrmänner wieder einberufen. Mit ihnen zogen auch die Brüder Ferdinand und Melchior Diepenbrock im April wieder ins Feld[41]. Melchior nahm wieder seinen früheren Dienstgrad eines Leutnants ein. Besorgt entließen die Eltern wieder ihre Söhne.

Das Borkensche Bataillon, das wie zuvor wieder dem Landwehrinfanterieregiment Bergen eingegliedert war, wurde abkommandiert zur Einnahme der französisch besetzten Festung Landau am Main. Hier lag man längere Zeit unter dem Befehl von General Zieten in Stellung. Wohl schrieben Melchior und Ferdinand regelmäßig nach Hause. In Bocholt selber war man von diesem abermaligen Kriegsgeschehen kaum mehr betroffen. Um so mehr bangten die Eltern um die beiden im Feld stehenden Söhne. So schrieb Franziska ihren Kindern nach Vreden am 29. Juli 1815, daß die beiden Brüder Ferdinand und Melchior zwar gesund seien, aber immer noch vor Landau stünden und täglich in Todesgefahr schwebten, und ermahnt sie, „betet ja alle täglich fleißig für sie"[42].

Erst nach dreimonatiger Einschließung wurde Landau von den Franzosen geräumt.

[40] Ebenda 77.

[41] Ebenda 84.

[42] Franziska Diepenbrock an ihre Kinder, Holtwick, 29. Juli 1815, StA Boch 1.2.1.4. 15. Der Brief wandte sich an Melchiors jüngere Schwestern Gertrud und Katharina, die zu dieser Zeit in Vreden in einem Pensionat waren.

Danach war das Borkensche Bataillon noch nach Mainz, später nach Kreuznach verlegt worden. Erst gegen Ende des Jahres 1815 kehrte es in die Heimat zurück. Auch Melchior wurde später vom Kommandeur des Regiments Bergen die „Medaille pro 1815" verliehen. Sie war die Anerkennung dafür, daß er im Feldzug des Jahres 1815 wirklich mitgekämpft hatte[43].

Vergebens hatte das Salmsche Fürstenhaus auf Wiederherstellung seiner Herrschaft gehofft. Auf dem Wiener Kongreß war bis auf geringfügige Ausnahmen das ganze ehemalige Hochstift Münster Preußen zugeschlagen worden. Mit dem Patent vom 21. Juni 1815 hatte der preußische König Friedrich Wilhelm III. von den neuen Gebieten förmlichen Besitz ergriffen[44]. Auch Bocholt unterstand nun preußischer Herrschaft. Innerhalb von 13 Jahren hatte es dreimal den Wechsel der Landeshoheit hinnehmen müssen. Stets war davon auch das ganze öffentliche Leben betroffen. Auch diese äußeren Verhältnisse hatten eine geregelte Schulausbildung Melchiors erschwert und zuzeiten ganz verhindert. Er selber nahm freilich erst später wahr, wie nachteilig für ihn das alles in Wirklichkeit war. „Meine Jugend", so schrieb und urteilte er später, „fiel in die unglücklichste Zeit; keine ordentl. Schule, später Wechsel; das Wenige, was ich als Knabe gelernt, vergaß ich als Jüngling im Militairdienst, daher später große Anstrengung und geschwächte Gesundheit"[45].

Für den Augenblick aber nahm er diesen Nachteil nicht wahr. Denn wenn sich auch Anton Diepenbrock stets um die Weiterbildung Melchiors sorgte, wollte sich dieser nicht ausschließlich an Bücher und Studien binden lassen. Eben darum hatte er auch zum Militärdienst hingedrängt. Dahinter stand zunächst nur der Traum vom Soldatenberuf, wie er in jedem Knaben lebendig werden konnte, später die überall erwachte Begeisterung der Befreiungskriege. Schließlich aber meinte Melchior, daß sich ihm gerade im Soldatenstand, im Militärdienst erfüllen könne, wonach er strebte, wenngleich er sich dieses Etwas selber gar nicht klar und eindeutig benennen konnte. Der Soldatenberuf schien ihm aber die echte Möglichkeit eines Lebensberufes zu eröffnen.

Nun aber war mit der Auflösung der Landwehr der Kriegsdienst mit einem Mal vorüber, noch ehe er richtig begonnen hatte. Alle kehrten wieder nach Hause und in ihren Beruf zurück. Melchior aber hatte keinen eigentlichen Beruf. Er besaß auch keine abgeschlossene Ausbildung, nicht einmal eine überzeugende persönliche Neigung, die ihn auf ein festes Ziel hingelenkt hätte. So schien nichts naheliegender, als die militärische Laufbahn weiterzuverfolgen. Daher hatte er nun um den Dienst im preußischen Heer nachgesucht. Am 4. Oktober 1815 wurde er ins preußische Heer übernommen und unter gleichbleibendem Rangverhältnis dem 14. Infanterieregiment, dem 3. Pommerschen, eingegliedert[46]. Wohl bald schon wurde Diepenbrock als preußische Besatzung nach Frankreich abberufen. Dort tat er unter dem kommandierenden General, Feldmarschall Graf Zieten, Dienst, der im Jahr 1814 im elterlichen Haus in Bocholt vorübergehendes Quartier bezogen hatte[47]. Mit ihm verband ihn später eine

[43] Die Urkunde trägt das Datum „Dülmen den 18ten Februar 1816", StA Boch 1.1.1. 10.

[44] Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 84 f.

[45] Diepenbrock an Heinrich Förster, Regensburg 31. Mai 1845. Alfons Nowack, Ungedruckte Briefe, von und an Kardinal Melchior von Diepenbrock. Nach dem im Erzbischöflichen Diözesanarchiv zu Breslau vorhandenen Material, Breslau 1931, 36.

[46] Patent als Second Lieutenant für den Second Lieutenant Diepenbrock, Berlin 4. Oktober 1815, StA Boch 1.1.1. 10.

[47] Diepenbrock an eine Verwandte, Breslau 21. Oktober 1846. Heinrich Finke, Zur Erinnerung an Kardinal Melchior von Diepenbrock. 1798–1853. Nach ungedruckten Briefen, in: Zeitschrift für vaterländische Geschichte und Altertumskunde Westfalens 55 (1897) 246.

lebenslange Freundschaft. In Frankreich aber begann für ihn ein ziemlich unstetes Soldatenleben. Die Zeit der großen Aufgaben und Entscheidungen war endgültig vorüber. Und im Heer machte sich der eintönige Garnison- und Gamaschendienst breit.

Charlotte von Neumayr, die erste Diepenbrockbiographin, schrieb über diese Zeit, Melchior habe sich, um der Eintönigkeit und Langeweile zu entgehen, mit seiner kühnen und lebenssprühenden Natur zu mancherlei Extravaganzen hinreißen lassen, die tollsten Streiche angezettelt, sich auch oft genug in Duelle verwickelt. Vor allem aber habe er sich gegen die Gesetze der Disziplin und Subordination vergangen und zwar einmal in so schwerwiegender Weise, daß ihm lebenslängliche Festungshaft drohte. Die Vorgesetzten hätten aber, weil sie ihm geneigt waren, Gnade vor Recht ergehen lassen und die Sache unterdrückt, Diepenbrock aber eben nahegelegt, seinen Abschied zu nehmen, was er auch tat. In das, was nun unvermeidlich geworden war, habe er sich aber nur voller Widerwillen und verbittert gefügt und, noch ehe er das Regiment verließ, in einem wahren Tobsuchtsanfall seine Uniform zerrissen und seinen Degen zerbrochen und zerstampft[48].

In merkwürdigem Widerspruch zu dieser Beschreibung steht eine Beurteilung der militärischen Vorgesetzten Melchior Diepenbrocks aus dem Jahr 1816. Sie spricht von der „guten, lobenswerten Führung und dem stillen sittlichen Betragen" des Sekondeleutnants Diepenbrock und bemerkt, daß sich „seine Kenntnisse langsam erweitern, weil es ihm an Heiterkeit fehlt", er sich jedoch viel Mühe gebe[49]. Hier tritt eine ganz andere Gestalt des jungen Soldaten und Leutnant Melchior Diepenbrock hervor, der in Frankreich seinen Dienst tat. Und dieses Bild ist das viel wahrscheinlichere, charakteristischere und zutreffendere, wenn man es am Gesamtbild der Erscheinung und Persönlichkeit Melchior Diepenbrocks bemißt. Um so seltsamer mutet es an, wenn sich schon so früh, noch zu Lebzeiten Diepenbrocks, und gerade bei einer seiner vertrautesten Bekannten , wie es Charlotte von Neumayr zweifellos war, diese wahrhafte Legende um seine Jugend- und Soldatenzeit bilden konnte. Sie rankt sich aber ausnahmslos auch durch die ganze spätere biographische Literatur über Diepenbrock fort, oft unter Verwendung allerlei romanhaft romantisierender Stilmittel.

Beinahe scheint es, daß man deshalb gern nach diesem Bild Diepenbrocks als eines verwegenen, jähen und draufgängerisch mutigen Leutnants griff, um dann seine Hin-

[48] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 11 f.

[49] Diese Notiz verdanke ich einem ungedruckten, 37 Seiten umfassenden Manuskript von Joseph Hermann Beckmann, Bibliotheksrat in Freiburg im Breisgau (StA Boch). Dieser Aufsatz, der ein Gesamtlebensbild Melchior von Diepenbrocks entwirft, bringt diese Notiz beiläufig und macht zu ihr lediglich die Angabe, sie sei den Conduitenlisten des Jahres 1816 entnommen.

Beckmann, der sich intensiv und kenntnisreich mit Leben und Person Diepenbrocks befaßte, kündete in seinem Aufsatz „Beiträge zu Melchior von Diepenbrocks Kirchenpolitik" (Historisches Jahrbuch 55 (1935) 392–409, hier 392) eine Diepenbrock Gesamtbiographie an. Sie ist nicht erschienen. Auch sein Nachlaß, der im Jahr 1972 vom Stadtarchiv Bocholt angekauft wurde (vgl. Diepenbrock-Findbuch, hrg. v. StA Boch), enthält nur wenige vereinzelte Hinweise auf die Ausarbeitung einer solchen Biographie. In genanntem, offensichtlich druckfertigen, aber mit keinem Datum versehenen Aufsatz kündigte Beckmann überdies die Vorbereitung einer Gesamtausgabe der Briefe Diepenbrocks an. Auch sie ist nicht erschienen. Eine kritische Gesamtausgabe dieser Briefe aber kann heute kaum mehr sinnvoll besorgt werden, da viele Briefe verloren, die noch vorhandenen aber zu weit verstreut sind. Die umfangreichste Sammlung von Briefen Melchior von Diepenbrocks (Originalbriefe, Faksimilekopien, Abschriften) besitzt heute das StA Boch in seiner umfangreichen Diepenbrock-Sammlung (vgl. Diepenbrock-Findbuch).

wendung zum Priesterberuf um so unerwarteter, wundersamer und unbegreiflicher darstellen zu können. In Wahrheit aber gibt es in Werden und Sichentfalten der innerlichen Lebensgestalt Melchior Diepenbrocks diesen Bruch eines wilden und regellosen Vorher und eines sittlichen, verinnerlicht religiösen Nachher nicht. Er ist nur dort da, wo man allein auf die äußerlichen Ereignisse blickt und sie in zwei Phasen auseinandertrennt und einander wie unversöhnliche Gegensätze gegenüberstellt. Diese stilisierende Trennung aber wirft eine Problematik in Diepenbrocks inneres Leben, die es in Wahrheit nicht gab.

Freilich gab es da Krisen und große Erschütterungen. Diepenbrocks innerstes Wesen aber war zu jeder Zeit geradlinig und ungebrochen geblieben. Es waren nur die Anzeichen einer großen, schmerzlichen Werdenot darin, die so oft einem reicheren und tiefer veranlagten Gemüt anhaftet. Auf alles aber legte sich der Schatten einer, vor allem von seiten der Mutter ererbten Schwermütigkeit. Sie machte alles noch einmal tiefer, aber auch dunkler, bedrückender und mühevoller.

Daneben aber besaß Diepenbrock eine lebenssprühende, überschäumende Natur, dazu große körperliche Geschicklichkeit und Gewandtheit, mit der er manche Kühnheit, manches waghalsige Unternehmen wagen und bestehen konnte. Gewiß hatte er auch bei so manchem Trinkgelage und Soldatenstück zuvorderst mitgehalten. Immer aber bewahrte er sich dabei seine persönliche und sittliche Ehre. Ein charakteristischer Zug aber war seine Leidenschaftlichkeit, die jäh hervorbrechen konnte und mit der er dann alles um sich, auch seine besten Kameraden, niederwarf. Einmal hatte er gegen einen untergebenen Soldaten einer kleinen Gehorsamsübertretung wegen sogar den Degen gezogen und ihn immerhin so verletzt, daß dieser mehrere Tage lang nicht zum Dienst erscheinen konnte. Solchen Zornesausbrüchen folgte stets augenblickliche Reue. Melchior besuchte den Soldaten täglich und pflegte ihn selbst und tat alles, um das, was er ihm angetan hatte, wiedergutzumachen[50]. Offensichtlich war Diepenbrock in seinem Regiment beliebt. Auch seine Vorgesetzten achteten ihn, weil er redlich und aufrichtig um seine Pflicht bemüht war und, wenn es galt, entschlossen und unerschrocken hervortreten konnte.

So schied Diepenbrock jetzt auch im Bewußtsein eines ehrenvollen Abschieds aus dem Soldatendienst. Wäre es anders gewesen, so müßte es immer unverständlich bleiben, daß er sich sein ganzes Leben lang offen zu seiner Militärzeit bekannte, sie nie verleugnete, sondern sich immer mit Stolz an sie erinnerte. Das aber konnte er nur tun, weil ihm von dieser Zeit her nichts Entehrendes anhaftete. Alles andere hätte der Aufrichtigkeit seines Charakters widersprochen. Selbst den Treueeid, den er als präkonisierter und geweihter Fürstbischof von Breslau dem König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., am 10. Juli 1845 in Berlin leistete, schloß Diepenbrock mit den Worten: „Mit großer Freude schwöre ich daher, wie vor einunddreißig Jahren als Offizier den preußischen Fahneneid, so nun als Bischof in das Vaterland zurückkehrend den Untertaneneid."[51] Und als er als Fürstbischof von Breslau einer Einladung König Friedrich Wilhelms IV. zufolge im Herbst 1846 auf Schloß Erdmannsdorf eingetroffen war, besuchte er Graf Zieten, seinen ehemaligen Kommandeur. Bei ihm aber trat er mit den in strengem militärischen Ton gesprochenen Worten ein, „Ew. Excellenz, Sekondelieutenant Diepenbrock meldet sich als Fürstbischof von Breslau"[52]. Das

[50] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 11.

[51] Reinkens, Diepenbrock, 308.

[52] Diepenbrock an eine Verwandte, Breslau 21. Oktober 1846. Finke, Zur Erinnerung, 246.

war scherzhaft gemeint. Diepenbrock aber wäre nicht so aufgetreten, wenn ihm von seinem Abschied aus dem Militär auch nur irgendetwas Unehrenhaftes angehaftet hätte.

Jetzt aber, unmittelbar nachdem er das Militär verlassen hatte, durchlebte Diepenbrock den Tiefpunkt seines Lebens. Vor allem war es das Gefühl der Berufslosigkeit und Ziellosigkeit, das ihn nun hart bedrängte. Denn auch der Soldatenberuf hatte ihm immer mehr Ungenügen bereitet. Er hatte vergebens gehofft, in ihm eine echte Möglichkeit für einen Lebensberuf finden zu können. Durch Wochen hindurch hegte er den festen Entschluß des Selbstmordes in sich. Nur die Vorstellung, welche Trauer er den Eltern damit zufügen würde, hielt ihn vor einem letzten Schritt zurück. Dann wieder dachte er daran, nach Amerika zu gehen und dort neu zu beginnen[53]. Mit solchen Gedanken war er diesmal heimgekehrt. Über die weitere Zukunft hatte er keine Vorstellung.

Heimkehr zu den Eltern

Heimkehren[54] bedeutete für Melchior diesmal nicht zurückkehren ins Bocholter Elternhaus in der Osterstraße. Denn die Familie war inzwischen auf das Landgut Horst hinausgezogen, das kaum eine halbe Wegstunde nordwestlich vor der Stadt lag. Das Gut Horst gehörte zur Bauernschaft Holtwick und wurde daher auch einfach mit diesem Namen benannt. Bereits im Juni des Jahres 1800 hatte Anton Diepenbrock zusammen mit dem verwandten Bernard Reigers die Kornsaat Holtwick mit allen zugehörigen Ländereien angekauft und das Jahr darauf auch den Reigersschen Anteil übernommen[55]. Damals hatte man sofort mit der Wiederherstellung des heruntergekommenen herrschaftlichen Wohnhauses begonnen. Bereits im September 1802 konnten die Eltern Anton Diepenbrocks nach Holtwick übersiedeln. Wenige Tage später, am Sonntag, den 3. Oktober, war von Vikar Schreven die mit Erlaubnis des

[53] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 11.

[54] Während Charlotte von Neumayr in ihren Aufzeichnungen darauf verzichtet, den Zeitpunkt Melchiors Heimkehr anzugeben, verlegte ihn Reinkens – vielleicht aufgrund der späteren Erinnerung Melchiors Schwester Gertrud (vgl. S. 48 Anm. 57) – in den Sommer des Jahres 1816 (S. 15). Dieser in der ganzen späteren Literatur übernommenen Zeitangabe widerspricht aber ein noch erhaltener französischer Paß, der dem Leutnant Melchior Diepenbrock, geboren in Bocholt und wohnhaft in Mezieres, für die Reise nach Bocholt freies Passieren zusicherte. Er war in Mezieres, den 1. Juni 1817, vom Präfekten des Departements der Ardennen ausgestellt worden und zwar für ein Jahr gewährt, aber doch nur 15 Tage gültig, um französisches Gebiet zu verlassen (StA Boch 1.1.1. 15).

Wäre Diepenbrock wirklich schon im Sommer 1816 nach Hause zurückgekehrt, so hätte die Zeit seines Militärdienstes in der preußischen Armee kaum mehr als ein halbes Jahr gewährt. Auch dieser nur allzu kurze Zeitabschnitt legt seine Heimkehr nach dem Sommer 1816 nahe. Hinzu tritt die, freilich zwei Jahrzehnte später gemachte Aussage Diepenbrocks selber, in der er die Zeit seines Aufenthalts in Frankreich unter General Zieten mit den Jahren 1816 und 1817 angibt. (Diepenbrock an eine Verwandte, Breslau 21. Oktober 1845. Finke, Zur Erinnerung, 246). Vielleicht liegt in genanntem Reisepaß vom 1. Juni 1817 sogar der Paß seiner Heimreise nach Bocholt vor. Vgl. dazu Auszug aus der Stammrolle Diepenbrocks militärischer Dienstzeit, 17. 9. 1815–16. 5. 1817, StA Boch 1.1.1. 5.

[55] Später waren beide Familien insbesondere durch die Heiraten von Ludgard und Katharina Diepenbrock mit Alois und Ferdinand Reigers verschwägert. – Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

Ordinariats Münster eingerichtete Hauskapelle eingeweiht und die erste Messe in ihr gefeiert worden. Danach hatte Schreven das ganze Haus eingeweiht. Und nach dem Willen Anton Diepenbrocks sollte von nun an in der Familie dieser Tag als das Holtwicker Kirchweihfest gefeiert werden[56].

Wohl hatten Franziska und die Kinder immer wieder vorübergehenden sommerlichen Aufenthalt auf dem ruhigen, ländlichen Horst genommen. Erst im Jahr 1816 aber war man endgültig dort eingezogen. Anton Diepenbrock hatte sich nun mit seiner Familie vom unmittelbaren Stadtleben zurückgezogen und auch zum Teil seine Berufspflichten aufgegeben. Er wollte nun selber die Bewirtschaftung des Gutes, das 300 Magdeburger Morgen umfaßt haben soll, in die Hände nehmen[57]. Seit Jahren hatte er mit großer Mühe und Aufwand, auch mit Liebe den Ausbau und die Verschönerung der Gebäude und Gärten betrieben. Über tausend Bäume hatte er selber gepflanzt[58]. Und trotz aller Arbeit fand Anton Diepenbrock hier auch mehr Zeit, seinen musischen Neigungen, der Malerei und Musik, nachgehen zu können. Aus diesen Holtwicker Jahren rührte die Redeweise vom „Patriarchen" Anton Diepenbrock, der inmitten seiner großen Familie auf Gut Horst wohne und großzügige Gastfreundschaft an den zahlreichen Freunden und Bekannten des Hauses übe. Tatsächlich konnte man in Holtwick stets auf freundliche Aufnahme rechnen. Mancher gesellige Kreis fand sich dort zusammen. Und man verlebte frohe Tage. Die ausgedehnte Haushaltung aber lag in Händen der Mutter, wie sie es von Jugend an gewöhnt war. An ihre Schwester schrieb sie am Dreikönigstag des Jahres 1821: „Noch immer wohnen wir so vergnügt auf Holt. und haben noch vieles gebaut und verschönert."[59]

Von der Straße, die nach Holland hinüberführte, zweigte der Fahrweg zum Gut Horst ab. Eine Pappelallee säumte ihn, die bald schon den Blick auf das zweistöckige Herrenhaus freigab. Es war von einem breiten Wassergraben umgeben und lag zusammen mit den unmittelbar anschließenden Wirtschaftsgebäuden wie auf einer Insel. Davor erhoben sich zwei alte Linden, unter denen Bänke und ein Tisch standen. Neben den Blumenbeeten zierten mehrere Statuen aus Stein den Hofraum, der zum Eingang hinführte. Über diesem aber stand die Aufschrift: „Der Friede des Herrn sei mit diesem Haus". Jenseits des Wassergrabens, zur Seite hin, breiteten sich die weiten Gärten. Da waren reine Zieranlagen und Blumenbeete, dann die Obst- und Gemüsegärten. Auch einen kleinen Fischweiher gab es. Immer wieder teilten Baumgruppen

[56] Ebenda.

[57] Reinkens macht diese beiden Angaben der endgültigen Übersiedlung nach Horst und der Größe des Gutes. Persönlich noch hatte er Melchiors jüngere Schwester Gertrud in Bonn kennengelernt. Zwar erwähnte er ihren Namen nicht ausdrücklich, sondern sagt nur, daß ihm sehr wertvolle Mitteilungen im Hause jener Schwester Melchior Diepenbrocks gemacht wurden, an die dieser zur Zeit seines Theologiestudiums in Regensburg so fromme Briefe geschrieben hatte (S. V). Aus dem Zusammenhang aber, in dem er sodann diese Briefe zitiert, geht Gertrud als diese Schwester hervor (S. 46–52). Und ihre Erinnerungen, die sie Reinkens im erzählenden Gespräch vorgetragen hatte, lassen sich teils mehr, teils weniger eindeutig aus dem fortlaufenden Text seiner Biographie herauslösen. Gertrud Diepenbrock beschrieb Reinkens, freilich über einen größeren zeitlichen Abstand hinweg, das Familienleben im Elternhaus, erzählte auch die eine oder andere Begebenheit mit ihrem Bruder Melchior, freilich alles in verklärendem Rückblick nach seinem langjährigen Tod, und schilderte ihm auch die genaue Lage des Gutes, die Ansicht seiner Gebäude und der es umgebenden Gärten und Landschaft.

[58] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Regensburg 23. Februar 1945, StA Boch 1.2.2.7. 35.

[59] Franziska Diepenbrock an „Meine geliebte Schwester", Haus Horst in Holtwick, 6. Januar 1821, StA Boch 1.2.1.6. 10.

und Sträucherwerk, das bisweilen undurchdringlich dicht werden konnte, die Flächen. Mancher dicht beschattete und verborgene Gang durchdrang sie. Einen besonders stillen Platz aber hatte eine Kuppel überdacht. Den Spaziergänger überraschte immer aufs neue die Einfachheit und Schönheit, mit der alles angelegt war. Dann traf der Weg an die Wiesen und Felder und führte hinaus in die offene, freie Landschaft. Weiter draußen, wo die Straße über den Holtwicker Bach ging, stand noch eine zum Gut gehörende Kornmühle[60].

Hierher war Melchior heimgekehrt. Er hatte sich sein Zimmer im Nebengebäude gesucht, um sich, wann immer er wollte, von allem Betrieb fernhalten zu können. Er nutzte die Stille, seine früheren Studien wieder aufzunehmen. Auch ein wenig Poesie betrieb er und verfaßte selber manches Gedicht[61]. Daneben half er auch bei den auf dem Gut anfallenden Arbeiten mit. Er tat das aber, ohne sich auf eine geregelte Beschäftigung festzulegen, und arbeitete zumeist an dem, was gerade seiner augenblicklichen Neigung entsprach.

Wohl hatte er sich schnell wieder daheim eingewöhnt. Und bald ging er seinen früheren Vorlieben nach. Vor allem bevorzugte er den Aufenthalt draußen in der freien Natur. So ritt er viel zu Pferde aus. Auch die Jagdleidenschaft war wieder in ihm erwacht. Melchior war ein vortrefflicher Schütze. Gerade die Holtwicker Gegend aber war verlockend reich an Kleinwild aller Art. So versorgte er den Haushalt zumeist im Überfluß, oft auch zu aller Überdruß mit Wild. Immer wieder mahnte ihn die Mutter darum. Er aber dachte nicht daran, seiner Vorliebe Einhalt zu tun. Mit immer neuer Beute kehrte er heim. Das meiste mußte dann wieder verschenkt werden.

Einmal aber zeigte sich die Mutter unnachgiebig. Sie gab Melchior kein Geld mehr, sich Schrot und Pulver zu besorgen. Er aber war nicht sehr betroffen. Und wie so oft handelte er nun wieder in einer Weise, die ihn trotz allen Ärgers, den er verursachte, liebenswert erhielt. Die Zeit der Rosenblüte war gerade vorüber. Aus den weiten Gärten mußte nun Gertrud, die jüngere Schwester, die abgeblühten Blütenblätter für ihn sammeln. Sie brachte ganze Körbe voll davon. Gertrud war damals kaum 16 Jahre alt und stand Melchior in vielem unerschütterlich treu und als vertraute Gehilfin bei. Melchior begann nun die Blätter in einem Mörser zu zerreiben, bis die Blätter zu einer knetbaren Masse geworden waren, aus der er nun glänzende Perlen formte. Mit Hilfe einer selbst erfundenen Maschine konnte er allen dieselbe Größe geben. Nach kurzer Zeit waren die Perlen getrocknet und steinhart geworden. Melchior reihte sie auf Schnüre und versah deren Enden mit kleinen Schlössern. An diesen machte er dann ebenfalls aus dem Rosenteig geformte Kreuze fest. Diese Halsketten trugen nun aber stets den feinen Duft von Rosen an sich. Die erste Kette schenkte Melchior der Mutter. Auch die vier Schwestern, die noch im Haus wohnten, erhielten von ihm solche Rosenketten.

Bald hatte er entdeckt, daß es im Holtwicker Bach, vor allem unter der Brücke bei der Kornmühle, vor Aalen wimmelte. Dort ließen sie sich auch am leichtesten fangen.

[60] Anton Diepenbrock hatte Gut Horst nach seiner Übersiedlung nach Regensburg wieder verkauft. Im Jahr 1841 wurde das Hauptgebäude abgebrochen. Und bereits am 23. Februar 1845 schreibt Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, daß nun Holtwick mit seinen Gärten, Lauben und Beeten völlig zerstört und in Ackerland umgepflügt sei (ebenda, 1.2.2.7. 35). – Heute lassen nur mehr einige verschilfte Wassergräben und mehrere Erdhügel erkennen, wo einst das Herrenhaus gestanden hat. Einzig die Kornmühle am Holtwicker Bach soll fast unverändert geblieben sein.

[61] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 12. – Von diesen ersten poetischen Versuchen ist nichts erhalten. Wohl hätten sie unmittelbaren Einblick gewährt in Diepenbrocks damalige Gemütsverfaßtheit.

Melchior hatte eine wahre Meisterschaft darin entwickelt, die Fische mit der bloßen Hand zu ergreifen. Gertrud mußte sie ihm dann abnehmen und in den bereitgestellten Wassereimer werfen. Einmal hatten sich besonders viele Aale eingefunden. Und hastig machte er sich an den Fang. Wohl waren plötzlich zu viele Fische im Eimer und immer wieder, wenn Gertrud einen hineinwarf, sprang ein anderer heraus und entkam in den Bach. Da biß Melchior aus Zorn jeden neugefangenen Aal so tief in den Kopf, daß das Blut herausspritzte, um ihm die Kraft zu nehmen, wieder aus dem Eimer herauszuspringen. Gertrud aber war entsetzt über diese Urwaldnatur des älteren Bruders.

Zugleich war Melchior aber sehr weichherzig und voller Mitgefühl für die Not anderer. Als einmal eine Bauersfamilie die einzige Kuh verloren hatte, ruhte er nicht, bis ihm der Vater erlaubte, den Unglücklichen eine der eigenen Kühe zuzuführen. Unbemerkt hatte er sie im Stall festgebunden. Als die Leute aber sahen, was geschehen war, wußten sie sogleich, daß das nur der „junge Herr" getan haben konnte[62].

Vor allem dieser schöne Zug in seinem Wesen stimmte die Mutter immer wieder hoffnungsvoll. Insbesondere sie bedrückte die Sorge um Melchior. Denn ohne ein Ziel vor Augen lebte er dahin. Und wohl konnte er immer dann, wenn er darauf hin angesprochen wurde, sehr auffahrend und heftig sein. Denn er empfand selber diese wunde Stelle. Seine Beschäftigungen waren zwar sehr vielseitig und abwechslungsreich, aber ernsthaft vermochte ihn keine auszufüllen. Dann befiel ihn wieder tiefe Niedergeschlagenheit, die ihm die Freude an allem raubte. Selbst denen gegenüber, denen er sonst vertraute, begegnete er dann abweisend und gereizt. Niemand vom Haus und unter den Freunden wußte dann das geeignete Wort, die rechte Geste zu finden, am allerwenigsten er selber. Und der Umgang mit ihm wurde allen sehr schwer.

Die allergrößte Sorge der Eltern aber war, daß er scheinbar auch allen Glauben verloren hatte. Während die Mutter sich bemühte, alle Kinder gläubig zu erziehen, und der Vater stets dem in der Hauskapelle zelebrierenden Geistlichen zur Messe diente, war Melchior schon seit Jahren in keiner Kirche mehr gewesen. Alle Ermahnungen der Eltern und wohl auch manches ernste Gespräch der im Haus häufig verkehrenden Geistlichen fruchteten nichts. Melchior wich allem aus. Es schien sogar, als würde ihm die Frömmigkeitshaltung der Eltern nicht Vorbild, sondern eher Erschwernis sein. Sie war ihm unverständlich und fremd. Gewiß waren Anton und Franziska Diepenbrock tief religiös und zwar mit echter Überzeugung. Aber die religiöse Atmosphäre, die sie im Haus schufen, hatte etwas Überschwengliches an sich und zugleich etwas quälend Ängstliches, das das Leben einengte, belastete und schwer machte. Insbesondere Anton Diepenbrock, der sonst so großzügig und weltoffen war, neigte dazu, sich alle möglichen Selbstvorwürfe zu machen. Melchior wehrte sich gegen diese Haltung. Und ging mit der Krise seines Glaubens die Krise seines Lebens überhaupt einher, so verschloß er sich von vornherein aller elterlichen Einflußnahme, mit der sie ihn auf eine andere Lebensbahn bringen, ihm einen Entschluß nahelegen wollten, wie gutmeinend und hilfreich auch immer sie gewesen wäre. Er selber aber stand suchend und zagend diesem Zustand gegenüber und zugleich unfähig, aus sich selbst heraus einen Wandel zu schaffen. So war er nun zwanzig Jahre alt geworden. Da kam für ihn die entscheidende äußere und innere Wende in der Begegnung mit Johann Michael Sailer.

[62] Quelle dieser letztgenannten drei Begebenheiten ist wohl Melchiors Schwester Gertrud, die sie Reinkens mündlich mitteilte (vgl. S. 48 Anm. 57). – Reinkens, Diepenbrock, 15 f.

II. Bei Sailer

Die Begegnung mit Sailer im Herbst 1818

Johann Michael Sailer[1] war zu dieser Zeit Professor an der Universität Landshut. Er lehrte dort die theologischen Fächer Pastoral und Moraltheologie, gab auch Vorlesungen über die christliche Religion, zu der die Studierenden aller Fakultäten eingeladen waren. Sailer war zweifelsohne damals der bekannteste theologische Lehrer Deutschlands. Gewöhnlich unternahm er jedes Jahr eine weitere, mehrwöchige Reise, wozu er gern die Herbstferien benutzte, die auch ein längeres Fernbleiben von der Universität erlaubten. Er besuchte dann seine Schüler, traf mit alten und neuen Freunden zusammen und suchte auch die persönliche Begegnung und den Austausch mit den geistig führenden Männern der Zeit. Auch die bevorstehende Reise an den Rhein und nach Westfalen war so schon vor Jahren beschlossen und den Freunden versprochen worden.

Nun aber bewegte Sailer auch noch ein anderer, persönlicher Grund zu dieser Reise. Die preußische Regierung wollte ihn zum Bischof von Köln gewinnen. Unter seinen Händen sollte die Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse am Rhein geschehen, die durch die Länderverteilungen des Wiener Kongresses notwendig geworden war. Bis zur offiziellen Ernennung aber sollte Sailer die erste Professur der Theologie an der Universität Bonn übernehmen und dieser neuerrichteten Universität Profil und Ansehen verschaffen. Die preußische Regierung versprach sich von Sailers Kommen die beste Wirkung und war daher zu den größten Zugeständnissen bereit. Sailer war das im August, zuerst durch einen Mittelsmann, schließlich durch Staatskanzler Hardenberg[2] selbst eröffnet worden[3]. Grundsätzlich war Sailer zu dieser Zeit zur Übernahme eines Bischofsamtes bereit, denn das mußte ihm „als Zeichen der Rehabilitierung, der öffentlichen Anerkennung in den schweren Angriffen auf seine Kirchlichkeit erscheinen"[4]. Trotzdem zögerte Sailer, da es ihm schwer fiel, Bayern, seine Heimat, zu verlassen. Auf seiner Reise an den Rhein hoffte er durch die persönliche Aussprache mit Vertretern der preußischen Regierung über seine Zukunft Klarheit gewinnen zu können, auch für sich selbst.

Am 1. September brach Sailer von Landshut auf. Christian Brentano reiste mit ihm[5]. Vor allem auch er hatte Sailer dazu gedrängt, Anna Katharina Emmerick in

[1] Zu Persönlichkeit, Leben und Werk Johann Michael Sailers und seiner zeitgeschichtlichen Bedeutung vgl. die zusammenfassende, zum 150. Todesjahr erschienene Gesamtbiographie: Georg Schwaiger, Johann Michael Sailer. Der bayerische Kirchenvater, München-Zürich 1982. – Dazu die beiden unentbehrlichen Quellenbände: Hubert Schiel, Johann Michael Sailer. Leben und Briefe, Bd. I und II, Regensburg 1948 und 1952 (in Bd. II (641–680) ein vollständiges Verzeichnis des Schrifttums von Sailer und über Sailer). – Georg Schwaiger, Paul Mai (Hrg.), Johann Michael Sailer und seine Zeit (= Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 16, 1982). – Hubert Schiel, Bischof Sailer und Ludwig I. von Bayern. Mit ihrem Briefwechsel, Regensburg 1932. – Eduard von Schenk, Die Bischöfe Johann Michael von Sailer und Georg Michael Wittmann. Beytrag zu ihrer Biographie, in: Charitas 1838, 251–354.

[2] Karl August Fürst von Hardenberg (1750–1822) war seit 1791 Staatsminister und seit 1810 Staatskanzler im preußischen Regierungsdienst. – NDB VII (1966) 658–663.

[3] Johann Ferdinand Koreff an Sailer, 9. August 1818 und Hardenberg an Sailer, 20. August 1818. Schiel I 555–558 Nr. 666 und 560 f. Nr. 670.

[4] Schwaiger, Sailer, 113.

[5] Sailer an seine Schweizer Freunde, Landshut, 7. Dezember 1818. Schiel II 447–450 Nr. 430. Diese Herbstreise des Jahres 1818 zog sich vom 1. September bis zum 15. November hin. Genauer Reiseverlauf Schiel II 614.

Dülmen, nahe dem westfälischen Münster, zu besuchen. Sie hatte durch ihre Gesichte und Visionen, vor allem durch ihren Zustand der Stigmatisierung in ganz Deutschland Aufsehen erregt. Die Meinung über sie aber war gespalten in eine Partei treuer Verehrer und solcher, die das meiste Krankheit, Einbildung und Betrug zuschrieben[6]. Christian Brentano[7] selber war bereits in Dülmen gewesen. Er war zu

[6] Die Schreibweise des Namens schwankt zwischen „Emmerich" und „Emmerick". Da der kirchenamtliche Taufbucheintrag der Jakobipfarrei in Coesfeld auf „Emmerick" lautet, ist wohl diese Schreibweise die richtigere. Anna Katharina Emmerick wurde am 8. September 1774 in Flamske bei Coesfeld geboren. 1802 trat sie in das Augustinerinnenkloster Agnetenberg in Dülmen ein. Nach dessen Aufhebung 1812 bezog sie eine Privatwohnung in Dülmen. Im selben Jahr stellten sich auch die Stigmata ein, deren Echtheit die kirchliche Untersuchung vom Jahr 1813 bestätigte. Sie war vom Münsteraner Generalvikar Clemens August von Droste zu Vischering angeregt worden. Auch Bernard Overberg nahm an ihr teil. Anna Katharina war zu dieser Zeit bereits krankheitshalber zumeist an das Bett gebunden. Dennoch besorgte sie Handarbeiten für die Armen. Neben den Stigmata werden von Anna Katharina Emmerick die Tatsache der Hierognosie, Nahrungslosigkeit und die Gabe der Vision berichtet. Dabei ist bei aller Echtheit der an ihr zu beobachtenden Erscheinungen immer auch die Krankhaftigkeit ihres Zustandes mit zu bedenken. Der die Emmerick unmittelbar betreuende Arzt war Dr. Wesener, der sie betreuende Seelsorger und Beichtvater der Dominikanerpater Joseph Alois Limberg. Die Visionen Anna Katharina Emmericks schrieb Clemens Brentano nieder. Die Emmerick teilte sie ihm nicht zuletzt auf Wunsch und Vermittlung Bernard Overbergs mit.

Der Seligsprechungsprozeß Anna Katharina Emmericks wurde bereits 1892 eingeleitet, 1929 aber unterbrochen und im Mai 1973 auf Bemühen des Bischofs von Münster, Heinrich Tenhumberg, hin wiederaufgenommen. Dazu wurde neuerdings in Münster eine bischöfliche Kommission eingesetzt, deren Vorsitz Pfarrer Heinrich Schleiner führt, dem ich diese Auskünfte freundlicherweise verdanke. Die Wiederaufnahme des Seligsprechungsprozesses rief auch in der Emmerick-Forschung eine neue Bewegung hervor.

Emmerick und Brentano. Dokumentation eines Symposions der Bischöflichen Kommission „Anna Katharina Emmerick", Münster 1982 (Bibliographie S. 190–192). – Neben der unkritischen ersten Biographie: Carl Erhard Schmöger, Das Leben der gottseligen Anna Katharina Emmerich, 2 Bd.e, Freiburg 1867–1870 vgl. vor allem die heute immer noch umfassendste Biographie: Hermann Josef Seller, hrg. v. Ildefons Maria Dietz, Im Banne des Kreuzes. Lebensbild der stigmatisierten Augustinerin Anna Katharina Emmerick, Würzburg 1940 (Neuauflage: Aschaffenburg 1974, darin Lit. 517–520). – Friedrich Wilhelm Bautz, Biographisches Kirchenlexikon I (1975) 1507 f.

[7] Beinahe ein wenig zu Unrecht scheint Christian Brentano vor allem neben seinen Geschwistern Clemens und Bettine vergessen. Denn ausschließlich die beiden Geschwister Clemens und Bettine leben heute als das deutsche Geschwisterpaar der Romantik in der Erinnerung fort. Das enge Verhältnis von Clemens zu Bettine ist bekannt. Zeitlebens aber herrschte auch zwischen Clemens und Christian eine unzerstörbare Einigkeit, wenn auch bisweilen eine recht spannungsgeladene. Einendes Band war vor allem auch beider gleichzeitige Hinwendung zur katholischen Kirche gewesen. Und unter allen Brüdern gehörten Clemens und Christian einander am unmittelbarsten an. Christian brachte Clemens zu Anna Katharina Emmerick. Auch kannten und verehrten beide Sailer. Und beide lebten eineinhalb Jahre lang, vom Dezember 1819 bis April 1821, miteinander in Dülmen bei Anna Katharina Emmerick. Im Haus des Bruders in Aschaffenburg aber fand Clemens im Jahr 1842 schließlich den letzten Zufluchtsort seines ruhelosen und in Wirklichkeit sehr unglücklichen Lebens. Er starb dort und setzte Christian bis auf geringe Ausnahmen zum Universalerben seines Nachlasses ein. Christian initiierte nun die Herausgabe der Gesammelten Schriften von Clemens Brentano, 9 Bd.e, Frankfurt 1852–1855. Er sichtete vor allem auch des Clemens Dülmener Tagebuchaufzeichnungen und versah sie mit eigenen, korrigierenden und kritischen Anmerkungen. Christian starb am 27. Oktober 1851. Zusammen mit Clemens aber teilt er das Grab.

dieser Zeit noch Student der Medizin und hatte die Emmerick am 5. April 1817 zum erstenmal besucht[8]. Er hatte damals noch nicht lange zum eigenen Glauben zurückgefunden und am 24. Januar 1817 in einer kleinen Dorfpfarrkirche bei Frankfurt eine Art Generalbeichte abgelegt[9]. Um so mehr hatte ihn dann der Anblick der Emmerick bewegt. Bis zum 4. Juli war Christian in Dülmen geblieben und schließlich zusammen mit Doktor Wesener[10], der Anna Katharina Emmerick schon seit Jahren ärztlich

Christian Brentano wurde am 24. Januar 1784 in Frankfurt am Main geboren. Wie Clemens und Bettine entstammte er der zweiten Ehe seines Vaters Peter Anton Brentano (1735–1797) mit Maximiliane von La Roche (1756–1793). Der Vater Peter Anton – ein Sproß der lombardischen Adelssippe der Brentanos in Tremezzo am Comer See – war ein erfolgreicher Kaufmann und Stifter eines großen Vermögens. So rührte von seiten der Mutter Maximiliane, der Tochter der Schriftstellerin Sophia La Roche, die reiche und geniale Begabung der Geschwister her, von seiten des Vaters aber die südländische Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit. Das Berufsziel, Kaufmann zu werden, gab Christian bald auf, beschäftigte sich begeistert mit Kant und Mathematik und studierte schließlich Medizin. Ab 1808 verwaltete er die Familiengüter in Böhmen, die er 1815 verkaufte. Das wachsende innere Ungenügen überspielte Christian durch das Verfassen politischer Werke, vor allem Lustspiele, die er in abendlichen Zirkeln, auch nach Frankfurt zurückgekehrt, mit großem Erfolg vortrug. Durch die Begegnung mit Ringseis und Anna Katharina Emmerick, vor allem mit Sailer fand Christian zur Kirche zurück. In Landshut brachte Christian täglich mehrere Stunden bei Sailer zu. Auf Veranlassung Sailers schrieb Christian zur eigenen inneren Klärung seine bisherige Lebensgeschichte nieder. Im Frühsommer 1819 trennte sich Christian wieder von Sailer. Grund dafür war eine Meinungsverschiedenheit und vorübergehende Verstimmung. Zunächst ging er in die Schweiz, dann gegen Ende des Jahres nach Dülmen zu Clemens und zog von dort, nach einem längeren Aufenthalt in Frankfurt und in Freiburg in der Schweiz, im Herbst 1822 nach Rom. Hier wollte er Theologie studieren und Priester werden. Er konnte aber zu keinem festen Entschluß kommen und kehrte 1827 nach Deutschland zurück. Hier arbeitete er vor allem in der Zeitschrift „Der Katholik" unter Görres, Weis und Räß mit und trat so der vom Mainzer Kreis entfachten literarischen Tätigkeit bei. Aus dieser Zeit rührte auch die Freundschaft mit Nikolaus Weis, dem späteren Bischof von Speyer, dem auch Christian Brentanos nachgelassene religiöse Schriften gewidmet sind. Die Heirat mit Emilie Genger beendete Christians bisheriges unstetes Leben. Mit seiner Familie lebte er zunächst auf Kloster Marienberg bei Boppard, dann in Aschaffenburg.

Otto Pfülf, Christian Brentanos Weg zur Kirche. Auf Grund von ungedruckten Briefschaften, in: Stimmen aus Maria Laach 65 (1903) 369–387 und 522–533. – Christian Brentano, Nachgelassene religiöse Schriften, Bd. 1, München 1854, Biographie V–XLVIII. – Wilhelm Schellberg – Friedrich Fuchs, Das unsterbliche Leben. Unbekannte Briefe von Clemens Brentano, Jena-Leipzig 1939, 5–18. – Wilhelm Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon Bd. II (1969) 13 f.

[8] Winfried Hümpfner, Tagebuch des Dr. med. Franz Wilh. Wesener über die Augustinerin Anna Katharina Emmerick unter Berücksichtigung anderer über sie bezüglicher Briefe und Akten, Würzburg 1926, 227 f.

[9] Konrad Feilchenfeldt, Brentano Chronik. Daten zu Leben und Werk, München-Wien 1978, 105.

[10] Franz Wilhelm Wesener (1782–1832) studierte von 1801 bis 1804 Medizin und ließ sich als praktischer Arzt zunächst in Haltern, ab 1807 mit seiner Familie in Dülmen nieder. In der Bevölkerung war er seiner Wohltätigkeit wegen zwar hoch geachtet, seiner Beziehung zu Anna Katharina Emmerick wegen aber immer wieder Angriffen und Kritik ausgesetzt. Seit 1813 betreute er die Emmerick bis zu ihrem Tod 1824 ständig. Offensichtlich herrschte zwischen Arzt und Patientin stets offenes Vertrauen. Dabei blieb Wesener stets bei aller eigener Religiosität und Anerkennung der unerklärlichen Erscheinungen an Anna Katharina der nüchtern beobachtende Naturwissenschaftler und Arzt. Eben darin liegt auch heute noch der Wert seiner mit dem Jahr 1813 beginnenden, aber im November 1819, mit dem Eintreffen Clemens Brentanos, unvermittelt abbrechenden Tagebuchaufzeichnungen.

Hümpfner, Tagebuch Wesener (Neuauflage von Teil I: Aschaffenburg 1973).

betreute, nach Frankfurt zurückgekehrt[11]. Bald darauf hatte sich Christian Brentano zu Sailer nach Landshut begeben. Vor allem Savigny, der Schwager Christians und Freund Sailers, hatte hier vermittelt. So hatte Sailer Christian herzlich aufgenommen. Er sollte das in Christian neu Aufgebrochene festigen. Jetzt aber drängte Christian Sailer, selbst nach Dülmen zu fahren. Christian lud dorthin auch seinen Bruder Clemens[12] ein, in der Absicht, auch ihm seinen Weg finden zu helfen[13]. Er wußte um die innere Glaubenswende des Bruders. Die Bekanntschaft mit der protestantischen Pastorstochter Luise Hensel in Berlin hatte dazu den letzten Ausschlag gegeben[14]. Im Februar des Jahres 1817 hatte sich Clemens Brentano zu einer Generalbeichte vor dem Stiftsprobst der St. Hedwigskirche in Berlin, Ambrosius Tauler, entschlossen. Die ganz bewußte Hinwendung beider Brüder zum katholischen Glauben und zur Kirche war kurz nacheinander geschehen. Sie bildete auch das gemeinsame Band, das beide von nun an aufeinander verwies. Vor allem Clemens Brentano suchte und fand nun einen ganz anderen Freundeskreis, den die gemeinsame hochgestimmte Begeisterung für Glaube und Kirche einte.

Sailer hatte Clemens nun bestimmt, von Berlin herzukommen und ihn beim Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg[15] in Westfalen auf dessen Gut Sondermühlen zu er-

[11] Hümpfner, Tagebuch Wesener, 227–245.

[12] Clemens Brentano wurde am 9. September 1778 in Ehrenbreitstein geboren und war somit sechs Jahre älter als sein Bruder Christian. Die Jahre 1819–1824 lebte er in Dülmen, 1826–1829 in Koblenz, 1829–1831 in Frankfurt und siedelte nach dem Tod Sailers 1832 nach Regensburg über. Von 1833–1842 lebte er in München. Am 28. Juli 1842 starb er im Haus des Bruders Christian in Aschaffenburg.

Die erste, wirklich vollständige Ausgabe der Werke Clemens Brentanos wird derzeit vom Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt veranstaltet, das den Nachlaß Clemens Brentanos verwaltet (Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe). Daher ist bislang immer noch die unvollständige Ausgabe: Clemens Brentano, Gesammelte Schriften und Briefe, 9 Bd.e, Frankfurt 1852–1855 unentbehrlich; dazu die die Lücke bis zum vollständigen Erscheinen der Gesamtausgabe überbrückende kritische und kommentierte Werkausgabe: Clemens Brentano, Werke, Bd. 1 hrg. v. Wolfgang Frühwald, Bernhard Gajek und Friedhelm Kemp, München 1978; Bd. 2–4 hrg. v. Friedhelm Kemp, München 1973–1978.

Otto Mallon, Brentano-Bibliographie (Clemens Brentano, 1778–1842), Berlin 1926 (Nachdruck: Hildesheim 1965). – Fortgeführt in: Bernhard Gajek, Homo Poeta. Zur Kontinuität der Problematik bei Clemens Brentano, Frankfurt a. M. 1971, 571–606. – Fortgeführt in: Clemens Brentano, Werke, Bd. 1 hrg. v. Frühwald, Gajek, Kemp, 1249–1289. – Dazu: Wolfgang Frühwald, Stationen der Brentano-Forschung 1924–1972, in: Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 47 (1973) Sonderheft 182*–269*. – Bernhard Gajek, Die Brentano Literatur 1973–1978, in: Euphorion 72 (1978) 439–502.

[13] Christian Brentano, Nachgelassene religiöse Schriften, Bd. 1, XXXII f.

[14] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Berlin 3. Dezember 1817. Clemens Brentano, Bd. 8, 238 f.

[15] Graf Friedrich Leopold zu Stolberg stand dem Kreis von Münster um die Fürstin Gallitzin sehr nahe. Sein Übertritt zur katholischen Kirche im Jahr 1800 erregte maßloses Aufsehen. Er zog sich ganz auf sein Gut Sondermühlen zurück und widmete sich der Niederschrift seiner „Geschichte der Religion Jesu Christi", ein Werk, das zwar nicht historisch kritischen Anforderungen genügen kann, aber das geschichtliche Bewußtsein im Katholizismus seiner Zeit neu weckte. Sailers Verbindung zur Familie Stolberg in Sondermühlen lief unmittelbar auch über die Gräfin Eleonore Auguste zu Stolberg-Wernigerode, die Gattin Stolbergs Bruder Christian. Mit ihr führte Sailer schon seit langen Jahren einen lebhaften Briefwechsel. – David August Rosenthal, Convertitenbilder aus dem neunzehnten Jahrhundert, Bd. I, Schaffhausen 1871, 1–46. – LThK 9 (1964) 1091. – Schwaiger, Sailer, 183.

warten[16]. Ursprünglich war dieser Besuch in Sondermühlen Anlaß und Ziel der ganzen Herbstreise Sailers gewesen. Schon lange wünschten Sailer und Stolberg, einander persönlich kennenzulernen[17]. So wollte Sailer bereits gegen Ende September in Sondermühlen sein und den ganzen Oktober dort bleiben[18]. Die Kölner Sache aber machte das nun unmöglich.

Zunächst führte Sailer der Weg nach Aschaffenburg. Hier traf er mit Kronprinz Ludwig von Bayern zusammen. Am 4. September aber erreichte ihn hier noch einmal eine Eilstafette Staatskanzler Hardenbergs mit den glänzendsten Bedingungen für seine Berufung nach Bonn und Köln. Die immer drängenderen Angebote Preußens zwangen nun auch die bayerische Regierung, die Sailer ungern verlieren wollte, zum Handeln. So wurde Sailer zugleich am nächsten Tag auch ein Schreiben der bayerischen Regierung überbracht, das ihm die Verleihung einer Stelle im Regensburger Domkapitel durch den König von Bayern zusicherte[19]. Wohl hatte auch Kronprinz Ludwig seinem verehrten Landshuter Universitätslehrer Sailer mündlich sichere Zusagen gemacht, ihm vielleicht sogar seinen entschiedenen Willen erklärt, ihn auf einen der neu zu besetzenden bayerischen Bischofsstühle zu bringen. Sailer fiel die Entscheidung nicht leicht. Nur allzusehr war er seiner bayerischen Heimat und dem ihn hier umgebenden Wirkkreis, dem er sein ganzes bisheriges Leben gewidmet hatte, verbunden. Am Rhein aber war er ein Fremder[20].

In Winkel am Rhein, im Haus von Franz und Antonie von Brentano[21], kam Sailer zu einem festen Entschluß, unter Beisein vor allem eines Freundes, Savignys[22]. Am 24. September antwortete Sailer Staatskanzler Hardenberg, er werde den Ruf nach

[16] Johann Baptist Diel und Wilhelm Kreiten, Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Bd. II, Freiburg 1878, 127 f. – Clemens Brentano, Dülmen 22.–24. Oktober 1818. Schiel I 563 Nr. 676 a.

[17] Sailer an Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, Landshut, 2. Dezember 1818. Schiel II 447 Nr. 429.

[18] Graf Friedrich Leopold zu Stolberg an seinen Bruder Christian, 31. Oktober 1818. Schiel I 565 Nr. 681.

[19] Minister Graf Thürheim an Sailer, München, 5. September 1818. Schiel I 562 Nr. 675.

[20] Graf Alexander Westerholt an Sailer, Regensburg, 17. August 1818. Schiel I 559 f. Nr. 669.

[21] Antonie von Brentano (1780–1869) war eine geborene Birkenstock und stand somit sogar mit Melchior Diepenbrock in direkter, wenn auch nur weitläufiger, mütterlicherseits begründeter verwandtschaftlicher Beziehung (Bäseler, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 12). Im Jahr 1798 heiratete sie Franz von Brentano (1765–1844), den älteren Stiefbruder von Clemens und Christian. Er hatte das väterliche Handelshaus übernommen und führte die Tradition der Familie Brentano in Frankfurt fort, war überhaupt den jüngeren Geschwistern ein zweiter Vater, dazu der unbestechliche Verwalter ihrer Güter. Auf dem Winkeler Weingut am Rhein war Sailer wiederholt wochenlanger Gast. Alljährlich luden ihn die Briefe Antoniens aufs herzlichste ein, wiederzukommen. Sailer selber fühlte sich in Winkel sichtlich wohl. Winkel war neben der Schweiz das am häufigsten und und am liebsten besuchte Ziel seiner Herbstreisen.

[22] Friedrich Karl von Savigny (1779–1861) erlebte als Professor für römisches Recht zusammen mit Sailer in Landshut die Blütezeit der von Ingolstadt her verlegten Universität. Er war der Begründer der historischen Rechtsschule und neueren Rechtsgeschichte. 1810 ging Savigny an die Universität Berlin. Nicht zuletzt auf seinen Vorschlag hin wollte die preußische Regierung Sailer für Bonn und Köln gewinnen (Schiel I 552 f. Nr. 661). Savigny war ein Schwager zu Christian und Clemens Brentano. Er hatte beider jüngere Schwester Kunigunde geheiratet, im Jahr 1804. Savignys beständiges, festes und ausgleichendes Wesen aber war für die Geschwister Brentano immer wieder Halt und Zufluchtspunkt. Das galt für Christian und für Clemens, vor allem aber auch für Gunda, seine Frau. – LThK 9 (1964) 351 f.

Köln nur annehmen, wenn er durch den Heiligen Vater selbst ausdrücklich an ihn ergehe[23]. Auch die persönliche Aussprache mit Hardenberg in Aachen konnte ihn zu nichts anderem mehr bewegen. Zugleich war diese Entscheidung eine Vorsichtsmaßnahme. Denn Sailer wußte, daß in Rom auch andere Kräfte gegen ihn am Werk waren. So wollte er hierdurch einen offenen Konflikt, der für alle Teile sehr peinlich und verletztend werden konnte, vermeiden. Tatsächlich aber lehnte die Kurie Sailer als Bischofskandidaten für Köln ab.

Am 22. Oktober trafen Sailer und Christian Brentano in Dülmen mit Clemens zusammen. „Gestern", so schrieb Clemens darüber, „ist der große, fromme, lustige, unschuldige, zärtliche, hüpfende, fliegende, betende, alles umarmende alte Gottesknabe Sailer und Christian bei mir angekommen. Sailer küßte und knetete mich, wie einen alten bekannten Teig, der ihm unter den Fingern aufgegangen"[24]. Über den Besuch bei Anna Katharina Emmerick berichtete Sailer später ausführlicher an Savigny. Dieser hatte ihm offensichtlich davon abgeraten. Dennoch ging Sailer nun ohne Vorbehalte hin. Er fand die Emmerick offen und unbefangen wie ein Kind vor. Sie schloß ihm ihr ganzes Gewissen auf und hatte für alles, was Sailer ihr entgegnete, ein schnelles und gesundes Urteil. Von ihren Wundmalen sagte sie Sailer kein Wort. Sailer selber aber sah ihre Hände bluten. An Savigny schrieb er: „Was die Geschichte ihrer Wundmale betrifft, so sind sie da; an Betrug ist gar nicht zu denken; wie sie geworden, weiß ich nicht." Und er fügte hinzu, man möge darüber denken, was man wolle, „die Wundmale Christi trägt sie geistig im Geiste – gewiß." Zu den Visionen der Emmerick wollte Sailer nichts sagen, weil er, um zuverlässiger urteilen zu können, sich über sie länger hätte unterrichten müssen. Savigny aber forderte er auf, einmal selbst nach Dülmen zu reisen, da der Anblick Anna Katharina Emmericks wirklich etwas auffallend Mildes und Wohlmachendes besitze und wohl kein empfängliches Gemüt ohne tiefen Eindruck von ihr gehe[25]. So schilderte Sailer dem vertrauten Freund seinen Besuch. Dabei urteilte er sehr behutsam und ausgewogen, aber auch sehr vorsichtig und zurückhaltend. Es waren nicht so sehr die äußerlichen Erscheinungen, die Sailer beeindruckten, sondern das einfache und fromme Wesen Anna Katharina Emmericks, ihre ganze Haltung, die sie sich selbst gegenüber hatte und der der Gedanke an Wirkung und Ansehen der eigenen Person ganz und gar fremd war.

Am 27. Oktober traf Sailer endlich in Sondermühlen bei der Familie Stolberg ein. Er hatte nun 250 Stunden Reiseweg zurückgelegt. Schon lange hatte man ihn erwartet. Und um so herzlicher hieß man ihn nun willkommen. „Wir waren alle gleich im ersten Augenblick bekannt mit ihm, als hätten wir ihn Jahre gekannt", schrieb Friedrich Leopold Stolberg an seinen Bruder Christian. „Er ist in seinem ganzen Wesen und in seinen Reden natürlich, offen, frei, herzlich. Daher den Kleinen wie den Großen wohl bei ihm wird."[26] Wirklich übertraf Sailer alle Erwartungen, die man in seinen Besuch gesetzt hatte. Und so kam allen der Abschied zu früh. Aber bereits Anfang November war eine überaus freundliche Einladung für Sailer in das nahe Bocholt eingetroffen. Sie war von der Familie Diepenbrock ausgegangen und über den mit der ältesten Tochter

[23] Sailer an Hardenberg, Winkel, 24. September 1818. Schiel II 440 f. Nr. 423.

[24] Clemens Brentano an Luise Hensel, 23. Oktober 1818. Clemens Brentano, Bd. 8, 298 (= Schiel I 564 Nr. 677).

[25] Sailer an Savigny, Landshut, 1. Dezember 1818. Schiel II 444–446 Nr. 428.

[26] Graf Friedrich Leopold zu Stolberg an seinen Bruder Christian, 31. Oktober 1818. Schiel I 565 Nr. 681.

der Familie, Marianne, verheirateten Schwiegersohn Johannes von Bostel[27] an die Brüder Brentano und über diese an Sailer gelangt. Von Bostel kannte Christian und Clemens von seiner Jenaer Studienzeit her. Christian hatte ihn bereits bei seiner ersten Reise nach Dülmen im vergangenen Jahr in Bocholt besucht und war von ihm dabei auch in die Familie Anton Diepenbrocks eingeführt worden[28]. So lag hier eine willkommene Möglichkeit der Anknüpfung bereit und man sprach die Einladung an Sailer aus, die man sonst vielleicht gar nicht auszusprechen gewagt hätte. Nun durfte man sogar auf eine Zusage hoffen. Eigentlich rechnete man fest mit ihr und hatte deshalb bereits alle Vorbereitungen für Sailers Kommen getroffen. Schon deshalb konnte Sailer diese Einladung nicht ausschlagen. Davon überzeugte ihn vor allem wohl Christian, der überhaupt auf dieser Reise „Sailers Reiseverstand" war, wie es Clemens Brentano in seiner Sprache ausdrückte[29]. Diese völlig überraschende Einladung nach Bocholt aber brachte nun den ganzen Plan der Rückreise nach Landshut durcheinander. Um nicht in zu großes zeitliches Gedränge zu kommen, mußte man nun früher als geplant von Sondermühlen und der Stolbergschen Familie scheiden. Am Morgen des 4. November brach Sailer mit Christian und Clemens Brentano auf[30]. Auf der Fahrt kehrten sie noch einmal in Münster und Dülmen ein.

Erst gegen Abend des übernächsten Tages, am 6. November, trafen Sailer und die beiden Brentanos in Holtwick ein[31]. Clemens erinnerte sich auch später noch, daß bei

[27] Johannes von Bostel war 1779 in Wetzlar geboren worden. Sein Vater war Advokat beim dortigen Reichskammergericht. Auch er studierte Rechtslehre. Von seiner Jenaer Studienzeit her aber rührte die Freundschaft mit Savigny und den Brüdern Clemens und Christian Brentano. Im Jahr 1806 war er als Salm-Salmscher Regierungsrat nach Bocholt gekommen. 1808 konvertierte er zum katholischen Glauben und heiratete noch im selben Jahr Marianne Diepenbrock. Seit 1815 war er königlich preußischer Land- und Stadtrichter zu Bocholt und genoß das Vertrauen und Ansehen der ganzen Stadt. Er starb 1837. Bis zu seinem Tod aber soll er sich die Begeisterung seiner Konversion erhalten haben. Drei Töchter blieben unvermählt, die beiden anderen wurden Ordensfrauen. Katharina war bei den Clemensschwestern, Elisabeth unter dem Namen Juliana in das Klarissenkloster in Münster eingetreten, dem sie schließlich als Äbtissin vorstand. Alle drei Söhne aber wurden Priester. Melchior wurde Franziskaner, Anton und Aloys zunächst Vikare an der Stadtpfarrkirche St. Georg in Bocholt. Anton war zuletzt Pfarrer von Emmerich. Aloys aber war, wohl unter dem Vorbild August van der Meulens, 1859 als Pater Fulgentius in das Trappistenkloster Ölenberg im Elsaß gegangen. Er war dort bekannt als Beichtvater der Fremden, zu dem viele, auch brieflich, Zuflucht suchten. – Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s , 151. – Bäseler, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 12.

[28] Diel-Kreiten II 165. – Clemens Brentano an Luise Hensel, Dülmen, 17. November 1818. Clemens Brentano, Bd. 8, 302.

[29] Clemens Brentano an Luise Hensel, 23. Oktober 1818. Ebenda 298 (= Schiel I 564 Nr. 677).

[30] Graf Friedrich Leopold zu Stolberg an seinen Bruder Christian, 7. November 1818. Schiel I 565 Nr. 682.

[31] Über Besuch und Aufenthalt Sailers auf Horst im November 1818 berichten vor allem fünf Quellen ausführlicher. Obwohl in allen mittelbar oder unmittelbar Augenzeugen sprechen, weisen alle große Unstimmigkeiten und Widersprüche untereinander auf, zum Teil auch ganz offensichtliche und nachweisbare Fehler. So ist eine ins Detail gehende Darstellung nicht mehr möglich. Das Wesentliche aber kann erschlossen werden.

Die Erinnerung der beiden Schwestern Melchior Diepenbrocks, Gertrud und Apolonia, liegen bei Reinkens vor. Apolonia hatte ihm ihre schriftlichen Aufzeichnungen, die sie offenbar erst nach dem Tod ihres Bruders Melchior niedergeschrieben hatte, überlassen. Sie lagen offensichtlich auch noch Gregoria Bäseler vor (Gregoria Bäseler, Ein ungedrucktes Gedicht Clemens Brentanos, in: Der Wächter 3 (1920) 379–384, hier 381). Dagegen hatte Gertrud Reinkens ihre Erinnerungen mündlich vorgetragen, freilich ebenfalls erst lange Jahre nach dem Tod Melchiors

der Ankunft der Saal unten kerzenhell erleuchtet war[32]. Anton und Franziska Diepenbrock empfingen ihre Gäste gewiß sehr herzlich. Sie fühlten sich geehrt, den berühmten Universitätslehrer und Theologen im eigenen Haus zu haben. Vielleicht aber sahen

(vgl. S. 48 Anm. 57). Ursprünglich war diesen beiden Quellenzeugnissen wohl die größte Glaubwürdigkeit von allen zuzuerkennen. Reinkens aber arbeitete sie so ineinander, daß nur an vereinzelten, wenigen Stellen ihre Herkunft eindeutig erkennbar ist. Darüberhinaus bleibt unklar, inwieweit er eigenes Vorstellen und Nachempfinden in sie hineingetragen hat. Denn er irrte in der Länge des Aufenthalts Sailers. Nach ihm verweilte Sailer mehr als fünf Tage in Holtwick. Und in diesen falschen zeitlichen Rahmen projezierte Reinkens seine breite, detaillierte und beinahe minutiös genaue Darstellung hinein, wobei ihm freilich zugute zu halten ist, inwieweit er sich dazu nicht doch durch die ihm vorliegenden Zeugnisse der beiden Schwestern berechtigt fühlen konnte (Reinkens, Diepenbrock, 22–26).

Die Aufzeichnungen von Ludowina von Haxthausen, einer Tante Annette von Droste-Hülshoffs, halten die Erinnerungen Anton Diepenbrocks fest, die er ihr im Jahr 1832 in Koblenz mündlich mitteilte (Schiel I 569–571 Nr. 686). Auch Joseph Conrad Diepenbrock machte den Besuch Sailers zu einem Thema seiner späteren familiengeschichtlichen Niederschriften. Er war freilich erst zehn Jahre alt und kannte alles mehr vom Erzählen her als aus eigenem Erleben (Joseph Conrad Diepenbrock, Aus den Jugendjahren des 1853 verstorbenen Cardinals Diepenbrock, Fürstbischof zu Breslau, StA Boch 1.2.3.1. 55; vgl. S. 29 Anm. 7).

In beiden letztgenannten Berichten aber kommen grobe Datierungsfehler vor. Vor allem aber bleibt wieder fraglich, was alles Ergänzung und Ausschmückung seitens der Verfasser ist. Beide Aufzeichnungen geben sogar Teile des Gespräches wieder, das Sailer und Melchior Diepenbrock auf ihrem Spaziergang in Holtwick geführt haben sollen. Auch die Ausarbeitung anderer berichteter Szenen mutet künstlich, unwahrscheinlich und unwirklich an. Die Situation, Atmosphäre und Gestalt der beteiligten Personen werden dabei verzeichnet.

Der den Sailerbesuch betreffende Abschnitt in den Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr ist sowohl bei Reinkens, welcher ihn wohl mit den Berichten der beiden Schwestern Diepenbrock zusammengearbeitet hat, als auch bei Förster, welcher zitierten Text und eigene Ausführungen nicht voneinander trennt (Förster, Diepenbrock, 26 f.), nicht mehr sauber zu erheben. Er scheint eher knapp gewesen zu sein und kaum viel mehr als Tatsache und Begebenheit des Spazierganges berichtet zu haben. Als weitere Quelle sind die Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Clemens Brentanos hinzuzuziehen (sie werden an den entsprechenden Textstellen genannt). Sie schildern freilich nur einige besonders auffallende Eindrücke und Erinnerungen, ergeben also keinen zusammenhängenden Bericht. Von Sailer selbst ist nur eine einzige Briefstelle bekannt, in der er an seinen Besuch bei der Familie Diepenbrock auf Horst zurückdenkt. Von Landshut aus schreibt er an Graf Friedrich Leopold zu Stolberg: „Das größte Vergnügen auf meiner Rückreise ward mir in Bocholt bei der Diepenbrockschen Familie. Da ist Vater, Mutter, Töchter, Söhne ein rechter Gottesbund." (Schiel II 447 Nr. 429).

[32] Clemens Brentano an die Geschwister Diepenbrock, Dülmen 19. Dezember 182 (3). Diel-Kreiten II 165 (= Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 35. Reinhard gibt das Datum des Briefes mit dem 16. Dezember 1823 an.).

Da die Briefbände der vom Freien Deutschen Hochstift Frankfurt veranstalteten Historisch-kritischen Brentano-Gesamtausgabe noch nicht erschienen sind, wurde im folgenden auf folgende Ausgaben zurückgegriffen: Clemens Brentano, Gesammelte Schriften und Briefe, Bd. 8 und 9, Frankfurt 1855 (Die Herausgabe dieser 9bändigen Ausgabe wurde zwar noch von Christian Brentano veranlaßt, aber im wesentlichen durch seine Frau Emilie und Joseph Merkle besorgt. Dabei geht auf Christian Brentano die grundlegende Konzeption zurück, eine ausschließlich im katholischen Sinn gereinigte Ausgabe der Werke Clemens Brentanos zuzulassen und zu schaffen, wie das Clemens selbst noch gewünscht hatte. In diesem Wissen um Auswahl und Bearbeitung der Texte liegt zugleich das Urteil über diese Ausgabe begründet (Henning Boetius, Zu Brentanos „Gesammelte Schriften", in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1967) 406–457).). – Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. – Schellberg-Fuchs,

sie diesem Besuch auch voller Erwartung entgegen, weil sie für die Sorgen, die gerade Melchior bereitete, Verständnis zu finden hofften, vielleicht sogar eine Möglichkeit der Klärung und Hilfe.

Wirklich waren alle schnell miteinander vertraut geworden. Vor allem durch Christian Brentano, der mit der Familie bereits bekannt war, war das erleichtert worden. Die im Haus anwesenden Schwestern aber hatten sich für diesen Abend zurückgezogen, aus einer gewissen Scheu und Schüchternheit heraus, die allen Geschwistern anhaftete. Auch Melchior zeigte sich nicht. Er war zudem über den ganzen Besuch tief verstimmt. Wohl ahnte und fürchtete er, wieder, wie so oft, Gegenstand der Gespräche und Bemühungen zu werden. Noch dazu war Sailer ein Geistlicher. Schon deshalb hatte er sich vorgenommen, den Gästen überhaupt fern zu bleiben. Und als Gertrud in den Tagen zuvor zur erkrankten Schwester Ludgard nach Ulft fahren mußte, sagte er zu ihr, er würde mit ihr fahren, denn wenn der Pape, Sailer, komme, müßten sie nur den ganzen Tag nostern, sie kenne ja den Papa. Nun aber war er doch geblieben, vielleicht auf Bitten der Mutter. Tatsächlich aber hatte Franziska Diepenbrock noch am selben Abend, sogleich nach dem ersten Bekanntwerden, Clemens Brentano von ihren Kindern erzählt und ihm vor allem die Sorge um deren rechte religiöse Gesinnung lebhaft anempfohlen[33]. Insbesondere mit Christian sprach sie dann über Melchior[34]. Da konnte es aber nicht fehlen, daß schließlich auch Sailer selbst ins Vertrauen gezogen wurde. Vielleicht baten ihn die Eltern nun sogar ausdrücklich, sich Melchiors besonders anzunehmen.

Am nächsten Morgen hatte man sich in der Hauskapelle versammelt, wo Anton Diepenbrock selber Sailer zur Messe diente. Die ganze Familie war zugegen, bis auf Melchior. Beim anschließenden Frühstück, das man gemeinsam einnahm, wurden nun auch alle Geschwister, die am Abend zuvor nicht da waren, Sailer vorgestellt. Melchior fehlte auch hier. Es hieß, er sei in die Stadt gegangen. Zum Mittagstisch aber war er zurückgekehrt. Er wollte ganz unten, den Gästen möglichst fern, sitzen. Vielleicht war es nun wieder wie bei der Familie Stolberg gewesen. Alle waren begeistert von Sailer, der so offen und frei, dabei immer wieder so ungezwungen belehrend zu reden und erzählen verstand und sich in allem eine frische und lebendige Heiterkeit bewahrte, die sich wohltuend auf die ganze Umgebung übertrug. Vielleicht war nun

Das unsterbliche Leben. – Hubert Schiel, Clemens Brentano. Briefe, Leipzig 1941. – Friedrich Seebaß, Clemens Brentano. Briefe, 2 Bd.e, Nürnberg 1951. – Wolfgang Frühwald, Clemens Brentano. Briefe an Emilie Linder mit zwei Briefen an Apollonia Diepenbrock und Marianne von Willemer, Bad Homburg-Berlin-Zürich 1969.

[33] Diel-Kreiten II 166.

[34] Christian Brentano an Melchior Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969. – Dieser Brief liegt hier nur als Entwurf vor. Die Reinschrift, wenn eine solche überhaupt abgesandt worden und erhalten ist, müßte im Nachlaß Kardinal Diepenbrock, Erzbischöfliches Diözesanarchiv Breslau aufbewahrt sein. Rückblickend erinnert hier Christian Brentano Melchior Diepenbrock an die Stationen seines Lebenswegs, die er zusammen mit ihm vom ersten Bekanntwerden auf Horst bis zur Priesterweihe im Jahr 1823 ging. Selbst wenn das nur in skizzenhafter Kürze geschieht, gewährt dieser Briefentwurf doch wertvolle Einblicke, Hinweise und Rückschlüsse über Christians Stellung zu Melchior, seine Einflußnahme und Bedeutung für ihn gerade während dieser Zeitspanne. Auch manche Korrektur wird hierdurch möglich. Dabei ist als Einschränkung zu bedenken, daß dieser Brief zu einer Zeit geschrieben ist, in der das frühere herzliche und vertraute Zueinander bereits zerbrochen war. So trägt Christians Brief den Charakter der Selbstrechtfertigung, wodurch er möglicherweise manches Verdienst überbetont und größer macht, als es wirklich war.

auch Melchior zugänglicher geworden, so daß alle anfängliche Abneigung gegen Sailer gewichen war. Wohl trugen dazu auch die beiden Brentanos bei.

So wollte sich nun auch Melchior nicht wieder zurückziehen. Und da geschah es, daß ihn Sailer selbst, als man nachmittags in die Gärten hinausging, an sich zog und mit ihm allein ging. Sailer aber traf nun das rechte Wort. Und Melchior erschloß sich ihm. Wohl war es eine Art Lebensbeichte, die er da Sailer anvertraute. In ihr lag die ganze eigene Hilflosigkeit sich selbst gegenüber, aber auch eine große Bereitschaft. Sailer gewann das Herz, die Zuneigung und das Vertrauen Melchiors in einer Weise, wie er es selber zuvor nicht geahnt hatte. Alles das hatte sich nun plötzlich bei diesem kurzen Gespräch entfaltet. Und das war der später in Sailerschen und Diepenbrockschen Kreisen gleichermaßen berühmt gewordene Spaziergang. Denn er entschied über Diepenbrocks ganzes Leben und war der Anfang einer Zukunft, von der beide noch nichts ahnen konnten.

Auch Melchior war nun am Abend im Zimmer bei der Familie und bei den Gästen geblieben. Auch am nächsten Morgen fand er sich in der Kapelle ein, wo alle versammelt waren. Am Ende des Gottesdienstes, so erinnerte sich Apolonia, „trat Sailer die Altarstufen herunter und ging zu dem Betstuhl, wo die Eltern knieten, legte ihnen die Hände auf und segnete sie. Dann trat er auch zu jedem von uns – noch fühle ich den sanften, wohltuenden Druck seiner Hände – betete lange über manche von uns. Auch Melchior erhielt diesen kräftigen Segen, und das war der eigentliche Moment seiner inneren Umwandlung – wie oft noch sagte das später die Mutter, Dankestränen in den Augen."[35] Noch am selben Tag aber, am 8. November, brachen Sailer und Christian von Horst auf. Denn nun drängte die Rückreise. Bereits am 15. November mußte Sailer wieder in Landshut sein[36]. Allen fiel der Abschied schwer. Apolonia soll sogar geweint haben[37]. Am Vortag aber hatte Sailer der ganzen Familie zum Andenken an seinen Besuch den schönen Gedanken niedergeschrieben, der allen, den Eltern, Söhnen und Töchtern, die Familie als Kirche im Kleinen beschreibt, auslegt und zum Vorbild macht[38].

Diese Begegnung Melchior Diepenbrocks mit Sailer wird immer idealisiert und verklärt dargestellt. Man wob förmlich eine romantisch-dramatische Handlung in sie hinein, so, als habe Sailer den jungen, ungebändigt und ungestüm dahinstürmenden

[35] Aufzeichnungen von Apolonia Diepenbrock über den Besuch Sailers auf Horst im November 1818. Reinkens, Diepenbrock, 25.

[36] Sailer verweilte nicht länger als vom 6. bis zum 8. November 1818 bei der Familie Diepenbrock in Holtwick. Das belegen seine eigenhändig niedergeschriebenen Reisenotizen (BZAR Sailer Nachlaß B III), sowie seine beiden Briefe an die Schweizer Freunde und an Savigny (Sailer an die Schweizer Freunde, Landshut, 7. Dezember 1818. Schiel II 450 Nr. 430; Sailer an Savigny, Landshut, 1. Dezember 1818. Schiel II 445 Nr. 428). Dem widerspricht nur scheinbar der Brief Clemens Brentanos an Luise Hensel, 17. November 1818 (Clemens Brentano, Bd. 8, 302), in dem es heißt, Sailer sei einen Tag in Holtwick gewesen. Clemens Brentano meinte damit wohl den einen ganzen Tag, den Sailer dort verweilte. Die beiden Tagebuchaufzeichnungen Clemens Brentanos, worin er Sailers Abreisetag mit dem 9. November 1818 angibt, beruhen aber ganz offensichtlich auf einem Irrtum (vgl. S. 62 Anm. 41).

[37] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, ohne Datum. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 14.

[38] Sailer an die „liebe Familie Diepenbrock in Horst ... zum freundlichen Andenken, Horst, 7. Nov. 1818", StA Boch 1.3.3. 5. – Die Handschrift weist diesen Brief als Autographen Sailers aus. Zwar erlitt der Brief einen erheblichen Wasserschaden, ist aber gut leserlich erhalten. Er ist in Schiel II nicht aufgenommen.

Diepenbrock, mit dem sich die ganze Umgebung nicht mehr zu helfen wußte, angehalten, zur Einsicht gebracht und auf die rechte Lebensbahn gewiesen. Und dieses Bild wurde noch einmal irreführender und unwirklicher, indem man glaubte, Diepenbrocks innere Lebenswendung sei gewissermaßen mit einem Schlag, vollkommen und endgültig auf dem kurzen Spaziergang oder zumindest während der Zeit der Anwesenheit Sailers auf Horst erfolgt. So sprach man auch gern von der Bekehrung Diepenbrocks durch Sailer. Zweifellos war diese erste Begegnung mit Sailer für Diepenbrock ein tiefes und nachhaltiges und in seinem inneren Gewicht und Verlauf kaum zu ermessendes Erlebnis. Die Natürlichkeit und die erlebte lebendige Gläubigkeit Sailers, mehr noch sein Wort, seine persönliche Zuwendung und die unmittelbare vertraute Aussprache mit ihm hatten Diepenbrock zunächst den Weg zum eigenen Glauben geebnet. Das alles aber war nur ein Anfang. Um wirklich aus der anhaltenden Lebenskrise heraustreten zu können, bedurfte es für ihn noch einer langen Suche und Klärung. Durch die Begegnung mit Sailer aber war in ihm etwas Wesentliches angesprochen und aufgebrochen. Dabei war sich Diepenbrock zu dieser Zeit noch keineswegs über die weitere Zukunft im klaren. Zu Sailer aber fühlte er sich nun unwiderstehlich hingezogen.

Clemens Brentano blieb nun zunächst, nachdem Sailer und Christian abgereist waren, noch länger als eine Woche bei der Familie Diepenbrock auf Horst. Ursprünglich wollte er Christian und Sailer bis nach Frankfurt begleiten und dann nach Berlin zurückkehren. Aber alles in Dülmen Erlebte ließ ihn nun von diesem Plan absehen. Ohne längere Verzögerung wollte er nach Dülmen zurückkehren[39]. So hatte man ihn nun aber zu einem kurzen Verweilen auf Horst bewegen können. Insbesondere zwischen ihm und Melchior war da die Freundschaft für das Leben geschlossen worden. Aber auch alle übrigen Geschwister hatten zu Clemens so großes Vertrauen gefaßt, daß ihm schließlich jedes einzeln sein Herz ausschüttete.

Gewiß geschah das noch unter dem klärenden und lösenden Eindruck, den Sailer in der ganzen Familie hinterlassen hatte. Clemens beschrieb wenig später Christian, wie es ihm bei der Familie Diepenbrock noch völlig unerwartet ergangen sei. Einer nach dem andern, zuerst Lisette, dann Apolonia und Melchior, schließlich der Vater und die Mutter selber hätten ihm da ihre Nöte geklagt. So aber sei auf einmal die ganze Familie, die in sich so einig schien, plötzlich ganz unglücklich, untereinander zerrissen und zerquält vor ihm dagestanden. Vor allem schien in ihr alles gegenseitige Vertrauen zu fehlen. Der Vater würde in der schrecklichsten Hypochondrie, ohne eigentlichen Glauben und ohne Hoffnung in einer periodisch wiederkehrenden Gewissensangst befangen leben, so als sei er ewig verdammt. Die Söhne aber seien ganz verstockt und verschlossen, die Töchter heimlich und verschreckt. Die Mutter jedoch regiere mit einer blinden und alles allein machen wollenden Selbstsicherheit den ganzen Haushalt und glaube, in allem die Zukunft und das innere Glück der Ihrigen bestimmen zu können[40].

[39] Clemens Brentano an Luise Hensel, 24. Oktober 1818 und Dülmen, 1. November 1818. Clemens Brentano, Bd. 8, 300 und 301.

[40] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Berlin 3. April 1819, FDH HS 13725. – Bezeichnenderweise ist dieser Brief zwar in der ersten Ausgabe der Briefe Clemens Brentanos (Clemens Brentano, Bd. 8, 343–352) aufgenommen, aber der die Familie Diepenbrock betreffende Abschnitt ausgespart worden. Dieses Vorgehen ist freilich bei der zeitlichen Nähe zum Geschehenen verständlich, auch gerechtfertigt, liegt aber auch in der Tendenz des „gereinigten" Brentano (vgl. S. 58 Anm. 32). In den neueren Briefausgaben führt nur Seebaß diesen Brief auf (Seebaß, Clemens Brentano, Bd. II 220–227). Auch bei ihm fehlt dieser Abschnitt.

Freilich war das nicht das ausschließliche Bild, das die Familie Diepenbrock bot. In ihr gab es auch wieder großen Zusammenhalt und Einigkeit. Aber es war eben nicht alles nur harmonisch. Gewiß hatte Clemens Brentano Christian gegenüber manches überscharf gezeichnet, aber doch auch der Wahrheit nach getroffen. So hatte er gleich bei seinem ersten Aufenthalt auf Horst einen unmittelbaren Einblick in die Familie bekommen. Vor allem erlebte Clemens hier zum erstenmal, was ihm Diepenbrock später immer als das „Sorgennetz" der Mutter benannte, womit sie daheim allen die Freiheit und Möglichkeit zu eigener Bewegung und Entfaltung nahm. Freilich stand dahinter die echte, aufrichtige mütterliche Fürsorge und Liebe, aber eben eine einengende und bedrückende. Und die Klage der Geschwister darüber war nur zu verständlich. Brentano aber gelang es offensichtlich wirklich, vieles zu veranlassen und auszugleichen. Vor allem bemühte er sich, den Eindruck und Einfluß des Besuches Sailers zu befestigen, der in der ganzen Familie wohltuend nachwirkte. Wirklich schien das Vorbild Sailers für die religiöse Richtung der Familie bedeutsam zu werden.

Über all dem aber war Clemens Brentano unversehens zum unmittelbaren Vertrauten des Hauses und der Familie geworden. Und als er am Morgen des 17. November von Horst schied, war das Abschiednehmen bei allen herzlich und rührend[41]. Von Berlin aus schrieb Clemens einen Brief an die ganze Familie. Anton Diepenbrock selbst las ihn bei Tisch vor und dankte Clemens in seinem Antwortschreiben ausdrücklich für das, was er seiner Familie geworden sei und für sie getan habe. In diesem Sinn konnte nun Clemens am 3. April 1819 an seinen Bruder Christian schreiben: „Gott sey ewig gepriesen, daß er geholfen und mich armen Menschen als Werkzeug gebrauchen wollte, das zur Geburt zu fördern, was du und Sailer dort angeregt."[42]

Von Horst war Clemens Brentano zunächst nach Dülmen gegangen, wo er bis Januar des nächsten Jahres blieb. Von dort reiste er zurück nach Berlin. Vom Mai des Jahres 1819 an bis zum Tod Anna Katharina Emmericks am 9. Februar 1824 nahm er dann dauernden Aufenthalt in Dülmen. Am Krankenbett der Emmerick glaubte er nunmehr seinen neuen Lebensberuf in der Aufzeichnung ihrer Visionen gefunden zu haben. Tatsächlich ließ ihn die Bearbeitung dieser Aufzeichnungen sein Leben lang nicht mehr los[43]. In Dülmen aber befand er sich immer zugleich auch in der Nähe der

[41] Ein Tagebuch Clemens Brentanos für Luise Hensel, hrg. v. Jürg Mathes, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1971) 228 f. – Clemens Brentano, Tagebuchaufzeichnungen, Montag 2. November–17. November 1818, in: Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 28/1, Stuttgart 1981, 507. – Beide Male gibt Clemens Brentano hier Sailers Abreisetag von Horst fälschlich mit dem 9. November 1818 an.

[42] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Berlin 3. April 1819, FDH HS 13725 (= Clemens Brentano, Bd. 8, 351).

[43] Diese Tausende von Folioseiten umfassenden fragmentarischen Aufzeichnungen werden heute im Nachlaß Clemens Brentano im Freien Deutschen Hochstift in Frankfurt verwahrt. Sie können sinnvollerweise auch in der Historisch-kritischen Gesamtausgabe der Werke und Briefe Clemens Brentanos nur in einer repräsentativen Auswahl herausgegeben werden. Clemens Brentano wollte seine Emmerick-Aufzeichnungen zu einer Art religiösem Weltepos verarbeiten: der Trilogie über das Leben Jesu mit dem ersten Teil der Abstammung und Jugend Jesu (= Leben der heiligen Jungfrau Maria, hrg. v. K. E. Schmöger, München 1852), dem zweiten Teil der Lehrjahre Jesu (= Leben Jesu, hrg. v. K. E. Schmöger, Regensburg 1858–1860. – Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 24/1 u. 2, Stuttgart 1983 u. 1985, Lehrjahre Jesu, hrg. v. Jürg Mathes) und dem dritten Teil der Passion Jesu (= Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen, hrg. v. Clemens Brentano, Sulzbach 1834. – Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 26, Stuttgart 1980, hrg. v. Bernhard Gajek) wollte

Familie Diepenbrock. So wurde die auf Horst geknüpfte Verbindung zunächst von beiden Seiten auch sehr lebhaft fortgeführt, teils durch gegenseitige Besuche in Dülmen und Holtwick, teils durch Briefe[44]. Über Clemens aber gelangte nun auch die Familie Diepenbrock in näheren und persönlichen Kontakt mit Anna Katharina Emmerick.

Bei Sailer in Landshut

Auch noch etwas anderes hatte Clemens Brentano in der Familie zuwege gebracht. Er bewog, wie er an Christian schrieb, Melchior nach Landshut zu gehen[45]. Gewiß hatte Clemens das bereits getan, während er nach Sailers und Christians Abreise allein bei der Familie Diepenbrock zu Gast war. Auch Melchior hatte sich Clemens gegenüber offen ausgesprochen und ihm die eigenen Nöte, seine Ungewißheit, auch Unzufriedenheit anvertraut. Da hatte ihm wohl Clemens Brentano lebhaft genug die Möglichkeit vor Augen gestellt, Sailer nach Landshut nachzufolgen. Gewiß war das auch Melchiors eigener Wunsch gewesen[46]. Vielleicht hatte er gerade mit Clemens zuerst darüber gesprochen. Wohl ahnte er, daß ihm Gewißheit und Klarheit über sich selbst und seine Zukunft allein in der unmittelbaren Nähe Sailers zuteil werden könne. Letztlich war wohl beides, sein eigener Wunsch und Brentanos Einfluß, zusammengekommen. Deshalb konnte er sich nun auch so rasch entschließen, so bald als möglich nach Landshut zu gehen. Er wollte dort Kameralwissenschaften studieren.

Die Übersiedlung in das ferne Landshut aber war nicht selbstverständlich. Wohl nur ungern sahen die Eltern Melchior aufs neue fortziehen. Auch Melchior selber

Clemens Brentano eine vierteilige Biographie Anna Katharina Emmericks gegenüberstellen (Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 28/1, Stuttgart 1981, Anna Katharina Emmerick-Biographie, hrg. v. Jürg Mathes).

In allem war es Clemens Brentano nicht zuletzt auch um die Schaffung echter katholischer Erbauungsliteratur zu tun. Tatsächlich gehörte sein „Bitteres Leiden" zusammen mit dem von fremder Hand herausgegebenen, auch bearbeiteten „Leben Mariens" und dem „Leben Jesu" zu den am meisten verbreiteten, auch bedeutendsten Erbauungsschriften des 19. Jahrhunderts. Eine neuere eingehende wissenschaftlich-theologische Befassung mit diesen Emmerick-Aufzeichnungen Clemens Brentanos kam bisher nicht zustande. Sie fanden bisher vor allem immer nur germanistisches Interesse. (Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 28/2, Stuttgart 1982, Anna Katharina Emmerick-Biographie. Lesarten und Erläuterungen, Jürg Mathes. – Kurt Küppers, Rezension, in: Archiv für Liturgiewissenschaft 27 (1985) 182 f.).

[44] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 113–128. – Diel-Kreiten lagen noch 40, zum Teil sehr ausführliche Briefe Clemens Brentanos an die Familie Diepenbrock beziehungsweise eines ihrer Mitglieder vor. Ursprünglich gab es wohl noch mehr solcher Briefe Clemens Brentanos, vor allem an die spezielle Adresse Apolonias. Das vermutet Ewald Reinhard zu Recht (Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 11). Die Briefe aber wurden zerstreut. Es ist aber damit zu rechnen, daß immer wieder der eine oder andere dieser Briefe unerwartet aufgefunden wird. – Vgl. Gerhard Schaub, Ein unbekannter Brief Clemens Brentanos, in: Euphorion 62 (1968) 345–364; erweiterter Abdruck, in: Regensburger Universitätszeitung 5. Mai 1969, 11–23.

[45] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Berlin, 3. April 1819, FDH HS 13725.

[46] So beschreibt es Charlotte von Neumayr in ihren Aufzeichnungen (Reinkens, Diepenbrock, 31). Allerdings führt sie Melchiors Entschluß, nach Landshut überzusiedeln, ausschließlich und allein auf seine eigene Initiative und Sehnsucht nach Sailer zurück. Sie weiß nichts von einer Mitwirkung, Einflußnahme und Bestimmung durch Clemens Brentano.

hatte noch keine rechte Vorstellung von dem, was ihn in Landshut erwartete. Clemens Brentano aber mag auch da geholfen haben, alle aufkommenden Bedenken und Widerstände zu zerstreuen. Vielleicht meinte Melchior Diepenbrock vor allem das, wenn er später immer wieder sagte, Clemens habe er es nach Gott zu verdanken, zu Sailer gekommen zu sein, diesem aber alles. Den Ausschlag im ganzen Hin und Her aber gab sicherlich, daß er in Landshut bei Sailer sein würde. So willigten auch die Eltern schließlich ein. Denn seit dem Besuch Sailers war mit Melchior wirklich eine Veränderung vor sich gegangen. Und der Vater und die Mutter hofften, daß sich nun bei Sailer mit ihm endgültig alles zum Guten wenden würde. So schrieb Anton Diepenbrock zunächst an Christian Brentano nach Landshut. Sein Brief enthielt wohl eine vertrauensvolle Anfrage und Bitte, die Christian Melchiors Absicht darlegte und anheimstellte. Ohne zu zögern nahm sich Christian der ganzen Sache an[47].

Christian Brentano vermittelte nun Melchiors Kommen bei Sailer und auch bei Dätzel[48], der in Landshut Kameralwissenschaften lehrte. Dätzel war ein ehemaliger Mitnovize Sailers bei den Jesuiten in Landsberg am Lech gewesen. Als Freund Sailers nahm er sich zusammen mit Sailer mit fast väterlicher Sorge seiner Studenten an. Christian Brentano aber traf offensichtlich auch sonst alle möglichen Vorbereitungen für Melchior in Landshut. „Da kömbt nun endlich der Melchior, aber durch Gottes Gnade nicht mehr der Alte Ungläubige, sondern ein Gläubiger", kündigte Franziska Diepenbrock Christian Brentano in ihrem liebevoll besorgten Brief am 1. März 1819 an. Darin bittet sie Christian noch einmal, sich Melchiors anzunehmen, da er jemand nötig habe, dem er sich ganz anschließen könne. „Seyen Sie ihm Bruder und Freund, er hat ein gutes Herz"[49], so versichert sie ihm. Und aus diesen Worten spricht die ganze mütterliche Fürsorge. So war Melchior in Landshut förmlich angesagt und wohl auch erwartet worden. Trotzdem verzögerte sich offensichtlich seine Ankunft, da Clemens Brentano noch zu Anfang April an Christian schrieb, es wundere ihn, daß Melchior Diepenbrock noch nicht in Landshut eingetroffen sei[50]. Andererseits aber begann das Semester erst am 19. April[51].

[47] Christian Brentano an Melchior Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969. – Ludowina von Haxthausen und Joseph Conrad Diepenbrock halten in ihren Aufzeichnungen (vgl. S. 58 Anm. 31) fest, Sailer selber habe Melchior unmittelbar nach der persönlichen Aussprache mit ihm zu sich nach Landshut eingeladen. Nach dem Bericht von Ludowina von Haxthausen hatte Sailer ausdrücklich Anton Diepenbrock gebeten, ihm die Vaterrechte über Melchior abzutreten, worin dieser mit Freude eingewilligt habe. Und bei Joseph Conrad Diepenbrock war Melchior noch während des Spaziergangs mit Sailer sofort entschlossen, in Landshut Kameralwissenschaften zu studieren, und ging zu diesem Zweck schon wenige Tage später nach Münster, um sich dort für das Studium vorzubereiten. Inwieweit diese Berichte auf Irrtum, Verwechslung und Raffung der wahren Ereignisse beruhen, ist im Einzelnen nicht mehr auszumachen. Jedenfalls steht dazu der Briefentwurf Christian Brentanos, dazu der angeführte Brief Clemens Brentanos an Christian vom 3. April 1819 in eindeutigem Widerspruch. Denn hätte Sailer Melchior Diepenbrock wirklich ausdrücklich dazu bestimmt, nach Landshut zu kommen, so hätte es der Mitwirkung des Clemens ebensowenig wie der Vermittlung Christian Brentanos bedurft. So muß es äußerst zweifelhaft bleiben, ob Sailer selber überhaupt erwartete, daß Melchior ihm nach Landshut nachfolge und dort zu studieren beginne.

[48] Anton Dätzel war im Jahr 1752 geboren und 1807 von Weihenstephan als Professor für Kameralwissenschaften an die Universität nach Landshut berufen worden. Er starb 1847 in Regensburg.

[49] Franziska Diepenbrock an Christian Brentano, Horst 1. März 1819, FDH HS 11373.

[50] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Berlin, 3. April 1819. Clemens Brentano, Bd. 8, 351.

[51] Vorlesungsverzeichnis der Universität Landshut, Sommersemester 1819, 2.

Melchior Diepenbrock war in Landshut von Dätzel und Sailer sehr wohlwollend aufgenommen worden[52]. Vor allem Sailer begegnete ihm väterlich verstehend. Er erinnerte sich noch lebhaft an die Holtwicker Ferientage und daran, mit welcher Aufrichtigkeit sich Melchior ihm aufgeschlossen hatte. Gewiß besuchte Diepenbrock Sailers allgemeine Religionsvorlesungen, die er für die Studierenden aller Fakultäten an den ersten drei Tagen der Woche von sieben bis acht Uhr morgens abhielt[53]. Zum erstenmal kam er hier in Berührung mit dem Studienfach Theologie. Auch zur Frühmesse, die Sailer täglich hielt, hatte er sich wohl immer wieder eingefunden und war insbesondere dann zugegen, wenn Sailer vor den Studenten predigte, wozu er alle 14 Tage als Universitätsprediger verpflichtet war. Diepenbrock war wohl auch oft zu Gast in Sailers Wohnung, die stets allen offenstand und in der sich tagtäglich eine kleinere oder größere Abendgesellschaft versammelte. Wohl ergab sich da auch immer wieder die Gelegenheit des persönlichen Gesprächs. Und gewiß schenkte Sailer auch ihm, wie er es stets bei seinen Studenten tat, gelegentlich das eine oder andere seiner eigenen Bücher. Vielleicht hatte Sailer Diepenbrock auch die eine oder andere Schreibarbeit übergeben, die dieser dann mit der größten Zuverlässigkeit, auch mit Begeisterung für den von ihm so verehrten Mann erledigte. Offensichtlich faßte auch Sailer seinerseits großes Zutrauen zu Diepenbrock. Und ein späterer Brief von Franz Seraph Häglsperger, einem Mitstudenten Diepenbrocks an der Landshuter Universität, bestätigt, daß Diepenbrock damals Sailers Amanuensis geworden war, Sailers vertrauter Mithelfer[54]. Für Diepenbrock mußte das eine um so größere Auszeichnung sein, da er nicht einmal bei Sailer Theologie studierte.

Diepenbrock lebte in Landshut sehr zurückgezogen. Dazu war Christian Brentano nun bereits von Landshut in die Schweiz abgereist[55]. Außer wenigen Freunden widmete Diepenbrock seine Zeit ausschließlich seinem Studium[56]. Wirklich bedeutsam wurde für ihn bei diesem Landshuter Studienaufenthalt allein der Umgang mit Sailer. Sailers Zuwendung und Führung, die niemals bedrängte oder einengte, hatte er sich ganz anvertraut. So war ihm wohl auch das Ende des Semesters viel zu früh gekommen. Die Herbstferien über aber kehrte er wieder heim nach Holtwick.

[52] Quellenzeugnisse, die unmittelbaren Einblick in diese Landshuter Zeit Melchior Diepenbrocks gewähren würden, fehlen völlig. Dabei ist anzunehmen, daß er mit Eltern und Geschwistern daheim in regelmäßigem Briefwechsel gestanden hat. Auch die im Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München erhaltenen Immatrikulationsbelege führen den Namen Melchior Diepenbrocks nicht. Offensichtlich war er an der Universität nicht immatrikuliert. Mit Gewißheit aber studierte er zwei Semester in Landshut: das Sommersemester 1819 und das Wintersemester 1819/20. Die Angabe Charlotte von Neumayrs, der sich auch Reinkens anschloß, Melchior sei bereits im Herbst 1819 wieder endgültig von Landshut nach Hause zurückgekehrt (Reinkens, Diepenbrock, 31), ist falsch.

[53] Vorlesungsverzeichnis, Sommersemester 1819, 7. – Sailers Vorlesung lag das knapp 600 Seiten umfassende Werk zugrunde: Johann Michael Sailer, Grundlehren der Religion. Ein Leitfaden zu seinen Religionsvorlesungen an die akademischen Jünglinge aus allen Fakultäten, München 1813.

[54] Brief von Franz Seraph Häglsperger aus dem Jahr 1862. Schiel I 524 Nr. 640. – Häglsperger schreibt dort, daß er drei Jahre lang Sailers Amanuensis war, ehe Melchior Diepenbrock nach Landshut kam, und dabei vieles, was Sailer herausgab, für den Druck ins reine geschrieben habe. Häglsperger war 1796 geboren, hatte in Landshut bei Sailer Theologie studiert und starb 1877 als Dekan in Egglkofen.

[55] Grund dafür war eine vorübergehende Verstimmung mit Sailer, von der aber Melchior Diepenbrock in keiner Weise betroffen wurde.

[56] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock 31.

Clemens Brentano weilte dort gerade zu Besuch. Seit dem 7. April waren ihm seitens der preußischen Regierung alle Besuche bei Anna Katharina Emmerick untersagt worden. So sollte die Arbeit der nach Dülmen berufenen staatlichen Kommission nicht gestört werden. Da man an Betrug durch die Umgebung glaubte, hatte man Anna Katharina Emmerick von ihrer Umwelt völlig isoliert. So aber trug nun die Untersuchung, gegen die sich Anna Katharina Emmerick selbst zunächst nicht grundsätzlich gewehrt hatte, doch etwas Gewalttätiges an sich[57]. Brentano war darüber betroffen. Er hatte Dülmen verlassen und war nach Bocholt zu von Bostel gegangen, vor allem auch deshalb, um die Aufzeichnungen Weseners und Pater Limbergs[58] über Anna Katharina Emmerick dem Zugriff der Regierungskommission zu entziehen. Auch auf Horst kehrte Brentano ein[59]. Franziska Diepenbrock hatte zusammen mit ihren beiden Töchtern Apolonia und Lisette Anna Katharina Emmerick zum ersten Mal am 4. Juli 1819 besucht[60]. Man hatte seither in der Familie die Kranke zu verehren begonnen. Jedenfalls empfand man jetzt mit ihr aufrichtiges Mitleid[61]. So stieß Clemens Brentano hier auf Anteilnahme und ein offenes Gehör. Über die Emmerick hatten sich gerade jetzt wieder die widersprüchlichsten Gerüchte breitgemacht. So erwog man auf Horst, wohl vor allem auch auf Anregung Brentanos, Anna Katharina zu sich ins eigene Haus zu holen. Auch Pater Limberg, ihr Beichtvater, hätte mitkommen können. Er hätte dann zugleich der ganzen Familie so etwas wie ein geistlicher Hausvater werden, dazu die Hauskapelle versorgen können[62]. Die Übersiedlung kam aber nicht zustande. Ganz offensichtlich aber ließ man in der Familie Diepenbrock diesen Plan auch in den folgenden Jahren nie ganz fallen. Er kam aber doch nicht zur wirklichen Ausführung, so sehr das vor allem Apolonia gewünscht hätte. Denn sie wollte dann die Pflege der Kranken übernehmen[63].

Auf Horst nahm Clemens Brentano stets auch am unmittelbaren Familienleben teil. Er regte dabei wohl selber manches an, half auch mit, in den inneren Nöten des Familienlebens zu vermitteln und auszugleichen. Zusammen mit Franziska Diepenbrock, Apolonia und Katharina machte er Anfang September eine zweitägige Marienwallfahrt nach Kevelaer[64]. So nahm die Familie Diepenbrock, in ihr vor allem Apolonia und Melchior, zu dieser Zeit zweifelsohne die erste Stelle im neuen Freundeskreis Clemens Brentanos ein. Und ganz bewußt schuf Clemens in diesem Kreis nun auch alle möglichen Querverbindungen. So erzählte er gewiß auch jetzt wieder, wie er das schon

[57] Bericht über die staatliche Untersuchung vom 7. bis 29. August 1819 von Dr. Wesener. Hümpfner, Tagebuch Wesener, 309–366. – Jürg Mathes, Ein Bericht Clemens Brentanos aus Anlaß der staatlichen Untersuchung Anna Katharina Emmericks im Jahr 1819, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts (1972) 228–276.

[58] Alois Joseph Limberg (1782–1852) war Dominikanerpater. Seit 1812 lebte er in Dülmen, war der Seelsorger im Kloster Agnetenberg und seither auch der Beichtvater Anna Katharina Emmericks.

[59] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 116.

[60] Winfried Hümpfner, Akten der kirchl. Untersuchung über die stigmatisierte Augustinerin Anna Kath. Emmerick nebst zeitgenössischen Stimmen, Würzburg 1929, 325.

[61] Clemens Brentano an die Geschwister Diepenbrock, (16. Dezember 1823). Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 34.

[62] Clemens Brentano an Pater Limberg, Bocholt, August 1819. Hümpfner, Tagebuch Wesener, 539.

[63] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Haus Horst, 14. Oktober 1821, StA Boch 1.2.2.7 25.

[64] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 116.

während seines ersten Aufenthalts auf Horst im Herbst des vergangenen Jahres getan hatte, von Luise Hensel[65] und trug vor allem den Geschwistern ihre Lieder vor. Insbesondere Apolonia war von ihnen gerührt und bewegt. Zusammen mit der jüngeren Schwester Lisette[66] sang sie die Verse zweistimmig nach frei dazu erfundenen Melodien[67]. So war es nur natürlich, daß sie die Dichterin auch persönlich kennenlernen wollte. Und Brentano hatte versprochen, Luise Hensel einmal nach Horst zu bringen. Auf seine Vermittlung hin hatte sich Anton Diepenbrock bereits brieflich am 12. April 1819 an Luise Hensel gewandt[68]. Auch Apolonia hatte Clemens veranlaßt, ebenfalls durch einen Brief mit Luise Hensel in persönliche Verbindung zu treten. So schrieb Apolonia ihren so unbefangenen und herzlichen ersten Brief an Luise Hensel[69]. Dieser Brief zeigt, wie bekannt und vertraut ihr Luise aus den Schilderungen Brentanos bereits geworden war. Denn mit beinahe kindlicher Offenheit sprach sie nun zu der

[65] Luise Hensel (1798–1876) ist vor allem als die Dichterin des „Müde bin ich geh zur Ruh" bekannt. Aus ihren Gedichten spricht eine ursprüngliche, beinahe kindlich zarte Frömmigkeit und Innigkeit. Darum konnten ihre Lieder auch so schnell zum wirklichen Volkseigentum werden und das, noch ehe man die Dichterin dem Namen nach kannte. Luise Hensel wuchs in einem streng protestantischen Elternhaus auf. Ihr Vater war Pastor. Von daher rührte ihre pietistisch veranlagte eigene Frömmigkeit. Ihre Hinneigung zur katholischen Kirche war sehr früh wach geworden, vor allem auch als sie im Haus ihres Bruders in Berlin unmittelbar am gesellschaftlichen Leben der Stadt teilnahm. Von allen Seiten wurde dort ihre, damals für ein junges Mädchen außergewöhnliche Bildung, insbesondere ihre Belesenheit und Kenntnis gerade auch der zeitgenössischen Literatur bewundert. Im Haus ihres Bruders lernte sie auch Clemens Brentano kennen, der sich von ihr unwiderstehlich angezogen fühlte. Im Dezember 1818 konvertierte Luise Hensel zum katholischen Glauben. In ihrer Familie erregte das großes Aufsehen. In ihrem Lebensberuf zunächst schwankend, nicht zuletzt aufgrund des Einflusses von Clemens Brentano und Anna Katharina Emmerick, wurde sie Gesellschafterin der Fürstin Salm in Münster und Düsseldorf und 1821 Hauslehrerin bei der Witwe des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg.

Hermann Cardauns, Lieder von Luise Hensel. Vollständige Ausgabe aufgrund des handschriftlichen Nachlasses, Regensburg 1923. – Die immer noch umfassende, freilich in vielem überholte Biographie ist das Werk von: Franz Binder, Luise Hensel. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, Freiburg ^{2}1904. – Dazu: Hubert Schiel, Clemens Brentano und Luise Hensel. Mit bisher ungedruckten Briefen, Aschaffenburg 1956. – Josephine Nettesheim, Luise Hensel und Christoph Bernhard Schlüter. Briefe aus dem deutschen Biedermeier 1832–1876. Mit Einführung und Erläuterungen unter Benutzung neuer Quellen, Münster 1962. – Wolfgang Frühwald, Das Spätwerk Clemens Brentanos (1815–1842) Romantik im Zeitalter der Metternich'schen Restauration (= Hermaea Germanische Forschungen neue Folge Bd. 37), Tübingen 1977. – Kosch, Literatur-Lexikon, Bd. VII (1979) 904 f. – Der in der Universitätsbibliothek München aufbewahrte Nachlaß Luise Hensels, auch aus Binderschem Besitz, verbrannte im zweiten Weltkrieg (Ladislaus Buzás, Geschichte der Universitätsbibliothek München, Wiesbaden 1972, 195).

[66] Lisette war vier Jahre älter als Melchior Diepenbrock. Sie starb als erste der Geschwister Diepenbrock nur zwei Wochen vor Melchior im Januar 1853. – Bäseler, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 20.

[67] Clemens Brentano an die Geschwister Diepenbrock, (16. Dezember 1823). Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 34. – Clemens Brentano an Luise Hensel, (1822). Binder, Luise Hensel, 145.

[68] Binder, Luise Hensel, 141.

[69] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, ohne Datum, StA Boch 1.2.2.7. 25. – Binder berücksichtigte diesen Brief nicht. Vielleicht verfaßte ihn Apolonia im selben Zeitraum, als sich auch Anton Diepenbrock an Luise Hensel wandte. Jedenfalls muß ihn Apolonia vor dem 3. Mai 1821, als sie Luise Hensel persönlich kennenlernte, niedergeschrieben haben.

ihr persönlich unbekannten Dichterin. Dazu vertraute sie ihr an, daß sie sich früher, nachdem sie aus dem Vredener Internat heimgekehrt war, nach einem viel abwechslungsreicheren, bunteren Leben, als es in dem ländlichen und ruhigen Holtwick möglich war, gesehnt habe und deshalb immer die Mädchen in der Stadt beneidet habe; daß sie aber nach dem Besuch Sailers und Clemens Brentanos einen ganz anderen Lebensinhalt gefunden habe, den Dienst daheim in Haushalt und Familie für die Eltern und Geschwister, und sich dabei so wohl fühle, daß sie immer weniger gern aus Holtwick und Horst herausgehe.

Tatsächlich war Apolonia seither in eine ganz andere Lebensgestalt hineingewachsen. Sailer hatte dazu den ersten entscheidenen Anstoß gegeben. Im wesentlichen aber entfaltete sich Apolonia nun nach den Gesetzen ihrer eigenen Persönlichkeit. Denn sie entbehrte, ganz im Gegensatz zu Melchior, eines unmittelbaren Vorbilds, dem sie sich vorbehaltlos hätte anschließen können. Dabei besaß Apolonia eine ungemein harmonische, ausgeglichene und stete Wesensart. Dazu kam ihr reiches, sehr warmherziges Gemüt, auch ihre wahre und natürliche Religiosität. All diese Eigenschaften aber mußten vor allem auch Clemens Brentano anziehen. Und wirklich wird er nicht müde, Apolonias Wesen Luise Hensel gegenüber in immer neuen, echt Brentanoschen Bildern zu schildern. Ebenso wie ihm selber, so glaubte Clemens, würde auch Luise Hensel die Freundschaft und der Umgang mit Apolonia Diepenbrock wohltuend sein. Schon deshalb wollte er beide miteinander bekannt machen.

Wirklich entfaltete sich daraus zwischen Apolonia und Luise eine so schöne und tragende, gleichgestimmte Lebensfreundschaft. Und obwohl Apolonia von ihrer ganzen Wesenslage her die gesichertere war, wurde ihr Luise Hensel vor allem in den unmittelbar folgenden Jahren immer wieder Vorbild und Hilfe, den eigenen endgültigen Lebensberuf zu finden. Eine andere, noch wesentlichere Stütze waren für Apolonia aber Sailer und Melchior. Clemens Brentano selber konnte, trotz aller Vertrautheit, nie mehr als einen äußerlichen Einfluß auf sie gewinnen, indem er ihr immer wieder alle möglichen Aufgaben und Arbeitsbereiche zuwies. Sein Verdienst aber bleibt es, immer erneut solche Lebensfreundschaften gestiftet zu haben. Das gilt auch in Bezug auf Melchior Diepenbrock[70].

[70] Der Name Apolonia Diepenbrocks wird oft fälschlich mit doppeltem „l" geschrieben. Sie selber schrieb sich zeitlebens mit einfachem „l". Von ihren Geschwistern und Freunden wurde Apolonia gerne auch „Appel" oder „Appelchen" genannt. – Eine sachgerechte, Persönlichkeit, Leben und Wirken Apolonia Diepenbrocks angemessen würdigende Biographie steht bis heute aus. Apolonia Diepenbrock aber zählte zweifelsohne zu den großen Frauengestalten des 19. Jahrhunderts. Und ganz zu Recht prägte Heinrich Finke das Wort, Apolonia Diepenbrock sei „eine der größten Wohltäterinnen" des 19. Jahrhunderts (Finke, Zur Erinnerung, 223). Die bisher Apolonia Diepenbrock behandelnde Literatur ist sehr bescheiden und beschränkt sich auf nur knappe Lebensskizzen beziehungsweise Beiträge zu solchen.

Georg Jakob, Nachruf auf Apolonia Diepenbrock, in: Regensburger Morgenblatt, 4. Juli 1880 (auch als Separatdruck erschienen). – M. Herbert, Apollonia Diepenbrock, Ein Gedenkblatt, in: Der Aar (1911) 829–836. – Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock. – Heinrich Auer, Apolonia Diepenbrock. Ein Leben in Demut und Caritas, in: Gerta Krabbel, „Ein mutig Herz ein redlich Wollen", Katholische deutsche Frauen aus den letzten hundert Jahren, Münster 1939, 51–70. (Die hier vom Verfasser angekündigte (S. 70) Gesamtbiographie Apolonia Diepenbrocks ist nicht erschienen. Auer wollte für sie vor allem auch die Briefe aus dem Nachlaß Apolonias auswerten. Zusammen mit dem Nachlaß Beckmann kaufte das Stadtarchiv Bocholt 1972 den Nachlaß Auer an. Sein bedeutendster Teil ist die große und nahezu vollständige Sammlung der Briefe Melchior Diepenbrocks an Apolonia (StA Boch 1.1.3. 5–60). Auer war zuletzt Bibliotheksrat in Freiburg. Wohl hatte der Krieg sein Vorhaben unmöglich

Am 18. September 1819 war Brentano wieder endgültig von Holtwick nach Dülmen zurückgekehrt[71]. In die folgende Zeit fiel wohl auch Melchior Diepenbrocks erster Besuch bei Anna Katharina Emmerick[72]. Clemens Brentano hatte ihn dazu bestimmt. Dabei war Melchior offensichtlich mit Clemens allein gewesen. Er soll sich zunächst aber geweigert haben, das Zimmer der Emmerick zu betreten, und wartete vor der Tür. Nachdem Clemens hineingegangen war, forderte ihn Anna Katharina auf, doch auch den draußen Wartenden hereinzuholen. Als er nun aber eintrat, sollen plötzlich ihre Wunden zu bluten angefangen haben. Zugleich redete ihn die Emmerick in gleichsam visionärem Zustand als ein Werkzeug Gottes, als Auserwählten an und sprach dazu eine Prophezeiung aus, die ihn zutiefst erschütterte. Bestürzt und übereilt soll er das Zimmer und das Haus verlassen haben.

Diepenbrock sprach später nie über dieses Ereignis. Auch Sailer, der zweifelsohne durch ihn selbst davon unterrichtet worden war, hielt stets mit seinem Urteil zurück. Nur über Clemens Brentano hat sich die Erzählung dieses ersten Besuches Diepenbrocks bei Anna Katharina Emmerick in Dülmen erhalten. Dabei ist bekannt, wie schnell und leicht Brentano bereit war, wirklich Geschehenes und Erlebtes mit den eigenen Empfindungs- und Vorstellungsinhalten zu vermischen. So muß letztlich offen bleiben, was damals in Dülmen wirklich geschehen ist und wie Diepenbrock das dort Erfahrene selber erlebt und empfunden hat. Gewiß bleibt nur, daß er bei diesem ersten Besuch bei Anna Katharina Emmerick einen nachhaltigen Eindruck empfangen hat, einen Eindruck, der ihn von nun an immer wieder nach Dülmen hinüberziehen ließ.

gemacht.). – LThK 3 ([1]1931) 312. – Wilhelm Kosch, Das Katholische Deutschland, Biographisch-bibliographisches Lexikon, Bd. 1 (1933) 440 f. – LThK 3 ([2]1959) 379 f. (Vom Verfasser ist hier irrtümlich der Adelstitel beigefügt worden. Apolonia Diepenbrock führte nie einen solchen). – Schaub, Ein unbekannter Brief, 345–364. – Siri Plank, Apolonia Diepenbrock, in: Unser Bocholt 36 (1985) 142–146 (Von der Verfasserin ist eine größere Arbeit über Apolonia Diepenbrock in Vorbereitung).

[71] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 116.

[72] Über diesen Besuch berichten als einzige Quelle die Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr (Reinkens, Diepenbrock, 31 f.). Charlotte von Neumayr stützte sich dabei auf das, was ihr Clemens Brentano selber viele Jahre später mündlich erzählte. Charlotte von Neumayrs Bericht liegt auch allen späteren Darstellungen zugrunde. Während aber sie noch sehr zurückhaltend urteilte über Melchior Diepenbrocks Dülmener Erlebnis, dabei manches der Erzählung und Übertreibung Clemens Brentanos zuschrieb, neigen die späteren Darstellungen vielfach dazu, Diepenbrocks Entschluß, Priester zu werden, mit seinem ersten Besuch bei Anna Katharina Emmerick in unmittelbaren Zusammenhang zu bringen. Das in Dülmen Erlebte sollte für diesen Entschluß von entscheidender Bedeutung gewesen sein beziehungsweise ihn hervorgerufen haben. Hinter solcher Auffassung steht nur wieder dieselbe romantisierende Darstellung eines schlagartig erfolgten religiösen Bekehrungserlebnisses, wobei nun an die Stelle Sailers eben Anna Katharina Emmerick getreten ist.

Charlotte von Neumayr datierte wohl ganz richtig diesen ersten Besuch Melchior Diepenbrocks in Dülmen in den Herbst 1819. Seit Mai 1819 hatte sich Clemens Brentano dauernd in Dülmen niedergelassen. Melchior Diepenbrock war zu dieser Zeit noch in Landshut. Vom 7. August bis 18. September 1819 aber war Clemens Brentano von Dülmen abwesend. Und zum im November beginnenden Wintersemester mußte Melchior wieder in Landshut sein. Sollte daher diese von Clemens Brentano später Charlotte von Neumayr berichtete Begebenheit wirklich mit Melchiors erstem Besuch in Dülmen zusammengefallen sein, so bleibt nur der bezeichnete Zeitraum übrig, da alle belegbaren späteren Besuche die persönliche Bekanntschaft zwischen Melchior und der Emmerick bereits voraussetzen.

Das Wintersemester in Landshut begann diesmal am 3. November[73]. Diepenbrock nahm dort wieder sein stilles und zurückgezogenes, durch die Vorlesungszeiten an der Universität fest eingeteiltes Leben auf, so wie es ihm vom vergangenen Sommersemester her vertraut und wohl auch lieb geworden war. Am Ende dieses zweiten Landshuter Studiensemesters aber richtete er sich die Heimfahrt so ein, daß er gerade rechtzeitig zum Namenstag der Mutter, am 9. März, in Holtwick eintreffen konnte. Trotz der winterlichen Jahreszeit, die diesmal die Heimreise ein wenig beschwerlich, des hohen Schnees wegen auch gefährlich machte, kam er eben am Vorabend des 9. März daheim an. Vor allem die Mutter freute sich über diese Überraschung. Stolz schrieb sie an ihre Schwester Apolonia nach Konstanz, wie sehr sich Melchior zum Guten gewandelt habe und wie nützlich ihm der Aufenthalt in Landshut, vor allem der Umgang mit den beiden Professoren Sailer und Dätzel geworden sei, die ihn wie ihren eigenen Sohn behandelt hätten[74].

Schon wenig später fuhr Melchior zusammen mit dem Vater und Gertrud nach Dülmen hinüber. Er wußte, daß er dort vor allem auch Clemens und Christian Brentano antreffen würde. Wohl die ganze Familie hatte inzwischen Anna Katharina Emmerick persönlich kennengelernt. Ebenso wie für Melchior war auch für Apolonia der erste Besuch, den sie zusammen mit der Mutter und Lisette im Juli des vergangenen Jahres gemacht hatte, ein heftiges und nachhaltiges Erlebnis gewesen. Apolonia soll dabei entsetzlich geweint haben[75].

Was aber beide Geschwister, Apolonia und Melchior Diepenbrock, bei Anna Katharina Emmerick so tief bewegen und erschüttern konnte, waren nicht die außergewöhnlichen, an ihr auftretenden Erscheinungen, sondern vielmehr dieselbe Erfahrung, die auch Sailer bei seinem Dülmenbesuch gemacht hatte, das wirklich Ergreifende und Wohlmachende des Anblicks und Umgangs mit der Emmerick. Wohl um dieser Erfahrung willen fühlte sich Melchior ebenso wie Apolonia von der ersten Begegnung an zu Anna Katharina Emmerick hingezogen. Dazu war bei beiden Geschwistern mit ihrem ersten Besuch in Dülmen noch ein ganz besonderes, persönliches Erlebnis verbunden. So lag beiden sowie der ganzen Familie daran, die unmittelbare persönliche Verbundenheit und Vertrautheit mit Anna Katharina Emmerick aufrecht zu erhalten. Umgekehrt faßte auch die Emmerick zur Familie Diepenbrock, die ihr solche Teilnahme entgegenbrachte, Zutrauen und Freundschaft. Brücke und Vermittler freilich war in allem Clemens Brentano.

Allerdings konnte Melchior dabei nicht zu derselben enthusiastischen Begeisterung hinfinden, mit der Clemens Brentano stets von Anna Katharina Emmerick sprach und aller Aufmerksamkeit ausschließlich in den Bannkreis von Dülmen zwingen wollte. Wie auch Christian Brentano, der von Dezember 1819 bis August 1821 bei Clemens in Dülmen wohnte[76], war Melchior hier viel zurückhaltender. Er empfand viel natürlicher. Dasselbe galt von Apolonia. Vor allem hierin glichen sich beide Geschwister, in dieser Gleichgestimmtheit ihrer religiösen Vorstellungswelt. Hierin gründete auch beider Hinneigung zum Vorbild Sailers, zu seinem natürlichen, offenen, aus tiefer Innerlichkeit lebenden Glauben. Dagegen suchte Clemens Brentano in Dülmen gerade das Außergewöhnliche. Das Wunderbare, das an Anna Katharina Emmerick so sinnfällig und greifbar geworden schien, war es, das ihn anzog und festhielt in Dülmen,

[73] Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1819/20.
[74] Franziska Diepenbrock an ihre Schwester Apolonia Kesting, StA Boch 1.2.1.6. 10.
[75] Hümpfner, Kirchliche Untersuchung, 325.
[76] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 117–120.

gerade auch in einer Umgebung, die sonst seinem Wesen völlig widersprach[77]. Für Melchior und Apolonia aber war das eigentlich Bewegende dort wohl die wahre und fromme Glaubens- und Leidensgestalt Anna Katharina Emmericks selber. So trug sie zu dieser Zeit bei beiden Geschwistern zur Klärung bei, zur Selbstfindung und Begründung der eigenen Glaubenswirklichkeit[78]. Freilich war für Melchior Diepenbrocks oft wochenlange Aufenthalte in Dülmen während der Jahre 1820 und 1821 vor allem auch ausschlaggebend, daß er dort Clemens und Christian Brentano antreffen konnte.

Daheim, auf Gut Horst, aber ging Diepenbrock wohl auch jetzt wieder hauptsächlich den eigenen Beschäftigungen nach. Zuzeiten betrieb er wohl seine Studien weiter, half auch in der Landwirtschaft mit. Manchesmal aber schien es, als hätten ihn nun doch wieder die alten Neigungen, vor allem seine Leidenschaft zu jagen, vereinnahmt. Ganze Tage konnte er dann draußen sein und sich in der freien Natur bewegen. Zumeist brach er dann schon frühmorgens auf, kehrte nur kurz zum Mittagstisch zurück und ging dann wieder fort. Sehr gern ging er mit Bernard, dem älteren Bruder, hinaus, der dann von Bocholt herkam. Beide teilten dieselbe Jagdleidenschaft. Melchior aber verfaßte für Bernard regelrechte Jagdberichte. Einmal beschrieb er ihm ausführlich, wie er den ganzen Tag lang vergebens auf Schnepfenjagd war und stundenlang umsonst immer wieder die verschiedenen Haidschläge der Holtwicker Gegend abgegangen war. Dabei war ihm nur ein Hase zu Schuß gekommen, der zwar getroffen zusammenschlug, aber entkommen konnte, weil der Hund gerade auf der anderen Seite war. Am nächsten Tag ging er dann noch einmal hinaus und kam schließlich so weit ab, daß er selber nicht mehr genau wußte, in welcher Gegend er sich befand. „Ich ging", so schilderte er dem Bruder weiter, „eben unten durch einen feuchten mit Gras bewachsenen Graben, als plötzlich dicht vor mir etwas in die Höhe flatterte; indem ich anlege, sehe ich, daß es – eine Schnepfe ist; sie steigt hoch ins Holz, ich drücke und sie fällt, dicht ins dicke Holz. Ich laufe hin, rufe den Hund apporte, aber beyde konnten wir sie anfangs nicht finden; endlich höre ich sie flattern, und greife sie. Nachdem ich sie nun aufgesteckt und geladen hatte, gehe ich weiter und sehe, daß ich keine 100 Schritt von dem Fuhrwege nach Tangerding bin, ..."[79] Wenn aber Melchior Bernard

[77] Zu Clemens Brentanos innerer Lebensgestalt, seiner Persönlichkeit, der in ihr enthaltenen Problematik, seiner Religiosität, vergleiche das vorzügliche, mit feinem Gespür und größter Sachkenntnis geschriebene Werk von: Joseph Adam, Clemens Brentanos Emmerick-Erlebnis. Bindung und Abenteuer, Freiburg 1956. – Dazu: Frühwald, Spätwerk Clemens Brentanos. – Walter Migge, Studien zur Lebensgestalt Clemens Brentanos, München-Berlin 1940.

Gegenüber dem die religiöse Gestalt des späten Brentano verklärenden und in diesem Sinn gereinigten Brentano-Bild der ersten Biographen Diel-Kreiten neigt heute die betreffende germanistische Fachliteratur der Gefahr zu, vereinseitigend das „Dämonische" im Wesen Brentanos zu betonen und letztlich alles von ihm herzuleiten und auf es zurückzuführen. Insbesondere das Werk Adams bewahrt hier eine zusammenschauende Sicht und schlüsselt die Persönlichkeit Clemens Brentanos in ihren Elementen überzeugend auf.

[78] An Pater Schmöger, den Verfasser der ersten großen Emmerick Biographie, schrieb Apolonia Diepenbrock am 19. November 1858, sie habe, das müsse sie zu ihrer eigenen Demütigung gestehen, Anna Katharina Emmerick wenig verehrt (Frühwald, Spätwerk Clemens Brentanos, 38). Diese Aussage Apolonias ist irreführend. Denn scheinbar verleugnet sie in ihr alle frühere, zweifelsohne warm empfundene Teilnahme und auch Verehrung für Anna Katharina, die sie insbesondere mit Luise Hensel teilte. Dahinter steht vielleicht die Abwehr der übertriebenen Begeisterung Clemens Brentanos, die ihr falsch und unangebracht schien.

[79] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, ohne Datum, StA Boch 1.1.4.5. – Der Inhalt die-

zum gemeinsamen Jagen einlud, legte zumeist er schon im voraus die Route fest, die man gehen wollte. Denn er kannte die Gegend besser als Bernard und wußte, wo auf Beute zu rechnen war, auf Schnepfen, Hasen, Hühner und gelegentlich auch Füchse. Gewöhnlich trafen sich beide Brüder dann am zeitigen Morgen draußen am Weg und brachten auch Freunde mit[80].

Bei allem aber hatte sich in Melchior doch wieder ein tiefes Unbehagen über den endgültigen zukünftigen Beruf breit gemacht. Wohl auch deshalb blieb so manche Unstimmigkeit zu Hause nicht aus, die seine heftige Wesensart stets noch verschärfte. Dabei brachten ihm die Eltern gewiß viel Geduld und Zutrauen entgegen. Denn ganz augenscheinlich hatte sich mit ihm vieles seit der Begegnung mit Sailer, seit dem Landshuter Studienaufenthalt gebessert. Trotzdem aber konnte auch jetzt noch der Umgang mit ihm sehr schwer werden.

In Melchior aber war eine neue Möglichkeit aufgebrochen. Dabei wirkte vor allem alles in Landshut bei Sailer Erlebte lebhaft nach. Und er war mit der Frage vertraut geworden, selber Theologie zu studieren und Priester zu werden. Ganz allmählich war dieser Beruf in ihm wach geworden. Mit allem aber nahm er nun vor allem wieder zu Christian Brentano Zuflucht[81]. Christians Freundschaft aber bewährte sich auch dieses Mal.

Auch Clemens Brentano nahm an Melchiors Entschluß unmittelbaren Anteil. Wohl schrieb er dabei sich selbst an dessen Zustandekommen ein nicht unwesentliches Verdienst zu. So sagte er in Bezug auf Melchior Diepenbrock einmal: „Ich gab Alles hin, alle Liebe, alle Hoffnung, allen Glauben ... und bereitete hundert Arzneien daraus. Mögen sie geholfen haben!“[82] Und wenn Clemens nach dem ersten Besuch bei der Familie Diepenbrock auf Horst an Christian geschrieben hatte, er habe das zur Geburt gebracht, was Sailer und Christian dort angeregt hatten, so nahm er dieses Verdienst wohl jetzt auch in Hinblick auf Melchiors Hinwendung zum Priesterberuf für sich in Anspruch. Warm, eindringlich und begeisternd war Clemens Brentano wohl immer erneut in Melchior gedrungen, wenn er sich zu oft wochenlangen Besuchen auf Horst eingefunden hatte oder auch, wenn dieser ihn in Dülmen besuchte. Gewiß war auch Christian da immer wieder hinzugezogen worden. Christian aber war Melchior gegenüber viel besonnener, gerade in diesem Punkt auch zurückhaltender als Clemens. Clemens nämlich hatte wohl so manchesmal, wie es seine Eigenart war, andere zu bestimmen, recht unvermittelt und direkt versucht, Melchior für den Priesterberuf zu gewinnen, zumal er dessen empfängliches und bereites Gemüt kannte.

Die Frage aber, ob und inwieweit Clemens Brentano durch Anna Katharina Emmerick Einfluß auf Diepenbrock genommen hat, so wie er das nachweislich bei Luise Hensel getan hat, muß unbedingt verneinend beantwortet werden[83]. Solchen Versuchen wäre wohl auch Christian korrigierend entgegengetreten. Dazu war Clemens Melchior in derselben aufrichtigen Freundschaft zugetan, wie dieser ihm, und hätte

ses mit „Jagdrelation“ überschriebenen Briefes legt nahe, daß er wenige Tage vor Diepenbrocks Brief an Bernard vom 4. Oktober 1820 niedergeschrieben wurde (ebenda, 1.1.4. 10).

[80] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Horst, 4. Oktober 1820, ebenda.

[81] Christian Brentano an Melchior Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969.

[82] Clemens Brentano an die Familie Diepenbrock, ohne Datum. Diel-Kreiten II, 168.

[83] So etwa ist die Annahme von Reinkens, Clemens Brentano könnte die Begebenheit bei Melchior Diepenbrocks erstem Besuch in Dülmen und so auch manches andere dort von Diepenbrock Erlebte eigens berechnet und inszeniert haben, um Melchior für den Priesterberuf zu gewinnen, völlig unhaltbar. (Reinkens, Diepenbrock, 36).

sein Tun als unredlich empfunden. Tatsächlich aber wurde das vertraute Verhältnis Melchior Diepenbrocks zu Clemens Brentano nie durch Derartiges belastet. Darüberhinaus war Diepenbrock zu dieser Zeit bereits eine viel zu eigenständige Persönlichkeit. Das wußte auch Clemens. Seiner unmittelbaren Einflußnahme auf ihn waren so von vornherein Grenzen gesetzt, obwohl Melchior der viel jüngere war und zu Clemens unbedingtes Vertrauen hatte. Andererseits aber stand Diepenbrock dem begeisternden Zureden des Freundes eben auch nicht unempfänglich gegenüber. Doch wirklich entscheidenden Einfluß hatte Clemens Brentano auf Diepenbrocks Entschluß nicht nehmen können. Viel anziehender wirkte für Diepenbrock da das Beispiel Christian Brentanos. Christian wollte bald schon nach Rom gehen, dort Theologie studieren und Priester werden.

Zweifellos waren beide Brüder Brentano zu dieser Zeit Diepenbrocks vertrauteste Freunde. Rückhaltlos offen konnte er sich ihnen gegenüber aussprechen. Und wohl sehr dankbar nahm er jede Hilfe, das Vertrauen und Verständnis, das ihm beide entgegenbrachten, an. Auch in allen späteren Jahren, als das unmittelbar nahe Verhältnis zerbrochen war, hat Diepenbrock nicht vergessen, was er Clemens und Christian Brentano verdankte. Er bewahrte beiden stets aufrichtige und warme Freundschaft. Von Breslau aus schrieb er noch am 28. Januar 1851 an Christian Brentano, „ich kann nicht und werde nie anders als mit der dankbarsten Gesinnung mich des segensreichen Einflusses erinnern, den Sie und der liebe selige Clemens auf meine ganze Lebens-Entwicklung gehabt ...“ [84]. Vor allem dachte Diepenbrock dabei stets daran, daß es Clemens und Christian waren, durch die er zu Sailer gekommen war.

Clemens Brentano aber hatte Diepenbrock zu Anna Katharina Emmerick geführt, dazu die Verbundenheit zwischen ihr und der ganzen Familie Diepenbrock gestiftet. Die Eltern verehrten die Emmerick aufrichtig. Vor allem hielten sie auf ihr Gebet sehr viel. Gewiß haben sie ihr vor allem auch Melchior immer wieder als ein besonderes Gebetsanliegen aufgetragen, sei es persönlich bei den Besuchen in Dülmen, sei es durch Clemens. Ein Brief der Mutter Franziska zeigt, wie sehr man bereit war, die Einflußnahme Anna Katharina Emmericks auf Melchior zu erwarten und anzuerkennen. Sie schreibt an ihre Schwester, daß die enge Verbindung und Freundschaft mit der Emmerick für die ganze Familie eine so heilsame Wirkung ausübe. Darunter aber sei die Bekehrung Melchiors, der gar keine Religon mehr hatte, nun aber die Welt verlassen und Priester werden wolle, die größte [85]. Freilich machte Franziska Diepenbrock das nicht von Gebet und Ausstrahlung der Emmerick unmittelbar abhängig. Aber sie erkannte ihr eine wesentliche Mithilfe zu. So empfanden wohl alle. Dabei erinnerte man sich an den nachhaltigen Eindruck, mit dem Melchior von seinem ersten Besuch in Dülmen heimgekehrt war.

Gewiß waren all diese Erlebnisse und Begegnungen, Erfahrungen und Eindrücke bei Melchior nicht ohne Wirkung geblieben. Sie waren ihm förderlich und hilfreich, sich seiner selbst gewiß zu werden. Eigentlich auslösend, entscheidend und prägend aber waren sie nicht. Die Neuausrichtung seines Lebensweges wurzelte vorzüglich und erstrangig in der Begegnung mit Sailer. Die erlebte lebendige Gläubigkeit Sailers wurde ihm zum Fundament des eigenen Glaubens. Und unter Sailers Eindruck war in ihm der Priesterberuf wach geworden. Mit hoher Begeisterung wandte er sich nun diesem Ziel zu. Wie groß auch immer der Einfluß gewesen sein mag, der von der Freundschaft mit Clemens und Christian Brentano und der Verbundenheit mit Anna

[84] Diepenbrock an Christian Brentano, Breslau, 28. Januar 1851, FDH HS 11392.
[85] Franziska Diepenbrock an ihre Schwester, Horst, 6. Januar 1821, StA Boch 1.2.1.6. 10.

Katharina Emmerick herrührte: in allem war für Diepenbrock Sailer Vorbild und Leitstern. Eben das meinte er auch immer, wenn er später sagte, Sailer habe er alles zu verdanken. Der Anfang zu allem aber lag in der ersten Begegnung mit Sailer auf Horst im Spätherbst des Jahres 1818.

Im Priesterseminar zu Mainz und Münster

Wohl ausdrücklich hatte sich Diepenbrock nun Christian Brentano zum Firmpaten bestellt. Zu Anfang Januar 1821 fuhr er zu Christian nach Dülmen, wo auch Clemens war. Mit Christian reiste er dann weiter nach Münster[86]. Hier spendete ihm Weihbischof Kaspar Maximilian von Droste zu Vischering[87] in seiner Hauskapelle am 29. Januar 1821 die Firmung[88]. Aus der Ferne nahm auch Sailer Anteil. Er sprach Diepenbrock den Wunsch und das Gebet aus, die empfangene Konfirmation möge ihn in seinem Beruf zum Priestertum sowie in allem Guten konfirmieren[89].

Es wäre nun wohl naheliegend gewesen, daß Diepenbrock in Münster auch sein Theologiestudium beginnen und in das dortige Priesterseminar eintreten würde. Aber auch hier in Münster waren zu dieser Zeit sehr schroff die Nachteile der seit der Säkularisation hinausgezögerten kirchlichen Neuorganisation hervorgetreten. Das Priesterseminar stand zwar unter der Leitung von Bernard Overberg[90]. Der theologische Lehrbetrieb aber wies erhebliche Mängel auf. Dazu war durch die Neugründung der Universität Bonn im Oktober 1818 die Universität zu Münster aufgelöst und nach Bonn überführt worden. Nur mit Rücksicht auf die katholische Kirche ließ man die katholisch-theologische und philosophische Fakultät, die zur wissenschaftlichen Ausbildung der Geistlichkeit notwendig war, fortbestehen.

Dieser Restanstalt aber, die eigentlich nicht mehr als Universität anzusehen war,

[86] Ebenda.

[87] Kaspar Maximilian Freiherr von Droste zu Vischering (1770–1846) war ein Bruder zu Klemens August Freiherr von Droste zu Vischering. Im Jahr 1793 zum Priester geweiht wurde er bereits 1795 zum Weihbischof von Münster ernannt. Während der ganzen Zeit der politischen Umbrüche nahm er nicht nur für das seit 1801 verwaiste Bistum Münster, sondern auch in den benachbarten Bistümern, deren Bischofsstühle leer standen, die bischöflichen Amtshandlungen wahr. Hunderttausende hatte er so gefirmt und mehrere Tausend zu Priestern geweiht. 1825 wählte ihn das Münsteraner Domkapitel zum Bischof. – Gatz, Bischöfe, 144 f.

[88] Tagebuch von Anton Diepenbrock, StA Boch 1.2.1.1. 10.

[89] Sailer an Diepenbrock, Landshut, 19. Februar 1821. Schiel II 464 Nr. 446.

[90] Bernard Overberg wurde vor allem als Pädagoge bekannt. Fürstenberg hatte ihm persönlich 1793 die Leitung der in Münster neuerrichteten Normalschule übertragen. So begann Overberg mit seiner durchgreifenden und erfolgreichen Reform der Volksschulen und Lehrerausbildung. Als Seelenführer der Fürstin Gallitzin gehörte er dem Kreis von Münster zu. Die Theologiestudenten unterwies Overberg im Fach Liturgie und machte sie bei der praktischen Ausbildung mit seiner Unterrichtsmethode vertraut. Dagegen wurde bis heute Overbergs unmittelbare Verbindung zu Anna Katharina Emmerick kaum erfaßt. Overberg war mit ihr anläßlich der kirchlichen Untersuchung im Jahr 1813 bekannt geworden. Seither verband ihn seine aufrichtige seelsorgerliche Fürsorge mit der Kranken. Immer wieder war er selber in Dülmen. Und später lief sein Kontakt zur Emmerick insbesondere über Clemens Brentano fort, der, wie er selbst immer wieder in seinen Briefen beteuerte, nichts ohne den Rat Overbergs in Dülmen unternehmen wollte.

LThK 7 (1962) 1319. – Carl Göllmann, Der Zeuge. Bernard Overberg und Anna Katharina Emmerick, Aschaffenburg 1976.

fehlten eine klare Umschreibung und feste Statuten. Inzwischen hatte Klemens August von Droste zu Vischering[91], der Kapitularvikar von Münster und Bruder des Weihbischofs, Einfluß über die theologische Fakultät gewinnen können. Vorzüglich ging es ihm dabei um das Recht der Besetzung der Lehrstühle, das er teilweise ohne Rücksprache mit der Regierung ausübte. Sein Vorgehen aber richtete sich direkt gegen das Interesse der preußischen Regierung, das den theologischen Lehrbetrieb unter staatlicher Aufsicht sehen wollte. Zwei wesentlich verschiedene Ansprüche prallten hier aufeinander, der kirchliche, der sich allein das Urteil über Richtigkeit und Reinheit der Lehre und ihre Vermittler zuerkannte, und der staatliche, der Recht und Pflicht der Aufsicht über die Ausbildung im allgemeinen und daraus abgeleitet auch der künftigen Geistlichkeit sich zuschrieb. Diese Unterrichtspolitik entsprach den aus der Aufklärung gewonnenen Prinzipien.

Neben dieser grundsätzlichen Auseinandersetzung war es aber Droste insbesondere auch um die Ausschaltung von Georg Hermes und seiner Schule zu tun[92]. Mit aller Entschiedenheit wollte er mit den Männern seines Vertrauens den Einfluß der vom Münsteraner Kreis um Fürstenberg und die Gräfin Gallitzin geprägten Geistesrichtung[93] fördern und durchsetzen. Ihr entstammte er auch selber. Dabei ließ sich Droste zu eigenmächtigem und unnachgiebigem Vorgehen hinreißen. So war auf dem Höhepunkt der Auseinandersetzung die Fakultät von April bis August 1820 durch die Regierung suspendiert worden. Der Lehrstuhl für Dogmatik aber war bis ins Sommersemester 1821 hinein unbesetzt geblieben, so daß im Priesterseminar ein Ersatzkurs angeboten werden mußte. Droste selber hatte schließlich 1820 vorübergehend aus der Bistumsverwaltung ausscheiden müssen. Die preußische Regierung war nun in Verhandlungen mit Rom eingetreten. Das Ergebnis aber war selbst noch zu Anfang des Jahres 1821 unabsehbar und insbesondere auch die Frage des bischöflichen Einflusses auf die katholische Fakultät, die überall so heftig erörtert wurde, noch offen. So blieben vorerst die Verhältnisse noch ungeklärt und schwankend. Überall im

[91] Klemens August von Droste zu Vischering (1773–1845) war 1798 durch seinen Bruder Kaspar Maximilian in Münster zum Priester geweiht worden. Von 1807 bis 1820 war er durch Wahl des Münsteraner Domkapitels Kapitularvikar gewesen, seit 1820 aus der Bistumsverwaltung ausgeschieden und 1827 zum Weihbischof für die Diözese Münster bestimmt. Diese Ernennung war auf Veranlassung seines Bruders geschehen, der ihm auch die Bischofsweihe erteilte. Im Dezember 1835 wurde Clemens August zum Erzbischof von Köln gewählt. Dort führte er seinen schon in Münster begonnenen Kampf gegen die hermesianische Lehre noch entschiedener fort, wenngleich er sich, spekulativ unbegabt, nie persönlich mit ihr auseinandergesetzt hatte. Die Haltung, die er in der Mischehenfrage einnahm, führte schließlich zum endgültigen Bruch mit der preußischen Regierung. Sie ließ ihn im November 1837 auf der Festung Minden gefangensetzen. Für die katholische Kirche Deutschlands war er nun zur Symbolfigur kirchlicher Freiheit gegen alle staatliche Bedrängung geworden. Noch lange behinderte seine ablehnende, eigenwillige und unnachgiebige Haltung die Beilegung dieser „Kölner Wirren". So ging die Entwicklung schließlich über ihn hinweg. 1841 wurde Johannes Geissel als Koadjutor die Leitung des Kölner Bistums übertragen. Droste war nicht bereit gewesen, sein Amt niederzulegen. Zurückgezogen und vereinsamt, wohl auch persönlich enttäuscht und verbittert starb er 1845 in Münster. – Gatz, Bischöfe, 145–148.

[92] Eduard Hegel, Georg Hermes (1775–1831), in: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, hrg. v. Heinrich Fries und Georg Schwaiger, Bd. I (1975) 303–322. – Hermann H. Schwedt, Das römische Urteil über Georg Hermes (1775–1831). Ein Beitrag zur Geschichte der Inquisition im 19. Jahrhundert, Freiburg 1980.

[93] Zum Ganzen vgl. Hubert Jedin, Handbuch der Kirchengeschichte Bd. VI/1 (1971) 259–264 (Lit.).

Bistum machte sich besonders auch das Fehlen eines Bischofs bemerkbar. Seit dem Jahr 1801 war der Bischofsstuhl von Münster verwaist[94].

Diese Umstände haben wohl mit dazu beigetragen, daß Diepenbrock nun nach Mainz ging und in das dortige Priesterseminar eintrat. Vor allem Christian Brentano hatte ihm das angeraten. Diepenbrock nahm diesen Vorschlag bereitwillig an[95]. Auch Sailer hatte Christians Rat ausdrücklich gut geheißen. Von seiner Herbstreise nach Westfalen her, seinem Aufenthalt in Münster, seinem Besuch bei Brockmann[96] waren ihm die schwebenden und nachteiligen Gegebenheiten in Priesterseminar und Universität in Münster bekannt. Zwar war Sailer andererseits, wie er Diepenbrock schrieb, mit der inneren Verfassung des Seminars und Studiums in Mainz nicht unmittelbar vertraut. Er sprach aber Diepenbrock die Zuversicht aus, daß in Mainz wohl alles zu seinem Besten gedeihen werde, da die leitenden Männer ganzes Zutrauen verdienten. Mit diesem Brief vom 19. Februar 1821 hatte Sailer zugleich sein Empfehlungsschreiben für Diepenbrock mitgesandt. Es sollte zusammen mit einem Gesuch des Vaters, Anton Diepenbrock, um Aufnahme in das Seminar Regens Liebermann eingehändigt werden. Offensichtlich stand wieder Christian Brentano Diepenbrock bei der Erledigung all dieser Formalitäten bei[97].

Hier in Mainz unter Regens Liebermann glaubte man die besten Voraussetzungen erwarten zu dürfen. Unter seinen Händen war das Mainzer Priesterseminar zu einer Theologenschule hervorgeblüht, die in ganz Deutschland einzigartig war. Ein wirklicher Neuanfang war hier gemacht worden. Tragendes Fundament waren dabei die Bestimmungen des Konzils von Trient. Liebermann aber hatte als Regens dieser Schule ein klares geistiges Gepräge verliehen[98]. Charakteristisch war sein ganz

[94] Eduard Hegel, Die Geschichte der Katholisch-Theologischen Fakultät Münster, 1773 bis 1964 Bd. I, Münster 1966, 18–159.

[95] Christian Brentano an Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969.

[96] Johann Heinrich Brockmann (1767–1837) hatte Sailer noch in Dillingen gehört. In Münster wurde er zum Priester geweiht. Das mit Sailer geknüpfte Freundschaftsband aber ließ ihn so etwas wie ein Bindeglied zwischen ihm und dem Kreis von Münster werden, noch ehe Sailer selber im Herbst 1818 nach Westfalen kam. Den Briefkontakt Sailers mit der Fürstin Gallitzin hatte er 1789 vermittelt. Von 1803 bis 1836 war Brockmann Professor in Münster, zuerst an der philosophischen, seit 1803 an der theologischen Fakultät. Er lehrte Moralphilosophie, Pädagogik und Pastoraltheologie, zunächst im Anschluß an Sailers Vorlesungen. Von 1814 bis 1826 übte er auch das Amt des Dompredigers aus. – Hegel, Fakultät Münster, Bd. I 70–76.

[97] Sailer an Diepenbrock, Landshut, 19. Februar 1821. Schiel II 464 Nr. 446.

[98] Bischof Colmar (1760–1818) hatte 1802 das Bistum Mainz übernommen. Äußerst zielstrebig, aber eben auch politisch klug, nahm er die kirchliche Restauration in Angriff. Eine Hauptsorge war dabei die Erziehung der künftigen Priester. 1805 eröffnete er das neue Priesterseminar in Mainz anstelle der zerstörten theologischen Fakultät. Die Leitung vertraute er Liebermann (1759–1844) an. Mit ihm verband ihn die gemeinsame elsässische Herkunft und Straßburger Vergangenheit, vor allem dieselbe kirchliche Gesinnung. Von beiden aber war Liebermann die markantere Persönlichkeit. Seine scharf umrissene Persönlichkeit ließ ihn neben Colmar zum eigentlichen Ideenformer des Mainzer Kreises werden. Liebermann gab diesem Kreis sein charakteristisches Gepräge, seine zukunftsweisende Ausrichtung.

So aber war Liebermann der eigentliche Wegbereiter der späteren sogenannten katholischen Bewegung, die in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts so mächtig anhob, schließlich aber im fortschreitenden Ultramontanismus und der Festschreibung der neuscholastischen Theologie, zuletzt im Unfehlbarkeitsdogma des I. Vatikanischen Konzils erstarrte. Solche Verengung war allerdings in der sogenannten Ersten Mainzer Theologenschule unter Liebermann weder angestrebt noch unmittelbar vorgeprägt. Aber tatsächlich war in ihr für diese Entwicklung ein

bewußtes Anschließen an die Autoritäten der tradierten patristischen und scholastischen Theologie und des hierarchisch und unfehlbar gedachten Papsttums. Beides trug der Mainzer Theologenschule und dem ihr verbundenen Kreis den Ruf strenger, Rom treuer Kirchlichkeit ein. So erzog Liebermann eine neue Priestergeneration, die betont und bewußt der vom Denken der Aufklärung herrührenden rationalistischen Auflösung von Glaube und Kirche wieder mit einer klaren theologischen Begrifflichkeit und dem treuen Bekenntnis zur einen und wahren Universalkirche entgegentreten konnte. Durch das ausgeprägte Bewußtsein der unbedingten Pflicht und des Gehorsams den Forderungen der Kirche gegenüber sollte sich diese Priestergeneration auszeichnen. Vor allem aber verstand es Liebermann, ihr Geist und Glut echter innerer Frömmigkeit, Hingabe und Opferbereitschaft einzuhauchen. So hatte Liebermann das Leben der Studenten im Seminar strengsten Normen unterworfen. Das entsprach seiner eigenen strengen, jesuitisch geprägten Erziehung. Der ganze Tag war sehr genau eingeteilt, die Wochentage ebenso wie die Sonntage. Die Vorschriften reichten hin bis zur Kleiderordnung und zum Empfang der Sakramente[99]. Dabei gab Liebermann den Studenten in allem selbst das lebendig vorgelebte Beispiel ab. Vielleicht hat Diepenbrock gerade dieses allzu streng geregelte Theologenleben, in dem allein und ausschließlich der Wille des Regens herrschte, zurückgeschreckt. Denn nach nur kurzem Aufenthalt verließ er das Mainzer Priesterseminar wieder, offensichtlich ganz spontan und beinahe fluchtartig[100].

Vielleicht hatten ihn da plötzlich wieder die alten Widerstände gegen das Leben in einer Studienanstalt mit sich fortgerissen. Vielleicht aber war man ihm in Mainz auch von vornherein seines fortgeschrittenen Alters, insbesondere seines bisherigen ungewöhnlichen Lebensweges wegen nur allzu mißtrauisch begegnet. Dazu war er in Mainz ein Fremdling. Der wohl entscheidende Beweggrund aber war, daß Diepenbrock im Mainzer Priesterseminar alles ganz anders vorfand, als er erwartet hatte. Er hatte hier eine ganz andere Art des Studierens, der Führung und geistlichen Leitung angetroffen, als er es bei Sailer in Landshut kennengelernt hatte und in Mainz wiederzufinden hoffte. Auf den Rat Christian Brentanos und Sailers selber hin war er ja nach Mainz gezogen. Nun aber waren alle Erwartungen, dazu die große Bereitschaft, mit der er nach Mainz gekommen war, enttäuscht worden. Wohl vor allem hieraus erklärt sich Diepenbrocks rascher und kurzgefaßter Entschluß, sofort wieder auszutreten.

erster Anfang gemacht, so daß die von Mainz ausgehende Bewegung einen ersten, maßgeblichen Beitrag dazu leistete. Ihr Haupt aber war Liebermann. Die große Gegenbewegung zu Aufklärung und Säkularisation setzte hier ein. Dabei stand der Mainzer Kreis von der Romantik völlig unberührt da. 1828 wurde Liebermann zum Generalvikar in Straßburg ernannt. In Mainz hatte Liebermann eine ganze Priestergeneration geprägt, aus denen auch die späteren Bischöfe Räß von Straßburg, Weis von Speyer, schließlich Geissel von Köln hervorgingen.

LThK 3 (1959) 7. – Gatz, Bischöfe, 103–105. – LThK 6 (1961) 1045. – Ludwig Lenhart, Die Erste Mainzer Theologenschule des 19. Jahrhunderts (1805–1830). (Die elsässische Theologenschule in Mainz.) Ein kirchen- und geistesgeschichtlicher Durchblick. Erster Teil: Führende Köpfe, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz Bd. 6 (1951–1954) 93–186; Zweiter Teil: Literarische Leistungen und Dritter Teil: Geistige Ausstrahlung, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz Bd. 7 (1955–1957) 9–130. – Ders., Das Mainzer Priesterseminar als Brücke von der alten zur neuen Mainzer Universität, Mainz 1947. – Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. IV (Die religiösen Kräfte) (1951) 74–97.

[99] Rudolf Fischer, Die Statuten des Mainzer Priesterseminars, Ein Überblick über Inhalt und geschichtliche Entwicklung, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz Bd. 2/1 (1947) 47–60.

[100] Christian Brentano an Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969.

Und wenn er nur wenige Wochen später Clemens Brentano gegenüber eingestand, daß das Mainzer Seminar wohl doch noch das bessere von allen sei[101], so deutet das daraufhin, daß er Mainz wirklich ein wenig übereilt und überstürzt verlassen hatte. Beides, die unerwartete Enttäuschung, aber eben auch die eigene heftige Wesensart, waren wohl zusammengekommen.

Daheim in Holtwick aber war man überrascht, gewiß auch enttäuscht. Melchior konnte den Eltern seine Beweggründe kaum derart einsichtig machen, daß sie ihm wirkliches Verständnis hätten entgegenbringen können. So machten sie wohl in der Hauptsache für diesen erneuten mißglückten Versuch sein bekanntes Unvermögen verantwortlich, sich einzufügen, sein eigenwilliges Wesen zu überwinden, mit dem er so schnell und leicht alles zu Bruch gehen lassen konnte. Andererseits aber kannte man den aufrichtigen Ernst, mit dem er seinem Berufsziel entgegen strebte. So mußte man schließlich doch respektieren, was er getan hatte. Wirkliches Verständnis aber fand Diepenbrock am ehesten bei Clemens und Christian Brentano. Beide Brüder wohnten immer noch in Dülmen. So sehnte er sich wohl auch danach, wieder in ihre Nähe zu kommen. Seine Handlungsweise aber bereute er nie, ein Zeichen, daß er sich, obwohl er tatsächlich nicht lange in Mainz ausgehalten hatte, im Recht glaubte. Er hatte gesehen, daß für ihn in Mainz nichts gewonnen war. Das in Mainz Erlebte aber hatte ihn nun den Priesterseminaren gegenüber überhaupt recht mißtrauisch werden lassen.

Trotzdem zog Diepenbrock im Mai 1821 in das Priesterseminar in Münster. Das war für ihn jetzt allerdings auch das Naheliegendste[102]. In Münster aber waren Seminar und theologischer Lehrbetrieb weit weniger klar geordnet als in Mainz, wo alles von einer einheitlichen, geschlossenen Geistigkeit durchdrungen war. So mußte Diepenbrock hier eine zweite Enttäuschung hinnehmen. Freilich war er auf sie nun besser vorbereitet. Aber eben doch ein wenig resignierend schrieb er am 22. Mai 1821 an Clemens Brentano nach Dülmen: „Meine theologische Studien Angelegenheit habe ich in die Hand Gottes gestellt, obgleich mich noch manchmal die Lust anwandelt, sie für einen Augenblick wieder heraus zu nehmen und selbst daran zu drechseln, oder darüber zu murren daß ich den Meißel nicht anzusetzen weiß; Ach! wieviel hätte ich gewonnen gehabt, wenn das Mainzer Seminar so gewesen wäre wie es sollte; aber auf ein Seminar habe ich alle Hoffnung nun aufgegeben; ...“[103]. Auch über den Ungeist, der unter den Mitstudenten in Münster herrschte, beklagte er sich. So habe er gehört, schrieb er Clemens weiter, daß man in den vergangenen Faschingstagen heimlich Ball gehalten, auch die ganze Nacht bis in den Morgen hinein getanzt habe und dergleichen. Solches Benehmen aber widerstrebte seiner Auffassung von Studium und zukünftigem Beruf völlig. Auch hieraus sprach die große Ernsthaftigkeit, mit der er sich dem Ziel des Priesterberufes zugewandt hatte.

Aber ganz offensichtlich machte man ihm auch in Münster den Aufenthalt nicht leicht. Auch hier brachte man ihm Mißtrauen und mancherlei Vorbehalte entgegen.

[101] Diepenbrock an Clemens Brentano, Münster, 22. Mai 1821, StA Boch 1.1.7. 35 (10 Briefe Diepenbrocks an Clemens Brentano).

[102] Zwei erhaltene Briefe Diepenbrocks an Clemens Brentano markieren den Zeitraum seines Münsteraner Aufenthalts. Sie tragen das Datum: Münster, 22. Mai 1821 und Münster, 16. Juli 1821, ebenda.

[103] Diepenbrock an Clemens Brentano, Münster, 22. Mai 1821, ebenda. – Aus dem Zeitraum vom 22. Mai 1821 bis zum 8. Oktober 1821 liegen insgesamt sechs Briefe Melchior Diepenbrocks an Clemens Brentano vor (ebenda). – Sie machen zugleich den Hauptbestand des Quellenmaterials für das Jahr 1821 aus, das einen unmittelbaren Einblick gibt. Melchior Diepenbrock redete Clemens Brentano in diesen Briefen stets mit „Lieber Herr und Freund“ an.

Clemens gegenüber sprach er von den pedantischen Forderungen, die man an ihn stelle. Ursache dafür war wohl wieder sein fortgeschrittenes Alter, dazu sein für dieses Berufsziel doch ungewöhnlicher Lebenslauf, wohl auch seine recht mangelhafte bisherige Schulausbildung und nicht zuletzt sein Überwechseln von Mainz her. So verhielt man sich gerade ihm gegenüber vorsichtig und abwartend. Allzu belastend aber ist das für Diepenbrock wohl doch nicht gewesen. Denn letztlich mußte man auch hier sein wahres und aufrichtiges Streben anerkennen.

So konnte Diepenbrock auch in Münster, auch unter der Geistlichkeit, gute Freunde gewinnen. Und offenbar machte er mit dem einen oder anderen Bekannten gelegentlich sonntägliche Ausflüge, auch Besuche in manchem auf dem Land gelegenen Pfarrhaus. Unter den Theologieprofessoren schien er sich vor allem Katerkamp[104] angeschlossen zu haben, der Kirchengeschichte lehrte. Zusammen mit ihm besuchte er einmal die Familie Annette von Droste-Hülshoffs auf Haus Hülshoff. Und noch nach zwei Jahrzehnten glaubte sich die Dichterin, wie sie Diepenbrock versicherte, an den jungen ernsten Theologen erinnern zu können, der damals mit Professor Katerkamp zu Besuch gekommen war[105]. Es ist das einzige persönliche Zusammentreffen Diepenbrocks mit Annette von Droste-Hülshoff geblieben.

In Münster selbst nahm Diepenbrock mit Interesse auch an allem kirchlichen Leben teil. So erlebte er dort die Inthronisation des neuen Bischofs Ferdinand Freiherr von Lüninck[106] am 7. Juli 1821 im Dom zu Münster mit[107]. Für Clemens Brentano aber machte er allerlei Besorgungen in der Stadt[108]. Er erledigte für ihn nicht nur die verschiedensten Bücherkäufe, sondern besorgte ihm auch alle möglichen anderen Gegenstände, die Clemens in Dülmen nicht erhalten konnte. Auch Christian, der gern in Ton gearbeitet hätte, wollte er die dazu nötigen Instrumente verschaffen. Für Clemens unterhandelte er auch eines steinernen Kreuzes wegen und beschrieb ihm auch einmal ausführlich Größe, Format und Darstellung zweier Bildnisse in Öl, die er für ihn angesehen hatte. Im Auftrag von Clemens Brentano sprach Diepenbrock wohl auch öfter bei Overberg vor und war vielleicht gerade auf diese Weise näher mit Overberg bekannt geworden. Aber auch an allem, was daheim geschah, nahm er unmittelbaren Anteil. Offensichtlich informierten ihn darüber vor allem die Briefe Apolonias.

[104] Johann Theodor Katerkamp (1764–1834) studierte in Münster Theologie und wurde dort auch 1787 zum Priester geweiht. Als Hauslehrer in der Familie Droste zu Vischering unternahm er 1796/97 eine Bildungsreise nach Italien. Auf ihr traf er mit Sailer zusammen. 1797–1806 war Katerkamp Lehrer bei der Fürstin Gallitzin. So prägte er wesentlich den Kreis von Münster mit, war selber aber auch geprägt von der verwandten Geistigkeit Sailers. Seit 1816 war er an der Universität Münster. Seine 5-bändige Kirchengeschichte (1824–1834) war die erste wissenschaftliche Arbeit dieser Art von katholischer Seite her. 1823 wurde Katerkamp Domkapitular in Münster, 1831 Domdechant. – LThK 6 (1961) 57 f. – NDB XI (1977) 325.

[105] Annette von Droste-Hülshoff an Diepenbrock, Mai 1845, in: Axel Marquardt, „Das Wort" und der Brief der Droste an Melchior von Diepenbrock (Mai 1845), in: Beiträge zur Droste Forschung 4 (1976/77) 57–62.

[106] Ferdinand Freiherr von Lüninck (1755–1825) war 1794 vom Domkapitel von Korvey zum Fürstbischof gewählt worden. Das neue Amt übte er nur wenige Monate aus. Bereits im Herbst 1821 kehrte er einer Krankheit wegen, die zur völligen geistigen Zerrüttung führte, nach Korvey zurück. Die Diözese Münster verwaltete der bischöfliche Provikar Zur Mühlen. – Gatz, Bischöfe, 462.

[107] Diepenbrock an Clemens Brentano, ohne Datum, StA Boch 1.1.7. 35.

[108] Vgl. die vier aus Münster geschriebenen Briefe Melchior Diepenbrocks an Clemens Brentano vom 22. Mai 1821 und 16. Juli 1821; die beiden anderen Briefe ohne Datum fallen in die Zwischenzeit (ebenda).

So schrieb er am 16. Juli an Clemens, er habe hier in Münster von Appel, wie auch Clemens Apolonia vertraulich nannte, einen so herrlichen Brief erhalten. Er freue sich mit ihr, daß sie nun wirklich mit Luise Hensel persönlich bekannt geworden sei und in ihr sofort eine vertraute und gleichgesinnte Freundin gefunden habe. Am 3. Mai 1821 hatte Clemens Brentano Luise Hensel bei der Familie Diepenbrock auf Horst eingeführt[109]. Und noch Jahrzehnte später gestand Apolonia der Freundin, sie fühle noch den Schrecken in den Gliedern, als Clemens sie ihr zwischen den Hecken von Holtwick als die Dichterin der ihr so lieb gewordenen Lieder vorstellte[110].

Wenn sich Diepenbrock auch in Münster recht gut eingelebt hatte, so war er dort aufs Ganze besehen doch unzufrieden und wohl auch unglücklich. Da war es wieder Christian Brentano, an den er sich wandte und der Abhilfe zu schaffen suchte. Vor allem während seines eineinhalbjährigen Aufenthalts in Dülmen war er mit Melchior unmittelbar vertraut geworden. Vor allem schätzte er dessen wahres und ernsthaftes Wesen. So wandte sich Christian Brentano nun wieder, ein zweites Mal, an Sailer. Ihm schien das der beste Ausweg[111]. Sailer sollte noch einmal weiterhelfen. Vielleicht hatte sich Diepenbrock selbst an Christian mit dem Wunsch gewandt, wieder zu Sailer zu kommen. Denn gewiß wäre er von Anfang an am liebsten bei Sailer in Landshut geblieben und hätte bei ihm sein Theologiestudium begonnen. Vor allem aber wäre er wohl nach dem gescheiterten Versuch in Mainz gern wieder zu Sailer zurückgekehrt.

Sailers eigene Zukunft aber war gerade zu dieser Zeit ungewiß[112]. Aufgrund schlimmster Verleumdungen in Rom war Sailer im November 1819 als königlicher Bischofskandidat für Augsburg durch die Kurie abgelehnt worden[113]. Sailer selber war durch diese neueren Anschuldigungen in harte, persönliche Bedrängnis geraten. Sein Tagebucheintrag, den er unter diesem Eindruck am 17. November 1819, an seinem 68. Geburtstag, niedergeschrieben hatte, legt dafür ein beredtes Zeugnis ab[114]. Mit Hilfe des Kronprinzen von Bayern, Ludwig, wollte er sich aber diesmal diesen erneuten Anschuldigungen zur Wehr setzen. Dabei ging es ihm nicht ausschließlich um die eigene Person, sondern auch um die Wirkung dieser römischen Zurückweisung. Sie gründete ja letztlich auf dem Zweifel seiner Rechtsgläubigkeit. So mußte sie bei vielen seiner Schüler, auch den Lesern seiner weitverbreiteten Schriften Unsicherheit und Argwohn auslösen[115]. Auch darum drängte Sailer nun auf seine Anerkennung und Rechtfertigung. Sie durchzusetzen, war auch der Kronprinz fest entschlossen. Angesichts seiner Entschlossenheit aber bot nunmehr Kardinalstaatssekretär Consalvi selbst die mögliche Lösung an. Am 26. Juli 1820 ließ er Ludwig wissen, daß sich die Bedenken gegen Sailer in Rom wohl dann am ehesten zerstreuen ließen, wenn Sailer öffentlich erkläre, daß er als wahrer Katholik alle der Kirche widersprechenden Lehren, fremde wie eigene, falls sich solche in seinen Schriften finden würden, mißbilligen und sich in allem dem Urteil des Papstes unterwerfen wolle[116]. Sailer fügte sich dieser

[109] Binder, Luise Hensel, 141 f. – Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 120.

[110] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Regensburg, 5. März 1869. Binder, Luise Hensel, 142.

[111] Christian Brentano an Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969.

[112] Schwaiger, Sailer, 117–133. – Schiel, Sailer und Ludwig I., 30–50. – Schenk, Sailer und Wittmann, 279–285.

[113] Gutachten von Klemens Maria Hofbauer über Sailer vom Jahr 1817. Schiel I 529 f. Nr. 643. – Gutachten von Monsignore Dumont über Sailer, München 31. Oktober 1819. Schiel I 578 Nr. 699.

[114] Tagebucheintrag Sailers vom 17. November 1819. Schiel I 580–585 Nr. 702.

[115] Schenk, Sailer und Wittmann, 286.

[116] Consalvi an Kronprinz Ludwig, 26. Juli 1820. Schiel I 602 f. Nr. 716.

Forderung. An seinem 69. Geburtstag, am 17. November 1820, faßte er diese Erklärung ab. Sie gelangte über Kronprinz Ludwig selber nach Rom an Consalvi. Unter dem 21. Mai 1821 meldete Ludwig Sailer den Erfolg[117]. Von Aislingen aus aber dankte Sailer Ludwig sofort[118]. Denn die Anerkennung von Sailers Rechtgläubigkeit in Rom war das ausschließliche Verdienst des Kronprinzen. Darüberhinaus drängte Ludwig, Sailer in ein höheres Kirchenamt zu berufen.

So aber war nunmehr für Sailer das Ende seiner Landshuter Lehrtätigkeit absehbar geworden. Sailer mußte damit eigentlich schon seit dem Spätsommer des vergangenen Jahres 1820 rechnen, nachdem Consalvi erstmals einen Lösungsweg angedeutet hatte. Allerdings mußte über diese Vorgänge noch strenges Stillschweigen gewahrt werden. Sailer aber hatte wohl aus diesen Gründen ganz bewußt vermieden, daß Diepenbrock, nachdem er sich zum Theologiestudium entschlossen hatte, seinetwegen erneut nach Landshut kommen würde, um bei ihm zu studieren. Darum hatte er auch um so lieber Christian Brentanos Vorschlag, Melchior solle in das Mainzer Priesterseminar eintreten, befürwortet und sein Empfehlungsschreiben an Liebermann abgesandt. Dazu war Sailer gegen Ende des Wintersemesters 1820/21 ernsthaft erkrankt. Er konnte zwar die laufenden Vorlesungen noch zu Ende führen, beantragte für das kommende Sommersemester aber Urlaub[119], der ihm vom König auch bewilligt wurde[120].

Am 24. September 1821 erfolgte schließlich die Ernennung Sailers zum Ersten Kanoniker im bischöflichen Domkapitel zu Regensburg durch König Maximilian I. Joseph[121]. Darüberhinaus wollte ihn der König als Koadjutor des Bischofs von Regensburg einsetzen[122]. Sailer legte am 12. Oktober 1821 sein theologisches Lehramt an der Universität in Landshut nieder. Am 4. November wurde das neue Regensburger Domkapitel installiert. Zum Bischof der Diözese war der vormalige Weihbischof Johann Nepomuk Wolf[123] ernannt worden. Wolf stand bereits im 78. Lebenjahr und war sehr gebrechlich. Am 1. Januar 1822 wurde er im Dom zu Regensburg inthronisiert.

Es bleibt unklar, wann sich Christian Brentano Diepenbrocks wegen an Sailer gewandt hat. Jedenfalls rechnete er auch jetzt wieder mit Sailers Behilflichkeit[124]. Alles war aber zuvor gewiß auch mit den Eltern Diepenbrocks abgesprochen worden. Bereits am 21. April 1821 reiste Christian Brentano endgültig aus Dülmen ab[125]. Zu dieser Zeit aber stand auch für Sailer die baldige Übersiedlung nach Regensburg schon

[117] Kronprinz Ludwig an Sailer, Rom, 21. März 1821. Schiel I 608 f. Nr. 726. – Die von Sailer geforderte Erklärung erschien in eigenständigem Druck bereits im Dezember 1820, dann als Anhang des dritten Heftes Sailers „Reliquien d. i. auserlesene Stellen aus den Schriften der Väter und Lehrer der Kirche", München 1821, 87–94.

[118] Sailer an Kronprinz Ludwig, Aislingen, 18. April 1821. Schiel II 465 Nr. 448.

[119] Sailer an den Senat der Universität Landshut, Aislingen, 7. Mai 1921. Schiel I 610 f. Nr. 730. – Sailer an König Maximilian I. Joseph, Aislingen, 7. Mai 1821. Schiel II 446 f. Nr. 449.

[120] König Maximilian I. Joseph an den Senat der Universität Landshut, Tegernsee, 27. Mai 1821. Schiel I 613 Nr. 734.

[121] Faksimileabdruck des Ernennungsdekrets. Schwaiger, Sailer, 127.

[122] Zentner an Sailer, München, 3. September 1821. Schiel I 614 f. Nr. 733.

[123] Wolf (1743–1829) studierte in Rom und wurde 1766 in Regensburg zum Priester geweiht. Die Regierung in München förderte ihn seiner Aufgeschlossenheit für die Staatsinteressen, dazu seiner Kenntnis der kirchlichen Verwaltung wegen. Als Bischof von Regensburg trat Wolf nicht wesentlich hervor, dazu war er zu alt und kränklich. – Gatz, Bischöfe, 823 f.

[124] Christian Brentano an Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969.

[125] Feilchenfeldt, Brentano Chronik 120.

so fest, daß er zu seinen Freunden bereits offen darüber sprechen konnte[126]. So war wohl Christians Gesuch in diesem Zeitraum bei Sailer eingetroffen. Sailers Antwort lautete wie erwartet. Ohne viele Bedenken und Zögern schrieb er Christian Brentano zurück, Diepenbrock solle zu ihm nach Regensburg kommen und dort sein Studium fortsetzen.

Mit Ende des Sommersemesters 1821 verließ Diepenbrock nun auch wieder das Münsteraner Priesterseminar. So aber hatte ihn in Wirklichkeit weder der Kreis von Mainz noch der Kreis von Münster mit seiner jeweils eigengeprägten Geistesausrichtung beeinflussen oder prägen können. Und sein Aufenthalt im Mainzer sowie im Münsteraner Priesterseminar war in Wahrheit nicht mehr als ein, wie Christian Brentano es später treffend ausdrückte, propädeutisches Interim[127].

Diepenbrock hatte alles an der Gestalt Sailers gemessen. Allein sie war ihm in allem lebendig vor Augen gestanden. Und so war es immer sein stiller Wunsch geblieben, zu Sailer zurückzukehren, bei ihm Theologie zu studieren. Zunächst war das der äußeren Umstände halber nicht möglich gewesen. Jetzt aber hatte es sich doch, nicht zuletzt auf die Vermittlung Christian Brentanos hin, verwirklichen lassen. Freilich war Sailer nun Domkapitular und nicht mehr Universitätslehrer. Aber Diepenbrock konnte nun in seiner Nähe sein. Und er war wohl bereit, sich unter Sailers unbedingte Führung zu stellen.

Übersiedlung zu Sailer nach Regensburg

Zum beginnenden Wintersemester sollte Diepenbrock in Regensburg eintreffen. Die Zeit bis dahin verbrachte er teils in Dülmen, teils daheim in Holtwick. Nachdem er von Münster nach Hause zurückgekehrt war, schrieb er an Clemens Brentano, er habe hier alles beim Alten angetroffen. Das klang sehr vielsagend. Danach beschrieb er Clemens ausführlich, wie er das meinte. Clemens kannte ja die Familienverhältnisse auf Horst sehr gut. So konnte Melchior hier sehr offen sprechen und sagen, wie er alles wirklich empfand. Gewiß meinte er das an keiner Stelle verwerfend. Aber es zeigte sich doch, wie sehr er dem Elternhaus entwachsen war. Bei aller Anhänglichkeit an daheim mußte er nun doch vieles als einengend und die eigene Entfaltung hemmend empfinden. Inbesondere mit der Mutter kam es da immer wieder zu Reibereien. Der Grund war ihre schier erdrückende Fürsorge. Auch des Vaters selbstquälerische Skrupulosität mag da eine Rolle gespielt haben. Um so mehr bewunderte Melchior seine Schwestern, vor allem Apolonia, die so treu daheim ausharrten[128]. Er selbst ging auch

[126] Vgl. Sailer an Savigny, Aislingen, 19. Juni 1821. Schiel II 467 Nr. 450.

[127] Christian Brentano an Diepenbrock, 15. März 1842, FDH HS 10969.

[128] Diepenbrock an Clemens Brentano, ohne Datum, StA Boch 1.1.7. 35. – Der Brief trägt kein Datum. Melchior Diepenbrock schrieb ihn jedenfalls von Horst aus. Und er schrieb ihn sehr bald, nachdem er von Münster endgültig wieder nach Hause zurückgekommen war. Wohl bietet sein Brief an Clemens Brentano vom 8. Oktober 1821, den er ebenfalls von Horst aus absandte (ebenda), die Möglichkeit einer genaueren Datierung. Diepenbrock verhandelt darin mit Clemens Brentano um den genauen Tag, den 17. Oktober, an welchem er ihn in Holtwick abholen kommen sollte. Im vorliegenden undatierten Brief aber erinnert er Clemens an ein ihm in Dülmen gegebenes Versprechen, ihn „gegen die Mitte des nächsten Monats" abzuholen. Beziehen sich also beide Briefstellen aufeinander, so würde der Brief in den September 1821 datieren. Daß aber Melchior Diepenbrock wirklich im September bei Clemens Brentano in Dülmen war, belegt der Brief Clemens Brentanos an seinen Bruder Christian vom 4. Februar 1822 (Clemens

jetzt wie in früheren Jahren seine eigenen Wege. Das taten auch seine drei Brüder. Nur hatte Melchior das Glück, zu Sailer zu kommen und an ihm Halt, Stütze und Wegweisung zu finden.

Nur mit Clemens Brentano konnte er so offen, gerade auch über die Familie daheim, sprechen. Freilich konnte er das grundsätzlich auch mit Christian Brentano tun, ohne fürchten zu müssen, daß ihm das eine oder andere falsch ausgelegt würde. Aber solche offenen Briefe wie an Clemens hätte er an Christian wohl kaum zu schreiben gewagt. Mit beiden Brentanos verband ihn zwar eine gleich tiefe, vertraute Freundschaft, aber mit Christian eben eine andere als mit Clemens. Christian war für ihn stets ein Vorbild. Seinem Rat und seiner Meinung schenkte er unbedingtes Vertrauen. So blickte er zu Christian mit großem Respekt auf. Eben darum aber konnte ihn mit Christian nicht dieselbe unmittelbare Nähe verbinden wie mit Clemens, dessen Schwächen er zwar kannte, dem er aber zugleich viel freier und unbefangener erzählen konnte, was ihn im Augenblick gerade bewegte. So stand er zu Clemens Brentano fast wie zu einem gleichaltrigen Freund, trotz des großen Altersunterschiedes, zu Christian aber wie zu einem älteren Bruder. Das galt auch umgekehrt. Auch Clemens anerkannte in Melchior einen durchaus gleichwertigen Freund, Christian aber eher einen Schützling, der sich ihm anvertraut hatte und für den er sich mitverantwortlich fühlte.

Vor der endgültigen Abreise nach Regensburg aber wollte Melchior doch noch einmal nach Dülmen kommen. So machte er Clemens den Vorschlag, ihn bis spätestens 18. Oktober auf Horst abzuholen. Von Horst aus wollte er dann gemeinsam mit ihm nach Dülmen hinüberfahren und von dort nach Regensburg aufbrechen[129]. Am 10. November fing in Regensburg das Semester an. Bis dahin mußte er spätestens in Regensburg sein. Auf der Reise aber sollte er auch noch mehrere Besuche bei Verwandten und Bekannten machen. Clemens aber kam nicht. Und da man Melchior nicht ganz allein von zu Hause abreisen lassen wollte, beschloß man, daß ihn der Vater und Apolonia bis nach Dülmen begleiten sollten[130]. Wohl vor allem die Mutter konnte sich so leichter in den Abschied finden, der nun doch allen schwer fiel. Am 20. Oktober war man nach Dülmen gekommen und schon zwei Tage später trat Melchior die Reise nach Regensburg an. Noch am selben Tag schrieb Clemens Brentano an Luise Hensel, er entbehre nun den einzigen, ganz geliebten, verstehenden und vertrauten Freund[131]. Trotzdem war Melchior gern gegangen, vor allem in der Erwartung, wieder zu Sailer zu kommen. Noch von Horst aus hatte er am 8. Oktober an Brentano nach Dülmen geschrieben: „Ich freue mich von hier fortzukommen; denn man arbeitet sich hier allmälig den alten Kley in den Weg, der einem im Voranschreiten so hinderlich ist, aber im Grunde ist das doch eigene Schuld; das beweist die Appel durch das Gegentheil.“ [132]

In Regensburg trat Diepenbrock nun nicht sogleich wieder in das Priesterseminar ein. Alles in Mainz und Münster Erfahrene hielt ihn davor zurück. Zusammen mit den im Seminar wohnenden Priesterkandidaten besuchte er zwar dieselben theologischen

Brentano, Bd. 8, 429). Darin schrieb Clemens dem Bruder, daß er zusammen mit Melchior der Emmerick, die zum Fest Maria Geburt, am 8. September, wieder so genesen sei, daß sie im Zimmer umhergehen konnte, zur Erleichterung Krücken geschnitzt und gepolstert habe.

[129] Diepenbrock an Clemens Brentano, Horst, 8. Oktober 1821, StA Boch 1.1.7. 35.

[130] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, 14. Oktober 1821, ebenda, 1.2.2.7. 25.

[131] Clemens Brentano an Luise Hensel, 22. Oktober 1821, ebenda.

[132] Diepenbrock an Clemens Brentano, Horst, 8. Oktober 1821, ebenda, 1.1.7. 35.

Vorlesungen am Lyzeum, dem Albertinum[133], wohnte aber außerhalb des Seminars bei Herrn Sommer in der oberen Bachstraße Lit. C Nr. 111[134]. Wohl war diese Regelung mit Sailer und durch seine Vermittlung auch mit Regens Wittmann[135] abgesprochen worden. Alle bisherigen theologischen Studien aber hatte man ihm in Regensburg nicht anerkannt. So mußte er nun den ganzen theologischen Kursus von vorn her neu beginnen. An den bayerischen Lyzeen war das Studium der Theologie auf zwei Jahre aufgeteilt. Dabei wurden Dogmatik, Moral, Exegese, Kirchenrecht und Kirchengeschichte gelehrt. Jeweils am Ende eines Semesters wurden dann Prüfungen über den behandelten Semesterstoff abgelegt. An diese theoretische Ausbildung schlossen dann die praktischen Übungen in Pastoral und Liturgie an. Sie wurden in Regensburg im Priesterseminar abgehalten.

Aber auch in Regensburg beklagte sich Diepenbrock wieder über das Studium. Auch hier befremdete ihn, wie in den Vorlesungen die Dinge des Glaubens behandelt wurden, die er selber mit so tiefer Innerlichkeit erfaßt hatte. Gerade hier machte sich doch auch der Einfluß Clemens und Christian Brentanos geltend. Vor allem Christian stieß sich stets an der starren scholastischen Begriffstheologie. Später hat er sich deshalb in Rom ausschließlich auf das private Studium der Theologie verlegt. Bereits im Januar 1822 schrieb Clemens Brentano an Overberg nach Münster, Melchior Diepenbrock aus Regensburg lasse sich durch ihn in sein Gebet empfehlen. Melchior freue sich zwar, daß die Regensburger Professoren vorbildlich und fromm seien, bedauere aber, daß auch sie versuchten, die Studenten durch die Philosophie zum Glauben zu führen, wodurch diese dann manchmal so ermüdet beim Glauben ankämen wie das bejahende Kopfnicken eines Sterbenden, das eine fremde Hand unter dem Kopfkissen veranlaßt hat[136]. Wohl in jedem seiner Briefe an Clemens klagte Diepenbrock über die scheinbare Nutzlosigkeit des theologischen Studiums für den lebendigen und gelebten Glauben[137].

[133] Wilhelm Schenz, Das erste Jahrhundert des Lyzeum Albertinum Regensburg als Kgl. Bayer. Hochschule 1810 bis 1910, Regensburg 1910.

[134] Reinkens, Diepenbrock, 42. – Vgl. dazu die noch erhaltenen Anschriften der Briefe Clemens Brentanos an Melchior Diepenbrock aus dieser Zeit, z. B. Brief vom 24. April 1822 (Kloster Gars HS G 98; zur Zeit als Leihgabe am FDH).

[135] Georg Michael Wittmann (1760–1833) wurde 1782 zum Priester geweiht. Dem Regensburger Priesterseminar stand er seit 1788 als Subregens, seit 1802 als Regens vor. 1804 wurde ihm zugleich die Dompfarrei übertragen. Wittmann unterrichtete die Theologiestudenten Exegese, orientalische Sprachen und Liturgie. Von den Studenten im Seminar wurde er verehrt, wenngleich seine persönliche Frömmigkeit einen harten asketischen Zug an sich trug. Sein heiligmäßiges Leben, dazu sein Wohltätigkeitssinn gewann ihm in der ganzen Stadt Regensburg ehrfürchtige Anerkennung und förmliche Verehrung. Eine geistige Auseinandersetzung mit der Aufklärung hat er nicht unternommen. – Rupert Mittermüller, Leben und Wirken des frommen Bischofes Michael Wittmann von Regensburg, Landshut 1859. – LThK 10 (1965) 1203. – Georg Schwaiger, Georg Michael Wittmann, Bischof von Regensburg, in: Bavaria Sancta hrg. v. Georg Schwaiger Bd. II (1971) 316–331. – Gatz, Bischöfe, 820–822.

[136] Clemens Brentano an Bernard Overberg, Dülmen, Januar 1822. Clemens Brentano, Bd. 8, 423.

[137] Die Briefe Melchior Diepenbrocks an Clemens Brentano sind vernichtet. Teilweise spiegelt sich ihr Inhalt wider in den noch erhaltenen Antwortbriefen Clemens Brentanos, auch in manchen Stellen von Briefen Clemens Brentanos an andere Adressaten. Von dem gesamten, offensichtlich recht umfangreichen Briefwechsel zwischen Melchior Diepenbrock und Clemens Brentano selbst aber ist heute nur mehr ein spärlicher Rest erhalten. Bei der Vertrautheit beider Freunde gerade während dieser Zeit hätten diese Briefe einen reichen Einblick gewährt. Wohl

Offensichtlich war er mit diesen Schwierigkeiten, seinen „Kandidaten-Leiden", wie es Brentano treffend nannte[138], auch einmal an die Professoren herangetreten. Der Erfolg mußte für ihn aber recht niederschmetternd gewesen sein. Jedenfalls berichtete Clemens Brentano seinem Bruder Christian am 4. April 1822, Melchior, der ihm bereits dreimal aus Regensburg geschrieben habe, gehe es auch dort wieder nur recht hart ein, was und wie die Professoren lehrten. Als er es ihnen auf ihre Fragen hin aber erklärte, hätten sie anfangs an seiner Berufung und dann, da sie sein aufrichtiges Streben sahen, an seiner Fähigkeit gezweifelt[139].

Und „Sailer tröstet ihn täglich ..." heißt es da aus Clemens Brentanos Mund so schön[140]. Wirklich nahm Melchior immer erneut zu Sailer Zuflucht. Bei ihm fand er, wonach er suchte. Sailer nahm Diepenbrocks Vertrauen herzlich auf. Vor allem auch in Stunden größter Niedergeschlagenheit traf er bei Sailer stets auf ein warmes und weiterhelfendes Verständnis. Insbesondere dann, wenn er selber zweifelte, war es immer Sailer, der ihn aufrichtete, ihm Mut zusprach und in ihm den Glauben und das

deshalb hatte Melchior Diepenbrock seine Briefe nach dem Tod Clemens Brentanos 1842 von Christian Brentano, dem Verwalter des Nachlasses von Clemens, zurückgefordert. Dasselbe hatte auch Apolonia getan, wohl auf Anraten Melchiors. Beide Geschwister bestätigten dann Christian Brentano den Empfang ihrer an Clemens geschriebenen Briefe (Melchior Diepenbrock am 31. März 1844 und Apolonia am 21. April 1844, auf demselben Blatt; FDH HS 11338). Für Diepenbrock war das nicht zuletzt eine Vorsichtsmaßnahme.

Als Emilie Brentano im Februar 1852 bei Diepenbrock der geplanten Ausgabe der Briefe von Clemens wegen nach diesen Briefen fragte, schrieb er ihr zurück: „Was meine frühere Correspondenz mit beiden sel. Brüdern, Clemens und Christian, anbelangt, so habe ich leider im Jahre 1848, wo ich hier viele Monate hindurch täglich mit Sturm und Plünderung bedroht war, alle meine gesammelten Briefe verbrannt, um sie der Gefahr zu entziehen, eines schönen Morgens in den Händen des Pöbels entweicht und Gott weiß zu welchen entstellenden Compositionen mißbraucht zu werden. Es war ein schmerzliches, aber unter den damaligen hiesigen Umständen ein notwendiges Opfer ..." (Diepenbrock an Emilie Brentano, Breslau, 7. Februar 1852; FDH HS 11395).

Die Fortsetzung dieser Korrespondenz mit Emilie Brentano aber zeigt nun zugleich, welchen Wert Diepenbrock selber in der Rückschau seinen frühen Briefen an Clemens und Christian Brentano zuerkannte. Er forderte Emilie Brentano auf, ihm alle seine Briefe an Christian zurückzusenden, die sie bei der Durchsicht seines Nachlasses vorfinden würde. Dazu bat er sie dringend, von jedem öffentlichen Gebrauch seiner Briefe an beide Brüder abzusehen (Diepenbrock an Emilie Brentano, Breslau, 8. Februar 1852; FDH HS 11396). Das war wieder eine Vorsichtsmaßnahme. Emilie Brentano kam seinem Wunsch nach. Als sich Diepenbrock nun aber bei ihr für die Zusendung mehrerer, offensichtlich sehr früher Briefe an Christian Brentano bedankte, schrieb er ihr: „Die Durchsicht derselben hat mir alte Zeiten u. Dinge wieder lebhaft in die Erinnerung gerufen, mir aber auch gezeigt, wie ungeeignet diese unreifen jugendlichen Ergüsse für jeden öffentlichen Gebrauch seyen." (Diepenbrock an Emilie Brentano, Breslau, 9. März 1852; FDH HS 11397). Ähnlich beurteilte er wohl auch seine Briefe an Clemens Brentano.

[138] Clemens Brentano an Diepenbrock, Kloster Gars HS G 97; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Dieses Brieffragment läßt sich aufgrund der in ihm enthaltenen Angabe Clemens Brentanos, er habe gestern, am letzten Dezembertag (1821), Melchiors zweiten Brief, den er ihm aus Regensburg seit seiner Abreise geschrieben habe, erhalten, eindeutig auf den 1. Januar 1822 datieren.

[139] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Dülmen, 4. Februar 1822. Seebaß, Clemens Brentano, Bd. II, 231.

[140] Ebenda.

Zutrauen an die eigene Berufung wachhielt. Diepenbrock empfand das tief und dankbar. Doch auch Sailer sah ihn gern wiederkommen. Ihn bewegte wohl das unbedingte Vertrauen, das Diepenbrock zu ihm gefaßt hatte, seine Anhänglichkeit und Treue, vor allem auch sein lauteres und offenes Wesen. Diepenbrock wurde ihm zur täglichen Freude. Väterlich nahm er sich seiner an. So lag das Vertrauen und die Zuneigung auf beiden Seiten.

Wohl entbehrte Sailer in Regensburg ein wenig des tagtäglichen Umgangs mit Studenten, den er zeitlebens gewohnt war. Auch daher waren ihm die häufigen und regelmäßigen Besuche Diepenbrocks, trotz allen geschäftlichen Gedränges, willkommen. Insbesondere sah Sailer die hohe Auffassung, die reine und ideale Begeisterung, mit der er seinem Ziel des Priesterberufes zustrebte. So bewahrten auch für Sailer Diepenbrocks häufige Besuche sehr viel Schönes, auch wenn dieser dann wieder sehr entmutigt zu ihm kam. In allem aber ließ Sailer Diepenbrock die größte Freiheit, führte ihn nur mit leiser Hand, ließ seine Persönlichkeit aus eigenen Kräften sich entwickeln.

Auch in Regensburg lebte Diepenbrock wieder äußerst bescheiden und, wie es scheint, noch zurückgezogener als in Landshut. Die kleine Wohnung, die er in der oberen Bachstraße bezogen hatte, teilte er mit einem jüngeren Mitstudenten aus der Heimat mit dem Namen Fritz. An Gertrud schrieb er am 15. Februar 1822 nach Hause, er könne ihr aus Regensburg gar nichts Neues erzählen, denn er erfahre selber nicht viel, sondern verlebe einen Tag wie den anderen daheim, meistens hinter Büchern[141]. Trotz aller Vorbehalte widmete er sich mit größtem Fleiß dem Studium. Aber nicht bloß der Studien halber suchte er sich ganz bewußt seine Zurückgezogenheit zu bewahren. Der wahre Beweggrund war die tiefe Auffassung, die er von der Zeit der Vorbereitung auf die Priesterweihe und den künftigen Priesterberuf gefaßt hatte. Selbst von den so freundlich gemeinten Einladungen der Gräfin Spaur, einer in Regensburg verheirateten Schwester von Bostels, machte er, wie er an Gertrud schrieb, nur sehr sparsam Gebrauch. Er fürchtete die damit verbundene Zerstreuung.

Hinzu aber trat eine echte religiöse Sehnsucht und Ergriffenheit. Auch darum suchte Diepenbrock die Stille. Er folgte dabei nur dem eigenen ins Innerliche führenden Wesenszug, der freilich in so seltsamem Gegensatz zu seiner überschäumenden heftigen Natur zu stehen schien. Er machte aber Diepenbrocks eigentliches Wesen aus. Und er wurde noch einmal verstärkt durch seine ererbte schwermütige Veranlagung. Von hierher rührte denn auch seine Neigung zu einem Leben in Stille, auch die Sehnsucht nach einem besseren, vollkommeneren Zustand. Im März 1822 schrieb er wieder an die jüngere Gertrud: „Wo kein Kampf ist, da ist kein Sieg, und wo kein Sieg, keine Krone. Welch' Verdienst wäre dabei, Gott anzuhangen und ihm zu folgen, wenn Er uns immer auf schön gebahnten und ebenen Wegen, immer bergab führte, oder gar auf den Wagen seiner himmlischen Süßigkeiten und Tröstungen ladete, damit wir recht faulenzend zum Ziel kämen? Nein, bergan geht der schmale Pfad, über Steinklippen und Baumwurzeln, durch Dornen und Hecken, durch Wildnisse und dürre Sandsteppen.“[142]

Ein echtes Streben und Sehnen nach wahrem inneren Frieden und Versammeltsein vor Gott lag in allem. Von ihm spricht Diepenbrock in allen seinen vertraulicheren

[141] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 15. Februar 1822. Reinkens, Diepenbrock, 46.

[142] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 15. März 1822. Reinkens, Diepenbrock, 48 f.

Briefen aus dieser Zeit, meist in einer recht überschwenglichen Sprache[143]. Darin zeigte sich einerseits seine Jugend. Zugleich aber drückte sich darin seine Begeisterung aus, dazu die aufgebrochene Fülle seiner Gedanken, auch ein wirklicher innerer Reichtum. Vor allem Clemens Brentano sprachen diese Briefe unmittelbar an. Sie rührten ihn. Und an Christian schrieb er einmal, daß ihm Melchiors so liebevolle und innig brennende, aufrichtige Briefe aus Regensburg große Freude bereiteten[144]. Wirklich mußten solche Briefe gerade Clemens Brentano einnehmen. Zugleich riefen sie auch seine eigene begeisterte Dichtersprache wach. So schrieb er an Windischmann: „Ich erhalte fortwährend von Melchior Diepenbrock aus Regensburg unbeschreiblich rührende und geistvolle, ganz mit Demuth und Liebe und Christenthum, selbst witzig, gesättigte Briefe. Wenn dieses Leben in Christus und dem Priesterthum zur Reife und Ausspendung kommt, selig dann der Kreis in seinem Schatten, Duft und Frucht- und Saatbereich."[145]

Aus Melchior Diepenbrocks Briefen an Clemens Brentano sprach offensichtlich wirklich ein solch begeisterter und erbauender Gedankenreichtum, dazu aber eben seine aufrichtige Freundestreue. Beides mußte Clemens Brentano einnehmen. Daher war es auch durchaus ernst gemeint, wenn er an Apolonia bezüglich Melchior schrieb: „Ich bin immer in Verlegenheit ihm zu antworten, so schön und fromm schreibt er, ich weiß dergleichen nicht."[146] So war in diesem Briefwechsel immer wieder auch Diepenbrock der Gebende und Brentano der Nehmende. Clemens selber wußte um dieses Verhältnis, während es Melchior weniger bewußt war. Wieder an Apolonia und die Geschwister Diepenbrock schrieb Brentano: „Melchior schrieb vor 8 Tagen sehr schön an mich, er liebt mich, ermahnt mich, tröstet mich, beschämt mich, er ist sehr gut, ich verdiene es nicht, seine und eure Briefe sind die einzige Freude, die ich habe, ich freue mich daß ihr Jesum liebt, zu ihm wollt und mich treibet, mich mitnehmt, nach mir umschaut. Ich glaube euch alles aufs Wort!"[147]

Aus solchen und ähnlichen Stellen spricht Clemens Brentanos Suche nach Halt, nach Bindung. Er hatte sie vorläufig auf Horst bei der Familie Diepenbrock, vor allem bei Apolonia und Melchior gefunden. Auch in Dülmen glaubte er sie gefunden. Hier freilich in anderer Weise. Die andere Seite im Wesen Clemens Brentanos tritt hier hervor, seine Erfahrung der grundsätzlichen Gefährdung der eigenen Persönlichkeit, dazu die zeitlebens versuchte Einigung der in ihm arbeitenden Gegensätze. Eben darum bewunderte Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock so sehr das Harmonische, Ausgeglichene und Ausgleichende ihres Wesens. Alle seine Schilderungen Apolonias lassen sich letztlich auf dieses Charakteristikum zurückführen. Auch Melchior schien Clemens der harmonischste Mensch zu sein, dem er je begegnete. Vor allem das war es, was ihn, den Ruhelosen, zu Apolonia und Melchior Diepenbrock hinzog, was beide Geschwister zweifellos die ersten Stellen im seit der Generalbeichte neubegründeten Freundeskreis Clemens Brentanos einnehmen ließ. In beiden fand Clemens ausgeprägt, was ihm selber wesenhaft mangelte.

[143] Vgl. Diepenbrocks eigenes späteres Urteil über diese frühen Briefe: S. 84 f. Anm. 137.

[144] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, 11. März 1822. Clemens Brentano, Bd. 8, 436.

[145] Clemens Brentano an Karl Joseph Windischmann, Dülmen, 6. August 1822. Clemens Brentano, Bd. 9, 13 f.

[146] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, (22.) Juni 1822. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 29.

[147] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Gründonnerstag 1822. Ebenda, 27.

Hier liegt auch die grundsätzliche Bedeutung, die der Begegnung und Freundschaft mit der Familie und den Geschwistern Diepenbrock im Leben Clemens Brentanos beizumessen ist. In Bocholt, auf Horst fand Clemens so etwas wie einen Zufluchtsort. Mit Melchior Diepenbrock hat sich Clemens Brentano später überworfen. Trotzdem hielt ihm Diepenbrock weiterhin die einmal zu ihm gefaßte Freundestreue. Die Freundschaft mit Apolonia aber war zeitlebens gleich wohltuend für ihn geblieben. Dazu war diese Freundschaft die einzige wirklich vertraute Freundschaft Clemens Brentanos zu einer Frau, die von Anfang an wohlgeordnet war, nie durch von seiner Seite herangetragene unerfüllbare Erwartungen wesenhaft belastet wurde. So ist es kein Zufall, daß Brentano auch einmal sein Erbe Melchior und Apolonia Diepenbrock anvertrauen wollte[148]. Und von hierher wird es auch verständlich, wenn Clemens Melchior gegenüber immer wieder betont, er sei seiner Freundschaft gar nicht wert[149], ihn dazu immer erneut auffordert, ihm häufig zu schreiben.

Diepenbrock bedurfte dieser Aufforderung gar nicht. Er war zu dieser Zeit bereits der äußerst fleißige Briefschreiber geworden, der er zeitlebens blieb. Freilich beschränkte sich Diepenbrocks Korrespondenz augenblicklich im wesentlichen auf die beiden Brüder Brentano und die Familie daheim in Holtwick. Offensichtlich aber vergingen da kaum mehrere Wochen, ohne daß er geschrieben hätte.

Zu Hause bereiteten seine Briefe immer große Freude. Gleich an wen sie adressiert waren, sie wurden stets von allen gelesen. Die Briefe dieser Zeit waren vorzüglich religiösen Inhalts. Ganz offen konnte da Melchior mit den Geschwistern, ebenso wie diese mit ihm, über alle Fragen des Glaubens sprechen, auch über alle persönlichen Schwierigkeiten. Wirklich war seit Sailers Besuch auf Horst gerade unter den Geschwistern ein Aufbruch, ein Neubeginn möglich geworden. So riet Melchior Gertrud an, sich nicht weiter mit Skrupeln und Zweifeln zu ängstigen, sondern mit einer gleichsam gewaltsamen Hinwendung der ganzen Seele zu Gott zu beten: „Daß ich ein sündiges Geschöpf bin, das weiß ich gewiß; daß Du aber ein gnädiger barmherziger Herr bist, das glaube ich noch gewisser; und daß Du mir verzeihen und mich bessern werdest, das hoffe ich und wegen dieses festen Glaubens und dieser Hoffnung liebe ich Dich, o mein Herr.“ [150]

Aus diesen Worten spricht doch gerade auch das freie und frohe Christentum Sailers selber. Eigentlich zeigen alle Briefe Melchior Diepenbrocks dieser Zeit, wie sehr er bereit war, das Vorbild Sailers in sich aufzunehmen, auch wie sehr er sich an Sailer klammerte, von ihm für sich alles erwartete. Allein um Sailers willen war er nach Regensburg gezogen. Und wie alle Schüler sprach er ihn mit der verehrenden und zugleich liebevollen Anrede „Vater Sailer“ an. Den Einfluß und das Vorbild Sailers aber vermittelte er von Regensburg aus auch immer wieder an die Geschwister weiter. Bernard forderte er auf, die Nachfolge Christi des Thomas a Kempis oder Tersteegens Leben

[148] Clemens Brentano an Diepenbrock, Ostern 1823, Kloster Gars HS G 105, zur Zeit als Leihgabe am FDH.

[149] Clemens Brentano an Diepenbrock, Kloster Gars HS G 96; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Der Brief ist nur mit „um Weihnachten“ datiert. Da sich Clemens Brentano in diesem Brief bedankt für die Treue, die ihm Melchior nun bereits in zwei Briefen bewiesen habe, könnte es sich um den ersten Antwortbrief Clemens Brentanos nach Regensburg handeln. Er wäre so ins Jahr 1821 zu datieren. Dem widerspricht freilich Brentanos Angabe, er sei nun schon vier Jahre in Dülmen. Allerdings könnte er gemeint haben, er sei nun im vierten Jahr hier.

[150] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 29. Juni 1822. Reinkens, Diepenbrock, 50.

heiliger Seelen zu lesen, dazu das Neue Testament und die Psalmen[151]. Immer wieder kehren diese Namen in den Briefen an die Geschwister daheim wieder. Auch hier machte sich die Leitung Sailers geltend. Gertrud riet Melchior auch zur Lektüre der Anweisung zum heiligen Lebenswandel von Franz von Sales, der Philothea, die ursprünglich gerade für Frauen verfaßt worden und eben in Wien neugedruckt erschienen war[152].

Neben dem eigenen Interesse war Diepenbrock wohl vor allem auch durch die ständigen Bücherkäufe, die er auch von Regensburg aus noch für Clemens Brentano erledigte, ganz allgemein mit Büchern und dem Buchhandel vertraut geworden. Späterhin aber besaß und bewahrte er sich stets einen ausgezeichneten Überblick über die neue und neuerscheinende Literatur. Bei seiner eigenen augenblicklichen Lektüre aber fällt die praktische Ausrichtung auf. Sie war ihm ein Ausgleich zur trockenen Schultheologie des Studiums. Er vertiefte sich in sie, weil er in diesen religiösen Schriften eine lebendige Anregung zum eigenen Leben aus dem Glauben, zur eigenen Erhebung und Erbauung fand. Zugleich prägte sich hier seine Vorliebe für mystische Schriften aus. Sie trat immer deutlicher hervor. Sie entsprach seiner tief innerlich veranlagten Religiosität, seiner Neigung zur Zurückgezogenheit.

Diepenbrock berichtete auch Clemens Brentano von dieser Vorliebe, auch darüber, daß er diese Schriften mit größtem persönlichen Gewinn lese. Clemens fand alles, was ihm Diepenbrock über die Mystik schrieb, zwar treffend und schön ausgedrückt[153]. Aber offensichtlich war ihm dieses Interesse unverständlich. So antwortete er, er habe auch schon einmal solche Bücher zu lesen begonnen, aber kein einziges fertig gebracht. Insbesondere sei ihm darin zu viel unverständliche Philosophie gesteckt[154]. Darum bewundere er Melchiors Ausdauer. Zugleich zählte ihm Clemens Brentano nun mehrere Mystiker auf und besprach sie, neben Tauler, Arnold von Brescia und Johannes Ruysbroek. Dabei wird nicht klar, ob er damit zugleich die von Diepenbrock gerade gelesenen Mystiker meinte. Jedenfalls dürfte sich Diepenbrock während dieser Zeit gerade auch mit dem Schrifttum Taulers, wohl auch Seuses, überhaupt insbesondere mit der deutschen Mystik vertraut gemacht haben. Ganz offensichtlich war

[151] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 13. März 1822, StA Boch 1.1.4. 15. – Die Nachfolge Christi des Thomas a Kempis lag Melchior Diepenbrock bestimmt in der Übersetzung Sailers vor und war wohl eines der persönlichen Büchergeschenke Sailers an ihn (Ausgaben bei Schiel II 649 Nr. 74). – Gerhard Tersteegen (1697–1769) ist den bedeutendsten evangelischen Mystikern zuzurechnen und als der Begründer der niederrheinischen Erweckungsbewegung anzusehen. Tersteegens Gedankengut ist christozentrisch ausgerichtet und von einem andringenden Heiligungswillen geprägt. Vor allem auch Sailer schätzte ihn hoch. Tersteegens umfassendes dreibändiges Werk „Auserlesene Lebensbeschreibungen heiliger Seelen" entstand in den Jahren 1733–1753. Es stellt eine Sammlung von Biographien katholischer Mystiker dar, bei der es Tersteegen insbesondere um die innere Lebensgestalt dieser Heiligen zu tun ist.

[152] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 29. Juni 1822. Reinkens, Diepenbrock, 51 f. – Die Werke von Franz von Sales zählen zu den besten klassischen religiösen Schriften. An ihnen besticht die vollendete Sprache und gedankliche Darstellung. Mit seiner „Introduction à la vie dévote", auch „Philothea" genannt, zeigt Franz von Sales besonders die Möglichkeit auf, mit echter, tiefer Frömmigkeit inmitten des Weltgetriebes zu leben. Überhaupt ist die Verbindbarkeit von Religiosität und Weltlichkeit, von persönlichem Heiligkeitsstreben und profanen Berufspflichten ein Grundanliegen seiner Schriften. – LThK 4 (¹1932) 117–119.

[153] Clemens Brentano an Diepenbrock, 24. April 1823, Kloster Gars HS G 105; zur Zeit als Leihgabe am FDH.

[154] Clemens Brentano an Diepenbrock, 22.–24. März 1823, Kloster Gars HS G 101; zur Zeit als Leihgabe am FDH.

diese Beschäftigung ohne weiteren äußeren Anstoß, vielleicht aufgrund der Lektüre Tersteegens Leben heiliger Seelen, geschehen, war allein der eigenen Vorliebe und Neigung entsprungen.

Obwohl Diepenbrock, da er nicht im Seminar wohnte, über eine viel freiere Tageseinteilung verfügte, räumte er sich selber offenbar nur sehr wenig Freizeit ein. Dazu mußte er auch jetzt in Regensburg immer noch die Folgen seiner früher versäumten und vernachlässigten Schulbildung ausgleichen. So lag für ihn in manchem eine größere Anstrengung und Mühe. Überhaupt forderte ihm das Studium eine grundsätzliche Umstellung ab. Bisher war er tagtägliche, stundenlange körperliche Bewegung, auch Anstrengung gewohnt. Das war jetzt seit längerer Zeit schon beinahe ganz unterblieben. Er war nun ausschließlich auf das Sitzen verwiesen. Und sehr bald begann er über gesundheitliche Beschwerden zu klagen, die ihm dieses viele, ungewohnte Sitzen, das Stubenleben, wie er es nannte, verursachte. Es griff seine Gesundheit allgemein an. Und nach und nach stellte sich ein chronisches Übel ein.

Schon deshalb, um seiner Gesundheit willen, die, wie es schien, nur an diesem Bewegungsmangel litt, machte Diepenbrock auch immer wieder Ausflüge in die Umgebung Regensburgs. Im Mai 1822 lernte er das zwei Stunden von der Stadt entfernte Kloster Pielenhofen an der Naab kennen. In ihm lebten Karmeliterinnen. Allerdings durften sie keine Novizen mehr aufnehmen. Diepenbrock brachte zusammen mit ihm bekannten Regensburger Verwandten der Subpriorin des Klosters einen ganzen Tag lang im Kloster zu. Ausführlich schrieb er darüber Gertrud[155], auch Clemens Brentano[156]. Ihn hatte vor allem die Demut der meist schon sehr alten Klosterfrauen bewegt.

Bereits wenige Wochen später aber mußte Diepenbrock das Dahinsterben seines Freundes und Landsmannes Embden[157] mitansehen. Embden war seit längerem an denselben Beschwerden, an denen auch er selber litt, erkrankt. Sailer, der ihn vom Studium in Landshut her kannte, hatte ihn deshalb zu sich nach Regensburg gerufen. Die Reise und die Ortsveränderung sollte ihm Erholung und Linderung bringen. Embden war bereits Kaplan und litt durch seine Krankheit auch an der drückendsten Gemütsstimmung. Diepenbrock wollte ihm eines seiner Zimmer einräumen[158]. Offensichtlich erst nach längerem Zögern kam Embden schließlich der Einladung nach. Er war nun aber bereits auf den Tod erkrankt und starb in Regensburg[159].

Am 17. April 1822 war Sailer zum Titularbischof von Germanikopolis und Weihbischof von Regensburg, zugleich zum Koadjutor des Bischofs von Regensburg mit dem Recht auf Nachfolge ernannt worden. Die päpstliche Präkonisation jedoch erfolgte erst ein halbes Jahr später, am 27. September 1822. Noch einmal galt es in Rom manche Widerstände zu überwinden, insbesondere wieder durch Kronprinz Lud-

[155] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 7. Mai 1822. Reinkens, Diepenbrock, 62 f.

[156] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, (22.) Juni 1822. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 29.

[157] Christian Joseph von Embden (1792–1822) war sechs Jahre älter als Melchior Diepenbrock. Er hatte bei Sailer in Landshut studiert und starb kaum 30 Jahre alt am 5. Juli 1822.

[158] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 15. Januar 1822. Reinkens, Diepenbrock, 46.

[159] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 29. Juni 1822. Reinkens, Diepenbrock, 51.

wig[160]. Gewiß hatte Diepenbrock das sofort auch nach Hause berichtet. An Christian Brentano aber schrieb er darüber am 1. Juli 1822, daß er sich wohl denken könne, daß nun Sailers goldene Zeit zur diamantenen geworden sei[161]. Vielleicht mußten sich seine Besuche bei Sailer nun wirklich etwas einschränken. Trotzdem aber nahm Sailer auch jetzt an allem, was ihn betraf, auch an allem, was daheim in Westfalen geschah, unmittelbaren Anteil. Vor allem war auch die gemeinsame Freundschaft mit Christian Brentano immer wieder Thema des Gespräches und Grund der Besuche. Diepenbrock teilte Sailer stets seinen Briefwechsel mit Christian mit. Und Sailer selber erkundigte sich immer wieder nach Post von Christian, trug Melchior Grüße an ihn auf und fügte bisweilen dessen Briefen eine eigenhändige Nachschrift bei.

Nun hatte Christian Brentano Diepenbrock zu Anfang August zu sich in die Schweiz eingeladen. Er war nun endgültig nach Rom aufgebrochen. Krankheitshalber hatte sich seine Reise verzögert. So gebrauchte er jetzt eine Badekur in der Schweiz. In Freiburg wollte er dann zugleich die neue Niederlassung der Jesuiten kennenlernen[162]. Diepenbrock freute sich aufrichtig über diese Einladung. Er rechnete sie sich zur Ehre an. Bis Ende August aber dauerte das Semester noch an. So konnte er, wollte er wirklich dieser Einladung folgen, erst mit Beginn der Herbstferien, im September, nach Freiburg kommen. Auch Sailer riet ihm zu dieser Reise. Sailer selber war sein ganzes Leben lang viel gereist. Und in seiner lebensfreudigen Art sagte er nun zu Diepenbrock, wie dieser Christian berichtete, eine solche Reise würde ihm für Leib und Seele heilsam sein[163]. Zugleich freilich trug ihm Sailer auf, zuvor nach Hause zu schreiben. Offensichtlich erwartete man auch dort sein Kommen. Beides zusammen, zu Christian in die Schweiz und heim nach Bocholt zu reisen, war nicht möglich. Von dieser Fahrt zu Christian Brentano erhoffte sich Diepenbrock zugleich Besserung für seine Gesundheit. Die Ausgaben, die ihm diese Reise verursachte, wollte er im nächsten Jahr wieder einsparen, wie er Christian Brentano am 5. August schrieb. Diepenbrocks Studienaufenthalt in Regensburg wurde ausschließlich durch die Eltern bestritten. So war er stets darauf bedacht, dem Vater nicht mehr zur Last zu fallen als nötig.

Anfang September reiste Diepenbrock nach Freiburg. Hier in der Schweiz lebten auch viele Freunde Sailers, darunter viele seiner Lieblingsschüler. Sailer hatte sich stets für sie eine besondere Vorliebe bewahrt. Seit Jahrzehnten reiste er beinahe regelmäßig alle zwei Jahre in die Schweiz[164]. Nun konnte auch Diepenbrock einige dieser Freunde und Schüler kennenlernen. Christian Brentano kannte die Schweiz schon von seinem Besuch im Sommer 1819 her. Gleich nachdem er von Landshut weggegangen war, hatte er sich dorthin begeben. Er wohnte damals bei Widmer in Luzern[165] und bei

[160] Beda Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, Bd. II, München 1940, 560–576. – Karl Hausberger, Sailers Weg zur Bischofswürde, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg, hrsg. v. Georg Schwaiger und Paul Mai, Bd. 16 (1982) 123–159.

[161] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 1. Juli 1822, FDH HS 11376.

[162] Christian Brentano, Nachgelassene religiöse Schriften, Bd. 1, XXXVI f.

[163] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 5. August 1822, FDH HS 11377.

[164] Schiel II, Sailers Reisen 611–614; da dieses Verzeichnis unvollständig ist, vgl. auch: Sailers Reisetagebücher BZAR Sailernachlaß B III.

[165] Joseph Widmer (1779–1844) studierte 1802–1804 bei Sailer in Landshut, wurde 1804 zum Priester geweiht und 1805 bereits zum Professor für Philosophie berufen. Seit 1819 lehrte er Moral und Pastoraltheologie. Er war ganz dem Vorbild Sailers verpflichtet. – LThK 10 (1965) 1094 f.

Sigrist[166] im nahegelegenen Horw[167]. Kurz nach Pfingsten hatte er sich damals in Luzern firmen lassen[168]. Diepenbrock lernte diese beiden Geistlichen erst auf der Rückreise nach Regensburg kennen. Denn er begleitete Christian nun bis nach Mailand. Das war zunächst gar nicht vorgesehen gewesen. Aber Christian hatte ihn nun dazu bestimmt. Er untersützte ihn auch mit dem nötigen Geld. In Mailand aber mußten sich beide dann endgültig trennen. Christian reiste weiter nach Rom und Diepenbrock trat die Heimreise an.

Später berichtete er Christian Brentano über diese abenteuerliche Heimfahrt nach Regensburg. Die einzige über einen reißenden Gebirgsfluß führende Brücke war eingestürzt. So mußte die ganze Reisegesellschaft aus der Kutsche aussteigen und auf lediglich über die Schlucht gelegten, bloßen Baumstämmen übersetzen. Den St. Gotthardt überstieg er dann zu Fuß[169]. Am Abend erreichte er den Vierwaldstätter See und schiffte am nächsten Morgen nach Luzern hinüber. Dort machte er nun die persönliche Bekanntschaft mit Widmer. Er führte ihn auch zu Sigrist nach Horw. Überall blieb Diepenbrock einen Tag lang und fand überall als Freund Christian Brentanos und Schüler Sailers freundliche Aufnahme. Es waren für ihn sehr schöne und persönlich gewinnbringende Tage. An Christian schrieb er im Februar des nächsten Jahres: „Ach was sind das für herrliche Menschen, und wie vieles lernt man da in kurzer Zeit! besonders bey Sigrist! ... – Ich bin Vater Sailer und Ihnen tausend Dank schuldig wegen dieser unschätzbaren Bekanntschaften. –“[170]. Überhaupt empfand es Diepenbrock zeitlebens dankbar und als Glück, in diesen Freundes- und Schülerkreis Sailers aufgenommen worden zu sein. Hier schloß er auch viele seiner späteren Lebensfreundschaften. Er selber aber bereicherte diesen Kreis nicht unwesentlich und wurde schließlich zu einem seiner bedeutendsten und einflußreichsten Mitglieder. Freilich gehörte Diepenbrock der jüngsten Generation dieses Kreises zu und stand später allein da[171], aber eben als Sailers treuester Schüler.

Diepenbrocks Weg führte nun weiter nach Konstanz. Dort hielt er sich mehrere Tage lang auf und besuchte dabei wohl auch seine Tante Katharina, die jüngste Schwester der Mutter, die in Konstanz verheiratet war[172]. Seine Schwester Gertrud hatte den

[166] Georg Sigrist (1788–1866) wandte sich unter Sailers Einfluß dem Theologiestudium zu. 1814 wurde er zum Priester geweiht. Von 1815 bis 1822 war er Pfarrer in Horw. Als religiöser Schriftsteller wurde er vor allem auch mit seinem Gebetbuch bekannt. – Schiel II 633.

[167] Clemens Brentano an seine Schwester Gunda, Dülmen, Juni–24. Oktober 1819. Schellberg-Fuchs, Das unsterbliche Leben, 498.

[168] Christian Brentano, Nachgelassene religiöse Schriften, Bd. 1, XXXV f.

[169] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg 7/8. Februar 1823, FDH HS 11375. – Das Datum der Handschrift heißt: „Regensburg d. 7/8ten Februar 1822“. Ganz offensichtlich ist das ein Schreibfehler Melchior Diepenbrocks. Denn der ganze Inhalt des Briefes macht dieses Datum unmöglich. Unter anderem berichtete Diepenbrock darin auch von Sailers Bischofsweihe. Sie fand am 28. Oktober 1822 statt. So schrieb er wohl versehentlich statt der richtigen Jahreszahl „1823“ die falsche „1822“.

[170] Ebenda.

[171] Diepenbrock an Christoph Schmid, Breslau, am hl. Christfeste 1850, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, HS 168 (= Alfons Perlick, Handschriftliches des Breslauer Kardinals Melchior von Diepenbrock in der Dortmunder Stadt- und Landesbibliothek, in: ASKG Bd. 8 (1950) 202–204). Wenn aber Perlick den von Diepenbrock genannten Namen „Netterle“ auf Annette von Droste-Hülshoff bezieht, muß das deshalb schon falsch sein, weil die Droste nicht zum Freundeskreis Sailers, von dem im Brief ausschließlich die Rede ist, gehörte.

[172] Bäseler, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 11.

ganzen Sommer bei ihr zugebracht. Melchior hatte sie beide im Mai zu sich nach Regensburg eingeladen[173]. Von Konstanz aus berichtete er endlich auch an Clemens Brentano nach Dülmen über seine Reise mit Christian[174]. Clemens hatte ihm auch mehrere Bücherwünsche, auch an Christian, aufgetragen[175]. Dann aber ging es über München und Landshut zurück nach Regensburg.

Dort traf er gerade rechtzeitig zu Sailers Bischofsweihe ein. Von Landshut aus fuhr er zusammen mit Fahrmbacher[176], der als Abgeordneter der Stadt nach Regensburg abgesandt war. Am 28. Oktober 1822 wurde Sailer in der Domkirche zu Regensburg vom Münchener Erzbischof Lothar Anselm von Gebsattel unter Assistenz des Bischofs von Augsburg, Joseph von Fraunberg, und des Weihbischofs von München und Freising, Franz Ignaz von Streber, zum Bischof geweiht. Diepenbrocks Freude darüber war aufrichtig. Nun konnte sich auch, was er selber immer gewünscht hatte, erfüllen, nämlich von Sailer selber zum Priester geweiht zu werden[177]. Bischof Wolf ernannte Sailer am 1. November zugleich zu seinem Generalvikar. Wieder war Sailer mit neuen Geschäften belastet. Diepenbrocks Besuche aber wurden darum trotzdem nicht eingeschränkt. An Christian Brentano schrieb er darüber in seinem ersten Brief nach Rom: „Obwohl er nun mit hoher Würde bekleidet, und dazu mit Arbeit überladen ist, so ist er dennoch immer, wie Sie leicht denken können, der gütige, milde, theilnehmende, herablassende, das Herz voll Liebe in den Händen tragende Vater Sailer von Landshut; – und gegen mich besonders gütig, so daß ich mich fast täglich sonne in seinen Liebesstrahlen, so unwerth ich dessen auch bin.“[178]

Die häufigen Besuche Diepenbrocks ließen Sailer auch an allen Belangen der Familie in Holtwick teilnehmen. Wohl immer wieder kehrte das Gespräch dorthin zurück. Mit Sailer sprach Diepenbrock auch über Apolonia. Sie wollte Klosterfrau werden. Ihre Neigung dazu war in der Familie schon seit langem bekannt. Allem lag eine echte innere Bereitschaft zugrunde, aber doch auch eine gewisse Unzufriedenheit und Unruhe über den künftigen Lebensberuf. Apolonia fiel daheim das Los der unverheirateten Schwester zu. Ähnlich ihrer Schwester Lisette mußte sie überall dort aushelfen, wo es gerade an Hilfe fehlte, sei es im Haushalt der Mutter oder einer ihrer in der Nähe Bocholts verheirateten Schwestern. Zu Hause auf Horst hatte sie die oft recht zahl-

[173] Diepenbrock an seine Schwester Gertrud, Regensburg, 7. Mai 1822. Reinkens, Diepenbrock 63.

[174] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 28. November 1822, Kloster Gars HS G 99; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Den ersten Teil dieses Briefes schrieb Clemens Brentano am selben Tag, an dem er Melchiors Brief aus Konstanz erhalten hatte, aus einem ersten Dankesgefühl heraus. Er schloß den Brief dann aber erst nach „mehreren Wochen“, nämlich endgültig am 28. November 1822 ab. Melchior Diepenbrock aber war bis spätestens 28. Oktober wieder in Regensburg angelangt, so daß Clemens seinen Brief aus Konstanz wohl in den ersten Novembertagen erhalten haben dürfte. Das legt auch ein Brief Clemens Brentanos vom 12. November 1822 nahe (Clemens Brentano, Bd. 9, 24), in dem er auf Diepenbrocks Brief Bezug nimmt.

[175] Clemens Brentano an Diepenbrock, ohne Datum, Kloster Gars HS G 106; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Der Brief ist in die letzten August- beziehungsweise ersten Septembertage zu datieren, da Clemens Brentano darin die Vermutung ausspricht, sein Brief könnte Melchior nicht mehr in Regensburg erreichen, da er bereits zu Christian nach Freiburg abgereist sein könnte.

[176] Max Alois Fahrmbacher (1776–1846) hatte bei Sailer einige Zeit Theologie studiert, mußte das Studium aber abbrechen, um die väterliche Fabrik zu übernehmen. – Schiel I 745 Nr. 74.

[177] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 1. Juli 1822, FDH HS 11376.

[178] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 7/8. Februar 1823, FDH HS 11375.

reich anwesenden Kinder zu betreuen, darunter die ihrer Schwester Marianne von Bostel und Frau van der Meulens[179]. Apolonia war das oft lästig und anstrengend. Und als Clemens Brentano im April 1822 für mehrere Tage von Dülmen herübergekommen war[180], forderte er Apolonia auf, ihm einen Gegenstand zu benennen, über den er ihr dann ein Gedicht abfassen wollte. Er wollte Apolonia damit eine Freude machen. Neben ihr aber stand gerade der kleine Aloys von Bostel. Und unwillkürlich antwortete Apolonia Clemens, er solle ihr doch ein Gedicht über Kinder machen und darüber, wie man sich mit ihnen befassen und auf sie wirken solle[181]. Wohl hatte Clemens etwas anderes erwartet. Er löste aber sein Versprechen ein und schrieb für Apolonia das Gedicht. Er widmete es ihr zur Ermunterung zum Kindersinn und zur Kinderliebe[182].

Allgemein litt Apolonia darunter, nichts Eigenes aufbauen zu können. Insbesondere ihre Briefe an Luise Hensel lassen dieses Ungenügen ahnen[183]. So ist es nur ver-

[179] Vgl. Franziska Diepenbrock an ihre Schwester, Horst, 6. Januar 1821, StA Boch 1.2.1.6. 10. – Anton Diepenbrock hatte Katharina van der Meulen in sein Haus aufgenommen, nachdem sie von ihrem Mann verlassen worden war. Ihre Kinder ließ er wie seine eigenen erziehen. Eine Tochter war von klein auf schwerhörig. Clemens Brentano schrieb an sie seinen so schönen Brief „An ein 12jähriges Mädchen aus einer schwer geprüften Familie", Dülmen, 1. Dezember 1818 (Clemens Brentano, Bd. 8, 324–328). Der Sohn August van der Meulen aber studierte zu dieser Zeit bereits Theologie in Münster. Vor allem Clemens Brentano hielt große Stücke auf ihn. Er empfahl August van der Meulen auch an Windischmann in Bonn (Karl Joseph Windischmann (1775–1839) war seit 1803 Professor für Philosophie und Geschichte in Aschaffenburg, seit 1818 Professor für Medizin und Philosophie an der neugegründeten Universität in Bonn. Er war entschiedener Hermesgegner. Clemens Brentano vermittelte 1822 seinen Besuch auf Horst bei der Familie Diepenbrock.). Nach seiner Priesterweihe am 6. April 1825 trat van der Meulen persönlich die Verwaltung der ihm seit 1822 zugewiesenen Vikarie Venerabilis Sacramenti in Bocholt an. Mit ihr war zugleich die Auflage der Gründung und Leitung einer höheren Lateinschule verbunden. Mit der Aufhebung des Minoritenklosters war 1811 die einzige höhere Schule in Bocholt geschlossen worden. Am 1. Juni 1815 eröffnete van der Meulen eine Lateinschule, zunächst als Privatschule für Knaben. Aus ihr wuchs das spätere städtische Gymnasium hervor. (Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 106–111). 1834 folgte van der Meulen dem Ruf zum Vorsteher der Selektenschule in Frankfurt. 1847 aber trat er als Pater Ephrem in das Trappistenkloster auf dem Ölenberg im Elsaß ein. 34 Jahre lang war er dort Abt und starb am 1. Mai 1884. Offensichtlich waren August van der Meulen und Melchior Diepenbrock einander nie nähergetreten, obwohl sie sich im Haus des Vaters oft begegnen mußten. So ist auch eine Einflußnahme van der Meulens, der bereits Theologie studierte, auf Melchior Diepenbrock auszuschließen, so etwa als hätte sein Beispiel unmittelbar auch Diepenbrock zum Theologiestudium gebracht. Dafür war van der Meulen später vor allem einem der beiden Bostelsöhne zum Vorbild geworden. Aloys von Bostel zog ihm, bereits als 32jähriger Weltpriester, auf den Ölenberg nach. – Karl Breuer, August van der Meulen, Abt Ephrem 1801–1884, in: Jahrbuch 1930–31 der Selektenschule Frankfurt a. M. (1931), 9–70.

[180] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 123.

[181] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, 27. April 1822, StA Boch 1.2.2.7. 25.

[182] Zum erstenmal wurde dieses Gedicht abgedruckt in: Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichter-Gärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten von Melchior Diepenbrock, Sulzbach 1829, 321–326. Es stand dort anonym unter „Lieder von Ungenannten". Es beginnt mit dem Vers „Wer ist ärmer als ein Kind". Auf jede Strophe folgt dann der Kehrreim „Wer dies einmal je empfunden, ist den Kindern durch das Jesukind verbunden". (Neudruck in: Clemens Brentano, Werke, Bd. 1 hrg. v. Frühwald, Gajek, Kemp, 455–458).

[183] Briefwechsel Apolonia Diepenbrocks u. Luise Hensels, StA Boch 1.2.2.7. 25–55. u. 1.3.4. 125–140; vor allem Brief vom 1. Januar 1823.

ständlich, daß sie jetzt den Gedanken, in ein Kloster einzutreten, den gerade auch Luise Hensel ernsthaft aufgegriffen hatte, auch für sich erwog. So wie Luise wollte sie zu den Barmherzigen Schwestern in Münster gehen. Freilich wußte Apolonia zugleich, wie sehr man ihrer zu Hause bedurfte. Mit dieser Not wandte sie sich auch an Melchior und durch ihn an Sailer. Sailer hatte ja auch sie seit seinem Besuch im Herbst 1818 auf eine ganz neue Lebensbahn gebracht, wenngleich das viel stiller, verborgener und nach außen hin weniger sichtbar vor sich gegangen war, als bei Melchior. Daher war Apolonia wohl auch bereit, den aus Regensburg kommenden Rat, wie auch immer er ausfallen mochte, anzunehmen. Daheim aber hatte sie sich ganz offensichtlich gescheut, mit einem festen, endgültigen Entschluß hervorzutreten. Denn im November 1822 schrieb sie an Clemens Brentano nach Dülmen, sie sei entschlossen, Barmherzige Schwester zu werden, habe aber noch mit niemanden darüber gesprochen und bitte ihn und die Emmerick, für sie zu beten[184].

Für Clemens Brentano kam nicht nur diese Nachricht, sondern auch der Brief als solcher sehr überraschend. Die unmittelbar nahe Verbindung mit der Familie Diepenbrock war inzwischen abgerissen. Seit April des Jahres hatte Brentano das so nahe Holtwick nicht mehr besucht. Offenbar waren auch die Briefe, die hin und her gingen, weniger geworden. Die Schuld daran, daß alles so gekommen war, aber legte Clemens der Mutter, Franziska Diepenbrock, zu Lasten. Allein ihretwegen kam er nun nur mehr selten und ungern nach Horst. Auch bei Melchior beklagte er sich schon länger darüber, daß sie gegen ihn gestimmt sei und daß sich namentlich Apolonia von ihm zurückgezogen habe und sich gegen ihn, wie er es nannte, in Enthaltungskünsten übe[185]. Auch daran gab Clemens der Mutter schuld, auf deren Betreiben und Wunsch hin das wohl geschehe[186].

Clemens Brentano war in der Familie Diepenbrock wie ein Angehöriger aufgenommen worden. Von Anfang an hatte er auch unmittelbaren Einblick in das innere Leben der Familie erhalten. Er selber sorgte bei seinen Besuchen stets für Unterhaltung, freilich auch für manche Unordnung und Verwirrung im Haushalt. So war es immer wieder zu kleineren Zusammenstößen mit Franziska Diepenbrock gekommen. Einmal verwies sie ihn abends des Zimmers. Clemens gehorchte aufs Wort und ging. Aber wenig später hörte man, wie von draußen eine Leiter angelegt wurde. Da erschien auch schon des Clemens Kopf im Fenster. Und er sagte, da er nicht im Zimmer an der Unterhaltung teilnehmen dürfe, müsse er es eben auf diese Weise tun. Das söhnte auch die Mutter wieder aus[187].

Eben aber dieser Abwechslung halber war Clemens Brentano bei den Geschwistern so beliebt, wenn er zu Besuch in das sonst so stille, abgeschiedene Holtwick kam. Dazu ergriff er für sie Partei. Das war aber doch immer zugleich gegen die Mutter gerichtet, gegen das, was Melchior ihr Sorgennetz nannte. Hier reagierte Franziska

[184] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 28. November 1822, Kloster Gars HS 99; zur Zeit als Leihgabe am FDH (vgl. S. 93 Anm. 174).

[185] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen (8. August 1822), Kloster Gars HS G 103; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Dieser Brief stammt eindeutig aus dem Jahr 1822, da unter anderem aus seinem Inhalt hervorgeht, daß Sailer die Bischofsweihe (28. Oktober 1822) noch nicht empfangen hatte und auch Melchior Diepenbrock noch nicht in die Schweiz zu Christian Brentano abgereist war.

[186] Clemens Brentano an Diepenbrock, 28. November 1822, Kloster Gars HS G 99; zur Zeit als Leihgabe am FDH (vgl. S. 93 Anm. 174).

[187] Reinkens, Diepenbrock, 28 f. – Diese Erzählung gründet wohl auf den mündlichen Mitteilungen von Gertrud Diepenbrock an Reinkens (vgl. S. 48 Anm. 57).

Diepenbrock sehr empfindlich. Denn Clemens griff hier unmittelbar in das Familienleben ein und forderte sie selbst heraus[188]. Deshalb mißtraute sie dem Einfluß, den Clemens auf die Geschwister, allen voran auf Apolonia ausübte, immer entschiedener. Sie wollte sie ihm entziehen, vor allem Apolonia davor schützen. Denn wirklich konnte Clemens Brentano sehr vereinnahmend sein. Er hatte sich wohl in allem manche regelrechte Übergriffe zuschulden kommen lassen. Offensichtlich wollte sich auch Apolonia selber seinem unmittelbaren Zugriff ein wenig entziehen. An Luise Hensel schrieb sie im April 1822, Clemens sei seit einigen Tagen hier, er sei so gut mit ihr, sie wisse aber nicht, weswegen und wolle ihm oft sagen, er solle es nicht sein, Gott habe es aber doch nun so gefügt[189].

Dazu aber kam noch ein anderes, Franziska Diepenbrocks Mißtrauen gegen die religiöse Haltung Clemens Brentanos. Clemens verkündete in der Familie nur zu oft ein recht düsteres, nur Buße predigendes Christentum. Mit der Mutter aber machte dagegen vor allem immer auch Melchior Opposition, stets auch der oft anwesende Pastor Schreven. Insbesondere aber störte Franziska Diepenbrock die übertriebene Hochschätzung, die Clemens Brentano allem Außernatürlichen beilegte. Als er einmal aus den Visionsberichten einer erst jüngst in der Schweiz verstorbenen stigmatisierten Klosterfrau vorlas, wies sie ihn zurecht und sagte, sie liebe solche außerordentlichen Dinge nicht, bei ihr müsse alles ganz natürlich und einfach sein[190]. Auch hier war ein ständiger Reibungspunkt gegeben. Und Franziska Diepenbrock suchte die Kinder vor diesem, ihrer Meinung nach falschen Einfluß Clemens Brentanos zu schützen. Apolonia empfand wohl ähnlich. Trotzdem war darüber nicht sogleich die ganz vertraute Stellung von Clemens in der Familie zerstört. Andernfalls hätte Apolonia jetzt nicht an ihn geschrieben.

An Melchior schrieb Clemens, wie er über Apolonias Entschluß wirklich dachte[191]. Aus diesem Urteil spricht wieder die ganze scharfblickende Kenntnis, die Clemens Brentano von den Menschen und Gegebenheiten seiner Zeit hatte. Er sprach sich entschieden gegen einen Ordenseintritt Apolonias aus. Die Form und der Geist der bestehenden Ordensgemeinschaften schienen ihm der Zeit und ihren Anforderungen unangemessen. So brachte er seine Meinung auf die vielsagende Formel, Apolonias Ordenseintritt in Münster bewirke nur das Eine, daß es dann eben eine Barmherzige Schwester mehr gäbe. Dahinter aber stand seine Überzeugung, daß sich Apolonias Persönlichkeit dort schwerlich zu dem entfalten könne, was in ihr lag. Brentano glaubte, sie würde dort eher verkümmern unter dem uniformen Anspruch, den der Orden an sie stellen würde. Er hatte für Apolonia etwas anderes gewünscht, ein zwar christlich karitatives Leben und Wirken, aber laienhaft, inmitten der Welt stehend und nicht an eine feste Ordensregel gebunden. Er sah es als die viel angemessenere Bestimmung für Apolonia an, wenn sie zunächst daheim, vor allem den alternden Eltern, Halt und Stütze wäre und später, nach dem Tod der Eltern, gewissermaßen die Nothelferin der ganzen Stadt Bocholt werden würde und dazu zugleich die Leiterin und Lehrerin Gleichgesinnter. Clemens Brentanos Rat traf wirklich etwas sehr Wesentliches. Auch Melchior hatte er dabei eine ganz bestimmte Rolle zugedacht. Er könne, wenn er ein-

[188] Diepenbrock an Clemens Brentano, Münster, 22. Mai 1821, StA Boch 1.1.7. 35.

[189] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, 27. April 1822, ebenda 1.2.2.7. 25.

[190] Clemens Brentano an die Geschwister Diepenbrock, 16. Dezember 1823. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 35.

[191] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 28. November 1822, Kloster Gars HS G 99; zur Zeit als Leihgabe am FDH (vgl. S. 93 Anm. 174).

mal zum Priester geweiht wäre, nach Bocholt zurückkommen und Apolonia mit seinem ganzen geistlichen Wirken unterstützen, ihr eine Art geistlicher Stützpunkt werden. Brentano sah also für beide Geschwister ein durchaus gemeinsames Wirken vor, in dem eines dem anderen zugleich Hilfe und Stütze sein könnte.

Clemens auferlegte Diepenbrock nun aber, Apolonia gegenüber nichts von all dem verlauten zu lassen, da sie ihm ja im strengsten Vertrauen geschrieben habe. Apolonia aber hatte selber alles eben doch auch an Melchior nach Regensburg geschrieben. Und noch ehe Brentanos Brief dort eingetroffen war, hatte er ihr schon geantwortet, völlig unabhängig von Clemens Brentanos Ansicht. Sein Brief aber deckte sich mit dessen Meinung und Urteil völlig. Dazu hatte Diepenbrock unmittelbar Sailer zu Rate gezogen[192]. Auf seine Weisung hin riet er Apolonia dringend von ihren Klosterplänen ab. Am 4. Dezember 1822 schrieb er ihr: „*Du sehnst Dich nach dem Kloster*, liebe Appel, gedulde Dich, so es Gottes Wille ist, so wird Dein Sehnen erfüllt werden. Bedenke aber auch, daß nicht das Gebet allein und die Klausur das Kloster mache; daß dazu ein bis in die Zehen und Fingerspitzen durchdrungener Geist der Selbstverläugnung und Liebe gehöre, der sich leider in den noch oder schon bestehenden Klöstern noch nicht überall einfinden will und daß ohne diesen Geist selbst nach dem Ausspruch Deiner erleuchteten und erfahrenen Freundin das Klosterleben ein Höllenleben werden kann, wenn man nicht die seltene Gabe eines Theresianischen Erneuerungs- und Belebungs-Geistes besitzt, mit dem man mehr als Ferment denn als zu durchgährende Masse in ein Kloster geht. Gedulde Dich daher, liebe, Gott wird es fügen; die Geduld ist auch ein Klösterlein, in dem die Klausur manchmal sehr hart fällt. Gott ist darin selbst der Novitzmeister, und das Leben darin um so verdienstlicher. – Bedenke auch wie viel Gutes Du für Dich und andere in Deiner jetzigen Lage thun kannst; Deine alten Eltern erfreuend, Deine Geschwister erbauend etc. Gott fügt es schon recht."[193] Apolonia wußte, daß hier aus jedem Wort vor allem auch der wohlbegründete und wohlmeinende Rat Sailers sprach. In ganz ähnlichem Sinn aber hatte ihr nun auch Clemens Brentano von Dülmen aus geschrieben. In seinem Brief war auch die Meinung der Emmerick enthalten[194].

Diesen zweifachen, unabhängig voneinander ausgesprochenen Rat aber beherzigte Apolonia nun vor allem deshalb, weil er von Sailer gekommen war. Dazu hätten sie die Eltern nur schwerlich nach Münster ziehen lassen. In diesen Umständen aber glaubte sie nun viel eher ihre wahre Bestimmung finden zu können, als im eigenen Wollen und Streben[195], das eben letztlich doch einem unbestimmten und unzufriedenen Suchen entsprungen war.

So hatte sie noch einmal Sailer auf ihre spätere Lebensbahn gewiesen. Gewiß ist, daß Apolonia, hätte sie jetzt anders entschieden, nicht zu der Wirksamkeit hätte hinfinden können, die sie später entfaltete und die sie zu einer der großen Frauengestalten des 19. Jahrhunderts werden ließ. Als Ordensfrau hätte sie schon äußerlich nicht zu ihrer späteren Lebensgestalt hingelangen können, weil sie in allem an den Orden gebunden gewesen wäre. In diesem Sinn hatte Clemens Brentano völlig richtig gesehen und

192 Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 7/8. Februar 1823, FDH HS 11375.

193 Diepenbrock an Apolonia, 4. Dezember 1822. Finke, Zur Erinnerung, 233.

194 Clemens Brentano schrieb am 26. Dezember 1822 an Melchior Diepenbrock, es freue ihn, daß auch Melchior Apolonia dasselbe wie er angeraten habe (Kloster Gars HS G 100; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Clemens Brentano datierte diesen Brief lediglich mit „Am Stephanstag". Schon die Nennung Apolonias Klosterangelegenheit aber weist den Brief als am Stephanstag, den 26. Dezember 1822, niedergeschrieben aus.).

195 Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, 23. Dezember 1822, StA Boch 1.2.2.7. 25.

geurteilt. Im Gegensatz zu Luise Hensel, die am 6. Mai 1820 ein Privatgelübde abgelegt hatte, legte Apolonia Diepenbrock nie ein Gelübde ab. Sie blieb hier zeitlebens ungebunden, war in all ihrer Arbeit ein einfacher Laie. So aber nahm sie zugleich die moderne Idee des Säkularinstituts vorweg. Auch Luise Hensel strebte in späteren Jahren diesem Ideal zu, freilich in einer fest institutionalisierten Form. Letztlich aber war dafür die Zeit noch nicht gekommen.

Während dieser Zeit hatte Diepenbrock in Regensburg eine neue Wohnung bezogen. Er wohnte nun nicht mehr in der oberen Bachstraße, sondern an der mehr zur Donau hin gelegenen Haller Uhr, Lit F. Nr. 158[196]. Für ihn war jetzt das zweite Studienjahr angebrochen. Dabei stand es noch völlig offen, wo er einmal seinen Beruf ausüben würde. Zu Hause rechnete man bislang fest damit, daß er nach der Priesterweihe wieder nach Westfalen in die Heimatdiözese Münster zurückkehren würde. Er selber aber hegte wohl bereits den Wunsch, bei Sailer in Regensburg bleiben zu können. Grundsätzlich aber war das alles noch offen und unausgesprochen. Zudem drängte die Zeit, endgültig zu entscheiden, noch gar nicht. Da aber trug man gleich von zwei Seiten an ihn ganz bestimmte Erwartungen heran. Christian Brentano wollte ihn zu sich nach Rom ziehen und die Eltern daheim wünschten, daß er eine Vikarie in Bocholt annehme.

Seit der Säkularisation im Jahr 1803 hatte sich in der Diözese Münster die Zahl der Theologiestudenten erheblich verringert. Unter dem allgemeinen Priestermangel hatte auch die Stadt Bocholt unmittelbar zu leiden[197]. Schon deshalb wünschte die Familie Melchior zurück. Offensichtlich aber war man auch von anderer Seite an Anton Diepenbrock mit der Bitte herangetreten, Melchior, dessen Weihe nun absehbar geworden war, möge sich um die Vikarie Beatae Mariae Virginis bewerben[198]. Diese Vikarie war mit dem Hauptaltar der Bocholter Kirche Unsere Liebe Frau verbunden[199]. Sie war gerade vakant. Die Familie Diepenbrock aber hatte offenbar einen Familienanspruch auf sie. Vor allem aber war es auch Anton Diepenbrock selber ein Anliegen, dem bedrängenden Priestermangel in der Stadt abzuhelfen. In diesem Sinn hatte er an Melchior nach Regensburg geschrieben.

Dieser aber weigerte sich, sich von vornherein und noch lange, bevor er geweiht war, festzulegen. Da legte ihm der Vater noch einmal in seinem ausführlichen Brief vom 12. April 1823 die Beweggründe auseinander[200]. Sein Hauptargument dabei war, daß die beiden anderen Mitbewerber erst noch jahrelang studieren müßten, ehe sie die Vikarie selber verwalten könnten. Dabei aber würden sie zugleich das ganze mit der Vikarie verbundene Einkommen für sich zum Studium verbrauchen. Würde dagegen Melchior die Vikarie annehmen, so könnte man, da er dieses Einkommen nicht

[196] Clemens Brentano richtete seit dem 28. November 1822 seine Briefe an diese neue Adresse (vgl. Brief vom 28. November 1822, Kloster Gars HS G 99; zur Zeit als Leihgabe am FDH).

[197] Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 106.

[198] Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 13734 / 2. – Diepenbrock fügte diesen Brief an Christian Brentano dem Brief von Clemens Brentano bei, der ihm seinen Brief an Christian mit der Aufforderung zugesandt hatte, er solle „das Blatt vollschreiben". Der Brief von Clemens Brentano an seinen Bruder Christian datiert auf den 24. April 1823 (Clemens Brentano, Bd. 9, 26–37). So dürfte Melchior Diepenbrocks Brief an Christian mehrere Tage später niedergeschrieben sein. Er liegt nur mehr als Fragment vor.

[199] Der wachsenden Bevölkerungszahl wegen war diese Kirche im 14. Jahrhundert erbaut worden. Sie war aber bisher noch nicht zu einer selbständig neben der St. Georgskirche stehenden Pfarrkiche erhoben worden. – Reigers, Bocholt während des 19. Jh.s, 330–336.

[200] Anton Diepenbrock an seinen Sohn Melchior, 12. April 1823. Reinkens, Diepenbrock, 54.

beanspruchen mußte, für einen tüchtigen Seelsorger sorgen, der für ihn den Dienst bis zur Weihe ausüben sollte. So wäre für den akuten Priestermangel in Bocholt eine sofortige und wirksame Abhilfe geschaffen. Um das war es Anton Diepenbrock zu tun. Und da er Melchiors Widerstreben sah, fügte er jetzt hinzu, daß mit der Annahme der Vikarie ja noch nicht zugleich endgültig entschieden sei, wo er dann einmal seinen Beruf ausüben würde. Unter diesen Bedingungen willigte Melchior schließlich ein und bewarb sich um die Vikarie. Auch Sailer hatte ihm das angeraten[201]. Hinter allem stand ein echtes Anliegen, freilich doch auch der drängende Wunsch der Eltern, Melchior möge nach der Weihe die Vikarie selbst übernehmen. Dazu schien es allen selbstverständlich, daß er zwar jetzt bei Sailer studiere, aber nach der Weihe in die Heimat zurückkehre.

Die Zeugnisse, die nun von Sailer und den Regensburger Professoren zur Unterstützung Diepenbrocks Bewerbung im Ordinariat in Münster eingereicht wurden, mußten überaus anerkennend gewesen sein[202]. Sie riefen dort so großen Eindruck hervor, daß sie der inzwischen zum Domkapitular ernannte Katerkamp sofort in Abschrift und mit einem Begleitschreiben versehen an die Eltern sandte. Auf Horst war die Freude darüber denkbar groß[203]. Zugleich zeigt sich hier, daß Diepenbrock in bestem Einverständnis mit dem Münsteraner Priesterseminar nach Regensburg gezogen war, um unter der Anleitung Sailers zu studieren. Trotzdem aber erwartete man auch hier nichts anderes, als daß er dann wieder nach Münster, in seine Heimatdiözese zurückkehren würde, deren Priesterkandidat er auch war.

Zum Zweck der Bewerbung um die Vikarie hatte sich Diepenbrock bereits am 15. April 1823 die erste Tonsur erteilen lassen. Sailer selber hatte sie vorgenommen. Die Feier fand in der im Kreuzgang des Regensburger Domes gelegenen Michaelskapelle statt. Diepenbrock war der einzige Kandidat, dem nur die erste Tonsur erteilt wurde, während die übrigen teils die vier niederen Weihen erteilt bekamen, teils zu Priestern geweiht wurden[204]. Von den abgeschnittenen Haaren fertigte er der Mutter ein Geschenk an[205]. Und noch im Mai reichte er nun das eigenhändig geschriebene offizielle Gesuch um Verleihung der Bocholter Vikarie ein. Sie wurde ihm zu Anfang Juni zugesprochen[206]. Die Investitur am 10. Juni erfolgte durch einen Mandatar. Auch die seelsorgerlichen Verpflichtungen waren dabei festgelegt worden[207].

Ganz offensichtlich stand Diepenbrock gerade zu dieser Zeit mit der Familie daheim in sehr lebhaftem Briefwechsel. Das hatte schon die Angelegenheit der Vikarie notwendig gemacht. So war er über alles Neue daheim recht gut unterrichtet[208]. Er

[201] Diepenbrock an Christian Brentano, ohne Datum, FDH HS 13734/2.

[202] Über Bewerbung und Zuteilung der Vikarie Beatae Mariae Virginis an Melchior Diepenbrock gibt es im Bistumsarchiv Münster keine Belege. Die schriftliche Anfrage in diesem Archiv ergab, daß dort überhaupt keinerlei Archivbetreffe Melchior Diepenbrock mehr vorhanden sind. Die Bestände des Archivs wurden im zweiten Weltkrieg weitgehend vernichtet (Hegel, Fakultät Münster, Bd. I, 8).

[203] Franziska Diepenbrock an ihren Sohn Melchior, 26. April 1823. Reinkens, Diepenbrock, 55 f.

[204] Protocollum Ordinationis 15. April 1823, BZAR.

[205] Franziska Diepenbrock an ihren Sohn Melchior, 26. April 1823. Reinkens, Diepenbrock, 55 f.

[206] Anton Diepenbrock an seinen Sohn Melchior, 7. Juni 1823. Reinkens, Diepenbrock, 57.

[207] Den ganzen Vorgang beglaubigte ein vom Generalvikariat Münster am 22. August 1823 ausgestelltes Dekret; StA Boch 1.1.1. 20.

[208] Ganz offensichtlich falsch ist die Angabe bei Feilchenfeldt, Melchior Diepenbrock habe

selber aber berichtete in seinen offenbar recht ausführlichen Briefen auch immer wieder alle möglichen Regensburger Alltagsereignisse. Die Mutter bedankte sich einmal herzlich für sein fleißiges Schreiben[209]. Sie hatte sich gerade von einer schweren, lebensbedrohenden Krankheit erholt. Noch Ende März, zur Zeit der Kartage, hatte die Familie ihren Tod befürchten müssen. Wohl auch aus dieser Sorge um die Mutter heraus und, um ihr eine Freude zu machen, schrieb Melchior jetzt so häufig nach Hause. Zugleich aber bereitete ihr sein anhaltendes Magenübel eine echte Sorge. Melchior selber litt sehr darunter. Dazu waren alle ärztlichen Behandlungen bisher erfolglos geblieben.

Diepenbrock hatte sich deshalb auch einmal an Dr. Wesener in Dülmen gewandt, der die Emmerick betreute. Clemens Brentano sollte diese Anfrage für ihn besorgen. Aber Clemens traute Wesener noch weniger zu als den Regensburger Ärzten. So schickte er ihm zwar Weseners Brief zu, aber mit dem Bemerken, er solle sich von den darin enthaltenen Anweisungen nicht irre machen lassen, sondern lieber bei seinem Regensburger Arzt bleiben. Vor allem aber riet ihm Clemens Brentano, doch öfter zu reiten und durch diese Bewegung seine Gesundheit wiederherzustellen[210]. Auch die Eltern sahen darin das geeignete Mittel. So schickte ihm die Mutter einen Wechsel mit 300 Gulden nach Regensburg[211], um sich damit ein Reitpferd zu mieten. Vor allem sie wußte ja, welch ein leidenschaftlicher Reiter Melchior bisher gewesen war.

Im April 1823 war bei Diepenbrock auch ein Brief Christian Brentanos aus Rom eingetroffen[212]. Diepenbrock hatte ihm seine Bocholter Vikarieangelegenheit mitgeteilt, dazu wohl auch seine eigene Unschlüssigkeit ihr gegenüber[213]. So lud ihn Christian Brentano ein, zu ihm nach Rom zu kommen. Offensichtlich hatte Christian dabei an einen längeren Aufenthalt gedacht. Und dafür führte er nun alle möglichen Gründe ins Feld. Vor allem aber ging es Christian Brentano darum, zu verhindern, daß Melchior sofort nach der Weihe wieder nach Bocholt zurückkehren würde, um dort diese Vikarie selber zu übernehmen. Noch allzu gut erinnerte sich Christian an die wirklich beengenden und einengenden Bocholter Verhältnisse. Dazu wußte er, wie sehr Diepenbrock gerade zu dieser Zeit unter seinem Kranksein litt und zur Schwermut neigte. In Bocholt aber wäre er wieder ganz sich selbst überlassen gewesen. Das waren wohl Christian Brentanos hauptsächliche Beweggründe, um deretwillen er Diepenbrock nun herzlich und dringend zu sich nach Rom eingeladen hatte.

um den 24. April 1823 Clemens Brentano in Dülmen besucht und sei so auch in Bocholt gewesen. Feilchenfeldt gibt dabei keine direkte Belegstelle an (Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 126).

[209] Franziska Diepenbrock an ihren Sohn Melchior, 26. April 1823. Reinkens, Diepenbrock, 55 f.

[210] Clemens Brentano an Diepenbrock, Kloster Gars HS G 101; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Der Brief ist einen Tag nach Palmsonntag begonnen und am Gründonnerstag 1823 abgeschlossen worden. Da Ostern im Jahr 1823 auf den 30. März fiel, datiert der Brief vom 24. März–27. März 1823.

[211] Franziska Diepenbrock an ihren Sohn Melchior, ohne Datum. Reinkens, Diepenbrock, 54.

[212] Unter dem 7. April 1823 schrieb Christian Brentano aus Rom an Sailer (Schiel I 629 f. Nr. 758). Sehr wahrscheinlich hatte er mit derselben Post auch an Melchior Diepenbrock geschrieben, ebenso wie umgekehrt nie ein Brief Diepenbrocks ohne einen Gruß oder eine eigenhändige Nachschrift Sailers nach Rom ging.

[213] Dieser Brief Diepenbrocks an Christian Brentano, der in die Zeit zwischen seine beiden Briefe an Christian vom 7/8. Februar 1823 (FDH HS 11375) und vom April 1823 (FDH HS 13734/2; Datierung vgl. S. 98 Anm. 198) fallen mußte, liegt im FDH nicht vor.

Bei allem aber ging Christian Brentano von der falschen Voraussetzung aus, daß Diepenbrock schon in Kürze zum Priester geweiht würde und ihm dazu die Vikarie bereits zugesprochen wäre. Deshalb glaubte er auch, Melchior könne sehr bald schon diese Romreise antreten. Beides aber war nicht der Fall. Diepenbrock hatte zu dieser Zeit das Studium noch lange nicht abgeschlossen. Und auch die Bocholter Vikarie sollte ihm nicht in der Weise zugesprochen werden, wie Christian es angenommen hatte, nämlich daß ihm das mit ihr verbundene Einkommen zufließen würde, so daß er, wollte er wirklich nach Rom gehen, in der Kostenfrage unabhängig gewesen wäre. Darüber klärte ihn Diepenbrock nun in seinem nächsten Brief auf[214].

Christian Brentano hatte auch Clemens seinen Plan mit Melchior entwickelt und mitgeteilt. Schon am 1. Mai schrieb Clemens Brentano daraufhin an Diepenbrock nach Regensburg, was er von dem Ganzen halte[215]. Grundsätzlich stimmte er mit Christians Meinung überein, Melchior solle nicht nach Bocholt gehen. Aber Clemens widersprach auch Christians Romplänen. Freilich wußte Clemens, daß er einen viel geringeren Einfluß auf Melchior besaß als Christian. Vielleicht riet er ihm deshalb nun um so dringender ab.

Clemens Brentanos Gründe lagen in den Umständen, unter denen Christian in Rom lebte. Christian Brentano hatte sich im Café Greco, später in einem leerstehenden Kloster eingemietet. Vom geregelten Studium der Theologie hatte er sich zurückgezogen, weil ihm die Vorlesungen wenig zusagten. Dazu war Christian in viele Freundschaften und Verbindungen eingetreten und beteiligte sich an allen möglichen Tätigkeiten[216]. Das entsprach seinem vielseitigen, begabten Wesen. Aber Clemens Brentano bemängelte zu Recht, daß Christians ganzer Arbeit in Rom eine einheitliche Ausrichtung und Ordnung fehlte und so letztlich auch der Erfolg. Das meiste geschah aus dem augenblicklichen Interesse heraus. Dringend forderte Clemens Brentano daher Diepenbrock auf, er müsse, wenn er wirklich zu Christian gehen wolle, zuvor ganz genau wissen, was er in Rom eigentlich tun und lernen wolle. Dementsprechend

[214] Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 13734/2.

[215] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 1. Mai 1823, Kloster Gars HS G 102; zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Diesen Brief vom 1. Mai 1823 sandte Clemens Brentano Diepenbrock zusammen mit einem zuvor schon an ihn fertiggeschriebenen, aber nur mehr als Fragment ohne Datum erhaltenen Brief (Kloster Gars HS G 105; zur Zeit als Leihgabe am FDH) und zusammen mit seinem Brief an seinen Bruder Christian vom 24. April 1823 (FDH HS 13734; Clemens Brentano, Bd. 9, 26–37) zu. Letztgenannter Brief ist die Antwort Clemens Brentanos auf einen Brief Christians, den er am Gründonnerstag, den 27. März 1823, empfangen hatte. In der Handschrift G 105 aber forderte Clemens Brentano Diepenbrock nun auf, diesen Brief an Christian vom 24. April 1823 fertigzuschreiben und ihn dann nach Rom weiterzusenden (vgl. S. 98 Anm. 198). Inzwischen aber hatte Clemens Brentano einen zweiten Brief von Christian erhalten, in dem er ihm die Rompläne vortrug, die er mit Melchior Diepenbrock hegte. Im Brief vom 1. Mai 1823 schrieb nun Clemens Brentano Diepenbrock, er habe seinen bereits geschlossenen Brief (nämlich die beiden Briefe an Christian vom 24. April 1823 und an Melchior Diepenbrock, Garser HS G 105) noch einmal aufgemacht, um ihm nun seine Meinung zu Christians Plan darzulegen. So entstand der Brief Clemens Brentanos an Melchior Diepenbrock vom 1. Mai 1823 (Garser HS G 102), der so eigentlich nur der fortgeschriebene Brief G 105 ist. Dieses undatierte Fragment G 105 ist daher nur kurz vor dem Brief Clemens Brentanos vom 1. Mai 1823 an Melchior Diepenbrock und zusammen mit dem Brief an Christian vom 24. April 1823 niedergeschrieben worden.

[216] Christian Brentano, Nachgelassene religiöse Schriften, Bd. I, XXXVII–XLI. Dabei ist hier Christians Ankunft in Rom fälschlich mit dem 23. Oktober 1823 statt 1822 angegeben.

müsse er sich dann den ganzen Aufenthalt einrichten und sein Ziel verfolgen. Clemens Brentanos Rat war duchaus berechtigt. Dazu kannte er Melchiors Wesen und wußte, daß ihm dieses unstete und ungeordnete Tätigsein wenig zusagte. Überdies zweifelte Clemens grundsätzlich an dem Gewinn und Nutzen eines Romaufenthalts für Diepenbrock. Zu Recht fürchtete er, daß Diepenbrock schließlich doch von den vielen Ansprüchen vereinnahmt würde, die sich ihm in Rom, vor allem auch von seiten Christian Brentanos, entgegenstellten.

Vor allem aber machte Clemens Brentano nun Diepenbrock deutlich, was er mit einer Fahrt nach Rom wohl eintauschen könne. Er schrieb ihm: „... mir thut aber Vater Sailer auch wieder sehr leid, ich meine er liebt Sie und Sie sind ihm ein angenehmer Blick und Trost manchmal, und er ist alt, wenn Sie sich nun in Rom festwickeln, so wäre der Gedanke, daß sie einmal über sein Grab zurückreißten mir beweglich. Werden Sie je einen so verstehenden, liebenden, demütigen, duldenden, erfahrenen Freund wiederfinden? –"[217] Vieles hierin war Diepenbrock selber unmittelbar aus dem Herzen gesprochen. Denn Clemens Brentano hatte hier das eigentümlich zarte Verhältnis zwischen Sailer und Diepenbrock richtig getroffen. Viel zu sehr hing Melchior an Sailer, als daß er sich aus freien Stücken von ihm getrennt hätte. Ganz im Gegenteil. Sailer bedeutete ihm alles. So hatte er, wenn überhaupt, nie einen längeren Romaufenthalt für sich ins Auge gefaßt, wie das offensichtlich Christian Brentano vorgesehen und Clemens befürchtet hatte.

Aber auch ein kürzerer Rombesuch war in absehbarer Zeit nicht möglich. Denn Diepenbrock stand noch mitten im Studium. So mußte er Christian Brentanos Plan nicht direkt und von sich aus zurückweisen, sondern konnte ihm nun ehrlicherweise schreiben, daß er zwar gerne zu ihm nach Rom kommen würde, alle äußeren Umstände das aber augenblicklich verhinderten[218]. Und das war wirklich so. Daher hatte sich die ganze Frage zunächst von selbst erledigt. Später aber hatte Diepenbrock weder Zeit noch Gelegenheit, diesen Plan noch einmal aufzunehmen.

Was Sailer selber Diepenbrock zu allem geraten und gesagt hatte, ist unbekannt. Wohl aber hatte Clemens Brentano das Richtige getroffen. Auch Sailer selber hätte Diepenbrock zu dieser Zeit nur mehr sehr ungern gehen lassen. Allerdings verstand es Sailer, wenn die Familie Melchior zurück in die Heimat wünschte. Aber er wußte eben zugleich, daß Bocholt für den jungen und reichbegabten Diepenbrock nicht der rechte Ort sein konnte. Vor allem aber sah Sailer die Aufrichtigkeit und Treue, mit der sich ihm Diepenbrock angeschlossen hatte, sah, wie gern dieser selber an seiner Seite, in seiner Nähe bleiben wollte. Dazu war ihm Diepenbrock in vielen privaten Geschäften und Arbeiten inzwischen eine echte und zuverlässige Hilfe geworden, die er nur ungern entbehrte. Vielleicht hatte Sailer gerade zu dieser Zeit, in der doch die Frage nach Diepenbrocks weiterer Zukunft unmittelbar zur Sprache gekommen war, zum ersten Mal mit ihm darüber gesprochen, daß er auch nach seiner Weihe zum Priester bei ihm in Regensburg bleiben solle.

Wirklich war Diepenbrock für Sailer in manchem unentbehrlich geworden. Wie in Landshut war er auch in Regensburg sein Amanuensis. Nur hatte ihm Sailer hier allmählich immer mehr anvertraut, auch Dinge, die wirkliches Vertrauen und unbedingte Zuverlässigkeit erforderten. Diepenbrock aber bewährte sich in allem vorzüglich. Vor

[217] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 1. Mai 1823, Kloster Gars HS G 102; zur Zeit als Leihgabe am FDH (vgl. S. 101 Anm. 215).

[218] Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 13734/2.

allem hatte ihn Sailer allmählich mit der Erledigung seiner ausgebreiteten Korrespondenz vertraut gemacht und ihm die Reinschrift seiner Briefe überlassen. So besorgte Diepenbrock für Sailer auch die vertrautesten Briefe[219]. Mit größter Gewissenhaftigkeit kam er all diesen Arbeiten nach. Sie waren für ihn eine Ehre. Sailer aber griff immer mehr und immer lieber auf die Unterstützung Diepenbrocks zurück.

Wie von selber wuchs Diepenbrock so allmählich in die Aufgabe eines Privatsekretärs Sailers hinein. So lag es nur nahe, daß Sailer schon sehr früh daran dachte, ihn bei sich in Regensburg zu behalten. Und in Diepenbrock wuchs der Wunsch, bei Sailer bleiben zu können. Sailer wußte er sich mit seinem ganzen Werdegang verpflichtet, ihn verehrte er als seinen wahren geistig-geistlichen Vater. Das hohe Zutrauen aber, das ihm Sailer schenkte, machte zugleich sein Glück aus[220].

Zunächst sollte Diepenbrock jedenfalls bis zur Priesterweihe in Regensburg bleiben. Es war auch sein sehnlicher Wunsch, sie von Sailer zu empfangen. Eigentlich hätte er nach Abschluß des Studiums in Regensburg im Sommersemester 1823 nach Münster zurückkehren müssen, um dort im Priesterseminar Pastoral und Liturgie zu erlernen. Auch die Priesterweihe selbst hätte er dann in Münster empfangen sollen. Sailer aber erwirkte für ihn die Erlaubnis, die Schlußausbildung und die Priesterweihe in Regensburg zu erhalten[221].

Diepenbrock stand nun unmittelbar vor dem Studienabschluß. Er selber traute sich für die Prüfungen wenig zu. Dabei mochten wohl die eigenen Vorbehalte mit schuld sein, die er immer noch den theologischen Wissenschaften entgegenbrachte. So hatte er auch an Christian Brentano früher einmal geschrieben, sein Gehirn sei für die rein spekulativen Schulbeweise viel zu flüssig[222]. Er bestand aber jetzt die Prüfungen mit sehr gutem Erfolg. Sein Lyzeal Zeugnis vom 23. August 1823 zeigt in allen Fächern die erste Note[223].

Während dieser Zeit, zu Anfang August, war auch Clemens Brentano zu einem 14tägigen Aufenthalt nach Regensburg gekommen. Clemens hatte bereits im Juni Dülmen verlassen, da die Visionen Anna Katharina Emmericks völlig ausgesetzt hatten und er seine Anwesenheit als überflüssig empfand. Clemens Brentano hielt sich bis zu seiner Rückkehr nach Dülmen im Oktober vor allem bei seiner Familie in Frankfurt auf[224]. Von dort war er jetzt auch nach Regensburg gekommen. Für Diepenbrock war das der erste direkte Besuch aus Westfalen. Clemens lernte in Regensburg zugleich die ganze Haushaltung Sailers kennen, die im wesentlichen aus Sailers Nichte Therese, der Tochter seiner ältesten Schwester Marianne, bestand, die ihm den Haushalt führte, und dem Kammerdiener Georg. Dabei hatte der Besuch Clemens Brentanos noch einen anderen Sinn. Er wollte Sailer nach Frankfurt abholen. Sailer selber wollte auf einer Reise an den Rhein Erholung finden, vor allem von den drei anstregenden, den Sommer über abgehaltenen Firm- und Visitationsreisen. Er hatte auf ihnen ins-

219 Vgl. den frühen, von Diepenbrock geschriebenen Entwurf eines Briefes an Professor Aigner vom 31. Juli 1823, in dem Sailer dann eigenhändig seine Verbesserungen anbrachte; BZAR Sailer Nachlaß A IX (abgedruckt in: Schiel II 482 f. Nr. 469).

220 Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 26. Oktober 1823, FDH HS 11378.

221 Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 13734/2.

222 Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 1. Juli 1822, FDH HS 11376.

223 Beckmann, Lebensskizze Melchior Diepenbrocks, ungedruckt, StA Boch, Lyzealzeugnis, 23. August 1823.

224 Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 126 f. – Adam, Clemens Brentanos Emmerick-Erlebnis, 182 f.

gesamt 42000 Kinder gefirmt[225]. Auch Savigny wollte Sailer am Rhein wiedersehen[226]. So brachen Sailer und Clemens Brentano am 23. August 1823 von Regensburg auf[227]. Mit ihnen reisten Therese und auch Diepenbrock[228]. Melchior versprach sich von dieser Reise wieder vor allem Besserung für seine Gesundheit. Er wollte aber eben auch die Eltern und Geschwister auf Horst besuchen, nachdem er im vergangenen Jahr Christian Brentanos wegen den Besuch daheim schuldig geblieben war.

Über Nürnberg und Würzburg gelangte man nach Frankfurt und Rödelheim. Diepenbrock wurde dort in die Familie Brentano eingeführt. Darüberhinaus machte ihn Clemens Brentano mit dem fast gleichaltrigen Johann Friedrich Böhmer[229] bekannt. Vor allem aber lernte Diepenbrock in Frankfurt den Arzt Johann Karl Passavant[230] kennen. Passavant war mit Sailer schon seit langem befreundet. Auch mit Diepenbrock war die Freundschaft sehr rasch geschlossen. Passavant klagte er nun auch seine gesundheitlichen Beschwerden. Und noch von Frankfurt aus gab ihm Passavant ein Rezept mit auf den Weg, das er über mehrere Wochen hin anwenden sollte. Darüberhinaus trug er ihm auf, ihm den Erfolg dieser Kur zu melden und bot ihm an, auch weiterhin seinen ärztlichen Rat zu beanspruchen. Diepenbrock nahm dieses Anerbieten gern an. Er wandte sich von nun an auch regelmäßig an Passavant. Eine tiefe vertraute Lebensfreundschaft wuchs aus diesem Anfang[231].

Von Frankfurt aus brach Diepenbrock bereits nach wenigen Tagen nach Bocholt auf, während Sailer die Zeit in Schierstein und Winkel am Rhein, im Haus von Franz und Antonie Brentano, zubringen wollte[232]. Dabei war geplant, sich bis 24. September wieder in Frankfurt zu treffen und von dort gemeinsam nach Regensburg zurückzureisen. Auf Horst war die Freude über Melchiors Ankunft groß[233]. Seit seiner Abreise im Herbst 1821 war er jetzt zum erstenmal wieder nach Hause gekommen. Die Mutter

[225] Schiel I 632–643 Nr. 760–763.

[226] Savigny an Sailer, Berlin, 29. März 1823. Schiel I 628 f. Nr. 757.

[227] Sailer an Luise Lavater, Regensburg, 1. November 1823. Schiel II 483 Nr. 470.

[228] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 26. Oktober 1823, FDH HS 11378.

[229] Johann Gottfried Böhmer (1795–1863) ist bekannt als Erforscher und Herausgeber vor allem mittelalterlicher Kaiserurkunden. Seit 1823 arbeitete er auch bei den Monumenta Germaniae Historica mit. Böhmer gilt als Begründer der modernen Diplomatik. Sein Familienvermögen setzte ihn, ebenso wie die beiden Brüder Brentano, instand, sich völlig ungebunden seinen wissenschaftlichen Neigungen widmen zu können. Böhmer war Protestant. – NDB II (1955) 393 f.

[230] Johann Karl Passavant (1790–1857) war Protestant. Seit 1816 übte er seinen Arztberuf in seiner Heimatstadt Frankfurt aus. Allen theologischen Fragen war Passavant grundsätzlich aufgeschlossen. Er wollte selbst früher den Seelsorgeberuf ergreifen. Durch all seine Schriften und Briefe zieht sich seine Grundüberzeugung der Versöhnbarkeit von Naturwissenschaft und Theologie, Vernunft und Offenbarung, vor allem von protestantischer und katholischer Konfession. Man könnte aus seinem Schrifttum ein förmlich philosophisch-theologisches System erheben. – ADB 25 (1887) 203–207. – Adolph Helfferich, Johann Karl Passavant. Ein christliches Charakterbild, Frankfurt 1867.

[231] Tagebuch Passavants, Staatsbibliothek Frankfurt am Main. – Gedenkblätter an Johann Karl Passavant. Briefe von Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock und Joh. K. Passavant nebst einigen Aufsätzen aus Passavants Nachlaß, hrg. v. seiner Witwe, Frankfurt am Main 1860. – Alfons Nowack, Gedenkblätter an Kardinal Diepenbrock. Nach archivalischen Quellen, Breslau 1934, 25–33.

[232] Antonie Brentano an Therese Seitz, Frankfurt, 22. November 1823 und 8. Februar 1824, BZAR Sailer-Nachlaß A XIV. – Schiel I 643–645 Nr. 764–758.

[233] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 26. Oktober 1823, FDH HS 11378.

aber war immer noch, obwohl sie sich seit dem Frühjahr bedeutend erholt hatte, so krank, daß sie täglich mehrere Stunden das Bett hüten mußte. Wohl sprach man nun auch über Melchiors weitere Zukunft. Die Eltern aber hätten ihn jetzt schon am liebsten als Primizianten empfangen. Ganz offensichtlich war seine Weihe bereits für den Sommer in Aussicht genommen worden. Die notwendigen Dimissorialien aus Münster aber waren nicht rechtzeitig eingetroffen. So hatte man diesen Termin schließlich aufgeben müssen.

Insgesamt konnte Diepenbrock nur 14 Tage lang in Bocholt bleiben. Er wollte den Weg zurück nach Frankfurt über Dülmen nehmen, um dort Anna Katharina Emmerick zu besuchen und dann zusammen mit Vikar Niesing, einem Dülmener Geistlichen, der schon lange zu einem guten Bekannten der ganzen Familie geworden war, weiterzureisen. Es kam aber anders als geplant. Überraschenderweise mußte er eine jüngere Verwandte nach Düsseldorf begleiten und so den direkten Weg nach Frankfurt wählen. Offensichtlich tat es ihm sehr leid, nicht nach Dülmen zu kommen[234]. So kam Niesing nach Holtwick. Und beide brachen von dort auf. Der Abschied geschah aber diesmal in der Vorfreude der nahen Priesterweihe. Die Mutter aber hatte er zum letzten Mal lebend gesehen.

Rechtzeitig zum 24. September war Diepenbrock wieder in Frankfurt eingetroffen. Niesing aber sollte dort Clemens Brentano den ausdrücklichen Wunsch der Emmerick überbringen, wieder nach Dülmen zurückzukommen. Sie hatte sich wieder erholt und auch der alte Zustand der Visionen war wieder eingetreten. Diepenbrock selber war ganz offensichtlich gegen eine solche erneute Rückkehr Clemens Brentanos nach Dülmen. Er schrieb darüber sehr frei und offen an Christian Brentano, dem er von dieser ganzen Herbstreise mit Sailer und nach Bocholt ausführlich am 26. Oktober nach Rom berichtete[235]. Er sagte ihm, er finde es schade, daß Clemens seine schöne Zeit in Dülmen zubringe, da unter den gegebenen Umständen seine Arbeit doch nie zu einem sinnvollen Ende kommen könne. Ob Diepenbrock jetzt das auch Clemens Brentano selber so einfachhin und unumwunden sagte, ist nicht bekannt, aber sehr wahrscheinlich. Denn diesen Vorbehalt hatte er ihm auch schon früher in seinen Briefen ausgesprochen. Er hatte Clemens einmal die Frage gestellt, ob denn nicht die Art und Weise, wie die Visionen durch die Emmerick gegeben würden, nämlich ihre Bruchstückhaftigkeit und Abgerissenheit, eben darauf hinwiese, daß diese Visionen gar nicht dazu gegeben seien, um einen einzigen ganzen und sinnvollen Zusammenhang zu ergeben[236]. Das war sehr vorsichtig gefragt. Clemens Brentano aber überging diese Frage. Denn sie stellte ja gerade auch die Sinnhaftigkeit seines Aufenthalts in Dülmen in Zweifel. Darüberhinaus befragte sie zugleich den Sinn der Visionen Anna

[234] Diepenbrock an Anna Katharina Emmerick. – Dieser Brief ist offensichtlich der einzig erhaltene Brief, mit dem sich Melchior Diepenbrock direkt an die Emmerick wandte. In ihm fällt die vertraute Anrede mit „Du" auf. Der Brief ist mit einer Nachschrift Sailers versehen. Erstmals druckte ihn Hümpfner ab (Hümpfner, Tagebuch Wesener, 556 f.). Dabei datierte er diesen Brief fälschlicherweise mit „Regensburg Spätherbst 1821". Auch in Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 45 f. steht der Brief ohne genaue Datumsangabe abgedruckt. Der Briefinhalt aber legt die Niederschrift eindeutig fest auf die Zeit zwischen Melchior Diepenbrocks Rückkehr nach Regensburg am 7. Oktober 1823 und dem 4. Dezember 1823, dem Datum eines Briefes Clemens Brentanos an Diepenbrock (Kloster Gars HS G 104, zur Zeit als Leihgabe am FDH), in dem Clemens Brentano auf Diepenbrocks Brief an die Emmerick und die Nachschrift Sailers Bezug nimmt.

[235] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 26. Oktober 1823, FDH HS 11378.

[236] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg 7./8. Februar 1823 FDH HS 11375.

Katharina Emmericks selbst. Diepenbrock zweifelte grundsätzlich daran, daß sie je über das Bruchstückhafte hinausführen und in einen geschlossenen Sinnzusammenhang treten würden. Damit war nicht zugleich die Frage nach der Werthaftigkeit dieser Bruchstücke selbst gestellt, aber die Frage nach ihrem sinnvollen Endergebnis. Und das zweifelte Diepenbrock an.

Diese Bruchstücke waren stets auf die ordnende und ergänzende Hand dessen angewiesen, der sie aufzeichnen wollte. In eben dieser Aufgabe freilich sah Clemens Brentano seinen neuen Lebensberuf in Dülmen. Eben hier aber lag der zweite Kritikpunkt Diepenbrocks. Er war ihm der viel wesentlichere. Diepenbrock kannte Clemens Brentanos Arbeitsweise in Dülmen. Er wußte, daß es Clemens um Vollständigkeit der bruchstückhaften Gesichte zu tun war, daß er die Emmerick gezielt, auch mit suggestiven Fragen weiterbefragte, um so das von ihr Gesagte zu ergänzen, weil dieses eben von sich aus keinen Gesamtzusammenhang ergab, jedenfalls nicht den, in welchen Clemens Brentano alle Gesichte Anna Katharina Emmericks einzuspannen plante[237]. Dieser ordnenden und ergänzenden Hand von Clemens aber mißtraute Diepenbrock ganz entschieden. Wieder stellte er damit zunächst nicht die Frage nach Wert und Unwert der Visionen der Emmerick, sondern ihrer Fassung durch Clemens Brentano. Freilich war mit all dem eben doch auch die Frage nach der Werthaftigkeit der Visionen und Gesichte als solcher verbunden. Auch hierzu deutete Diepenbrock seine Meinung Christian Brentanos gegenüber an. Ihm gegenüber konnte er das schon deshalb so offen tun, weil auch Christian Dülmen und die Emmerick aus eigenem unmittelbaren Erleben kannte. So waren Mißverständnisse ausgeschlossen. Wieder urteilte er sehr vorsichtig, aber eindeutig.

Clemens Brentano hatte Diepenbrock in seinen Briefen immer wieder von den Gesichten der Emmerick mitgeteilt. Diese Mitteilungen nahmen sogar großen Raum seiner zumeist recht ausführlichen Briefe an Diepenbrock ein. In diesen Aufzeichnungen aber glaubte Diepenbrock eine, wenn auch unbewußte, Übernahme von Vorstellungsinhalten aus der Umgebung durch die Emmerick festzustellen, die ihre Visionen beeinflussen und verfälschen würde. Hierdurch aber mußten die Visionen selbst an Wert und Gewicht einbüßen. In seinem Brief an Christian Brentano am Jahresbeginn 1824 faßte Diepenbrock seine Meinung hierüber zusammen und schrieb: „Und so dürfte es bey einer tieferen Untersuchung dieser Dinge nur immer schwerer werden, das Gegebene darin vom Genomenen, das Objektive vom Subjektiven, das Wahre vom Falschen zu unterscheiden, und darum umso gefährlicher, etwas mehr als bloße Erbauung *Vernünftig-Einfältiger* darauf gründen zu wollen. –“[238]

Diepenbrock hatte hier etwas sehr Wesentliches ausgesprochen. Seine grundsätzliche Einschätzung bestätigte wohl auch Sailer. Dabei richtete sich Diepenbrocks Vorbehalt zugleich direkt gegen Clemens Brentano selber, gegen seine unangemessene Hochschätzung der Visionen. Diepenbrock legte den Visionen Anna Katharina

[237] Vgl. S. 62 f. Anm. 43.

[238] Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 11393. – Dieser Brief ist nur als Fragment erhalten. Er ist eindeutig zum Neujahr 1824 verfaßt, da Melchior Diepenbrock darin Christian Brentano seine Neujahrswünsche, dazu sein Segensgebet als Primiziant ausspricht. – Das hier von Diepenbrock aufgegriffene und heute noch bewegende Problem der sogenannten Brentano-Emmerick-Frage wurde erstmals in ausführlicher, wissenschaftlich glaubwürdiger Form behandelt von Winfried Hümpfner, Clemens Brentanos Glaubwürdigkeit in seinen Emmerick-Aufzeichnungen. Untersuchung über die Brentano-Emmerick-Frage mit erstmaliger Berücksichtigung der Tagebücher Brentanos, Würzburg 1924.

Emmericks nicht den Wert unüberbietbarer und unersetzlicher gnadenhafter göttlicher Mitteilungen bei, wie das Clemens Brentano tat. Er warnte davor, das zu tun. Dabei ließ er die Visionen als solche unangetastet. Er unterlegte ihnen aber eine ganz andere Sinnausrichtung als Clemens Brentano und führte ihre Einschätzung damit auf das rechte Maß zurück. Zweifellos war Diepenbrock von den Gesichten der Emmerick beeindruckt. Er nahm sie ernst. Er hatte Anna Katharina Emmerick selber in solchen visionären Zuständen erlebt. Über ein ihm von Clemens mitgeteiltes Gesicht schrieb er an Christian Brentano, er habe es ungemein schön und rührend gefunden[239]. Dabei aber verwendete er nun dieses ausführlich beschriebene Bild dazu, die eigenen Gedanken daran anzuhängen. So war es ihm Anregung und Anstoß geworden. Dieses Vorgehen aber war bezeichnend. Denn hier zeigte sich noch einmal der ausschließliche Sinn, den Diepenbrock den Visionen Anna Katharina Emmericks beilegen wollte. Die Visionen konnten der frommen Erbauung, der religiösen Erhebung ihres Lesers dienen. Das war ihr Sinn und der Nutzen, den sie für jedes religiös empfängliche Gemüt haben konnten, aber auch ihre Grenze. Dabei sprachen Diepenbrock selber insbesondere die Stellen mit parabelhaftem Gleichnischarakter an. Einen wirklich objektiven Wertgehalt aber besaßen sie für ihn nicht. Ganz im Gegenteil schien es ihm nicht nur unangemessen, sondern gefährlich, wenn sie unter diesem Anspruch auftreten wollten, eben aus dem zweifachen Grund der Beeinflußbarkeit der Emmerick durch die Umwelt und der bearbeitenden Hand Clemens Brentanos.

In der Einschätzung der Visionen der Emmerick als göttliche Mitteilungen gründete Clemens Brentanos Glaube an die eigene Sendung und Berufung in Dülmen, an den höheren Sinn seines dortigen Aufenthalts. Dieser Glaube wurde durch die ganzen Jahre seines Aufenthalts nicht wesenhaft erschüttert, auch nicht durch all die Widerwärtigkeiten und Widerstände, die sich ihm in Dülmen entgegenstellten. Andernfalls wäre nicht zu verstehen, warum Clemens Brentano so hartnäckig in Dülmen ausharrte und an seiner Arbeit, der Aufzeichnung der Visionen, festhielt. Er begriff sie als eigentliche Lebensaufgabe. Sich selber aber bezeichnete Clemens Brentano in Dülmen stets als „der Pilger".

Allerdings sah er seine Arbeit von vielen Seiten her gefährdet. So war seine eigentliche Grundstimmung während dieser Dülmener Jahre eine tiefe Resignation. Wirklich lebte Clemens Brentano in Dülmen von allen Freunden abgeschieden. Dazu war er dort von Anfang an von den Angehörigen und Betreuern der Emmerick als ein Fremdling und Eindringling behandelt worden, war nur geduldet. Das galt vor allem von Pater Limberg. Mit ihm lag Clemens Brentano in ständigem Konflikt. Limberg mißtraute Brentano. Grundsätzlich klagte Clemens darüber, in Dülmen trotz seiner jahrelangen Anwesenheit keine Aufnahme gefunden zu haben[240]. Allein in Niesing, der in Dülmen Vikar war, hatte er einen Freund gewinnen können. Vor allem aber der ihm unberechenbar, verschlossen und feindselig scheinenden Haltung Pater Limbergs legte Clemens Brentano immer wieder die Hauptschuld zu Lasten, wenn er nur schwer und bruchstückhaft in seinen Aufzeichnungen vorankam. Ihm warf er fahrlässige Teilnahmslosigkeit den Visionen der Emmerick gegenüber vor. Von keiner Seite aber konnte Clemens Brentano auf Unterstützung rechnen. Ausnahmslos jeder seiner Briefe an Diepenbrock kannte solche Klagen. Sie erstreckten sich über Seiten hin und waren das eigentliche Hauptthema aller Briefe aus Dülmen. In meist

[239] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 5. August 1822, FDH HS 11377.

[240] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, 16. Mai 1822, in: Clemens Brentano, Bd. 9, 5. – Clemens Brentano an Diepenbrock, um Weihnachten 1821, Kloster Gars HS G 96 (Datierung vgl. S. 88 Anm. 149), zur Zeit als Leihgabe am FDH.

hemmungsloser Sprache und unerschöpflichen, oft recht grellen Bildern drückte Clemens Brentano darin seine Verärgerung, Gereiztheit und Bitternis, auch sein Resignieren aus. Christian Brentano gegenüber charakterisierte Diepenbrock den Grundtenor dieser Briefe des Clemens ganz zutreffend damit, daß er schrieb, sie enthielten immer nur dasselbe alte Klagelied[241].

Ganz allgemein wuchs Brentanos Entfremdung in Dülmen. Sie griff schließlich auch auf sein Verhältnis zu Anna Katharina Emmerick über. Es war eigentümlich zwiespältig geworden. Immer mehr mißachtete Brentano die menschlich natürliche Seite ihres Wesens und verlegte ihren persönlichen Eigenwert allein in ihre Fähigkeit der Gesichte. Nur in ekstatisch visionärem Zustand, nur als Organ und Vermittlerin der Visionen war sie ihm wertvoll. Ihre natürliche Persönlichkeit war ihm gleichgültig geworden. Dieses Mißverhältnis mußte zerstörend auf seine normale menschliche Beziehung und Verbundenheit mit Anna Katharina Emmerick wirken. Insbesondere auch dagegen sträubte sich die Umgebung der Emmerick und schließlich diese selbst. Auch Diepenbrock konnte dieses falsche Verhältnis, das Clemens Brentano zur Emmerick einnahm, immer wieder aus den Briefen des Clemens herauslesen, vor allem wenn er über die Meinungen und Urteile, die sie in wachem, nicht ekstatischen Zustand äußerte, recht abfällig redete, es etwa als bloßes „verwirrtes Gerede" abtat[242]. Auch das meinte Diepenbrock, wenn er an Christian Brentano über Clemens schrieb: „er ist aber von den *Dingen* noch immer so wie früher, blind eingenommen, wenn auch weniger von den *Personen*; und die *Liebe* breitet noch immer keinen hellen Sonnenschein über das Ganze aus; und was hilft alle, auch die geheimste, erhabenste Erkenntnis ohne die Liebe? (I Cor XII 1 f.)."[243]

Die Emmerick war für Clemens Brentano zur bloßen Funktion geworden. Konnte sie diese, etwa krankheitshalber, nicht erfüllen, so empfand auch Clemens Brentano seine Gegenwart in Dülmen als überflüssig. Zweimal, im Jahr 1822 und 1823[244], war Clemens Brentano deshalb längere Zeit von Dülmen ferngeblieben. Stets aber kehrte er wieder dorthin zurück. So war es auch jetzt, als ihm Niesing den Wunsch der Emmerick, zurückzukehren, überbrachte, trotz aller, wohl deutlich geäußerter Einwände Diepenbrocks und trotz allen eigenen Widerstrebens vor den dort auf ihn wartenden Widerständen seitens der Umgebung und immer wieder auch seitens der Emmerick selbst. Unweigerlich aber zogen Clemens Brentano die Visionen der Emmerick an und die in ihnen geglaubte sich mitteilende göttliche Wirklichkeit. Darin lag eine innere Notwendigkeit. Sie gründete in der eigengearteten Persönlichkeit Clemens Brentanos und ihren Bedürfnissen selbst[245].

Priesterweihe und Primiz

Am 7. Oktober 1823 waren Sailer und Diepenbrock zusammen mit Therese wieder in Regensburg eingetroffen[246]. Diepenbrocks Wunsch, durch längeres Reisen und die

[241] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 7/8. Februar 1823 FDH HS 11375.
[242] Vgl. Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 28. Novembert 1822, Kloster Gars HS G 99 (Datierung vgl. S. 93 Anm. 174), zur Zeit als Leihgabe am FDH.
[243] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 26. Oktober 1823, FDH HS 11378.
[244] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 123 und 126 f.
[245] Adam, Clemens Brentanos Emmerick-Erlebnis, 132–185.
[246] Sailer an Luise Lavater, Regensburg, 1. November 1823. Schiel II 483 Nr. 470.

damit verbundene Bewegung und Zerstreuung seine Gesundheit zu bessern, hatte sich nicht erfüllt. Die erhoffte Wirkung war ganz ausgeblieben. Um so sorgfältiger gebrauchte er jetzt die von Passavant verordneten Hausmittel. Ein dauernder Erfolg aber wollte sich nicht so schnell einstellen. In jedem Brief klagte er Passavant erneut über den stets bei längerem Sitzen wiederkehrenden nagenden Schmerz in der Magengegend, dazu über Abgespanntheit des Kopfes und das allgemeine Gefühl körperlicher Müdigkeit und Mattigkeit. So war ihm zusammenhängendes und angestrengteres Arbeiten oft genug ganz unmöglich[247]. Offensichtlich vertraute Diepenbrock Passavant von Anfang an viel mehr als allen Regensburger Ärzten. Er berichtete ihm immer ausführlich, wie die verschiedenen Mittel anschlugen, welche Linderung er verspürte, auch welche Rückschläge eintraten. Und sobald die Anwendungszeit einer bestimmten Kur zu Ende war, fragte er bei Passavant nach, wie nun fortzufahren sei.

Diepenbrock war während dieser Zeit wirklich sehr krank und leidend. Vor allem hat er sich seinen Krankheitszustand sehr zu Herzen genommen. Seinem chronischen Übel gegenüber hatte auch bisher jede ärztliche Hilfe versagt. So wagte er gar nicht mehr zu hoffen, jemals davon wieder befreit zu werden. Im Gegenteil. Oft glaubte er sich in derselben Lage wie Embden, den er an den gleichen Krankheitsanzeichen hatte sterben sehen. Daher sprach aus seinen Briefen an Passavant neben dem Vertrauen, das er in seine ärztliche Hilfe setzte, vor allem auch große Dankbarkeit dafür, daß sich Passavant so anteilnehmend um seine Gesundheit bemühte. Tatsächlich aber schien sich doch allmählich eine Besserung einzustellen.

Sailer half Diepenbrock immer wieder über die tiefste Niedergeschlagenheit hinweg. „Wie oft", so schrieb Diepenbrock später an Christian Brentano, „hat ... ein Blick, ein Händedruck, ein Lächeln, ein betender Seufzer von ihm, die finstern Gespenster verscheucht, die mein krankes Gemüth umlagerten; wie oft hat er mich erheitert, wenn in dem drückendem Gefühle der sonderbaren Krankheit, das Leben wie ein Berg auf mir lastete, und wie weiß er sich hineinzudenken in die Lage des Leidenden, und ihm nichts weiter zuzumuthen, als was der Schwache zu leisten vermag!"[248] Sailer wollte Diepenbrock nun endgültig bei sich behalten. Diepenbrock sollte ihm die Arbeiten eines Privatsekretärs und dabei insbesondere die umfangreiche private Korrespondenz erledigen helfen. Für Sailer bedeutete solche Unterstützung durch Diepenbrock eine wesentliche Erleichterung. Er selber aber empfand nur, daß er Sailers Vertrauen und Zuneigung ganz und gar unverdient genieße.

Sailer aber, der sich selbst als Weihbischof mit einem äußerst geringen Einkommen begnügen mußte, konnte Diepenbrock keinerlei Entgelt zukommen lassen. Er beanspruchte Diepenbrocks Dienste völlig frei. Freilich hätte sich Diepenbrock geweigert, solche Bezahlung anzunehmen. Er kam jetzt aber in nicht geringe finanzielle Bedrängnis. Denn auch der Vater konnte ihn nicht mehr länger unterstützen. Anton Diepenbrocks Grundeinkommen hatte sich erheblich verringert. Insbesondere warf die Eisenhütte in Ulft nur mehr einen Bruchteil des bisherigen gewöhnlichen Ertrags ab. Auch das hatten die Eltern mit Melchior beim letzten Besuch besprechen müssen. Bei seiner Abreise aber hatte er vom Vater einen letzten Geldbetrag mit nach Regensburg bekommen. Damit konnte er bis Jahresende ausreichen. Bis dahin aber war er aller Voraussicht nach zum Priester geweiht und mußte sich selbst versorgen. Nicht zuletzt auch darum hatte sich Anton Diepenbrock für Melchior um die Zuerkennung

[247] Diepenbrock an Johann Karl Passavant, Regensburg, 17. November 1823 und 28. November 1823, Bay Stabi München Cgm 6600.

[248] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379.

der Bocholter Vikarie bemüht. Mehr konnte er aber nun für ihn nicht mehr tun. Sailer hatte Diepenbrock deshalb eingeladen, von November an bei ihm zu Mittag zu speisen. Sailer hätte ihn dazu gern in seine Wohnung aufgenommen, wenn er dort nicht selbst sehr beengt gewesen wäre. So behielt Diepenbrock zunächst seine Wohnung an der Haller Uhr bei. Im Brief vom 26. Oktober 1823 schilderte er das alles ausführlich Christian Brentano und fügte hinzu: „Ich will nicht sorgen; Gott wird helfen! –“ [249] Sein Hauptwunsch, bei Sailer in Regensburg bleiben zu können, hatte sich nun ja erfüllt.

Bei Sailer bereitete sich Diepenbrock nun auch auf die Priesterweihe vor. Am 4. November 1823 hatte er sich schriftlich an das Regensburger Generalvikariat gewandt mit der Bitte, zu den Weihen zugelassen zu werden. Seinem Gesuch legte er das Zeugnis über den Abschluß des Studiums am Regensburger Lyzeum bei, dazu die erforderlichen Dimissorialien des Bischofs von Münster[250]. Sie enthielten die Erlaubnis, die sieben Weihestufen in Regensburg durch Weihbischof Sailer zu empfangen[251]. Bereits drei Tage später vermerkte Sailer, durch dessen Hände als Generalvikar all diese Schriftstücke gingen, Diepenbrocks Aufnahme unter die Weihekandidaten[252]. Der Termin war schon auf den folgenden Tag, den 8. November 1823, festgesetzt worden. Sailer zelebrierte selbst. Zusammen mit 33 anderen Kandidaten erteilte er Diepenbrock am St. Stephansaltar der im Kreuzgang des Regensburger Domes gelegenen Stephanskapelle die vier niederen Weihen[253].

In diesen Wochen schien sich auch Diepenbrocks Gesundheit allgemein zu bessern. Der längere Gebrauch der Passavantschen Mittel tat nun erste Wirkungen. Freilich gab es immer wieder Rückschläge. Aber Diepenbrock wagte nun doch wieder zu hoffen, einmal ganz von seinem chronischen Übel loszukommen. An Passavant schrieb er, daß er nun auch wieder angestrengteres Arbeiten besser und länger ertragen könne. So war er glücklich, am 17. November 1823 im Haus Sailers dessen 73. Geburtstag mitfeiern zu können[254]. Sailer aber hatte nun für die drei höheren Weihen die Weihnachtstage in Aussicht genommen[255]. Vor allem daheim freute man sich über die Nachricht.

Über alles aber fiel ein Schatten. Die Mutter war gerade jetzt wieder gefährlich erkrankt. Zunächst hatte man das Melchior verheimlicht, ihn aber schließlich doch benachrichtigen müssen. Da nun riet er dem Vater dringend, Passavant aus Frankfurt nach Horst zu rufen. Anton Diepenbrock wollte das auch tun. Es war aber zu spät. Der Zustand der Mutter verschlechterte sich zu rasch. Sie starb am 9. Dezember 1823. Ein Doppelbrief Apolonias und des Vater brachte Melchior die Nachricht. Er erreichte ihn aber erst am 20. Dezember, nur wenige Tage vor den Weihen. Diepenbrock war zutiefst getroffen. Apolonia aber hatte ihn gebeten, seine erste Messe, die Primizmesse, für die Mutter zu lesen[256].

[249] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 26. Oktober 1823, FDH HS 11378.

[250] Diepenbrock an das Generalvikariat, Regensburg, 14. November 1823, BZAR Personalakten 497, Diepenbrock.

[251] Dimissorialien für Melchior Diepenbrock, Münster, 23. August 1823, ebenda.

[252] Vermerk Sailers vom 7. November 1823, ebenda.

[253] Protocollum Ordinationis 1807–1855, 8. November 1823, BZAR.

[254] Diepenbrock an Johann Karl Passavant, Regensburg, 17. November 1823, 28. November 1823 und 14. Dezember 1823, Bay Stabi München Cgm 6600.

[255] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, 16. Dezember 1823, StA Boch 1.2.2.7. 25.

[256] Anton Diepenbrock und Apolonia Diepenbrock an Melchior Diepenbrock, Horst, 11. Dezember 1823. Reinkens, Diepenbrock, 57–59 (die Angabe bei Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 127, Franziska Diepenbrock sei am 10. Dezember gestorben, ist falsch).

Am 22. Dezember 1823, auf welchen Tag das Fest des heiligen Thomas verlegt worden war, erteilte Sailer Diepenbock die Subdiakonenweihe, am 26. Dezember die Diakonenweihe und am folgenden Tag, den 27. Dezember 1823, die Priesterweihe. Jedesmal wurde die Feier in der St. Michaelskapelle des Domkreuzganges gehalten. Und jedesmal war Diepenbrock der einzige Kandidat gewesen[257]. Sailer widmete ihm dabei dreimal eine sehr persönliche Ansprache, in der er auch Bezug nahm auf seinen bisherigen, in machem ungewöhnlichen Lebensweg, auf seine Leutnantszeit, auf seine Hinwendung zum Priesterberuf, auch auf den Tod der Mutter[258]. Diepenbrock war von dem Geschehen tief ergriffen. Und Sailer selber sagte später einmal, Melchior sei damals unbeschreiblich rührend gewesen[259]. Der unerwartete Tod der Mutter ließ ihn alles noch inniger erleben.

Von der Familie in Holtwick hatte niemand an der Priesterweihe teilnehmen können. Deshalb berichtete Diepenbrock sehr bald dem Vater ausführlich über diese Tage[260]. In diesem Brief sprach er auch das Segensgebet des Primizianten über alle daheim, den Vater und die Geschwister, aus, so wie er es auch in seinem Brief an Christian Brentano getan hatte[261]. Auch die Abschriften der drei Ansprachen Sailers legte er für den Vater bei. Anton Diepenbrock war gerührt. Und er trug Melchior ausdrücklich auf, Sailer in seinem Namen zu danken für alles, was er bisher getan hatte. Er selber wagte nicht, an Sailer direkt zu schreiben[262].

Auch zur Primiz konnte niemand aus Bocholt kommen. Ursprünglich war es Diepenbrocks Absicht, die Primizmesse im stillen und ohne vorherige Ankündigung zu feiern. Vor allem der Tod der Mutter ließ ihn das wünschen. Daher wollte er den Tag nicht in der Stadt selbst begehen, sondern zog nun nach Pielenhofen hinaus. Dort in der Klosterkirche, bei den Schwestern, die er von seinem früheren Besuch her kannte, wollte er am 6. Januar 1824, am Dreikönigstag, seine erste Heilige Messe feiern, zusammen mit der zufällig versammelten Landgemeinde und dem vertrauteren Kreis der Regensburger Freunde. In Pielenhofen erwartete ihn auch sein Freund Rubenbauer[263], der dort Kaplan war. Auch dem Pfarrer und den Klosterschwestern bereitete Diepenbrock mit seinem Kommen größte Freude. Schon am 2. Januar ging er hinaus. In Ruhe wollte er sich auf alles vorbereiten. Sein Vorhaben, nur eine stille Messe zu lesen, konnte er aber nicht aufrechterhalten. Sailer hatte ihm das schon noch in Regensburg vorausbedeutet. Wirklich drangen nun vor allem Rubenbauer und der Pfarrer so sehr in ihn, daß er sich schließlich auf ein levitiertes Hochamt verstehen mußte. Darüberhinaus ließ der Pfarrer am vorhergehenden Sonntag verkünden, daß am Dreikönigstag in der Kirche ein Primizgottesdienst gefeiert würde. Auch allen übrigen Anstalten, die man zum Fest traf, konnte er nun nicht mehr wehren. Die Klosterfrauen ließen es sich nicht nehmen, ihre Kirche festlich zu schmücken. Und

257 Protocollum Ordinationis 1807–1855, 22., 26. und 27. Dezember 1823, BZAR.

258 Alle drei Ansprachen Sailers sind vollständig abgedruckt, in: Reinkens, Diepenbrock, 60–62. Bis auf einige Wortabweichungen stimmen sie mit den im Sailer-Nachlaß aufbewahrten eigenhändigen Konzepten Sailers und Abschriften Melchior Diepenbrocks überein (BZAR Sailer Nachlaß A 25).

259 Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 63.

260 Vgl. Anton Diepenbrock an Melchior Diepenbrock, Horst 18. Januar 1824. Reinkens, Diepenbrock, 64 f.

261 Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 11393.

262 Anton Diepenbrock an seinen Sohn Melchior, Horst, 18. Januar 1824. Reinkens, Diepenbrock, 64 f.

263 Franz Joseph Rubenbauer, geb. 11. Oktober 1800, Priester 20. Mai 1823, 1829 Pfarrer von Obertraubling, 1842 Pfarrer von Rottenburg.

der Pfarrer bereitete eine große Primizpredigt vor. Mit Rubenbauer aber mußte Diepenbrock Ritus und Gesang einüben. So stand schließlich alles gerüstet.

Der feierliche Tag kam und bescherte zudem ein viel freundlicheres Wetter, als zu erwarten war. Um sieben Uhr morgens reichte Diepenbrock den Klosterfrauen, so wie sie es gewünscht hatten, die Kommunion. Danach zog er sich in eine Zelle zurück, die man eigens für ihn geheizt hatte, und bereitete sich dort vor. Gegen neun Uhr kamen die Gäste aus Regensburg, unter ihnen der junge Baron von Bechtoldsheim[264], Zumfelde[265] und natürlich Therese. Sie alle hatten das Kloster noch nicht gesehen. Diepenbrock hatte ihnen im Refektorium zum Empfang, auch zur Erwärmung von der winterkalten Fahrt, heiße Schokolade auftragen lassen. Die Klosterfrauen besorgten das für ihn.

Sailer selber hatte nicht mitkommen können[266]. Gewiß hätte er Diepenbrock gern, so wie er es oft bei seinen Schülern getan hatte, die Primizpredigt gehalten. Er konnte am Dreikönigsfest Regensburg nicht verlassen. In Vertretung des kranken Bischofs Wolf hielt er im Dom die Pontifikalmesse. Das geschah aber zur selben Zeit, zu der Diepenbrock in Pielenhofen seine Primizmesse feierte. So hatte Sailer Therese seinen schriftlichen Wunsch für Diepenbrock mitgegeben: „*Melchiori* et *Primitianti* optimaquaeque precatus, qui manus tibi imposuit, Joannes Michael Episcopus MDCCCXXIV Sexta Januarii. Wir *lesen* zu Einer Stunde: Sie Ihre erste, ich meine Pontifikal-Messe: mögen beyde ineinander fliessen. – Ein Opfer für beyde, Eine Fürbitte, Eine Liebe ewig.“[267]

Diepenbrocks Primizfeier mußte bei allen, die an ihr teilnahmen, einen bleibenden Eindruck hinterlassen haben. Das lag aber nicht nur an der äußerlichen Feierlichkeit, sondern an seiner Erscheinung selber. So bekannte später ein damals noch junger Theologiestudent, die Erinnerung an diese Primiz sei das Beste, was er habe, denn sie habe ihn Gott viel näher gebracht als sein jahrelanges Studium[268]. So ist es auch nicht verwunderlich, daß der Dreikönigstag noch lange in aller Munde war, vor allem bei den Klosterfrauen. Sie sprachen immer wieder von dem „doppelt heiligen“ Dreikönigsfest, an dem Diepenbrock „schön wie der heilige Stanislaus“ vor dem Altar ihrer Klosterkirche gestanden war. Und sehr bald erzählten sie öffentlich, daß Diepenbrock einmal Bischof werden würde, da mehrere von ihnen während der Wand-

[264] Bechtoldsheim hielt sich seit längerer Zeit zusammen mit seinem Hofmeister, Dr. Adler, in Regensburg auf. Auf Wunsch seiner Mutter sollte Sailer vor allem auf seine religiöse Erziehung Einfluß nehmen. Sailer vermittelte ihn an Savigny, bei dem er sein in München begonnenes Jurastudium vollenden sollte (Sailer an Savigny, Barbing, 18. Oktober 1829. Schiel II, 531 f. Nr. 530).

[265] Anton Zumfelde (1801–1837) war wie Diepenbrock Westfale. Er wurde in Münster geboren. Dort studierte er auch Theologie, zog aber 1823 nach Regensburg. Hier weihte ihn Sailer 1826 zum Priester. Am 24. Februar 1835 legte er im Benediktinerkloster Metten, unweit von Regensburg, ewige Profeß ab. Seit Oktober 1835 versah er die Pfarrei Edenstetten. Bereits am 17. März 1837 aber starb er. – Angelus Sturm, Briefe an einen säumigen Briefschreiber (P. Placidus Zumfelde, † 1837). Ungedruckte Diepenbrockbriefe 1828–1837, in: Alt und Jung Metten 10 (1935/36) 75–82.

[266] Angefangen von Förster, Diepenbrock, 36 über Reinkens, Diepenbrock, 63 zieht sich durch die ganze spätere Literatur über Melchior Diepenbrock der Irrtum, Sailer habe an Diepenbrocks Primiz selber teilgenommen und ihm dabei die Primizpredigt gehalten. Das ist falsch.

[267] BZAR Sailer-Nachlaß A 25 (der lateinische Text lautet übersetzt: „Melchior und dem Primizanten alles Beste wünscht der, der Dir die Hände aufgelegt hat, Johann Michael Bischof 1824 6. Januar“).

[268] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 63 f.

lung deutlich die Inful über ihm hätten schweben sehen[269]. Diese Erzählung wurde wohl unter dem lebendigen Eindruck der Feier überall bereitwillig aufgenommen. Auch Diepenbrock selbst erinnerte sich später noch an sie, als er zum Fürstbischof von Breslau ernannt worden war[270]. Jetzt aber war ihm ganz und gar unverständlich, daß er einen solchen Eindruck hinterlassen konnte. Denn er fühlte sich noch ganz am Anfang stehend, als Priester, dem vom wahren Priestertum noch vieles fehlte. Seine hohe, ideale Auffassung von diesem Beruf machte sich hier wieder geltend. Als leuchtendes Vorbild stand ihm Sailer vor Augen. Und er schloß seinen Brief an Christian Brentano zum Neujahr 1824, den ersten, den er ihm nach seiner Priesterweihe nach Rom schrieb, mit „Melchior Diepenbrock, unwürdiger Priester."[271] Und darin lag keine falsche Demut.

Auch über die Primizfeier schrieb er nun wieder ausführlich nach Hause[272]. Auch an Clemens Brentano nach Dülmen schrieb er[273]. Es war wohl Ausdruck der echten Mitfreude, daß beide Brentanos, Christian und Clemens, ihm nun das vertrautere „Du" anboten, das er gern annahm[274].

Diepenbrock wollte nun, da entschieden war, daß er in Regensburg bleiben würde, die Angelegenheit seiner Bocholter Vikarie endgültig regeln. So hatte er bereits Pater Limberg den Vorschlag gemacht, an seiner Statt die Vikarie zu übernehmen. Wohl hatte er dieses Vorhaben bereits mit Clemens Brentano auf der gemeinsamen Reise im vergangenen Herbst besprochen. Und es ist durchaus denkbar, daß der ganze Plan auf die Initiative von Clemens Brentano überhaupt erst zustandegekommen war. Auch daheim war man mit ihm sofort einverstanden gewesen. Insbesondere wäre damit der Emmerick geholfen gewesen. Sie hätte zusammen mit Limberg in das der Vikarie zugehörige Haus ziehen können, dem auch ein kleiner Garten angehörte, wäre also in eine völlig unabhängige und viel ruhigere Lage gebracht worden. Anna Katharina Emmericks Gesundheit, namentlich ihr Augenleiden, hatte sich immer mehr verschlechtert. Vor allem auch deshalb wäre die Übersiedlung nach Bocholt für sie wohltuend gewesen. Limberg aber hätte durch die Verwaltung der Vikarie einen ihm entsprechenden Wirkungskreis, dazu ein angemessenes Einkommen gefunden[275].

[269] Ebenda.

[270] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Breslau, 26. Januar 1850. StA Boch 1.1.4. 15.

[271] Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 11393.

[272] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, StA Boch 1.1.4. 15. – Der Brief ist falsch mit „11. Dezember 1823" datiert. Der Schluß des Briefes fehlt. Dieses Brieffragment ist zugleich der einzige erhaltene ausführlichere Bericht über Diepenbrocks Primizfeier. So muß der Brief jedenfalls nach dem 6. Januar 1824 datieren.

[273] An Windischmann nach Bonn schrieb Clemens Brentano am 3. Februar 1824 von Dülmen aus über Diepenbrocks Primiz: „Er hat mir einen ungemein reichen, geistvollen, rührenden Brief darüber geschrieben. Es liegt in diesem Menschen mehr Herrliches und Harmonisches, als in irgend einem mir bekannten Zeitgenossen, und jede Zeile von ihm voll Natur, Leben, Demuth und christlicher Liebe beschämt mich." (Clemens Brentano, Bd. 9, 48). – Wenn Clemens Brentano an Johann Friedrich Böhmer am 8. Februar 1824 schrieb, er wolle, Böhmer wüßte die rührende Beschreibung von Diepenbrocks Primizfeier (Seebaß, Clemens Brentano, Bd. II, 251), so bleibt unklar, auf welche Beschreibung sich Clemens Brentano bezog. Offenbar gab es mehrere. – Der Primizfeier widmete Brentano ein Gedicht: „An eine schöne Erscheinung am Dreikönigstag", in: Clemens Brentano, Werke, Bd. 1, hrg. v. Frühwald, Gajek, Kemp. 459.

[274] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379. Clemens Brentano spricht Melchior Diepenbrock erstmals im Brief vom 10. Februar 1824 mit „Du" an, in: Clemens Brentano, Bd. 9, 72–75.

[275] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379.

In diesem Sinne unterbreitete Diepenbrock dem Pater und über Clemens Brentano auch der Emmerick seinen Plan[276]. Er wurde von beiden zunächst begeistert aufgenommen. Aber schließlich konnte sich Limberg doch nicht zur Annahme entschließen. Auch Clemens Brentano vermochte ihn nicht dazu zu bewegen. Und mit den schlimmsten Ausdrücken zog er nun wieder bei Diepenbrock über den Pater her, der wie alles übrige auch diese Gelegenheit mit dem alten Schlendrian dahingehen lasse, sich um nichts kümmere und mit tausend Ausflüchten einer endgültigen Entscheidung ausweiche[277]. Der ganze alte Verdruß flackerte wieder auf. Wirklich zog Limberg, ohne stichhaltige Gründe, die ganze Sache so lange hinaus, bis der gesetzte Termin versäumt war und sich alles von selber entschieden hatte. Darüberhinaus aber hatte er Anton Diepenbrock in die Verlegenheit gesetzt, sich nicht rechtzeitig genug um einen anderen Geistlichen für die Vikarie bewerben zu können. Diepenbrock tat es leid, daß alles diesen unguten Verlauf genommen hatte, vor allem um der Emmerick selber willen[278].

So empfanden auch die Eltern und Geschwister, unter ihnen wohl vor allem Apolonia, die sich gern der Pflege der Kranken angenommen hätte. Alle aber waren darüber um so bestürzter, als Anna Katharina Emmerick bereits am 9. Februar 1824 starb. Clemens Brentano war tief betroffen. Alle seine Briefe drücken das aus. Er war nun im eigentlichen Sinne wieder heimatlos geworden. Schon am 10. Februar schrieb er an Sailer und Diepenbrock nach Regensburg[279]. Er begab sich zunächst unmittelbar nach Horst. Noch einmal fand er dort Zuflucht und Aufnahme[280].

[276] Diepenbrock an Anna Katharina Emmerick. Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 45 f.

[277] Clemens Brentano an Diepenbrock, Kloster Gars HS G 104, zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Da Diepenbrock in seinem Brief an Christian Brentano zum Neujahr 1824 (FDH HS 11393) auf diesen Brief von Clemens Bezug nimmt und dazu bemerkt, daß ihm Clemens Brentano diesen Brief bereits vor vier Wochen geschrieben habe, so datiert der Brief auf Anfang Dezember 1823. Das stimmt auch mit dem Inhalt überein. Denn Clemens Brentano erwähnt darin einen Brief Apolonias an ihn, in dem sie ihn und die Emmerick bittet, für die kranke Mutter zu beten. Franziska Diepenbrock aber starb am 9. Dezember 1823.

[278] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379. – Dazu auch Diepenbrock an Christian Brentano, FDH HS 11393.

[279] Clemens Brentano an Sailer und Diepenbrock, Dülmen, 10. Februar 1824. Clemens Brentano, Bd. 9, 72–75.

[280] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 127 f.

III. Im Haus Sailers

Sailers Privatsekretär

Sehr bald nach der Priesterweihe war Diepenbrock nun ganz zu Sailer gezogen und hatte seine Wohnung an der Haller Uhr aufgegeben[1]. Er trat nicht, wie das üblich gewesen wäre, eine Kaplanstelle im Regensburger Bistum an. So blieb er zunächst auch ohne alles äußere Einkommen. Denn als Weihbischof konnte Sailer keinen eigenen Sekretär beanspruchen, der allein für ihn arbeitete. Andererseits konnte er selber Diepenbrock nicht mehr als seinen Tisch und seine Wohnung bieten. Tatsächlich aber wäre Diepenbrock die Arbeit in der unmittelbaren praktischen Seelsorge zu dieser Zeit sehr beschwerlich gefallen, da seine Gesundheit immer noch sehr angegriffen war[2]. Dazu bedeutete ihm die Nähe Sailers alles. Und in seinem selbstlosen Dienst für Sailer lag zugleich sein ganzer Dank an ihn. Am 6. Februar 1824 schrieb er an Christian Brentano: „O daß ich nur fähig wäre ihm durch meine geringe Dienstleistung auf seinem ferneren Lebens Pfade auch nur die Mühe des Schuhriemenlösens abzunehmen, zum Danke!“[3] Das klang überschwenglich, war aber wahr empfunden. Zugleich klang es wie ein Gelöbnis, dem alternden Bischof treu zur Seite zu stehen. Tatsächlich sah Diepenbrock, welches Vertrauen Sailer in ihn gesetzt hatte. So lag in seinem Wunsch zugleich seine Treue und Anhänglichkeit. Um nichts wollte er diese Arbeit für Sailer vertauschen, wie sehr man ihn auch nach Bocholt gewünscht hätte und er dort wirklich nötig gewesen wäre. Auch Sailer hätte ihn jetzt kaum mehr gehen lassen[4].

Von nun an war Diepenbrock stets an der Seite Sailers zu finden. Sehr bald wußten alle Freunde, daß das so sei, wußten auch um die zarte Vorliebe, die Sailer für ihn hegte. Diepenbrock aber wollte nichts anderes als „Sailers Schreiber“, wie er sich selber immer nannte, sein und bleiben. In dieser Aufgabe lag für ihn eine tiefe Erfüllung. Zweifellos waren für ihn diese Jahre in Sailers Haus zugleich die unbeschwertesten. Auch für Sailer bedeutete Diepenbrocks Anwesenheit das größte menschliche Glück an seinem Lebensabend. Beide, Diepenbrock und Sailer, lebten von der unmittelbaren tagtäglichen Begegnung miteinander; Sailer, selig im Vaterstolz auf den jungen und begabten Schüler und Freund; Diepenbrock ganz erfüllt von der Gegenwart und Zuneigung des verehrten Vaters Bischof.

So begann sich nun endgültig dieses seltsame und schöne gegenseitige Verhältnis zwischen Sailer und Diepenbrock zu entfalten. Clemens Brentano hatte es als erster ausgesprochen[5]. Nach ihm bewahrte es vor allem Charlotte von Neumayr in ihren

[1] Das war wohl gegen Ende Januar geschehen. Denn während Diepenbrock in seinem Brief an Passavant vom 5. Januar 1824 (Bay Stabi Cgm 6600) seine Adresse noch mit „An der Haller Uhr“ angab, legt sein Brief an Christian Brentano vom 6. Februar 1824 (FDH HS 11379) den Umzug zu Sailer nahe. Dazu adressierte Clemens Brentano seinen Brief mit der Nachricht vom Tod der Emmerick (Dülmen, 10. Februar 1824. Clemens Brentano, Bd. 9, 72–73) ausdrücklich an Sailer und Diepenbrock.

[2] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 5. Januar 1824, 31. März u. 2. Juni 1824, Bay Stabi Cgm 6600. – Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379.

[3] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379.

[4] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Horst, 15. August 1824, StA Boch 1.2.2.7. 25.

[5] Clemens Brentano an Diepenbrock, Dülmen, 1. Mai 1823, Kloster Gars, HS G 102, zur Zeit als Leihgabe am FDH. – Vgl. S. 102.

Aufzeichnungen auf[6]. Schon die Erinnerung an ihren ersten Besuch bei Sailer in Regensburg, wo sie Diepenbrock zum erstenmal begegnete, ist bezeichnend genug. Im Sommer 1824 war sie zusammen mit Familienangehörigen dort hingekommen. Diepenbrock hatte die Aufmerksamkeit der Gäste sofort auf sich gezogen. Schon sein äußeres Erscheinungsbild[7] beeindruckte; seine hohe Gestalt, die etwas Ritterliches an sich hatte; sein jugendlich blühendes Gesicht, in dem sich eine echte Begeisterung, sogar ein Zug ins Schwärmerische ausdrückte. Das alles gab ihm den Ausdruck des Außerordentlichen. „In Sailers Gesicht war Sonnenschein", schrieb Charlotte von Neumayr, „wenn er auf seinen jungen Freund blickte, dem er neben sich den Platz anwies, dem er eigenhändig vorlegte, mit dem er überhaupt so viel beschäftigt war, daß er, der liebenswürdigste aller Wirthe, beinahe die übrige Gesellschaft darüber vernachlässigte ... Diepenbrock selbst sprach nur wenig, aß noch weniger und verließ unmittelbar nach aufgehobenen Tische das Zimmer, nachdem er noch zuvor Sailer's Hand geküßt. In der Art, wie der hochgewachsene junge Mann sich zu dem etwas kleineren alten Sailer herabbeugte, wie dieser ihm die Linke gleichsam segnend auf den Scheitel legte, lag etwas eigenthümlich Rührendes ..."[8]. Es war aber bezeichnend, daß sich Diepenbrock an diese erste Begegnung später gar nicht mehr erinnerte.

Das Auffallendste an Diepenbrocks Erscheinung war sein ausgeprägter Zug ins mystisch Asketische. Er lag von Anfang an in seinem Wesen und wurde für seine Persönlichkeit insgesamt charakteristisch. Sein Ursprung lag gewiß auch in seiner natürlichen schwermütigen Wesensveranlagung. Die eigentliche Wurzel aber war religiöser Natur. Sie gründete in einer tiefen lebendigen Gläubigkeit. Jeder der vertrauten Briefe aus diesen Jahren bezeugt das. Freilich findet sich darin zugleich manches Überschwengliche, das der Jugend zuzuschreiben ist. Überall aber drückt sich eine echte religiöse Betroffenheit aus, die stets wahr bleibt, nirgends zu einer verstiegenen Glaubenshaltung führt. Eine tiefe Innerlichkeit liegt in allem. Dieses religiöse Erleben, das so ausgeprägte mystische Züge trägt, blieb lebenslang Kraft und Mitte der Gesamtpersönlichkeit Diepenbrocks. Es blieb auch die stete Quelle seines geistig-geistlichen Lebens. Aus diesem Erleben heraus entfaltete Diepenbrock seinen herrlichen christlich religiösen Gedankenreichtum, der sich zeitlebens in seinen Briefen ausspricht, anders als in Sailers Briefen, aber mit derselben religiösen Tiefe.

Zu dieser Glaubensmystik aber trat bei Diepenbrock ein bewußt angestrebtes asketisches Ideal. In ihm drückte sich zugleich seine Auffassung von Amt und Beruf des Priesters als solchem aus. Auch diese grundsätzlich asketische Haltung wurde für Diepenbrock charakteristisch. In ihr lag aber ein dunkler Ernst, der wohl wieder in Diepenbrocks Schwermütigkeit seine natürlichen Wurzeln hatte. So gewann bei ihm alles zugleich den Charakter des Weltflüchtigen, der Weltabgewandtheit, später auch der Zeitmüdigkeit. Innerlich entsprach dem besagtes mystisches Glaubenserleben, Diepenbrocks echte religiöse Ergriffenheit und Sehnsucht, äußerlich ein betontes Sichzurückziehen und Nachinnengekehrtsein. Von hierher rührte wohl auch

[6] Vgl. S. 33 f. Anm. 18.

[7] Ein französischer Reisepaß vom 1. Juni 1817 gibt folgende Personalbeschreibung Melchior Diepenbrocks: Größe 1,80 m, Haarfarbe kastanienbraun, Stirn großflächig, Augenbrauen kastanienbraun, Augen braun, Nase dick, Mund mittel, Gesicht oval, Gesichtsfarbe getönt. – StA Boch 1.1.1. 15.

[8] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 67 f. (= Schiel I 648f. Nr. 773).

der stets ein wenig resignierende Ausdruck fast aller Porträte Diepenbrocks. Ein anderer Grund hierfür war freilich seine stets leidende Gesundheit. Man trifft hier aber auf die unumstößliche Eigengesetzlichkeit seiner Persönlichkeit. Ihre Schwergewichte waren anders verteilt als bei Sailer, von dem eine unbefangene Lebensfreude und Zuversicht ausstrahlte.

Diese stilleren und zurückgezogenen Jahre bis zum Tod Sailers im Jahr 1832 waren zugleich die eigentlich prägenden Lehrjahre Diepenbrocks. Unter der leise leitenden Hand Sailers konnte sich seine Persönlichkeit entfalten. Die erlebte lebendige Gläubigkeit Sailers wurde ihm zum Fundament seines eigenen Glaubens, seiner Geistigkeit, seiner ganzen Persönlichkeit. Lebenslang hielt Diepenbrock am Vorbild Sailers unverrückbar fest. Es wurde ihm Maßstab seines Urteilens und Empfindens und war ihm zugleich das gültige Korrektiv allen Zeitströmungen gegenüber. Sailer wurde ihm im wahrsten Sinn des Wortes zum geistig-geistlichen Vater. Und man könnte umgekehrt Diepenbrock den treusten Schüler Sailers nennen. Noch nachdem ihm das Fürstbistum Breslau und schließlich der Kardinalat übertragen worden war, empfand er schlicht, daß er diese Würde nicht aus sich selbst, sondern allein für Sailer trage[9]. So kann man auch allein von hier her einen angemessenen Ansatz für die Beurteilung Diepenbrocks Persönlichkeit und ihrer möglichen Einordnung und Einbindung in Zeit- und Geistesströmungen gewinnen. Jeder andere Versuch würde das Bild verfälschen.

Überhaupt lag Sailers Bedeutung vorzüglich in seiner erzieherischen seelsorgerlichen Leistung. Sein wissenschaftlich-theologisches Werk trat davor grundsätzlich zurück. Gewiß war Sailer der bedeutendste katholische Theologe seiner Zeit. Er hatte sich als einziger im wissenschaftlich strengen Sinn mit dem Gedankengut der Aufklärung auseinandergesetzt. Sailer war aber vor allem der geniale Menschenerzieher und Seelenführer, auch als Universitätslehrer. Das entsprach zugleich seinem eigenen Anliegen. Und darin lag Sailers Größe und vorzügliche Bedeutung für seine Zeit begründet. So erzog Sailer eine ganze Priestergeneration. So konnte er Freunden in nah und fern Hilfe und Trost werden, in jeder menschlichen Not, in jedem Glaubenszweifel. Auch mit seinem Schrifttum wirkte er vor allem in die Breite des katholischen Volkes. Hier liegt sein uneingeschränktes Verdienst. Sailer gelang es, das durch die radikale Aufklärung aufgelöste christliche Gedankengut und Glaubensbewußtsein neu zu begründen und zu beleben. Vorbild hierfür war insbesondere seine eigene innerliche und kraftvolle Religiosität, sein lebendiges Christentum. Es war geprägt von einer grundsätzlichen irenischen Weite. Sie war bei Sailer eine Grundhaltung. So sammelte Sailer auch die Kräfte des religiösen Neubeginns um sich. Er fand seinen ersten wirklich sichtbaren Ausdruck in der sogenannten Landshuter Romantik[10]. So wurde Sailer zum Mittelpunkt der katholischen Restauration, in ihrer ersten, von seiner Irenik her geprägten Phase.

[9] Vgl. insbesondere das zweite der beiden Sonette, die Diepenbrock am 27. Dezember 1851, am Tag, „an welchem mich Sailer vor 28 Jahren zum Priester weihte", niedergeschrieben und als Widmung seiner „Erinnerung an Sailer" in der zweiten Auflage des Geistlichen Blumenstraußes von 1852 vorangestellt hatte (Geistlicher Blumenstrauß, Sulzbach 1852, VIII; abgedruckt in: Schwaiger, Sailer, 177 f.). Diepenbrock legte beide Sonette Förster zur Beurteilung vor, der sie ihm mit der Bemerkung zurücksandte, sie seien ein Zeugnis, das sowohl den Meister als auch den Jünger ehre (Diepenbrock an Förster, 29. November 1851 u. Förster an Diepenbrock, Breslau, 1. Januar 1852. Nowack, Ungedruckte Briefe, 195–198 Nr. 90 u. 91).

[10] Philipp Funk, Von der Aufklärung zur Romantik. Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik, München 1925.

Obwohl Sailer von seiner kirchenamtlichen Stellung als Weihbischof und Generalvikar vollauf beansprucht war, suchte man auch jetzt seinen seelsorgerlichen Rat. Bezeichnenderweise wies Sailer nie eine solche Bitte zurück, selbst wenn sie von völlig unbekannter Seite an ihn herangetragen wurde. So hatte sich mit Diepenbrock ein kleinerer Kreis um Sailer gesammelt. Aus Mecklenburg war der junge Baron von Bechtoldsheim nach Regensburg gekommen. Auf Wunsch seiner Mutter sollte Sailer vor allem auf seine religiöse Erziehung Einfluß nehmen. Bechtoldsheim wohnte zusammen mit seinem Hofmeister Dr. Adler. Beide waren auch Diepenbrocks Freunde geworden. Als Sailer Bechtoldsheim firmte, stand ihm Diepenbrock als Firmpate zur Seite[11]. Aus Mecklenburg war im Herbst 1823 auch Peter Lemke nachgezogen. Er war ein Freund Dr. Adlers. Lemke hatte protestantische Theologie studiert, nun aber seine Predigerstelle in Lübeck aufgegeben. Er wollte bei Sailer in Regensburg zum katholischen Glauben konvertieren und Priester werden. Aus Diepenbrocks unmittelbarer Heimat war, fast gleichzeitig mit Lemke, Anton Zumfelde nach Regensburg gekommen. Er stammte aus Münster. Sailer weihte beide im Jahr 1826 zu Priestern.

Aus diesem Kreis aber schloß sich vor allem Karl Proske[12] Sailer unmittelbar an. Proske war Schlesier und kam im Frühjahr 1824 nach Regensburg[13]. Er war fertiger Arzt, wollte aber jetzt Theologie studieren. Sehr bald nach seiner Übersiedlung nach Regensburg verkehrte Proske regelmäßig im Haus Sailers. Er war mit Sailer bereits vorher in brieflicher Verbindung gestanden. Sehr schnell verband ihn nun mit Sailer ein näheres Vertrauensverhältnis. Von Anfang an stellte Proske Sailer seinen ärztlichen Beistand zur Verfügung. Und er wurde allmählich Sailers Haus- und Leibarzt. Sailer schätzte Proske sehr. Auch Diepenbrock hatte mit ihm enge Freundschaft geschlossen. Er vertraute sich ihm vor allem auch mit seinem chronischen Leiden an[14]. Wirklich hatte auch er Proske in der Folgezeit vieles zu verdanken. Für Diepenbrocks schwankenden Gesundheitszustand bedeutete Proske eine äußerst willkommene Hilfe. Denn er war viel schneller und leichter erreichbar als Passavant.

Freilich kam es in den folgenden Jahren zwischen Diepenbrock und Proske immer wieder zu kleineren Reibereien, auch Eifersüchteleien, vor allem von seiten Proskes. Sailer hatte zu ihm tiefes Zutrauen gefaßt. Trotzdem stand ihm Diepenbrock um vieles näher. Gewiß hatte hier Sailer nicht immer einen leichten Stand. Beide aber, Diepenbrock wie Proske, waren sich einig in ihrer unerschütterlichen Treue und Anhäng-

[11] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379.

[12] Proske wurde am 11. Februar 1794 in Gröbing geboren und studierte in Wien Medizin. Nach den Befreiungskriegen, die er wie Diepenbrock in den Jahren 1813–1815 mitgemacht hatte, promovierte er 1816 in Halle und übte dann seinen Beruf als praktischer Arzt aus, 1822 als Kreisarzt in Pleß. Von Sailer zum Priester geweiht, nahm er 1827 eine Chorvikarstelle an der Alten Kapelle in Regensburg an und wurde 1830 dort zum Kanonikus ernannt. In den folgenden Jahren widmete er sich bevorzugt der kirchenmusikalischen Restauration. Nicht zuletzt dank seiner Persönlichkeit wurde Regensburg zum Mittelpunkt dieser Bewegung. Dazu machte Proske drei Studienreisen nach Italien, sammelte und edierte die Werke älterer Vokalpolyphonie. Die von ihm eingerichtete Musikbibliothek besteht noch heute. – Dominikus Mettenleiter, Karl Proske, Regensburg 1868. – K. Weinmann, Carl Proske, Regensburg 1909. – August Scharnagl, Proske Carl, in: Musik in Geschichte und Gegenwart Bd. 10 (1962) 1655 f. (Werke u. Lit.). – LThK 8 (1963) 811.

[13] Über die Ankunft Proskes in Regensburg besteht keine Klarheit. Gewöhnlich wird sie in den Oktober 1823 verlegt. Dem widerspricht der Brief Diepenbrocks an Passavant vom 2. Juni 1824 (Bay Stabi Cgm 6600), wonach Proske im Frühjahr 1824 nach Regensburg gekommen war.

[14] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 2. Juni 1824, Bay Stabi Cgm 6600.

lichkeit zu Sailer. Und beide waren während der ganzen letzten Lebensjahre Sailers gleich aufrichtig bemüht, Sailer jede Hilfestellung zu erweisen. Jeder von beiden tat das auf seine Weise und der eine unterstützte dabei den anderen. So war auch Sailer letztlich das einende Band in beider Freundschaft, die nach seinem Tod rasch zerbrach.

Auch wenn Proske nicht mit Sailer in einem Haus wohnte, so gehörte er doch wie Diepenbrock zur unmittelbaren Hausfamilie. Auch ihm trug Sailer manches zur Besorgung auf. Und auch Proske war mitgemeint, wenn Sailer, war er auf Firmreisen abwesend, nach Regensburg schrieb: „An Therese samt Freunden und Hausgenossen". In diesem Brief vom 6. Juli 1824 fügte Sailer aber am Schluß noch eigens hinzu: „Diepenbrockio Salutem in Domino"[15]. Zweifellos aber war Proske Sailer als Arzt ebenso unentbehrlich wie Diepenbrock als Sekretär. Beide zusammen waren schließlich Sailers treueste und zuverlässigste Wegbegleiter während seiner letzten Lebensjahre geworden. Dazu ersetzten sie die vertraute Umgebung von Schülern und Freunden, die Sailer von seinem bisherigen Universitätsleben her gewohnt war und in Regensburg entbehrte. Hier lebte der einzige Freund Graf Alexander Westerholt[16], der aber, wenn nicht krank, mit Geschäften überhäuft war. In einem weiteren Sinn schloß sich auch Zumfelde der Sailerschen Hausfamilie an.

Zumfelde wollte nach Rom ans Collegium Germanicum. Noch entschiedener hatte sich Lemke gewünscht, dorthin zu gehen. Gerade für ihn befürwortete das auch Diepenbrock. In Rom hätte Lemke schneller an sein Ziel gelangen können, Jesuit zu werden[17]. So wandte sich Diepenbrock für ihn an Christian Brentano[18]. Für alle Vorhaben, die Rom betrafen, bildete in diesen Jahren Christian Brentano die Brücke. Auch Sailer, wollte er jemand nach Rom vermitteln, wandte sich stets selber oder durch Diepenbrock an ihn[19]. Christian Brentano bot hierzu stets seine Hilfe an. Darin bestand ja größtenteils seine Beschäftigung in Rom, Verbindungen zu schaffen, Studierenden weiterzuhelfen. Offensichtlich besaß er hierzu die besten Verbindungen. So hatten Diepenbrocks Briefe an Christian Brentano während dieser Jahre immer wieder auch diesen sachlichen Inhalt der Empfehlung und Vermittlung von Freunden. Freilich besprachen sie auch alle persönlichen Dinge. Und Diepenbrock schrieb hier Christian Brentano in aller vertrauten Offenheit. Ihn selber aber forderte er auf, sich doch endlich einem festen Beruf zuzuwenden. Dabei ging er selbstverständlich davon aus, daß sich Christian Brentano zum Priester weihen lassen würde. Dahinter stand auch Sailers Wunsch und Erwartung.

In Bezug auf Clemens Brentano äußerte sich Diepenbrock Christian gegenüber ähnlich. Er sei immer noch nicht, wie es Diepenbrock mit seiner treffenden und bilder-

[15] Sailer an seine Nichte Therese Seitz, 6. Juli 1824, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[16] Graf Alexander Westerholt (1765–1827) war in Regensburg fürstlich Thurn- und Taxischer Rat.

[17] Lemke (1796–1882) ging nicht nach Rom und wurde auch nicht Jesuit. 1824 konvertierte er bei Sailer zum katholischen Glauben. Er wohnte zunächst, auf Empfehlung Sailers, bei Pfarrer Buchner in Binabiburg. Nach der Priesterweihe am 11. April 1826 wollte ihn Bucher auch als seinen Kaplan behalten. 1834 ging Lemke als Missionar nach Nordamerika. 1852 trat er in die bayerische Benediktinerabtei St. Vincent in Pittsburg ein. – Rosenthal, Convertitenbilder, Bd. 3, 489 f.

[18] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824 u. 29. Oktober 1824, FDH HS 11379 u. 11380.

[19] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg 30. April 1825 u. Sailer an Christian Brentano (von der Hand Diepenbrocks), Regensburg 1. Mai 1825, FDH HS 11381 u. 11382.

reichen Sprache ausdrückte, über die Klagelieder des Jeremia hinausgekommen, seiner Feder sei das Evangelium, die frohe Botschaft immer noch fremd. Dieser Brief Diepenbrocks war kurz vor dem Tod Anna Katharina Emmericks an Christian Brentano abgesandt[20]. In ihm ließ aber Diepenbrock erneut deutlich genug erkennen, daß seiner Meinung nach Clemens Brentanos Aufenthalt in Dülmen letztlich vergeudet sei und er sich endlich einer sinnvollen festen Aufgabe zuwenden sollte. Auch das völlige Unbehagen und die Unstetigkeit Clemens Brentanos nach dem Tod der Emmerick führte er größtenteils auf diesen Mangel zurück. Zugleich wußte Diepenbrock um die wesenhafte Unruhe und Friedlosigkeit Brentanos. So findet sich in seinen Freundesbriefen über Clemens Brentano immer wieder der so bezeichnende Wunsch, Clemens möge den Frieden des Herzens finden.

Nach längerem Schweigen hatte Clemens Brentano jetzt im Oktober des Jahres 1824 von Wiesbaden aus Diepenbrock geschrieben, er habe vor, den Winter bei ihm in Regensburg zu verbringen. Antonie Brentano, bei der Clemens gewohnt hatte, kündigte Diepenbrock diesen Brief von Clemens bereits im September an[21]. An Christian schrieb Diepenbrock am 29. Oktober darüber, es würde ihn sehr freuen, wenn Clemens käme, und fügte vielsagend hinzu, „ich wünsche u. bete, daß er hier Ruhe finden möge, die er bis jetzt vergeblich sucht, – wenn sie anders an einem Orte außerhalb zu finden ist; – oder doch die Hinweisung nach innen."[22] Vielleicht hatte Clemens Brentano gerade auch jetzt wieder daran gedacht, Priester zu werden. Oder vielleicht hoffte auch Diepenbrock, ihn für diesen Entschluß, der Clemens Brentano immer wieder nahe lag, endgültig zu gewinnen. Jedenfalls erachtete er für ihn die Nähe Sailers als wohltuend und hilfreich, dazu verband ihn mit Clemens aufrichtige Freundschaft, die über die Jahre hin, vor allem auch was Diepenbrocks Einsicht in die Persönlichkeit Clemens Brentanos und seine Freundesstellung zu ihm betraf, nur gewonnen hatte. Diepenbrock stand in Regensburg ziemlich isoliert. Er besaß dort keinen gleichwertigen Freund, trotzdem er mit Proske, Lemke und Zumfelde in etwa gleichaltrig war. Die einzige geistige Anregung bildete Sailer. Auch deshalb wäre ihm Clemens Brentanos Kommen willkommen gewesen. Clemens Brentano aber kam doch nicht[23].

Diepenbrock war inzwischen von einer Reise in die Schweiz zurückgekehrt. Bereits im Juni 1824 hatte ihm Proske zur Erholung einen Aufenthalt auf dem Land angeraten. Um so willkommener war ihm daher Sailers Plan gewesen, im Herbst in die Schweiz zu reisen. Er und Therese sollten ihn begleiten. Am 22. August war man von Regensburg aufgebrochen und traf über Kempten, Zürich und Luzern am 4. September in Meggen ein. Sooft Sailer die Schweiz besuchte, kehrte er zuerst für mehrere Wochen dort bei Pfarrer Meyer[24] ein. Diesmal aber blieb Sailer nur zehn Tage. Widmer hatte sich auch diesmal wieder, wie bei allen früheren Besuchen Sailers, den Reisenden angeschlossen[25]. Sailer wäre gern auch mit Savigny und Passavant zusammengetroffen.

[20] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 6. Februar 1824, FDH HS 11379.

[21] Antonie Brentano an Therese Seitz, Winkel, 8. September 1824, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[22] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 29. Oktober 1824, FDH HS 11380.

[23] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 129 f.

[24] Karl Meyer (1769–1830) war einer von Sailers Lieblingsschülern in Dillingen gewesen. Sailer hielt ihm auch die Primizpredigt. Seit 1798 war er Pfarrer in Meggen in der Schweiz. – Schiel II 628 f.

[25] Joseph Widmer, Beiträge zu einer Biographie J. M. Sailers. Schiel I 650 Nr. 776. – Sailer an Passavant, Meggen, im Anblick des Rigi und Pilatus, 10. September 1824. Gedenkblätter an

Auch Clemens Brentano wollte sich ursprünglich zu einem Wiedersehen einfinden, hatte sich dann aber doch anders entschieden. Das teilte Antonie Brentano nachträglich Therese mit. Zugleich bedauerte sie es, dieses Jahr auf Sailers Besuch zugunsten der Schweizer verzichten zu müssen[26]. Überall, wo Sailer hinkam, wurde er mit derselben herzlichen Begeisterung erwartet und empfangen. Überall fanden sich auch seine Schüler zusammen, so daß Diepenbrock jetzt endgültig den Schweizer Freundeskreis kennenlernte, aus ihm vor allem auch Alois Gügler[27]. Bisher waren ihm nur Widmer und Sigrist näher bekannt geworden.

Über Luzern und Konstanz war man in der zweiten Oktoberwoche wieder nach Regensburg zurückgekommen[28]. Die ganze Reise war für Diepenbrock doch weniger zuträglich gewesen als erhofft, insbesondere des langen Sitzens in der Reisekutsche wegen. Trotzdem bewahrte sie ihm die anregendsten Erinnerungen und Bekanntschaften auf. Begeistert schrieb er darüber an Christian Brentano: „Überhaupt habe ich die herrlichsten lebendigsten Musterbilder priesterlichen Lebens und Wirkens auf dieser Reise in der Seele mit heimgetragen, und ich glaube, es giebt wenig Gegenden, die sich durch treffliche Christlichkeit so auszeichnen, wie diejenigen Theile der Schweiz, die wir auf dieser Reise besuchten, besonders aber Luzern und Toggenburg. Eine solche brüderliche Gemeinschaft, ein solches Zusammenhalten u. Wirken, eine solche Eintracht u. Liebe, eine solche mit Einsicht u. Wissenschaft gepaarte Gottseligkeit wie unter den dortigen Geistlichen, fand ich nirgends."[29]

Sailer selber war im Kreis seiner Schüler und Freunde sichtlich aufgeblüht. Zu seiner natürlichen Heiterkeit war tatsächlich so etwas wie die Freude über das Fortgedeihen seines Lebenswerkes getreten, wie Diepenbrock feinfühlig Christian Brentano schilderte. Dazu kam die Freude des Wiedersehens und der belebende Gedankenaustausch, ein Lebenselement Sailers. So hatte Sailer diese Fahrt erstaunlich wohlgetan. Allerdings war Sailer zu dieser Zeit noch sehr rüstig und fühlte sich selber gesund und arbeitstüchtig[30]. Es war allerdings Sailers letzte Reise in die Schweiz gewesen.

In Regensburg feierte man jetzt aber Sailers Geburtstag mit der allgemeinen Zuversicht auf seine noch lange anhaltende Gesundheit. Diepenbrock sprach Sailer seine Glückwünsche auch schriftlich aus in seiner bekannten erfinderischen und eindringlichen Bildersprache, die im allgemeinen seine Briefe so ansprechend machte. Er schrieb: „Meinem hochverehrten Vater in Christo, dem Hochwürdigsten Herrn Bischof J. M. Sailer, zu seinem 73ten Geburtstag, am 17ten November 1824. Wer vor 1824 Jahren diese Gruppe im Zimmermanns-hause zu Nazareth sah, ahndete nicht, was wir jezt von dem Kinde wissen, was wir an ihm haben, was wir wegen seiner feyern. Wer vor 73 Jahren die ähnliche Gruppe in dem Schusterhause zu Aresing sah,

Passavant, 12 f. (= Schiel II 488 Nr. 477). – Sailer an Savigny, Regensburg, 8. November 1824. Schiel II 488 f. Nr. 478. – Schiel I 650–653 Nr. 777–782. – Sailers Reisen. Schiel II 614.

[26] Antonie Brentano an Therese Seitz, Winkel, 8. September 1824, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[27] Alois Gügler (1782–1827) studierte zusammen mit Widmer bei Sailer in Landshut. Er wurde 1804 zum Priester geweiht und schon im folgenden Jahr zum Professor für biblische Exegese in Luzern berufen. – Schiel II 625 (Lit.).

[28] Der Mitteilung Sailers, am 9. Oktober zurückgekehrt zu sein (Sailer an Savigny, Regensburg, 8. November 1824. Schiel II 488 Nr. 478), widerspricht Diepenbrocks Angabe, man sei erst seit dem 12. Oktober wieder in Regensburg (Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 29. Oktober 1824, FDH HS 11380).

[29] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 29. Oktober 1824, FDH HS 11380.

[30] Sailer an Savigny, Regensburg, 30. Dezember 1824. Schiel II 489 f. Nr. 479.

ahndete auch nicht, was wir jezt von dem Kinde wissen, was wir an ihm haben, was wir heute wegen seiner feyern. Gott lasse es uns noch oft feyern! Amen. M. D."[31] Auch aus Frankfurt, von Antonie Brentano, trafen Glückwünsche ein und mit ihnen ein Trinkglas, dazu bestimmt, daß es Sailer von Therese täglich vorgesetzt werde[32].

Um so niederschmetternder mußten dann für Diepenbrock die erneut öffentlich gegen Sailer ausgesprochenen Verleumdungen sein. Ein sogar in der Allgemeinen Zeitung abgedruckter Artikel aus der Zeitschrift Hesperus vom 4. März 1825[33] brachte Sailers Reise in die Schweiz mit der Freimaurergesellschaft der Konsistorialen in Verbindung. Dieser öffentliche Angriff zielte erneut auf die Lauterkeit der Person und Lehre Sailers. Selbst Diepenbrock und Therese wurden als Sailers Reisebegleitung indirekt mitangegriffen. Dabei nannte der Artikel keine Namen. Jedermann aber wußte, wer gemeint war. Und er warnte ausdrücklich vor den konsistorialen Umtrieben, die um so gefährlicher gelten müßten, da sie von „schlauen Alten" ausgingen.

Das zeigte, daß die Stimmen der Verdächtigungen gegen Sailer selbst jetzt noch nicht verstummt waren, nachdem er durch seine Ernennung ins Regensburger Domkapitel und zum Weihbischof von kirchenamtlicher Seite förmlich gerechtfertigt worden war. Aus ihnen sprachen die alten Anfeindungen, wohl auch der Neid über Sailers endliche Anerkennung. Zielpunkt solcher Angriffe war letztlich Sailers Irenik. Sie wurde ihm zeitlebens falsch ausgelegt und mißdeutet, von seiten der Rationalisten als Obskurantismus, von seiten der Strenggläubigen als mangelnde Gesinnung und Kirchentreue. Diepenbrock erlebte diese Kränkungen aus unmittelbarer Nähe mit. Sie mußten ihn um so empfindlicher treffen, je mehr er sich Sailer angeschlossen hatte. Tatsächlich sollte Sailers Stellung in Bayern erst mit der Thronbesteigung Ludwigs eine grundsätzlich andere werden.

Aber auch jetzt setzte sich Ludwig erneut für Sailer ein. Am 6. Januar 1825 war in Regensburg Dompropst Graf von Thurn und Valsassina[34] gestorben. Sailer schlug zum Nachfolger Domkapitular Siegert[35] vor. Mit diesem Brief vom 12. Januar an das Innenministerium in München befürwortete Sailer zugleich Siegerts eigene Bewerbung um diese Stelle[36]. Von seiten Roms und der bayerischen Regierung aber war ursprünglich vorgesehen, Sailer die zunächst vakant werdende Dignität im Kapitel zu verleihen. Denn Sailer nahm bisher, trotzdem er seit drei Jahren zum Koadjutor ernannt war, im Kapitel lediglich die Stelle eines einfachen Domkapitulars ein. In einem anderen Schreiben nach München aber hatte Sailer jetzt gebeten, ihn nicht zu ernennen, da der Tod Bischof Wolfs absehbar sei und er so die Propstei ohnehin sehr bald

[31] Diepenbrock an Sailer, 17. November 1824, BZAR Sailer Nachlaß A IX.

[32] Antonie Brentano an Therese Seitz, Frankfurt, 4. November 1824, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[33] Hesperus, Enzyklopädische Zeitschrift für gebildete Leser 216 (1825) Nr. 83, 4. März 1825. Schiel I 654 f. Nr. 784.

[34] Graf von Thurn von Valsassina, geboren am 3. Dezember 1744, war eines der wenigen Mitglieder des alten Regensburger Domkapitels, die ins neue Kapitel am 3. November 1821 wiederaufgenommen wurden. Er hatte die Propstei erhalten. – Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 650–661.

[35] Georg Siegert, geboren am 2. Mai 1756, wurde am 23. September 1780 zum Priester geweiht, am 4. November 1821 als Domherr installiert und starb am 10. Februar 1830.

[36] Sailer an Innenminister Karl Friedrich Graf von Thürheim, Regensburg, 12. Januar 1825, Bay HStA MK 39067.

wieder abgeben müsse[37]. Das war verständlich. Denn der Eintritt in dieses Amt brachte ihm nur hohe Unkosten.

Dessenungeachtet aber hatte der Münchener Nuntius Serra di Cassano bereits Wittmann vorgeschlagen und damit Sailer von vornherein übergangen. Inwieweit das ein bloßes Versehen oder ein bewußtes Übergehen Sailers war, da der Nuntius um die Sailer betreffende Abmachung zwischen der Regierung und Rom wissen mußte, mag dahingestellt bleiben. Unbestritten aber bleibt die sichtliche Eile, mit der man in Rom bereits am 20. Januar Wittmann zum neuen Dompropst ernannte. Am 1. Februar sandte ihm Serra di Cassano die Ernennung zu und am nächsten Tag wandte sich Wittmann an König Maximilian I. Joseph mit der Bitte um die landesherrliche Bestätigung[38].

Inzwischen aber hatte bereits am 22. Januar die bayerische Regierung über Häffelin[39] ausdrücklich die Ernennung Sailers gewünscht[40]. So liefen beide Vorgänge offensichtlich parallel. Die römische Ernennung Wittmanns aber war bereits öffentlich bekannt. Ihre Rücknahme mußte daher für alle peinlich sein. Vor allem die nachdrückliche Beharrlichkeit Kronprinz Ludwigs setzte sie in Rom durch. Am 7. Februar wurde Sailer schließlich ernannt. Sailer wußte, daß er das Ludwig verdankte[41]. Am 4. April 1825 wurde Sailer als neuer Dompropst in Regensburg installiert. Das Verhältnis zwischen Wittmann und Sailer konnte hierdurch aber weder belastet noch getrübt werden.

Die diesbezügliche Korrespondenz hatte Diepenbrock für Sailer geführt. Von seiner Hand stammte auch Sailers Eingabe beim König, die vollständige Renovierung des ehemaligen Reichsstifts Niedermünster durchzuführen. Sie datierte vom 20. April[42]. Durch die neue Ernennung mußte Sailer den bisher bewohnten Kanonikalhof räumen. In die ihm als Propst zustehende Wohnung am Frauenbergl Lit G Nr. 65 konnte er aber nicht einziehen, weil sie von Bischof Wolf belegt war. Aus Krankheits- und Altersgründen wollte Wolf auch weiterhin in ihr bleiben. Deshalb hatte er Sailer gebeten, an seiner Statt das Niedermünster zu beziehen. Es war bei der Neukonstituierung des Regensburger Domkapitels im November 1821 der Diözese als bischöfliche Wohnung übergeben worden[43]. Bischof Wolf war damals nicht dort eingezogen. So stand dieses Gebäude seither leer. Dazu war es im Gegensatz zu den übrigen Kanonikerwohnungen gar nicht fertig renoviert worden. So beantragte Sailer jetzt bei der Regierung Maßnahmen von insgesamt 923 Gulden. Es bedurfte aber keiner langen Verhandlung. Nachdem man am 25. Juni von München aus bestimmt hatte, sofort die dringendsten Reparaturen vorzunehmen, übernahm man im Juli alle von Sailer bereits in der ersten Eingabe aufgeführten Baukosten[44].

[37] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 658.

[38] Wittmann an König Maximilian I. Joseph, Regensburg, 2. Februar 1825, Bay HStA MK 39067.

[39] Freiherr Kasimir von Häffelin (1737–1827) war seit 1803 bayerischer Gesandter in Rom. Er hatte am 5. Juni 1817 das bayerische Konkordat unterzeichnet. 1818 wurde er zum Kardinal erhoben. – LThK 4 (1960) 1311.

[40] Ministerium des königlichen Hauses und Äußeren an das Ministerium des Innern, München 22. Januar 1825, Bay HStA MK 39067.

[41] Kronprinz Ludwig an Sailer, München 15. Februar 1825 u. Sailer an Kronprinz Ludwig, 16. Februar 1825. Schiel, Sailer und Ludwig I., 110 Nr. 22 u. 110 f. u. Nr. 23.

[42] Sailer an König Maximilian I. Joseph, Regensburg, 20. April 1825, Bay HStA MF 68533.

[43] Übergabeprotokoll für die von Bischof und Domkapitel von Regensburg zu bewohnenden Gebäude, Regensburg 6. November 1821, BZAR BDK 120.

[44] Bay HStA MF 68533.

Im Frühsommer 1825 war Sailer ernsthaft erkrankt. Sailer stand jetzt im 74. Lebensjahr. Seine Krankheit war zwar von vornherein nicht lebensbedrohlich, aber doch ernst genug, insbesondere wenn man auf sein hohes Alter blickte. Das hatte vor allem Diepenbrock gefühlt. Er hielt es jetzt für seine Pflicht zu handeln. So schrieb er im Juli an Ringseis[45] nach München[46]. Recht anschaulich und eindringlich schilderte er ihm, daß Sailer den vielfachen Amtstätigkeiten auf Dauer nicht standhalten könne. Vor allem führte er dabei die anstrengenden Gottesdienstfeiern im Dom an, dazu die tagelangen beschwerlichen Amtsreisen mit allen damit verbundenen Unbequemlichkeiten, auch die Tatsache, daß Sailer nicht einmal eine eigene Kutsche besaß, sondern stets in einem engen und schlechten Mietwagen reisen müsse. Hieran knüpfte nun Diepenbrock die Aufforderung, Sailer eine Stellung zu verschaffen, worin, wie er Ringseis schrieb, seine Kräfte mehr von der Peripherie der äußerlichen, zeremoniellen Funktionen, die sie unnütz aufrieben, in das ruhigere Zentrum des mehr geistigen Nachaußenwirkens und Belebens durch Zwischenglieder zurückgezogen würden. Dabei dachte Diepenbrock nicht an eine völlige Pensionierung. Aber er wünschte für Sailer eine wirksame Entlastung und damit einen verdienten ruhigeren Lebensabend. Dafür wollte er sorgen. Man sollte Sailer einen jüngeren, gleichgesinnten Geistlichen an die Seite stellen, der für ihn die vielfachen aufreibenden Amtsgeschäfte besorgte, die Sailer jetzt, selber ein Greis, für den greisen Bischof Wolf ausführte.

Hier machte Diepenbrock aber offenbar keinen bestimmten Vorschlag, nannte keinen Namen. Er stellte die Sache Ringseis anheim. Er sollte dieses Anliegen Kronprinz Ludwig vortragen. Denn nur von ihm her konnte hier etwas in Gang kommen. Das wußte Diepenbrock. Und das war zugleich der eigentliche Zweck seines Briefes an Ringseis. Diepenbrock kannte dessen Anhänglichkeit an Sailer und wußte zugleich um dessen Vertrauensstellung bei Ludwig. So wollte er jetzt auch über Ringseis den Kronprinzen erreichen. Ein anderer Weg stand ihm zu dieser Zeit nicht offen. Sich selber an Ludwig zu wenden, wagte Diepenbrock nicht. Das hätte ohnehin wenig Erfolg gehabt, da sein Name Ludwig kaum bekannt war. Auch Ringseis selber wußte um diese wahre Zielrichtung von Diepenbrocks Brief an ihn[47]. Ganz offensichtlich hatte er Diepenbrocks Anliegen an Ludwig weitergegeben. Ludwig aber konnte hier nicht handeln. Zum einen konnte Sailer als Koadjutor nicht ein zweiter Hilfsbischof beigegeben werden, zum andern mußten Ludwigs ganze Bemühungen um Sailers Beförderung, wie etwa die jüngst geschehene Ernennung zum Dompropst, unglaubwürdig

[45] Johann Nepomuk von Ringseis (1785–1880) war Arzt und hatte bei Sailer in Landshut und der dort aufbrechenden romantischen Bewegung den eigenen Glauben wiedergefunden. Der von Sailer empfangene Eindruck prägte ihn für sein Leben. Ringseis war der unmittelbare Freund und auch Berater des Kronprinzen und Königs Ludwig, den er auf seinen drei Italienreisen der Jahre 1817–1824 begleitete, dem er auch die Verlegung der Universität von Landshut nach München vorschlug. Ringseis wirkte maßgeblich mit bei dem vom König angestrebten katholisch christlichen Restaurationsprogramm. Die Bekanntschaft Diepenbrocks mit Ringseis rührte neben Sailer vor allem auch von beider gemeinsamen Freund Christian Brentano her. Von 1825–1872 war Ringseis Professor für Medizin an der Universität in München. – Johann Nepomuk von Ringseis, Erinnerungen, Bd. 1–4, Regensburg 1886–1892. – Bettine Ringseis, Dr. Joh. Nep. von Ringseis, kgl. Bayer. Geheimrat, Obermedizinalrat und Universitätsprofessor. Ein Lebensbild, Regensburg 1909.

[46] Diepenbrock an Ringseis. – Ringseis gibt in seinen Erinnerungen (Bd. 2, 202 f.) das Datum des Briefes Diepenbrocks an ihn nur ungenau mit Juli 1825 an, zitiert aber dafür den längsten Teil wörtlich. (= Schiel I 656 f. Nr. 786).

[47] Ebenda.

werden, wenn er jetzt Sailers größtmögliche Entlastung von allen Amtspflichten durchsetzen wollte.

Äußerlich konnte also nichts geschehen. Das wußte auch Sailer. So ist anzunehmen, daß Diepenbrock ohne alles Wissen Sailers seine Vorstellungen über Ringseis an den Kronprinzen gebracht hatte. Hinter diesem eigenmächtigen Handeln stand aber seine aufrichtige Sorge um Sailers Gesundheit. Immerhin aber legte Ludwig Sailer in seinem Brief vom 14. Juli die dringende Pflicht der Selbsterhaltung und Selbstschonung nahe[48]. Sailer antwortete schon wenige Tage später, er fühle sich bereits wieder genesen[49]. Auch angesichts dieser raschen Gesundung schien sich Diepenbrocks Vorstellung zu erübrigen. Vielleicht betonte Sailer auch deshalb Ringseis gegenüber am 9. August so nachhaltig, er sei wieder ganz hergestellt. Immerhin aber fügte er hinzu, er sei auf Mahnung des Kronprinzen sich selbst schonend geworden[50].

Sailer hätte von sich aus zu dieser Zeit wohl kaum eine solche Erleichterung zugegeben, wie sie Diepenbrock für ihn vorgesehen hatte. Diepenbrock aber hatte aus einem Pflichtgefühl heraus so gehandelt. Sailer freilich wollte eine zu große Schonung seiner selbst nicht zugeben. So lag man hier auch in den kommenden Jahren auf die liebenswürdigste Weise miteinander in Fehde; Diepenbrock, der immer erneut auch über alle möglichen vertrauteren Freunde dieses Anliegen an Sailer herantrug, und Sailer, der diese Sorge für weit übertrieben hielt, dabei aber wirklich sein fortgeschrittenes Alter zu gering achtete. So war es wohl auch jetzt gewesen, als Passavant Mitte August Sailer in Regensburg besuchte[51].

Obwohl Proske da war, holte Sailer immer wieder auch Passavants ärztlichen Rat ein. Dasselbe tat Diepenbrock. Beide wollten Passavant nicht einfach übergehen und manchmal schien es, als ob Passavant vor Proske das größere Vertrauen besessen hätte. Das geschah nicht aus einem Mißtrauen Proske gegenüber heraus. Aber Passavant stand Diepenbrock persönlich viel näher als Proske. Auch umgekehrt anerkannte Passavant in dem um acht Jahre jüngeren Diepenbrock einen durchaus gleichwertigen Freund. Zeitlebens blieb diese Freundschaft gleichermaßen vertraut und ungetrübt. Das zeigt beider ausführlicher Briefwechsel. Diepenbrocks Briefe an Passavant gehören mit zu den vertrautesten neben denen an Clemens und Christian Brentano. Insbesondere brachte ihm Passavant als Freund und als Arzt echte verstehende Teilnahme an seinem chronischen Magenübel entgegen. Immer aufs neue verordnete er ihm den wechselnden Gebrauch bewährter Hausmittel. Freilich erkannte auch er die hauptsächliche Ursache für Diepenbrocks Krankheit in dessen überwiegend sitzender Tätigkeit. So riet er ihm zu einer längeren Fußreise. An eine solche konnte Diepenbrock aber in diesem Jahr nicht mehr denken. Er verschob sie auf das kommende Frühjahr.

Auch für Diepenbrocks geistige Niedergeschlagenheit suchte Passavant mehr als Freund denn als Arzt Abhilfe zu schaffen. So riet er Diepenbrock, sich, wohl vor allem auch in Tagen der Krankheit, wo er zwar nicht völlig ans Bett gefesselt war, aber doch das Zimmer nicht verlassen konnte, einer leichteren, zerstreuenden Arbeit zu widmen. Passavant dachte dabei wohl an die Lektüre der großen religiösen Literatur. Vor allem sollte Diepenbrock damit seine krankheitsbedingte Niedergeschlagenheit überwinden. Tatsächlich hatte sich Diepenbrock sein Kranksein sehr zu Herzen

[48] Kronprinz Ludwig an Sailer, München 14. Juli 1825. Schiel, Sailer und Ludwig I., 112 f. Nr. 26.

[49] Sailer an Kronprinz Ludwig, Regensburg, 19. Juli 1825, ebenda, 113 f. Nr. 27.

[50] Ringseis, Erinnerungen, in: Schiel I 656 Nr. 786.

[51] Tagebuch Passavants, Regensburg, 15.–19. August 1825. Schiel I 658 f. Nr. 790.

genommen und zweifelte daran, jemals seine Gesundheit wiederzuerlangen, die ihm früher selbstverständlich war. Diepenbrock aber hatte bereits von sich aus begonnen, wozu ihm Passavant jetzt riet. Er hatte sich die Übersetzung der Autobiographie der heiligen Theresia aus dem Spanischen zur Aufgabe gemacht, wie er Passavant berichtete[52].

Diepenbrock scheint des Spanischen von Jugend an mächtig gewesen zu sein. Wohl hatte die spanische Sprache zu den neueren Sprachen gehört, die er damals mit Starting gelernt hatte. Zugleich kam hier wieder seine Vorliebe für die Mystiker und die mystische Literatur zum Vorschein. Sie war bezeichnend für den Charakter seiner Persönlichkeit und Religiosität. In dieser Lektüre fand Diepenbrock, was er suchte, Vorbilder eines lebendig erfahrenen und gelebten Glaubens. Gerade hierin war ihm Sailer das lebendigste Beispiel. So war das treibende Motiv nicht ein theoretisches, sondern ein durchaus praktisches. Es ging ihm um die Vertiefung des eigenen Glaubens, um eine tiefere Glaubensinnerlichkeit.

Das war eine scheinbar dem Pietismus zuneigende Haltung. Sie trug bei Diepenbrock aber die reinen Züge einer religiösen Innerlichkeit, die eine wahre geistig-rationale Durchdringung nicht ausschloß, sondern suchte. Gerade das einte ihn mit Passavant. Dabei bewegte Passavant ein viel ausgeprägteres spekulatives philosophisch-theologisches Interesse. Solche Fragen waren auch Diepenbrock nicht fremd. Er wertete sie aber an sich selbst als angeborene Räsoniersucht. Das klang sehr abwertend. Tatsächlich konnte solches Fragen für Diepenbrock nur Mittel zum Zweck sein. So schrieb er am 14. Januar 1826 bezeichnend genug an Passavant, sein Weg lenke sich allmählich aus der kälteren Schneeregion des Räsonierens in das anmutige Tal des Glaubens zurück, er freue sich aber über den zurückgelegten, wenn auch beschwerlichen Weg, da man nun einmal zu Lande von Norden nicht nach Italien komme, ohne das rauhe Gebirge zu passieren, das heißt vom blinden zum erleuchteten Glauben nicht gelangen könne, ohne durch den Zweifel, die Teufelsbrücke dieser Alpenreise, hindurch zu müssen[53]. Wieder trifft man hier auf Diepenbrocks kräftige und ausdrucksstarke, auch durchaus erfinderische Bildersprache, die ihn auszeichnet. Zugleich sprach er hier aus, was glauben für ihn bedeutete. Er meinte damit nicht den spekulativ begründeten Glauben der theologischen Wissenschaft, sondern den einfachen Glauben des Herzens. Diese Glaubenshaltung war für ihn nicht selbstverständlich. Hinter ihr stand ein aufrichtiges Ringen, wie gerade der Briefwechsel mit Passavant verrät[54].

Vorbild war ihm dabei Sailer. Der Kern Sailers Religiosität aber war eine unzerstörbare Glaubensgewißheit, in der auch der scheinbare Gegensatz von Vernunft und Offenbarung aufgehoben war. Diese Glaubensgewißheit suchte Sailer seinen Schülern weiterzuvermitteln. Charakteristisch war für ihn ein lebendiges Christentum, das eine wahre und tiefe Innerlichkeit besaß und zugleich aufgeschlossen war für alles Gute und Schöne in der Welt. Diese Aufgeschlossenheit war für Sailers Religiosität kennzeichnend. Ihre Mitte war eine mystische Gotteserfahrung und Gottunmittelbarkeit, eine lebendige Herzensfrömmigkeit, ein Glaube, der alle Kräfte der Seele und des Gemüts einbezog, wachrief und durchwirkte, der daher ein In-der-Welt-Sein nicht ausschloß, aber in jedem Augenblick aus dieser innersten Mitte heraus lebte, die ein lebendiges Erfahren war.

[52] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 14. Januar 1826, Bay Stabi Cgm 6600.

[53] Ebenda.

[54] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 4. November 1825 u. 14. Januar 1826, Bay Stabi Cgm 6600.

Solche Glaubensmitte setzte Sailer dem Rationalismus der Aufklärung entgegen. Er wurde damit aber der Not seiner Zeit vorzüglich gerecht. Es ging nicht um die Ausarbeitung eines neuen theologischen Systems, sondern um die Neubegründung einer lebendigen Religiosität; es ging um die Erziehung zu einem lebendigen Christentum, das den ganzen Menschen in Anspruch nahm und aus einer echten inneren Erfahrung heraus lebte, um einen Glauben, der aus der rationalistischen Verflachung herausführte und die wahren religiösen Kräfte des Herzens und Gemüts weckte und erschloß. Erst nach diesem ersten Schritt der Neubegründung und Wiederbelebung konnte dann die eigentliche Arbeit der theologisch-wissenschaftlichen Durchdringung beginnen, zwar mit den Mitteln der Vernunft, aber gegen allen zersetzenden und auflösenden Rationalismus. Auch hier hat Sailer mit seinen wissenschaftlichen Werken zweifellos Bedeutsames geleistet. Seine vorrangige Bedeutung lag aber im religiös Erzieherischen. Das war ihm auch selbst das größere Anliegen.

Grundsätzlich waren hier dieselben Kräfte am Werk, die auch in anderen Kreisen der katholischen Restauration wirksam waren, etwa im Sailer nahestehenden Kreis von Münster, in anderer Weise auch in der Mainzer Theologenschule. Sailer aber zeichnete eine geistige und religiöse Weite aus, die andernorts fehlen konnte, dazu eine lebensfrohe Unbefangenheit. Beides wurzelte in seiner umspannenden Persönlichkeit. Dabei ging es Sailer um die elementaren Grundwerte christlichen Glaubens und Lebens. Er knüpfte dazu bevorzugt an die kirchliche Tradition an, an die großen Glaubensgestalten der Vergangenheit, die Kirchenväter, die Mystiker, auch an große Persönlichkeiten der eigenen Zeit, etwa an einen Fénelon.

Gerade auch hier erwies sich Diepenbrock als Sailerschüler. Freilich kam seiner Beschäftigung mit mystischen Schriften eine entschiedene eigene Neigung entgegen. Sailer aber förderte ihn hierin. Dasselbe galt von Diepenbrocks Glaubenshaltung. Er wertete die theologischen Wissenschaften nicht ab. Das belegt schon seine eigene Bildung. Und kaum hätte er, wäre es anders gewesen, später der Breslauer Universität solche Förderung angedeihen lassen. In allem aber ging es Diepenbrock um eine wahre Glaubensinnerlichkeit und Herzensfrömmigkeit. Dahin ging sein religiöses Streben. Und das war zugleich die Sailersche Linie des erleuchteten Glaubens, wie Diepenbrock es nannte. Seine Mitte war eine lebendige Erfahrung und Gottunmittelbarkeit. Sailer war für ihn das entscheidende Erlebnis. Dabei trug Diepenbrocks Religiosität in allem die Züge seiner eigenen ganz persönlichen Anlage und Ausrichtung.

Am 23. September 1825 feierte Sailer sein 50jähriges Priesterjubiläum. Er wollte diesen Tag mit einem bloßen Dankamt im Regensburger Dom begehen. Bereits am 23. August lud Sailer mit einem gleichlautenden Rundbrief alle Freunde zur Mitfeier ein, unabhängig davon, ob sie nach Regensburg kommen konnten oder nicht[55]. Diepenbrock fiel wieder diese vielfältige Schreibarbeit zu, auch die anschließenden Dankschreiben. Trotz aller Erwartungen der Schweizer und Frankfurter Freunde, insbesondere Antonie Brentanos[56], hatte Sailer dieses Jahr die gewohnte Herbstreise unterlassen. Das geschah nicht aus Gesundheitsgründen, sondern aus Zeitgründen. Dazu konnte Sailer zu seinem Jubiläum Regensburg nicht verlassen.

Drei Tage nach der Feier aber hatte er nun doch eine 14tägige Erholungsreise nach Salzburg angetreten. Therese begleitete ihn, während Diepenbrock in Regensburg

[55] Schiel II 494 Nr. 487.

[56] Antonie Brentano an Therese Seitz, Frankfurt, 1. März 1825 u. 16. September 1825, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

zurückblieb[57]. Erst nach der Rückkehr wurde Sailer nun das Ritterkreuz der bayerischen Krone übergeben. Mit ihr war die persönliche Adelung verbunden[58]. König Maximilian I. Joseph hatte es Sailer aus Anlaß seines Priesterjubiläums verliehen. Dahinter aber stand wieder die Initiative von Kronprinz Ludwig[59].

Der König aber starb überraschend am 13. Oktober 1825. Auch Sailer war zu den Trauerfeierlichkeiten nach München eingeladen. Erst am 30. Oktober kehrte er nach Regensburg zurück. Für ihn war diese Münchener Reise doch strapaziös geworden[60]. Er hatte die Einladung aber wohl aus Rücksicht auf Kronprinz Ludwig nicht ausschlagen können. Auch diesmal war Sailer ohne Diepenbrock gereist.

Am 23. Oktober 1825 hatte Ludwig[61] den Thron bestiegen. Sailer war selbst in München zugegen. Ludwig bewies ihm hier größtes Wohlwollen[62]. Am 1. Januar 1826 erhielt Sailer durch ihn den Zivilverdienstorden verliehen[63]. Das bedeutete für Sailer eine ausgezeichnete öffentliche Anerkennung, die notwendig auf sein ganzes äußeres Ansehen zurückwirken mußte[64]. Dazu war diese Ordensverleihung die erste, die Ludwig als König vornahm. In seinem Brief an Sailer schrieb er am 31. Dezember 1825, der Würdigste sollte den Anfang machen[65]. Und er schloß mit der erneuten Mahnung, Sailer solle sich Zeit lassen, damit Zeit bleibe, solle nicht zu viel auf einmal tun, damit er um so mehr tun könne[66]. Wie ernst Ludwig das meinte, zeigte sich bald. Ludwig war gewillt, die ganze bayerische Kirche im Geiste Sailers zu erneuern. Was in der Landshuter Romantik aufgebrochen war, sollte nun verwirklicht werden. Sailer sollte hierauf unmittelbaren Einfluß nehmen. Allerdings hatte das alles zwei Rahmenbedingungen, das bayerische Staatskirchentum, das Ludwig unumstößlich aufrecht erhalten wollte, und Ludwigs streng autokratischen Regierungsstil, mit dem er sich selbst überall die letzte Entscheidung vorbehielt.

Vorzüglich diente hierzu die Berufung Eduard von Schenks[67]. Am 31. Dezember

[57] Sailer an Luise Lavater, Regensburg, 3. Dezember 1825. Schiel II 498 Nr. 491. – Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 4. November 1825, Bay Stabi Cgm 6600.

[58] Bay HStA Ordensakten 12134.

[59] Sailer an Kronprinz Ludwig, Regensburg, 12. Oktober 1825. Schiel, Sailer und Ludwig I., 115 Nr. 29.

[60] Passavant an Sailer, Frankfurt, 14. November 1825, BZAR Sailer Nachlaß A IX.

[61] Max Spindler, Handbuch der bayerischen Geschichte, IV/1 München 1974, 86–232. – Theodor Heigel, Ludwig I. von Bayern, Leipzig 1888. – Michael Dirrigl, Ludwig I. König von Bayern 1825–1848, München 1980. – Georg Schwaiger, Die persönliche Religiosität König Ludwigs I. von Bayern, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 49 (1986) 381–398. – Heinz Gollwitzer, Ludwig I. von Bayern. Königtum im Vormärz. Eine politische Biographie, München 1986.

[62] Sailer an Luise Lavater, Regensburg, 3. Dezember 1825. Schiel II 498 Nr. 491.

[63] Bay HStA Ordensakten 12134.

[64] Schenk, Sailer und Wittmann 286 f. (= Schiel I 661 Nr. 795).

[65] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 14. Januar 1826, Bay Stabi Cgm 6600.

[66] Ludwig I. an Sailer, München, 31. Dezember 1825. Schiel, Sailer und Ludwig I., 115 f. Nr. 30.

[67] Eduard von Schenk wurde am 10. Oktober 1788 in Düsseldorf geboren. Während seines Jurastudiums in Landshut in den Jahren 1806–1812 wurde er, was seine wissenschaftlich-fachliche Ausbildung betraf, von Savigny, was seine persönlich-religiöse Entwicklung betraf, von Sailer geprägt. Unter dem Einfluß Sailers konvertierte er auch 1817 zum katholischen Glauben. Im Jahr 1818 begann Schenks politische Karriere. Vor allem auch Sailer hatte ihn Ludwig empfohlen. Mit der Thronbesteigung Ludwigs stand somit auch Schenks Aufstieg nichts mehr im Weg.

Neben seinem staatsmännischen Talent zeichnete Schenk vor allem eine ausgeprägte dich-

1825 übertrug ihm Ludwig die innerhalb des Innenministeriums neugebildete Abteilung für das Kirchen- und Schulwesen. Diese Umbildung war ganz im Sinn Sailers geschehen[68]. Dazu erwartete sich Sailer von Schenks Amtsführung die beste Wirkung. Nicht zuletzt er hatte Ludwig bereits vor Jahren auf Schenk aufmerksam gemacht. Schenk war von seinem Landshuter Studienaufenthalt her in seiner Geistes- und Glaubenshaltung wesenhaft durch Sailer geprägt. Auch das Vertrauensverhältnis zwischen Sailer und Schenk rührte von dieser Zeit her. Das belegt schon beider während der ganzen Jahre nie abgerissener Briefwechsel. Er gewann aber jetzt mit Schenks Ernennung eine ganz neue Gestalt. Es verging nun kaum eine Woche, in der sich Sailer nicht an Schenk wandte. Über ihn liefen alle seine Vorschläge und Anträge. Dazu lagen diesen ohnehin meist recht ausführlichen Briefen weitere belegende Schriftstücke bei, die Schenk mitverwerten sollte.

Diese Korrespondenz mit Schenk führte von Anfang an ausschließlich Diepenbrock für Sailer[69]. Das war seine Aufgabe. Sie setzte aber größtes Vertrauen voraus. Andererseits bekam Diepenbrock so unmittelbaren Einblick gerade auch in alles, was die bischöfliche Amtsführung und das Verhältnis der Kirche zur Regierung betraf. So hatte er an dem Allermeisten, auch dem Vertrautesten, direkten Anteil. Wirklich kannte er, wie es Clemens Brentano zutreffend ausdrückte, die kirchlichen Verhältnisse in Bayern, insofern sie Sailer kannte[70]. Und das hieß viel.

Diepenbrock war hier Sailers schreibende Hand. Er besaß hier aber auch Sailers ganzes Vertrauen. In allem aber konnte Diepenbrock durchaus selbständig arbeiten. Freilich bestimmte Sailer den Inhalt, oft bis ins Detail. Die Ausführung, Ausarbeitung und Formulierung aber oblag dann Diepenbrock. Das verrät schon der Wortlaut dieser Briefe. Aus ihnen spricht Diepenbrocks Sprache. Sailer konnte sich hier auf Diepenbrock ganz und gar verlassen. Offensichtlich bedurfte Diepenbrock nur weniger Hinweise, um solche Briefe dann ganz im Sinn Sailers auszuführen.

Wohl vor allem die Briefe an Schenk hatte Diepenbrock meist sofort ins reine geschrieben. Hier kam es auch immer wieder vor, daß er zugleich auch Sailers Namens-

terische Begabung aus. Den größten Erfolg errang er mit seinem Drama „Belisar", das selbst bei Grillparzer höchste Anerkennung fand und jahrzehntelang ins Theaterrepertoire des Wiener Burgtheaters, der Theater in Berlin, Bonn und Dresden gehörte. Am 11. August 1826 wurde es auch in Regensburg aufgeführt. Sailer sprach Schenk gegenüber von einem „geistlichen Erdbeben" (Sailer an Schenk, Regensburg, 12. August 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23). Die Literaturgeschichte reiht Schenks Werke heute in das Epigonentum ein. 1831–1841 lebte Schenk in Regensburg. Er war dort Regierungspräsident und starb überraschend am 26. April 1841.

Viktor Goldschmidt, Eduard von Schenk. Sein Leben und seine Werke, Marburg 1909. – Karl Wilhelm Donner, Eduard von Schenk. Ein Beitrag zur Geschichte der Schillerepigonen, Münster 1913. – Vor allem die vorzügliche Studie: Max Spindler, Briefwechsel zwischen Ludwig I. und Eduard von Schenk 1823–1841, München 1930, VIII–XLVIII. – Josef Weyden, Eduard von Schenk. Ein bayerischer Dichter und Staatsmann, Graz 1932. – Kosch, Biographisch-Bibliographisches Handbuch, Bd. III (1956) 2443 f.

[68] Sailer an Schenk, Ende November 1825, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[69] Die Briefe Sailers an Schenk (über 180 Briefe), beginnend mit dem Jahr 1816, in der Hauptsache aber die Jahre 1826–1832 umfassend, liegen gesammelt vor in: BZAR Sailer Nachlaß A 23. Therese von Stachelhausen, die Tochter Eduard von Schenks, übergab sie im Jahr 1885 dem Geistlichen Rat Georg Jakob in Regensburg, der zugleich Apolonia Diepenbrocks Beichtvater war (Therese von Stachelhausen an eine Baronin, Miesbach, 23. September 1885, BZAR Sailer Nachlaß A 24).

[70] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 14. Juni 1826. Görres Bd. 9, 256.

zug darunter setzte, den er täuschend ähnlich nachahmen konnte. Anders verhielt es sich bei Briefen, deren Adressaten Diepenbrock nicht persönlich kannte. Das traf vor allem bei Sailers ausgebreiteter privater Korrespondenz zu. Hier zeigen die Entwürfe auch wieder Verbesserungen durch Sailer, der ausstrich oder einfügte oder eine andere Formulierung wählte. Das war verständlich. Denn diese Briefe behandelten meist sehr persönliche Dinge. Solche Briefe schrieb Diepenbrock wohl auch meist unter dem direkten Diktat Sailers. Hunderte solcher Briefe, so erinnerte sich Diepenbrock später, seien durch seine Hände gegangen, ohne daß er die Personen gekannt hätte[71]. Gerade auch in diesen Briefen aber erlebte er Sailer als den menschlich tief verstehenden Seelsorger. So schrieb er auch immer wieder Briefe, die absolute Verschwiegenheit voraussetzten. Einmal schrieb Sailer einem noch jungen Kaplan nach Frankfurt in einer offensichtlichen Gewissenssache. Am Schluß aber ließ er Diepenbrock, dessen Handschrift der Brief ja trug, hinzufügen, „außer Ihnen, mir und dem vertrauten Schreiber weiß von diesem Briefe niemand."[72]

In allem war Diepenbrock für Sailer unentbehrlich geworden. Das wußte Sailer selber. Und Diepenbrock empfand es als tiefe Genugtuung. Seine Schreibarbeit bedeutete für Sailer größte Entlastung. Diepenbrock besaß für sie ein wirkliches Talent, vor allem weil er auch völlig selbständig arbeiten konnte. Clemens Brentano bescheinigte ihm das immer wieder in seinen Briefen an alle möglichen Freunde, vor allem seinem Bruder Christian gegenüber. Wohl hatte er ganz recht, wenn er an Christian schrieb, bei der großen Arbeit Sailers und dessen gänzlichem Mangel an einem gründlichen Helfer fließe durch Diepenbrock vielen Leuten Trost zu[73]. Wohl wären wirklich ohne die Mithilfe Diepenbrocks viele Briefe Sailers ungeschrieben geblieben, auch an solche Adressaten, die sich an Sailer in einer echten persönlichen Not gewandt hatten.

Clemens Brentano wußte aber auch, daß Diepenbrock für alles bei Sailer nur Tisch und Wohnung hatte. Hier suchte er jetzt Abhilfe zu schaffen. Das war ihm aber nicht selber möglich. Aber von ihm ging nun die Initiative dazu aus. Er veranlaßte Antonie Brentano an Ringseis zu schreiben, der dann dem König selbst alles vortragen sollte. Ringseis war sowohl mit den Brentanos als auch mit Diepenbrock zu gut befreundet, als daß er die Bitte hätte ausschlagen können. Dazu war er von ihrer Berechtigung wohl auch selber überzeugt. Und seine Intervention bei König Ludwig hatte Erfolg. Am 15. März 1826 schrieb Clemens Brentano an Christian, Melchior habe ihm neulich gemeldet, zu seinem und Sailers großem Erstaunen sei an die Regensburger Regierung ein königliches Reskript ergangen, daß der König dem Weltpriester Diepenbrock aus Westfalen, der, wie er gehört habe, Sailer Sekretärsdienste leiste, aus seiner Kabinettskasse , solange er in Bayern bleibe, jährlich 200 Gulden anweise[74]. Diese Summe entsprach dem vom Konkordat vorgesehenen Gehalt eines bischöflichen Sekretärs[75]. Bei allem freute Brentano aber besonders, daß weder Diepenbrock noch Sailer zunächst den genauen Hergang dieser Gehaltszuweisung wußten. Sie bedeutete

[71] Diepenbrock, Erinnerung an Sailer. Geistlicher Blumenstrauß, 1852, XII u. XVIII.

[72] Sailer an Kaplan S. in Frankfurt, Regensburg, 3. März 1825, BZAR Sailer Nachlaß A IX.

[73] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 15. März 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 124.

[74] Ebenda, 125 (= Schiel I 660 Nr. 794. – Dabei verlegt Schiel den ganzen Vorgang fälschlich in den Herbst 1825).

[75] Konkordat vom 5. Juni 1817, Art. III. – Text in: Karl Hausberger, Staat und Kirche nach der Säkularisation. Zur bayerischen Konkordatspolitik im frühen 19. Jahrhundert (= Münchener Theologische Studien, I. Historische Abteilung 23 (1983)), 320 f.

für Diepenbrock gewiß eine Erleichterung. Vor allem gestattete sie ihm eine gewisse finanzielle Bewegungsfreiheit. Ludwig freilich hatte mit Rücksicht auf Sailer so gehandelt. Ihm war Diepenbrock selber zu dieser Zeit kaum bekannt.

Kuraufenthalt in Wiesbaden im Jahr 1826

Diepenbrock litt während dieser Jahre wieder sehr an seinem chronischen Magen- und Darmübel. Sailer selber war das eine ständige Sorge. Wohl auf seinen Wunsch hin sollte Diepenbrock im Sommer eine Kur gebrauchen. Zugleich lud ihn Clemens Brentano zu sich nach Koblenz ein[76]. Sailer hatte in diesem Jahr die gewohnte Herbstreise noch nicht fest planen können. Er wußte nicht, ob er Regensburg auf längere Zeit verlassen konnte. Dafür machte er jetzt, den April über, eine kleinere Erholungsreise, die ihn vor allem nach Aislingen führte, sein ehemaliges Frühmeßbenefizium. Diepenbrock hatte ihn dabei nicht begleitet. In Aislingen aber weihte Sailer am 11. April 1826 Proske zum Priester[77].

Von Aislingen aus lehnte Sailer am 29. April auch das Anerbieten König Ludwigs ab, ihn im Fall des Rücktritts des Speyerer Bischofs Chandelle[78] zum dortigen Bischof zu ernennen. Ludwigs Handeln war verständlich. Als König wollte er Sailer endlich als wirklichen Bischof haben. In Regensburg aber war das Bischof Wolfs wegen auf absehbare Zeit nicht möglich, der trotz seiner Altersschwäche krampfhaft an seinem Amt festhielt, in Speyer aber sollte sich eine solche Möglichkeit nach Ludwigs Vorstellung sehr bald ergeben[79]. Aber auch Sailers Ablehnung war verständlich. Er wollte Regensburg nicht verlassen. An seiner Statt schlug Sailer nun Manl[80] vor, den Ludwig wirklich am 22. Juli 1826 ernannte, nachdem Chandelle am 30. Juni gestorben war[81].

Sailer weilte zu dieser Zeit in München[82]. Er wohnte dort bei Riccabona[83]. Mitte Juni, ein paar Tage nach Sailers Abreise nach München, war auch Diepenbrock nach Koblenz aufgebrochen. Am 15. Juni schrieb er an Therese, er sei gut angekommen[84]. Er hatte diesen Brief in Bonn aufgegeben. Denn von Koblenz war er sofort nach Bocholt aufgebrochen, wo er wenigstens eine Woche lang bleiben und dann zur Kur gehen wollte. Clemens Brentano reiste mit ihm. Beide erreichten Bocholt sehr rasch, weil sie von Köln bis Wesel mit dem Dampfschiff fuhren. Es war aber ein Zufall, daß sie gerade zusammen mit Anton Diepenbrock auf Holtwick eintrafen. Er kam eben

[76] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Frankfurt, 19. August 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 146.

[77] Sailer an Schenk, Aislingen, 26. April 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[78] Matthäus von Chandelle war von 1821–1826 Bischof von Speyer. – Gatz, Bischöfe, 95–97.

[79] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 537–552.

[80] Sailer an Schenk, Regensburg, 16. Juli 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[81] Johann Martin Manl (1766–1835) bedeutete für die heruntergekommene Speyerer Diözese einen großen Gewinn. Im Jahr 1835 aber übernahm er schließlich das Bistum Eichstätt. – Gatz, Bischöfe, 471–473.

[82] Sailer an Schenk, Regensburg, 6. Juni 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[83] Karl Joseph von Riccabona (1761–1839) war zu dieser Zeit Domkapitular in München. Seine spätere Ernennung zum Bischof von Passau bedeutete für das dortige stark vernachlässigte Bistum einen förmlichen Neuanfang, sowohl was die Verwaltung, als auch was die geistig-geistliche Leitung betraf. – Aloys Halser, Karl Joseph von Riccabona und seine Zeit (1761–1839), Passau 1928. – Gatz, Bischöfe, 613 f.

[84] Diepenbrock an Therese Seitz, Bonn, 15. Juni 1826, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

zur selben Stunde von Ulft zurück und wollte nun daheim auf Horst seinen Namenstag nachfeiern[85]. Nach Brentanos Beschreibung fuhren beide Wagen sogar hintereinander in den Hof ein. Da Diepenbrock offensichtlich auch keines der Geschwister von seinem Kommen benachrichtigt hatte, ließ man nun auch den Vater raten, wer in der fremden Kutsche sein könne. Die Überraschung war groß. Erstmals seit dem Herbst 1823, als die Mutter noch lebte, war Diepenbrock nun wieder nach Bocholt gekommen. Dazwischen lag auch seine Priesterweihe. So wurde er nun gewissermaßen als Primiziant empfangen. Alle fanden sich auf Horst zu einem regelrechten Familienfest zusammen, unter ihnen neben den Geschwistern auch der inzwischen sehr gichtkranke Büttner, der jetzt Pfarrer von Haltern war, auch August van der Meulen, der in Bocholt unter ärmsten Verhältnissen die höhere Schule aufbaute. Schließlich hatte Clemens Brentano zum Abschied eine Art Landfest veranstaltet, zu dem die ganze Nachbarschaft der Umgebung eingeladen war. Diepenbrock selbst mußte hier, als neugeweihter Priester, eine Ansprache halten. Auch das hatte Brentano veranlaßt. Er legte ihm auch nahe, aus den Parabeln des Bonaventura vorzutragen, die er bei sich hatte, und dann eine kurze Auslegung an sie anzuhängen[86].

Noch einmal hatte hier, wie es schien, Brentano sein ganzes belebendes und Überraschung bringendes Wesen in der Familie entfaltet. Zu diesem Anlaß verfaßte er auch sein auf Anton Diepenbrock bezogenes, über 30strophiges Gedicht „Antonius zur Predigt", einen Rundgesang, in dem er zugleich alle Geschwister Diepenbrock der Reihe nach charakterisierte[87].

Apolonia war bei all dem nicht zugegen gewesen. Sie war in Koblenz geblieben. Seit November des vergangenen Jahres lebte sie dort. Sie versorgte zusammen mit Luise Hensel und Pauline von Felgenhauer, die ebenfalls aus Westfalen stammte, das von Dietz eingerichtete Bürgerhospital. Joseph Hermann Dietz hatte dieses Hospital mit großem persönlichen Einsatz, auch gegen die vielfachen Widerstände der Behörden aufgebaut. Sein Beweggrund war ein ausschließlich religiöser. Dahinter stand das Erlebnis seiner persönlichen Glaubenserneuerung. Sie suchte betont Ausdruck in diesem christlich karitativem Tätigsein. Dietz war Stadtrat in Koblenz. Seine Initiative aber war ein Anfang, der schließlich weit über die Stadt hinaus wirkte[88]. Maßgeblich hatte Dietz die Bewegung der katholischen Karitas des 19. Jahrhunderts mit angestoßen. Allerdings zeigte sich in dem sich um ihn sammelnden kleinen Kreis sehr bald die strengkirchliche, ultramontane Stoßrichtung. Diese Verengung war von Anfang an

[85] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Frankfurt, 19. August 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 146.

[86] Ebenda, 147–153. – Clemens Brentano stellte später seinen „Parabeln des Vaters Bonaventura" (Sulzbach 1830) die Erzählung dieser Szene voraus. Er entwarf dabei das Bild einer erbaulich frommen Landszene, dem freilich das wirklich Geschehene als bloße Grundlage diente. Der auffallendste Unterschied zur Wirklichkeit ist die von Brentano angedeutete Anwesenheit Sailers. – Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 22/1, Stuttgart 1985, Religiöse Werke, hrg. v. Renate Moering, 745–757.

[87] Gerda Bäseler, Ein ungedrucktes Gedicht Clemens Brentanos, in: Der Wächter. Zeitschrift für alle Zweige der Kultur in Verbindung mit dem Eichendorff-Bund 3 (1920) 379–384. – Clemens Brentano, Werke Bd. 1, hrg. v. Frühwald, Gajek, Kemp 468–478. – Dazu die möglicherweise zur selben Zeit von der Hand Clemens Brentanos stammenden, die Geschwister, vor allem auch den Werdegang Melchior Diepenbrocks skizzierenden Schattenrisse und die dazugehörigen Verse; vgl. Finke, Zur Erinnerung, 225–230.

[88] Christoph Weber, Aufklärung und Orthodoxie am Mittelrhein 1820–1850, Paderborn 1973, 25–29 (Lit.).

angelegt, wirkte aber in diesen frühen Jahren nicht störend. Clemens Brentano war seit Mai 1825 in das Haus von Dietz gezogen[89]. Er fand hier erstmals nach dem Tod der Emmerick erneut Heimat und unmittelbare Bindung, dazu einen für ihn geeigneten religiösen Wirkkreis, den er entscheidend mitprägen konnte.

Bezeichnend aber war, daß sich hier an einem solchen, später wirklich tragfähigen Anfang aufbrechender christlich karitativer Arbeit auch Apolonia Diepenbrock einfand. Ein Grundsätzliches zeichnete sich hier ab, Apolonias waches Gespür für eine Not der Zeit, die zugleich ihr Anspruch und ihr Gebot war, die große katholische soziale Bewegung des 19. Jahrhunderts. An ihren Anfängen arbeitete sie mit.

Apolonia war nur unter großen Widerständen nach Koblenz gekommen. Daheim in Bocholt war vor allem sie es, die den Vater versorgte, nachdem auch Lisette zu Beginn des Jahres 1825 das Haus verlassen hatte. So legte man ihr den Wunsch, nach Koblenz zu gehen, von vornherein als Untreue gegen den Vater aus. Tatsächlich war das auch für Apolonia selbst ein Gewissensgrund. Gegen ihn aber machte sich zugleich ihre Neigung zur Krankenpflege geltend. Es war dieselbe Neigung, derethalben sie früher Barmherzige Schwester werden wollte. Ihren inneren Zwiespalt spiegeln ihre Briefe an Luise Hensel wider. Mit ihr erwog sie schon länger den Plan, nach Koblenz zu ziehen. Als August van der Meulen seine Primiz in Münster feierte, war auch Apolonia zugegen. Sie besuchte dort auch Overberg, mit dem offensichtlich vor allem durch Clemens Brentanos Vermittlung die ganze Familie Diepenbrock in Verbindung gekommen war. Diese Fahrt führte Apolonia aber auch in das nahe Wiedenbrück zu Luise Hensel, wo man gemeinsam den Koblenzer Plan näher besprach[90].

Offenbar hatte Luise Hensel Dietz gegenüber ihr Kommen von der Mitreise Apolonias abhängig gemacht. So trafen jetzt im August zwei Briefe aus Koblenz bei Apolonia ein, einer von Clemens Brentano und der andere von Karoline Settegast[91]. Beide Briefe wünschten Apolonia dringend nach Koblenz, um dort im Bürgerhospital auszuhelfen, solange bis die aus St. Charles in Nancy zugesagten Barmherzigen Schwestern eintreffen würden. Sie sollten im Sommer kommenden Jahres in Koblenz sein.

Apolonia kannte zu dieser Zeit weder Karoline Settegast noch Dietz persönlich. Sie verließ sich hier ganz auf die Beschreibung von Luise Hensel und Clemens Brentano. Später zählte aber Karoline Settegast zu Apolonias nächsten Freunden. Vor allem einte sie beide dasselbe Streben und dieselbe lebenslange Arbeit der Krankenpflege. Allerdings schien ihr das eigene Kommen nun, da die Schwestern sicher zugesagt waren, auch wieder überflüssig zu sein, wie sie nun an Luise Hensel am 11. August 1825 schrieb[92]. Wohl hätte sie gewünscht, in Koblenz eine Art Lebensaufgabe zu finden. Das war nun hinfällig geworden. Ihr Aufenthalt und Arbeiten in Koblenz war von vornherein begrenzt. Andererseits erleichterte ihr das aber wieder den Abschied von Bocholt. Denn sie hatte hierdurch ein bündiges Gegenargument gegen den Vorwurf, sie würde dem Vater untreu. Sie half in Koblenz ja nur aus.

Zugleich aber wird in allem ein anderes sichtbar, Apolonias Suche nach einem end-

[89] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 131.

[90] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Horst, 5. April 1825 u. 14. Juni 1825, StA Boch 1.2.2.7. 25.

[91] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Koblenz, 26. Juli 1825, in: Johannes Schuth, Aus den Anfängen der „Caritas" im Bistum Trier im 19. Jahrhundert, in: Trierisches Jahrbuch 1954, 78–83. – Gerta Krabbel, Karoline Settegast, in: Gerta Krabbel, „Ein mutig Herz – Ein redlich Wollen", 69–82.

[92] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Horst, 11. August 1825, StA Boch 1.2.2.7. 25.

gültigen Lebensberuf und Wirkkreis. Die engen Bocholter Verhältnisse, dazu ihr Gebundensein an die Familie ließen ihr hierzu keinen Raum. Diese leise Klage und Unzufriedenheit, nichts Eigenes wirken zu können, klingt wenigstens in ihren vertrauten Briefen an Luise Hensel durch. Dazu bot der Ruf nach Koblenz eine echte Möglichkeit, wenn auch eine zeitlich begrenzte. So ist es verständlich, daß Apolonia diese Möglichkeit aufgreifen wollte. Sie brachte sie zugleich ihrem wahren Lebensberuf näher, ihrer Neigung zur Krankenpflege. Hinter ihr stand eine echte Berufung. Vor allem Luise Hensel wirkte hier bei Apolonia immer wieder bestärkend. Grundsätzlich leitete beide hier dasselbe religiöse Streben. Wohl vor allem diese Gemeinsamkeit half Apolonia auch jetzt, sich über alle widersprechenden Stimmen hinwegzusetzen. In Bocholt waren alle gegen ihre Koblenzer Pläne. Man hielt ihr entgegen, es sei vorzuziehen, dem eigenen Vater als fremden Menschen zu dienen. Auch Apolonias Beichtvater hielt ihr das als Mahnung vor Augen, wie sie an Luise Hensel schrieb[93]. Allein Anton Diepenbrock selbst drängte Apolonia, zusammen mit Luise nach Koblenz zu gehen, wohl mit Rücksicht auf ihren eigenen Wunsch.

Im November 1825 trafen die drei Freundinnen in Koblenz ein. Sie wohnten im Hospital. Das war nicht zuletzt auf Apolonias ausdrücklichen Wunsch hin geschehen. Vor allem die Briefe Clemens Brentanos berichten immer erneut über das selbstlose Wirken der drei Freundinnen, die schließlich die Hochachtung der ganzen Stadt genossen[94]. Clemens Brentano setzte ihnen auch ein literarisches Denkmal in seinen „Barmherzigen Schwestern“[95]. Am 15. März 1826 schrieb er an seinen Bruder Christian nach Rom, neben der Arbeit im Spital besorgten die drei Freundinnen, deren Vorbild sich bereits weitere junge Frauen angeschlossen hätten, Näharbeiten für die Armen und selbst das Umbetten der Leichen, aber ohne alle falsche Begeisterung in der größten Einfalt. Vor allem Apolonia setze alles durch ihre Klarheit, Demut, Einfalt, Liebe, Tüchtigkeit und den Frieden, den sie verbreite, in Verehrung für ein solches Wirken, das durch sie alles Exzentrische verliere[96].

Wieder gab hier Clemens Brentano eine wesentliche Charakteristik Apolonia Diepenbrocks. Ganz offensichtlich hatte Apolonia in Koblenz zu ihrem eigensten Wirken gefunden. Zugleich war sie die stille und ruhende Mitte in diesem Arbeiten. So gab sie auch allen anderen Halt und Richtung. Vor allem darin wirkte sich wieder ihr angeborenes zutiefst harmonisches Wesen aus, das Clemens Brentano jetzt wieder mit derselben Bewunderung wie früher hervorhob. Insbesondere dieses Harmonische, Ausgleichende, still in sich Gegründete war es, was ihn zu Apolonia hinzog, was ihm, wie er ihr stets bezeugte, Heimat und Geborgenheit gab. Darin drückte sich die ganze Zwiespältigkeit seines eigenen Wesens aus, dazu die gleichzeitige Sehnsucht nach ihrer Überwindung. Dieser Gegensatz arbeitete zeitlebens in Clemens Brentano. Er drückte sich in seiner äußeren und inneren Unruhe aus, vor allem in seiner religiösen Haltung, die sehr große Einseitigkeiten aufwies und letztlich von einem zerquälenden

[93] Ebenda.

[94] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, Koblenz, 8. April 1826 u. an seinen Bruder Christian, Koblenz, 15. März 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 96 f. u. 130. – Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 9. Februar 1826 u. im Juli 1826. Görres Bd. 9, 223 f. u. 261.

[95] Clemens Brentano, Die Barmherzigen Schwestern in Bezug zu Armen- und Krankenpflege. Nebst einem Bericht über das Bürgerhospital in Coblenz und erläuternden Beilagen, Coblenz 1831. – Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 22/1, Stuttgart 1985, Religiöse Werke, hrg. v. Renate Moering, 1–475; hier 155.

[96] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 15. März 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 130.

und erdrückenden Schuldbewußtsein geprägt blieb. Es hinderte ihn, wahren inneren Frieden zu finden, der im Glauben gründete und vom Religiösen her die in seiner Persönlichkeit wesenhaft angelegte Gegensätzlichkeit hätte überwinden können. Diese letzte Möglichkeit blieb Clemens Brentano versagt. Und manche Briefstelle gibt davon ein ergreifendes Zeugnis.

Ebenso bezeichnend für Apolonias Erscheinung war ihre natürliche und unverstellte Religiosität. Sie gründete in einem tiefen religiösen Empfinden, das nirgends übertrieben und unnatürlich war. Prägend blieb in allem eine letzte Gewißheit im Glauben. Diese religiöse Haltung war aber auch für Apolonia nicht selbstverständlich. Ihre vertrauten Briefe an Luise Hensel, auch an ihren Bruder Melchior lassen das ahnen[97]. Das war aber bei ihr ebenso wie bei Melchior Diepenbrock nur die Kehrseite einer tiefen religiösen Innerlichkeit. Aus Diepenbrocks Antwortbriefen aber sprach letztlich das Vorbild Sailers, das er der Schwester vor Augen stellte. Er schrieb für sie dazu auch wegweisende und weiterhelfende Auszüge aus Briefen Sailers ab, die unmittelbar zu ihr sprechen sollten. Tatsächlich hatte es Apolonia hier schwerer als ihr Bruder Melchior. Ihr fehlte ein tagtäglich unmittelbar gegebenes Vorbild. Sie war hier auf sich selbst verwiesen. Clemens Brentano konnte ihr keine innere Hilfe sein. Eher war das bei Luise Hensel der Fall, die aber viel weniger gefestigt war als sie selbst.

Mit dieser inneren religiösen Suche ging zugleich die Suche nach dem wahren Lebensberuf einher. Auch hier stand Apolonia allein. Ihrer Neigung zur Krankenpflege lag eine innere Berufung zugrunde. Sie wurzelte im Religiösen. Die Vergewisserung dieser Berufung vor sich selbst aber mußte Apolonia zugleich gegen den Widerstand ihrer ganzen Umgebung durchführen. So hatte man ihr schon den Eintritt bei den Barmherzigen Schwestern in Münster verwehrt. Vor allem die Mutter wollte die Zumutungen nicht zulassen, die mit der Pflege von Kranken und Verwahrlosten gegeben waren. Hinter allem aber standen auch die praktischen Gründe der Verfügbarkeit Apolonias daheim. Daher kam es, daß Apolonia erst spät zu einem selbständigen Tätigsein finden konnte. Mitgetragen hatte das alles insbesondere auch Melchior Diepenbrock und durch ihn Sailer. Trotzdem blieb Apolonia wesentlich auf die Bestimmung ihrer eigenen Persönlichkeit und religiösen Neigung verwiesen, mußte selbst ihren Beruf des laienhaften christlich karitativen Wirkens finden. Sailer hatte ihr diesen Weg gewiesen. Mitgegangen sind ihn dann mehrere gleichgesinnte Freundinnen. Hierin lag auch eine gegenseitige weiterhelfende Bestärkung. Hier fiel wohl Luise Hensel eine ausschlaggebende Rolle zu. Und vor allem jetzt in Koblenz erfuhr Apolonia wohltuende Bestätigung und Förderung ihrer eigenen Neigung zur Krankenpflege, vor allem auch im Haus Dietz.

Daher fiel ihr der Abschied aus Koblenz schwer. Nur insgesamt acht Monate lang hatte sie zusammen mit Luise Hensel und Pauline Felgenhauer dort gearbeitet. Im Juli sollten nun die Schwestern aus Nancy eintreffen[98]. Anfang Juli waren Diepenbrock und Clemens Brentano von Bocholt wieder nach Koblenz zurückgekehrt[99]. Seit dem 8. Juli aber gebrauchte Diepenbrock in Wiesbaden die Kur. Clemens Brentano hatte ihn auch dorthin begleitet, reiste aber nach Frankfurt weiter[100]. Dorthin meldete ihm

[97] Diepenbrock an seine Schwester Apolonia, Regensburg, 9. März 1824 u. 3. Februar 1826, StA Boch 1.1.3. 10.

[98] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, im Juli 1826. Görres Bd. 9, 261.

[99] Clemens Brentano an Johann Friedrich Böhmer, Koblenz, 3. Juli 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 140.

[100] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Wiesbaden, 14. Juli 1826, StA Boch 1.1.4. 15.

Diepenbrock nun auch die Rückreise Apolonias nach Bocholt[101]. In Wiesbaden wohnte Diepenbrock bei Johann Delaspee und aß bei Doktor August Heinrich Peez, unter dessen Anleitung er auch die Kur durchführte.

Sie schlug ihm offensichtlich sofort gut an. So hoffte er wenigstens einen Teil seines Übels zurücklassen zu können. Diese Zuversicht klingt auch in seinem Brief an Bernard und die Geschwister daheim an, denen er am 14. Juli von Wiesbaden aus schrieb, er spüre bereits eine wohltuende Wirkung, und launig hinzufügte, sie sollten ihn aber auch sehen, wie ernsthaft er morgens mit dem Glas in der Hand unter den Wassertrinkern auf und ab spaziere[102]. Sailer aber riet ihm von Regensburg aus eindringlich, die Kur lange genug fortzusetzen[103].

Dieser Brief Sailers an Diepenbrock enthielt auch noch eine offensichtlich wichtige Bemerkung, die Joseph Görres[104] betraf. Görres lebte zu dieser Zeit in Straßburg im Exil. Er redigierte dort die ebenfalls durch die preußische Regierung verfolgte Zeitschrift Katholik, das Sprachorgan der Mainzer Schule. Nicht zuletzt hatte Clemens Brentano Görres für diese Mitarbeit begeistert. Vor allem Brentano wünschte nun auch die Anstellung von Görres in Bayern, nachdem sein Wirken in Preußen zerstört war. Gelegenheit dazu bot die seit längerem geplante Umsiedlung der Universität von Landshut nach München. Am 13. April 1826 hatte Schenk den diesbezüglichen, zusammenfassenden Antrag bei König Ludwig eingereicht[105], der die Verlegung der Universität verfügte. Diese Verlegung kam einer Neugründung gleich, die ganz die

[101] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Frankfurt, im Juli 1826. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 41.

[102] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Wiesbaden, 14. Juli 1826, StA Boch 1.1.4. 15.

[103] Sailer an Diepenbrock. Nowack, Ungedruckte Briefe, 23 Nr. 1. – Nowack gibt das Datum fälschlich mit „München 25. Januar 1826" an. Richtig dabei ist, daß Sailer den Brief von München aus geschrieben hatte; er kehrte am 10. Juli nach Regensburg zurück (Sailer an Schenk, Regensburg, 16. Juli 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23). Falsch ist die Monatsangabe „Januar". Sie dürfte auf einem Lesefehler beruhen und muß wohl „Juni" heißen. Denn Melchior Diepenbrock berichtete in seinem Brief an Bernard vom 14. Juli 1826 bereits den Inhalt dieses Sailerschen Briefes an ihn.

[104] Joseph Görres (1776–1848) war wie Dietz gebürtiger Koblenzer. Sein zweijähriger Heidelberger Aufenthalt brachte ihn in unmittelbare Berührung mit der Romantik, und zwar vorzüglich mit deren Interesse an der christlichen Tradition. Die volle kirchliche Glaubenswendung machte Görres aber erst in Straßburg, wohin er 1819 vor der preußischen Regierung geflüchtet war. Hier wirkte vor allem der Einfluß des elsässischen Katholizismus auf ihn, von dem namentlich auch die Mainzer so sehr geprägt waren. Von daher war auch die Verbindung zum Mainzer Kreis und zum Katholiken und dessen Anliegen leicht geschaffen. In München lebte Görres 1827–1848 als Professor der Geschichte. Hier entfaltete er die eigentlich kirchliche Phase seines Tätigseins und wurde zum geistigen Führer und Sammelpunkt der katholischen Bewegung. Görres' Sohn Guido (1805–1852) teilte zwar mit dem Vater dieselbe publizistische Begabung und Neigung, vermochte aber nie aus dessen Schattenbereich herauszutreten. Auch Guido Görres war mit Diepenbrock persönlich eng befreundet.

Joseph von Görres, Gesammelte Schriften, Bd. 7–9: Briefe, hrg. v. Marie Görres, München 1858–1874. – Bibliographie: Heribert Raab, Joseph Görres. Ein Leben für Freiheit und Recht. Auswahl aus seinem Werk, Urteile von Zeitgenossen. Einführung und Bibliographie, München, Paderborn, Wien, Zürich 1978, 268–278. – LThK 4 (1960) 1058–1060. – Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon, 1963, 108–110. – NDB VI (1964) 531–536.

[105] Schenk an Ludwig I., München, 13. April 1826. Max Doeberl, König Ludwig I. der zweite Gründer der Ludwig-Maximilians-Universität. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Universität, München 1926, 55–65 Nr. VIII. – Spindler, Handbuch IV/1, 121–128.

katholisch restaurativen Züge der neuen bayerischen Kulturpolitik trug. Schon zwei Monate zuvor hatte Ringseis in diesem Sinn an Görres geschrieben. Sein Brief datierte auf den 15. Februar 1826[106]. Darin versicherte Ringseis Görres seines Wunsches, der König möge ihn an die Universität berufen. Das hieß bei der einflußreichen Stellung, die Ringseis zu Ludwig hatte, viel. Ringseis dachte dabei an das Lehrfach Geschichte. Damit war das Stichwort gefallen[107].

Die wahre Stellung, die Görres in München einnehmen sollte, drückte wieder Clemens Brentano am treffendsten aus. Görres sollte den sich dort sammelnden und neu aufbrechenden Kräften eine Einheit und Mitte geben. Er sollte nach Brentanos Worten den Konzertmeister im Land machen[108]. Tatsächlich wäre dazu Görres' entschiedene und kraftvolle Persönlichkeit, dazu seine vorzügliche publizistische Begabung bestens geeignet gewesen. Ganz in diesem Sinn wünschte auch Sailer Görres nach Bayern. Das große Vertrauen, das Sailer zu Görres hatte, führte Clemens Brentano in beinahe jedem seiner Briefe an Görres an. Sailer selber schrieb an Schenk im Oktober 1826, wenn Görres käme, wäre das eine neue Stütze in Bayern, denn überall spräche er nur Wahrheit und Gerechtigkeit mit Nachdruck[109].

Offensichtlich aber war Görres selber noch im Mai 1826 von einem sinnvollen zukünftigen Wirken in München wenig überzeugt. Das bestätigen seine Freundesbriefe. Und das färbte schließlich wohl auch auf die Meinung Clemens Brentanos ab. So schrieb er ihm am 3. Juni 1826 von Koblenz aus, daß sich in Bayern für die katholische Seite doch wohl noch nichts Großes und Gründliches erwarten lasse[110]. Das hieß aber nichts anderes, als daß Görres am besten in Straßburg bleiben solle.

Clemens Brentano hatte diesen Brief nur wenige Tage vor Diepenbrocks Eintreffen in Koblenz geschrieben. Diepenbrock aber brachte nun den bestimmten Wunsch Sailers mit, Görres sollte nach München berufen werden. Das war auch sein eigener Wunsch. Wirklich bewirkte Diepenbrock sofort auch bei Clemens Brentano wieder einen entschiedenen Meinungsumschwung. So schrieb jetzt Brentano am 14. Juni von Koblenz aus erneut an Görres und kündigte ihm den gemeinsamen Besuch mit Diepenbrock an, den er Görres als den Sekretär Sailers vorstellte, der ihm, da er durch Sailer die Verhältnisse in Bayern genau kenne, auch vieles für ihn Interessante berichten könne[111]. Dieser Besuch sollte offenbar dazu dienen, Görres selbst hinsichtlich eines etwa an ihn ergehenden Rufes nach München umzustimmen, ihm jedenfalls Einblick in die wahren bayerischen Verhältnisse zu geben. Das konnte Diepenbrock wirklich tun. Vor allem wollte er den großen Publizisten gern persönlich kennenlernen. Durch Clemens Brentano war das jetzt ohne weiteres möglich. Mit Begeisterung hatte Diepenbrock die Rede von Görres an Ludwig gelesen, die er dem verstorbenen König Maximilian I. Joseph in den Mund gelegt hatte. Sie hatte auch Sailers vollen Beifall gefunden[112]. Dazu gab ihm jetzt Clemens Brentano mehrere neue von Görres verfaßte

[106] Ringseis an Joseph Görres, München, 15. Februar 1826. Görres Bd. 9, 228 f.

[107] Karl Alexander von Müller, Görres' Berufung nach München, in: Görres-Festschrift. Aufsätze und Abhandlungen zum 150. Geburtstag von Joseph Görres hrg. v. Karl Höber, Köln 1926, 216–246.

[108] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 14. Juni 1826 u. im Juli 1826. Görres Bd. 9, 258 u. 261.

[109] Sailer an Schenk, Regensburg, 26. Oktober 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[110] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 3. Juni 1826. Görres Bd. 9, 249.

[111] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 14. Juni 1826. Ebenda, 256.

[112] Ebenda, 257.

Aufsätze aus dem Katholik zu lesen, die ihn gleichfalls begeisterten. So schrieb er an Sailer über Görres: „Was würde er erst unter Ihrer Anleitung werden und wirken, denn er ist noch bildsam, in dem neuen Gebiete, das er betreten, dem theologischen; ich habe das aus seinen Briefen an Clemens Brentano gesehen.“ [113]

Diese Bemerkung gibt einerseits Einblick in das Freundschafts- und Vertrauensverhältnis Diepenbrocks und Clemens Brentanos, belegt aber andererseits, mit welcher Sicherheit Diepenbrock Menschen und Verhältnisse beurteilte. Tatsächlich war Görres noch bildsam, wie er es nannte. Seine innere Umkehr zur Kirche lag noch nicht lange zurück. In ihr wirkte aber vor allem der elsässische Katholizismus, von dem der ganze Mainzer Kreis geprägt war in seinen vorzüglichen Vertretern, Liebermann, Colmar, Weis[114] und Räß[115]. Von Anfang an trug dabei alles einen unverkennbar ultramontanen Charakter. Das zeigte gerade auch der Katholik. Diese Prägung wirkte sich in diesen früheren Jahren aber noch keineswegs kämpferisch verengend aus. Im Gegenteil. Sie gab allem eine straffe Klarheit und eindeutige Ausrichtung. Was den Katholiken betraf, so war das jetzt vor allem auch das Werk von Görres.

Daher trifft man in ihm auf eine echte Nahtstelle. Die Jahre nach Ludwigs Regierungsantritt war in Bayern allein Sailer prägend in seiner irenischen Gläubigkeit und geistigen Weite. Vor allem zu Sailers Lebzeiten war das so. So setzte auch in dieser Hinsicht die Regierungszeit König Ludwigs mit ihrem Höhepunkt ein. Eigentlich bestimmend aber blieben die Sailerschen Maßstäbe bis zum Ministerium Abels. Erst mit ihm schlug das religiöse Klima endgültig um in eine strengkirchliche Auffassung. Charakteristisch für sie war ihr fortschreitender einengender Ultramontanismus, ihre kämpferisch-kirchliche Gesinnung, die nun ganz bewußt in schroffen Gegensatz zu Sailers aussöhnender Irenik trat.

Zu dieser Entwicklung hatten die Mainzer einen ersten entscheidenden Anstoß gegeben[116]. Sie fand ihren Endpunkt im Unfehlbarkeitsdogma des ersten Vatikanischen Konzils. In München hatte nicht zuletzt auch Görres diese Fortentwicklung der katholischen Restauration, der Gegenbewegung zu Aufklärung und Säkularisation, mitgetragen. Sailer hatte an ihre Anfänge seine Irenik gesetzt. In diesem Sinne wünschte er jetzt Görres nach München. Die neuen Vorzeichen aber zeigten sich bald, wenn auch noch unvermerkt. Ein Beispiel dafür ist die von Görres herausgegebene Zeitschrift Eos und der um sie gesammelte Kreis, später die Historisch-politischen Blätter, die Görres zusammen mit seinem Sohn Guido redigierte. So sind gerade Persönlichkeit und Wirken Görres' exemplarisch und charakteristisch zugleich für die katholische Entwicklung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Man trifft in ihm auf eine wirkliche Gelenkstelle, die von der Irenik Sailers zum strengkirchlichen

[113] Diepenbrock an Sailer, Wiesbaden, 10. Juli 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

[114] Andreas Räß (1794–1887) war gebürtiger Elsässer und ein Schüler Liebermanns. Er hatte in Mainz studiert, wurde 1816 zum Priester geweiht und bereits drei Jahre später als Professor ins Seminar berufen, zunächst für Philosophie, dann für Dogmatik. Räß gehörte unbedingt zu den unmittelbar weitertragenden, wenn nicht formenden Persönlichkeiten der Ersten Mainzer Theologenschule. Seit 1836 war er Domkapitular in Straßburg und wurde 1842 dort Bischof. – LThK 8 (1963) 996. – Gatz, Bischöfe, 584–590.

[115] Nikolaus Weis (1796–1869) studierte wie Räß im Mainzer Seminar und war Schüler Liebermanns. 1822 wurde er Domkapitular in Speyer, 1837 Domdechant, 1842 schließlich Bischof von Speyer. Zusammen mit Liebermann und Räß hatte er 1821 den Katholiken gegründet. Vor allem er prägte die Idee des religiösen Volksbuches aus. – LThK 10 (1965) 998 f. – Gatz, Bischöfe, 801–803.

[116] Vgl. S. 76 f. Anm. 98.

Ultramontanismus hinüberdrehte. Zugleich ist Görres die markanteste Gestalt, die zunächst die Sailersche Haltung mit der des Mainzer Kreises vermittelte, freilich dann in die von ihm entscheidend angestoßene Bewegung einschwenkte. Andere haben diese Bewegung nicht mitgemacht, etwa Schwäbl, Oettl und vor allem Melchior Diepenbrock. Sie waren nicht minder das kirchliche Leben tragende und prägende Persönlichkeiten, die aber schließlich unterliegen mußten.

Jetzt aber traf Sailers Nachricht ein, daß sich der Berufung von Görres an die Universität von außen mächtige Hindernisse entgegenstellen würden[117]. Diese Nachricht mußte um so schwerer wiegen, da sie Sailer direkt von München aus an Diepenbrock geschrieben hatte, wo er mit Schenk persönlich wohl auch über diesen Plan gesprochen und ihm dabei auch seinen eigenen Wunsch Görres betreffend ausdrücklich genug bezeugt hatte. Die entgegenstehenden Schwierigkeiten erwuchsen durch Preußen. Nach dem Eintreffen des Sailerschen Briefes forderte Clemens Brentano Görres nun erst recht noch einmal auf, jetzt nicht untätig zu bleiben, sondern Sailer offen und vertraulich zu schreiben, damit dieser sich für ihn verwenden könne. Brentano schrieb das auch auf ausdrückliche Veranlassung Diepenbrocks hin[118]. Ob Görres dieser Aufforderung folgte, ist nicht bekannt. Fest steht nur, daß sich Görres zunächst ganz bewußt alle Möglichkeiten offenhielt, wohl auch deshalb, weil seine preußische Angelegenheit noch in der Schwebe war. Der Wunsch Sailers aber war in München nicht wirkungslos geblieben. Im Auftrag König Ludwigs bot Schenk Görres am 20. August 1826 eine Professur an der Universität München an, nachdem die Ablehnung Hormayrs feststand. Er war der ursprüngliche Kandidat Ludwigs, Görres aber der Favorit Sailers und auch Ringseis'. Tatsächlich erhob nun Preußen Einspruch. So verzögerte sich Görres' Kommen noch bis zu Anfang November 1827, den Beginn des Wintersemesters[119].

Der von Diepenbrock und Clemens Brentano geplante Besuch bei Görres in Straßburg aber war schließlich doch nicht zustandegekommen. Schuld daran war vielleicht Diepenbrocks falsche Hoffnung, daß Sailer selbst im August an den Rhein reisen würde. Er hätte ihn dann dort treffen können und dann Zeit gehabt, nach beendeter Kur mit Clemens Brentano und vielleicht auch mit Sailer zu Görres zu kommen. Ganz offensichtlich hatte Sailer selbst auch eine solche Herbstreise, sei es an den Rhein oder in die Schweiz, geplant[120]. Auch Diepenbrock hatte ihn jetzt von Wiesbaden aus darum herzlich gebeten[121]. Sailer aber konnte Regensburg nicht für längere Zeit verlassen. So kehrte auch Diepenbrock nun direkt nach Regensburg zurück. Er reiste über Frankfurt, um noch einmal mit Clemens Brentano zusammenzutreffen, fuhr aber schon am nächsten Tag, den 18. August, von dort weiter[122].

Zwar erkrankte Diepenbrock sofort nach seiner Ankunft in Regensburg an einem Schleimfieber, wie er Clemens berichtete[123]. Aufs Ganze besehen aber hatte ihm die

[117] Sailer an Diepenbrock. Nowack, Ungedruckte Briefe, 23 Nr. 1 (zur Datierung vgl. S. 136 Anm. 103).

[118] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, im Juli 1826. Görres Bd. 9, 260.

[119] Müller, Görres' Berufung, 226–246.

[120] Sailer an Savigny, Regensburg, 18. Mai 1826 u. an Luise Lavater, 19. Mai 1826. Schiel II 502 Nr. 495 u. 503 Nr. 496.

[121] Diepenbrock an Sailer, Wiesbaden, 10. Juli 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

[122] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Frankfurt, 19. August 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 153.

[123] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 9. September 1826. Ebenda 158f.

Kur sehr wohlgetan. Die ganze Reise war für ihn äußerst anregend gewesen, vor allem durch das längere Zusammensein mit Clemens Brentano. Durch ihn war Diepenbrock in unmittelbare Berührung mit dem Mainzer Kreis gekommen, insbesondere was dessen publizistische Tätigkeit durch den Katholiken betraf. Clemens Brentano nahm vor allem durch seine Verbindung mit Räß hier direkten Anteil. Und manche Briefstelle zeigt, welch treffendes Urteil er über die Arbeit der Mainzer hatte. Clemens Brentano zeigte für sie größtes Interesse. Ihn selber konnte man nicht zu den Mainzern rechnen. Seine Bedeutung beschränkte sich darauf, eine Verbindung zwischen dem Mainzer Kreis und der Romantik hergestellt zu haben. Dieselbe Bedeutung hatte später Christian Brentanos Mitarbeit am Katholiken. Sailer selber stand dem Mainzer Kreis nicht unmittelbar nahe, obwohl er deren Vertreter persönlich kannte. Auch Diepenbrock wurde durch ihn nie eigentlich geprägt. Sein Aufenthalt im Mainzer Priesterseminar änderte daran nichts. Er war zudem auf allerkürzeste Zeit beschränkt geblieben.

Brentano hatte Diepenbrock jetzt mit vielem bekannt gemacht. Auch die unmittelbare Verbindung Diepenbrocks mit Görres stellte er her. Dazu hatte ihn Brentano für ein typisches Anliegen des Mainzer Kreises gewonnen. Er hatte ihm die Übersetzung der Lebensbeschreibung des Fénelon von Ramsey aus dem Französischen nahegelegt. Diepenbrock hatte diese Arbeit sofort angenommen. Sie läßt sich aber unmittelbar in die allgemeine publizistische Tätigkeit der Mainzer einfügen[124]. Es ging hier um die Schaffung guter katholischer Erbauungsliteratur. Neben Weis war hier vor allem Räß die vorantreibende Kraft. Zeichnete sich Liebermann wesentlich durch die wissenschaftlich-theologische Durchdringung aus, so war es Räß und Weis um Produktion und Verbreitung zu tun. Als Schüler Liebermanns aber griffen auch sie durch ihre elsässische Tradition nach der französischen Literatur, wobei insbesondere Weis eine reiche Übersetzertätigkeit entfaltete. Ebenso wie die französischen Schriften der Aufklärung nach Deutschland gewirkt hatten, machte man nun die Literatur der französischen katholischen Restauration bekannt. Bewußt wollte man damit die Masse des katholischen Volkes erreichen. In allem aber ging es Räß und Weis um den unmittelbar religiös erzieherischen und erbaulichen Wert.

Um dieses Zweckes willen nahm man auch viele Mängel und Fehler in Kauf, die sich bei dem raschen und massenhaften Erscheinen der Schriften einstellten. Tatsächlich aber begegnete man damit einer echten Not der Zeit. Es war derselbe Mangel, aufgrund dessen auch Sailers Schriften, allen voran sein Gebetbuch[125], so rasche und weite Verbreitung gefunden hatten. Sailer selber wußte zeitlebens um diesen Mangel an wahrer religiöser Literatur. Darum ließ er auch gerade unter dieser Rücksicht Diepenbrock in seinen literarischen Neigungen frei gewähren, ermunterte und unterstützte ihn. Allerdings gab es hier entscheidende Unterschiede. Die Mainzer hatten eine eigentliche Massenproduktion entfaltet. Ihr gehörte zwar die Zukunft, aber sie trug in allem die ultramontanen, dann auch kämpferisch polemischen Vorzeichen, freilich auch eine warme und werbende Kirchlichkeit an sich.

Es bedurfte nicht viel, Clemens Brentano für dieses literarische Anliegen zu begeistern. Mit seinen Emmerickaufzeichnungen verfolgte er letztlich auch diesen Zweck.

[124] Lenhart, Die Erste Mainzer Theologenschule, in: Jahrbuch für das Bistum Mainz 7 (1955–1957), 9–130. – Leo Just, Fénelons Wirkung in Deutschland. Umrisse und Beiträge, in: Johannes Kraus, Joseph Calvet, Fénelon. Persönlichkeit und Werk. Festschrift zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages, Baden-Baden 1953, 35–62.

[125] Vollständiges Lese- und Betbuch zum Gebrauche der Katholiken. Herausgegeben von J. M. Sailer, München und Ingolstadt 1783. – Ausgaben bei: Schiel II 643 Nr. 23.

Er hatte dieses Anliegen nun auch an Diepenbrock herangetragen. Freilich war Fénelon auch eine Lieblingsgestalt Sailers. So war diese Übersetzung zugleich ein spezifisch Sailersches Thema. Die entscheidende Initiative dazu aber war von Clemens Brentano ausgegangen. Und sie deckte sich ganz mit dem Anliegen der Mainzer. Das beweist die warme Empfehlung des Werks im Katholiken[126]. Obwohl Clemens Brentano Diepenbrock in den kommenden Jahren immer erneut auf derartige Arbeiten aufmerksam machte, blieb die Übersetzung und Herausgabe des Fénelon die einzige gemeinsame Arbeit Diepenbrocks und Brentanos. Das Werk erschien 1826 anonym bei Hölscher in Koblenz[127]. Clemens Brentano hatte für Diepenbrock diesen Verleger besorgt. Der Druck hatte bereits im April beginnen können[128]. Brentano hatte dazu das Vorwort geschrieben[129].

Mit der französischen Sprache war Diepenbrock schon beim Militär vertraut geworden. Das Übersetzen fiel ihm auch durch sein angeborenes Sprachtalent nicht schwer. Er fand hier wieder die gesuchte zerstreuende Beschäftigung, vor allem in krankeren Tagen. Seines chronischen Leidens wegen und der damit verbundenen Hypochondrie hatte ihn ja auch Clemens Brentano nach Koblenz eingeladen und Sailer zur Kur zugeredet.

Für das Anliegen, gute religiöse Literatur zu schaffen, war Diepenbrock aber nicht ausschließlich durch Brentano gewonnen worden. Hinter allem stand auch die unmittelbare Leitung Sailers. Das zeigt gerade auch die Verbindung Diepenbrocks mit der Familie Hertling in Schierstein. Sailer hatte ihn dort eingeführt. Das erste persönliche Bekanntwerden brachte die Rheinreise im Herbst 1823. Den vertrauten Anschluß, den Diepenbrock bei der Familie sofort gefunden hatte, bezeugen seine Briefe. Sie waren insbesondere an Katharina von Hertling adressiert, eine der Töchter der Freifrau Gisberta von Hertling, die ähnlich geistreich wie Antonie Brentano, dazu die Seele und Mitte des um die Familie gesammelten Freundeskreises war. In ihm verkehrten zwar auch Clemens Brentano und Räß, dazu Luise Hensel, Karl Joseph Windischmann und Johann Friedrich Heinrich Schlosser[130]. Die eigentlich dominierende und formende Gestalt in der Familie aber blieb Sailer[131]. Er nahm auch immer wieder Einfluß auf die Übersetzungsarbeiten der Töchter. An ihnen war insbesondere Katharina beteiligt. Auch Diepenbrock gestand man solche unmittelbare Einflußnahme zu. Das Anliegen solcher Übersetzungen deckte sich zwar direkt mit dem der Mainzer, aber Leitbild waren hier immer wieder Sailer und Diepenbrock. Das wirkte sich direkt auf

[126] Just, Fénelons Wirken in Deutschland, 60.

[127] Fénelon's Leben, aus dem Französischen des Ritters von Ramsay übersetzt und mit einigen Anmerkungen und Beilagen begleitet, Coblenz 1826.

[128] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, Koblenz, 8. April 1826. Clemens Brentano, Bd. 9, 98.

[129] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, Anfang 1827. Görres Bd. 9, 285 f. – Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 22/1, Stuttgart 1985, Religiöse Werke, hrg. v. Renate Moering, 519–592.

[130] Johann Friedrich Heinrich Schlosser (1780–1851) war gebürtiger Frankfurter und nahm als Abgeordneter der Stadt 1814 am Wiener Kongreß teil. Er kaufte das Stift Neuburg am Neckar, zog sich dorthin zurück und sammelte einen Freundeskreis um sich, in dem alle geistigen Fragen der Zeit besprochen wurden, der aber ein betont katholisches Prinzip in allem geltend zu machen suchte. – LThK 9 (1964) 420 f.

[131] Vgl. Sailers Briefe an die verschiedenen Familienmitglieder. – Dazu: Ludwig Hertling, Bischof Sailer und der Schiersteinkreis (mit bisher unveröffentlichten Briefen Sailers), in: Stimmen der Zeit 124 (1933) 310–319.

die Auswahl der übersetzten Werke aus. Als Diepenbrock die Familie Hertling jetzt von Wiesbaden aus in Schierstein besuchte, bat man ihn, ein Buch zur Übersetzung vorzuschlagen. Diepenbrock wählte dafür das Leben und die Schriften der heiligen Katharina von Genua aus. Wie er an Gisberta von Hertling schrieb, seien sie durchaus denen der heiligen Theresia an die Seite zu stellen und hätten diesen sogar noch die Kürze und Klarheit voraus. Auch Sailer rechne sie zu den vorzüglichsten rein mystischen Schriften[132]. Wenn daher in Schierstein bevorzugt mystische Literatur übersetzt wurde, so ging das auch auf Sailers, vor allem Diepenbrocks Vorliebe für diese zurück. Freilich nahmen die Schwestern auch andere Anregungen auf. Beispiel dafür ist die von Clemens Brentano veranlaßte Übertragung von Spees Goldenem Tugendbuch. Im übrigen aber schlug ihnen Brentano vor allem Übersetzungen aus dem Französischen vor[133]. Diepenbrock wies später Katharina von Hertling auf den Verleger Bachem in Köln hin, den er persönlich kannte und der ihre Arbeiten drucken konnte. Bachem hatte offensichtlich auch Diepenbrock selbst aufgefordert, neue eigene Werke bei ihm drucken zu lassen[134]. Diepenbrock griff auf dieses Angebot nie zurück.

Barbing

König Ludwig hatte Sailer im Sommer 1826 das königliche Schloß Barbing zur Benutzung auf Lebenszeit überlassen. Es lag eineinhalb Stunden vor Regensburg und teilte seinen Namen mit der kleinen umgebenden Ortschaft. Bereits im August war Sailer nach Barbing hinausgezogen, noch ehe Diepenbrock von Wiesbaden zurückgekommen war[135]. Vom 24. August bis 7. September weilte Schenk in Regensburg. Schenk verbrachte dort zusammen mit seiner Frau und deren Schwester Charlotte von Neumayr seinen Urlaub. Er sah, wie er dem König berichtete, Sailer täglich. Zusammen mit ihm machte er auch eine dreitägige Fahrt, die ihn nach Straubing, vor allem nach Weltenburg und Metten brachte, den beiden aufgehobenen Klöstern, die man wiedererrichten wollte[136]. Mit Schenk besprach Sailer wohl auch die vorzunehmenden Besetzungen an der theologischen Fakultät der nach München verlegten Universität. Sailers Stimme hatte hier auch während aller folgenden Jahre größtes Gewicht[137]. Wenige Monate später machte Sailer Schenk, offensichtlich auf dessen Anfrage hin, direkte Vorschläge zur Eröffnungsfeier der Universität in München[138]. Bezeichnenderweise sandte Schenk auch von Barbing aus die Ernennung vom 20. August an Görres ab.

Sailers Gesundheit war das Barbinger Landleben äußerst zuträglich. Er fuhr zweimal in der Woche von Amts wegen nach Regensburg[139]. Regelmäßig zog Sailer in den

132 Diepenbrock an Gisberta von Hertling, Barbing, 16. September 1826. Ebenda, 312 f.

133 Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 4. November 1827. Clemens Brentano, Bd. 9, 188.

134 Diepenbrock an Katharina von Hertling, Regensburg, 8. April 1828. Hertling, Sailer und der Schiersteinkreis, 314.

135 Sailer an Schenk, Regensburg, 2. August 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

136 Schenk an Ludwig I., München, 15. September 1826. Spindler, Briefwechsel, 13 f.

137 Vgl. den Briefwechsel Sailers mit Schenk, BZAR Sailer Nachlaß A 23. – Vgl. S. 129 Anm. 69.

138 Sailer an Schenk, Barbing, 12. Oktober 1826, ebenda.

139 Sailer an Luise Lavater, Barbing, 15. September 1826. Schiel II 505 f. Nr. 499.

folgenden Jahren für längere Zeit mit seinem ganzen Hausstand nach Barbing. Ebenso regelmäßig fand sich dort jedes Jahr ein Kreis von Freunden ein. Diese Tage gehörten zweifellos auch für Diepenbrock zu den schönsten seiner ganzen Regensburger Zeit. Am längsten verweilten stets Frau von Schenk und Charlotte von Neumayr, mit ihnen auch Schenks Sohn Heinrich. Schenk selbst konnte nur immer wenige Tage bleiben. Von diesen Tagen berichten besonders die Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr, die auch einen unmittelbaren Einblick in das Verhältnis zwischen Sailer und Diepenbrock geben[140].

Ihm lag ein absolutes Vertrauen zugrunde und eine, bei aller unterschiedlichen Wesensart, seelische Gleichgestimmtheit. Diepenbrock litt während dieser Jahre oft heftig an seinem chronischen Übel. Es versetzte ihn auch immer wieder in die schwermütigste Stimmung. Vor allem die Briefe Clemens Brentanos an seinen Bruder Christian sprechen oft von Diepenbrocks Hypochondrie. Offensichtlich belastete sie manchmal die Freundschaft zu ihm. So schrieb Clemens Brentano einmal, er könne Diepenbrocks Moralität, Talent und Selbstbändigung, seine Liebe und Demut nur verehren, aber sein kranker Humor mache ihn ihm oft beschwerlich[141]. Auch Sailer mußte offensichtlich manches durch Diepenbrocks Schwermütigkeit erleiden[142]. Und es zeugt von Diepenbrocks tiefer Aufrichtigkeit, wenn er noch Jahrzehnte später in seiner Erinnerung an Sailer das bekennt und zugleich hinzufügt: „Vielmals muß ich ihm recht lästig und widerwärtig geworden seyn. Aber seine Liebe war nicht zu trüben, seine Geduld nicht zu ermüden. Mit dem tiefsten innigsten Mitleid begegnete er meinem Leiden, suchte mich zu erheitern, ließ sich niemals verletzen, und öffnete mir jedesmal wieder sein weites warmes Vaterherz, sooft ich mich an dasselbe warf. Wie oft hat er mich, wenn ich ihm mein Herz und meinen Schmerz über solche Unart in der Beicht ausgeschüttet, nach derselben liebreich umarmt, und mit einem Kuß auf die Stirn mir gesagt: „Freund, glaub es, Gott hat uns nicht umsonst so wunderbar zusammengeführt; also Muth und Vertrauen!“.“[143]

Allerdings konnte es dabei auch zu echten Verstimmungen kommen. Sie waren stets durch Diepenbrock verursacht. Der Grund lag wohl in seinem heftigen Wesen. Es wurde durch seine Krankheit und Gemütsstimmung noch reizbarer. Andererseits aber besaß Diepenbrock ein leidenschaftliches Temperament, in dem etwas Auffahrendes, Jähes und Ungeduldiges lag, mit dem er auch wirklich verletzen konnte. Das war die andere Seite in seinem Wesen, die dem nach innen gekehrten Zug aber nur scheinbar widersprach. Beides lag in ihm. Diepenbrock wußte selber um diese Wesensart und ging aufrichtig gegen sie an. Er konnte mit ihr aber auch Sailer selbst treffen. Charlotte von Neumayr berichtet gerade vom Herbstbesuch des Jahres 1826 eine solche Szene: „Wir hatten schon während des Mittagessens den leisen Mißklang herausgefühlt, der bis zum Abendtische sich noch gesteigert zu haben schien. Sailer sah traurig, Diepenbrock vollkommen unglücklich aus, als letzterer plötzlich vom Tische aufsprang, mit raschen Schritten auf Sailer los ging und diesen, indem er ihm um den Hals fiel, in hoher Rührung und zärtlicher Zerknirschung um Verzeihung seines

[140] Vgl. S. 33 f. Anm. 18.

[141] Clemens Brentano an einen jüngeren Freund, 4. November 1827. Reinkens, Diepenbrock, 109.

[142] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 4. November 1827. Clemens Brentano, Bd. 9, 107.

[143] Diepenbrock, Erinnerung an Sailer. Geistlicher Blumenstrauß, 1852, XX (= Schwaiger, Sailer, 176).

Ungestüms bat. Wie gerne verzieh Sailer, wie glücklich war er! „Lasse nie, mein Sohn", sagte er, „einen Schatten des Mißtrauens zwischen uns treten: lasse wenigstens die Sonne nie untergehen, ehe er gewichen. Wir beide gehören zusammen, Gott selbst hat uns zusammen geführt!" Nun war plötzlich alles gut. Diepenbrock ging schnell von dem tiefsten Trübsinn in die allerheiterste, glücklichste Stimmung über. Sein Witz sprühte Funken, welche, um sich greifend, ein ganzes Feuerwerk von Humor und Laune in der Gesellschaft entzündeten. Man machte noch Punsch, wir sangen, kurz: der Abend, welcher so trübe begonnen, schloß zur allgemeinsten Zufriedenheit. Als Sailer den folgenden Tag über diese Abendszene, ohne ihre eigentliche Veranlassung näher zu berühren, sich gegen uns aussprach, sagte er in Beziehung auf Diepenbrock: „Ich kann mich nie von ihm wenden, kann nie einen Augenblick lang aufhören, ihn zu lieben, denn ich kenne sein Herz, das reich und groß ist, wie kein zweites. Seine Fehler liegen im Temperament, sie bilden die Schattenseite einer glühenden Seele. Ich darf ihm jedoch das Zeugniß geben, daß er stets bemüht ist, seine heiße Natur zu bändigen, und wenn er sein Roß reitet mit Zaum und Zügel, ist er unter allen Menschen, welche mir auf meinem langen Lebenswege begegneten, unter allen der Erste und Edelste. Aber freilich", setzte er bedenklich hinzu, „wenn das Roß ihn reitet, dann freilich wirft er alles nieder und auch mich"."[144]

Auch durch alle späteren Jahre konnte das Verhältnis Sailers zu Diepenbrock durch nichts eigentlich getrübt werden. Was beide verband, lag tiefer als jede augenblickliche Verstimmung. So blieb auch beider Verhältnis bis zu Sailers Tod dasselbe. In späteren Jahren sprach Sailer stets gern und offen mit Freunden über Diepenbrock. Er war ihm der Inbegriff seiner Freuden wie Sorgen. Wieder berichtet Charlotte von Neumayr einen Ausspruch Sailers, den er, wenn auch nicht dem Wortlaut, so doch dem Inhalt nach über Diepenbrock sagte: „Welch ein Herz ist doch das seine ... Wen er mit seinem halben Herzen liebt, der besitzt einen größeren Schatz an Liebe, als wenn ihm hundert Andere mit ihrem ganzen Gefühlsvermögen anhängen. Und seine Fehler, die sind leicht zu kennen, denn sie liegen auf der Oberfläche einer tiefen, reichen Natur: diese allzurasche, oft so unvorsichtige Handlungsweise, diese gewaltige Erregbarkeit, diese Zornesflammen, welche so leicht auflodern und oft so schwer verletzen, – in diesen Fehlern selbst, wie sehr sie auch zu beklagen sind, liegt durch die Art, wie er sie erkennt, bekämpft und bereut, manchmal eine Erhabenheit, zu der es gar viele Menschen nicht mit ihren Tugenden bringen"."[145]

Charlotte von Neumayr und ihre Schwester, Frau von Schenk, blieben noch weit bis in den Oktober in Regensburg[146]. Immer wieder wohnten sie auch mehrere Tage lang in Barbing als unmittelbare Gäste Sailers[147]. So lud Sailer Schenk nun auch ein, seine Frau dort selbst abholen zu kommen. Zum doppelten Namenstagsfest, Theresia und Eduard, am 13. und 15. Oktober, aber traf ein herzlicher Brief aus Barbing ein, in dem die ganze Freude über den langen Besuch nachklang[148]. Kein Jahr unterblieben solche Namenstagsbriefe, in denen auch stets Diepenbrock, der ohnehin Sailers Briefe schrieb, und Therese mitgenannt waren. In jedem seiner Briefe an Schenk grüßte Sailer zugleich die beiden Familien, die Schenksche und die Neumayrsche. Sailer nannte sie das Ober- und Unterhaus, weil sie im selben Haus in München wohnten. Dabei

[144] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 73 f.
[145] Ebenda 75.
[146] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 8. Oktober 1826, Bay Stabi Schenkiana II/4.
[147] Sailer an Schenk, Barbing, 13. September 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.
[148] Sailer an Schenk, Barbing, 14. Oktober 1826, ebenda.

war die Familie Schenk das Oberhaus, weil sie über der Familie Neumayr, dem Unterhaus, wohnte[149]. Am 26. Oktober zog Sailer wieder von Barbing nach Regensburg zurück[150]. Vor allem auch für Diepenbrocks Wohlbefinden war der längere Aufenthalt auf dem Land nur von Vorteil. Proske hatte ihm stets dazu geraten.

Inzwischen hatte Diepenbrock eine weitere literarische Arbeit begonnen. Er wollte die Schriften von Seuse herausgeben[151]. Wie zur Übersetzung des Fénelon hatten ihn auch hierzu mehrere Freunde angeregt[152]. War aber der Fénelon doch eher eine vor allem durch Clemens Brentano veranlaßte Gelegenheitsarbeit gewesen, so entsprach dieses neue Vorhaben ganz und gar Diepenbrocks eigener Vorliebe für die Literatur der Mystik. Zugleich aber war auch Seuse wieder ein vorzüglich Sailersches Thema. Dazu kam als weiterer unmittelbarer Anlaß die gerade erschienene Frankfurter Ausgabe der Predigten Taulers[153]. Sie war durch Senator Johann Gerhard Christian Thomas besorgt worden. Und vor allem aus diesem romantischen Freundeskreis, der um Thomas versammelt war[154], dürften auch die Freunde stammen, von denen Diepenbrock im Vorwort sagte, sie wünschten von ihm die Herausgabe des Seuse. Wirklich bildete sie eine Ergänzung zur Taulerausgabe und machte erstmals wieder mit diesem Mystiker bekannt.

So aber läßt sich Diepenbrocks Seuseausgabe bei all seiner persönlichen Vorliebe für dessen Schriften doch wieder zugleich einordnen in das allgemeine Anliegen und Interesse der Zeit, die literarische Bewegung der katholischen Restauration. Sie tritt hier in ihrer spezifisch romantischen Ausprägung auf, und darum anders als bei den Mainzern, die letztlich von der Romantik unberührt blieben, trotz der Vermittlung durch die beiden Brüder Brentano. Charakteristisch für die Romantik war die Entdeckung des Geschichtlichen, der Tradition. Das geschah in allen geistigen wie künstlerischen Bereichen. Auch darin zeigte sie sich als typische Gegenbewegung zur Aufklärung. Im Religiösen wollte man die großen Glaubensgestalten der Vergangenheit neu beleben, ihnen neue Anerkennung und Würdigung verschaffen und die von ihnen ausgehenden Kräfte der eigenen Gegenwart zuführen. Gerade auch die deutsche Mystik bot hierzu reiche Möglichkeiten.

Diepenbrock bat Clemens Brentano, für seine Seuseausgabe eine Vorrede zu schreiben, sowie es Clemens für den Fénelon getan hatte. Clemens Brentano aber weigerte sich von vornherein. Er wies Diepenbrock damit dringend an Görres und hörte offensichtlich so lange nicht auf zu drängen, bis sich dieser wirklich an Görres gewandt hatte. Andererseits nahm Diepenbrock diesen Vorschlag Brentanos auch wieder gern auf. Der Name Görres' konnte seiner Ausgabe nur größeres Gewicht geben. Umgekehrt konnte sie auch für Görres selbst einen Vorteil haben. Clemens Brentano hielt ihm das vor Augen, als er ihm ankündigte, Diepenbrock würde sich an ihn wenden. Diepenbrock war als Sekretär Sailers bekannt. So mußte eine solche Vorrede Görres zugleich in Bayern empfehlen. Dazu sollte sie Görres, wie Clemens Brentano meinte, auch als Rezension im Katholiken verwenden[155]. Hier zeigte sich Brentano von seiner

[149] Therese von Stachelhausen an eine Baronin, Miesbach, 23. September 1885, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

[150] Sailer an Schenk, Regensburg, 26. Oktober 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[151] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 25. Januar 1827. Clemens Brentano, Bd. 9, 165.

[152] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 13. März 1827. Görres Bd. 9, 294.

[153] Johannes Tauler, Sämtliche Predigten in unverändertem Texte ... übertragen, Frankfurt, 1826.

[154] Vgl. S. 197 f.

[155] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, Anfang 1827. Görres Bd. 9, 286.

durchaus praktischen Seite, die er auch besaß und mit der er etwa auch dem Katholiken eine solide wirtschaftliche Grundlage verschaffte.

Am 13. März 1827 wandte sich Diepenbrock mit seiner Bitte an Görres. Der Brief ist so ausführlich und herzlich geschrieben, als ob er Görres schon lange persönlich kennen würde. Tatsächlich war die Verbindung mit ihm schon länger durch Clemens Brentano hergestellt. Dieser Brief aber ist der erste Brief Diepenbrocks an Görres[156]. Der nun beginnende Briefwechsel zeichnet sich durch die unbedingte Geradheit aus, die in beider Wesen lag. Jetzt aber schrieb Diepenbrock an Görres: „Meine Hauptabsicht bei der Bearbeitung ist die Erbauung, die nach des lieben Bischofs Sailer's Urtheil in reichem Maße in Suso's Schriften zu finden und, weil dieselben noch einfältiger, verständlicher als Tauler und großenteils erzählender Art sind – für die Einfältigen noch zugänglicher ist, als bei diesem." Das war klar und eindeutig gesagt.

Trotz dieses Zweckes aber, der für Diepenbrock zweifellos vorrangig war, stellte er sich zugleich ganz bewußt dem wissenschaftlich-philologischen Anspruch einer solchen Neuausgabe der Werke Seuses. Tatsächlich bildete sie die erste neuhochdeutsche Ausgabe. Darin liegt ihre literaturwissenschaftliche Bedeutung. Sie wurde erst durch die Ausgabe von Denifle und Bihlmeyer überholt[157]. Diepenbrock ging es, soweit ihm das möglich war, um eine gereinigte und sprachgetreue Textausgabe. So behielt er den Text unverändert bei, übertrug ihn aber in die Schriftsprache seiner Zeit. Hier unterschied er sich grundsätzlich von der Massenproduktion der Mainzer, denen es ausschließlich um eine möglichst breite Wirkung zu tun war und denen dafür jedes Material recht war. Als Gemeinsamkeit freilich blieb die betont religiös erzieherische Funktion. Von hierher schränkte sich auch Diepenbrocks Sprachtreue ein. Sie durfte nicht auf Kosten der Verständlichkeit gehen. Wollte er trotzdem die alten, nicht mehr geläufigen Wörter beibehalten, so setzte er ihre Bedeutung in Klammer dahinter. Insgesamt kennzeichnet den Text somit ein bewußt archaisierender Stil. Auch aus dieser Art der Textbehandlung kann die erzieherische Absicht herausgelesen werden. Der gleiche Stil sollte auch den Geist wiedererwecken, in dem diese Schriften einst geschrieben waren[158]. Auch hier also machte sich der restaurative Zweck geltend, der die Ausgabe als solche veranlaßt hatte. Dem sollte auch das Vorwort von Görres dienen. Es sollte den Geist der Mystik darstellen und so in die nachfolgenden Texte einführen.

Diepenbrock benutzte zur Erstellung seines Textes die beiden Augsburger Ausgaben von Anton Sorgen vom Jahr 1482 und von Hans Othmar vom Jahr 1512, die lateinische Übersetzung von Surius, dazu vor allem aber alte Handschriften aus der Münchner Hofbibliothek. Mit diesen konnte er viele Abweichungen, auch Fehler der gedruckten Ausgaben korrigieren. Genauere Rechenschaft über sein Vorgehen gab Diepenbrock schließlich im Vorwort seiner Seuseausgabe[159]. Auch aus der Bibliothek des Dominikanerinnenklosters Heilig Kreuz in Regensburg lieh er eine Seusehandschrift aus. Er gab sie allerdings nicht mehr zurück und nahm sie später mit nach

[156] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 13. März 1827. Ebenda, 294–299.

[157] Heinrich Denifle, Die Schriften des seligen Heinrich Seuse aus dem Predigerorden, München 1876. – Karl Bihlmeyer, Heinrich Seuse. Deutsche Schriften, Stuttgart 1907.

[158] Clemens Heselhaus, Melchior Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, in: Westfalen. Hefte für Geschichte, Kunst und Volkskunde 31 (1953) 81.

[159] Heinrich Suso's, genannt Amandus, Leben und Schriften. Nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte in jetziger Schriftsprache herausgegeben von Melchior Diepenbrock. Mit einer Einleitung von J. Görres, Regensburg 1830, III–XXIV.

Breslau[160]. Die Münchener Handschriften waren Diepenbrock wohl durch Schenk zugänglich gemacht worden. Vielleicht ließ sich hier auch manches bewerkstelligen, als Diepenbrock zusammen mit Sailer im Frühjahr 1827 vierzehn Tage lang in München war. Anlaß war die Bischofsweihe von Manl für Speyer und von Riccabona für Passau. Zunächst hatte Ludwig Sailer selber das vakante Passauer Bistum angeboten. Sailer aber lehnte es ebenso ab wie das Speyerer[161]. Er schlug dafür Riccabona vor[162].

Schenk gegenüber aber urteilte er, daß die Diözese Passau nach der Speyerer die verwahrloseste im Königreich sei[163]. Auch diesmal nahm Ludwig Sailers Rat an, ernannte Riccabona und überging alle anderen Kandidaten[164]. Die Weihe fand am 25. April 1827 im Münchener Dom durch Erzbischof Gebsattel statt. Der Münchener Weihbischof Franz Ignaz von Streber und Sailer leisteten ihm Assistenz[165]. Auf Diepenbrock war dieser erste längere Aufenthalt in München nicht ohne Eindruck geblieben, wie er Schenk andeutete, vor allem der vielen neuen Bekanntschaften wegen[166].

Dieses Jahr wollte Sailer aber die seit drei Jahren unterbliebene Herbstreise machen. Er wollte an den Rhein. Therese und Diepenbrock sollten ihn begleiten. Es sollte die letzte große Reise Sailers sein. Zwei Monate lang war man unterwegs[167]. Am 16. August reiste man von Regensburg ab. Das erste Ziel war Frankfurt und das Haus von Franz Brentano. Vom 20. bis 24. August blieb Sailer dort. Über Mainz, wo Sailer das Seminar, dazu Räß und Weis besuchte, und über Koblenz fuhr man dann mit dem Dampfschiff rheinabwärts bis Wesel. Dabei machte Sailer viele Zwischenstationen, eine erste bei Dietz. Hier war es einmal umgekehrt. Sailer wurde in den Koblenzer Kreis um Dietz durch die Geschwister Diepenbrock eingeführt. Diese waren freilich durch Clemens Brentano dorthin gekommen. In Koblenz schloß sich ihnen nun auch Brentano an, wie es von Frankfurt her bereits Passavant getan hatte. Am 29. August traf man in Bocholt ein und blieb bis zum 9. September dort. In Horst fanden sich auch wieder alle bekannten Freunde ein. Anton Diepenbrock bewirtschaftete noch immer das Gut. Freilich hatte sich hier manches geändert. Franziska Diepenbrock war tot und viele der Geschwister waren bereits ausgezogen. Apolonia führte dem Vater den Haushalt.

Über Düsseldorf, Köln, Bonn und Koblenz fuhr man zurück und langte schließlich in Winkel bei Antonie Brentano an[168]. Fast vierzehn Tage lang blieb Sailer dort. Auch

[160] Paul Mai, Die mittelalterliche Klosterbibliothek und ihre Schätze, in: Kunstsammlungen des Bistums Regensburg. Diözesanmuseum Regensburg. Kataloge und Schriften 1 (1983): 750 Jahre Dominikanerinnenkloster Hl. Kreuz Regensburg, 44.

[161] Sailer an Schenk, Regensburg, 8. November 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[162] Sailer an Schenk, Regensburg, 10. November 1826, ebenda.

[163] Sailer an Schenk, Regensburg, 8. November 1826, ebenda.

[164] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 552–559.

[165] Diepenbrock an Therese Seitz, Freising, 20. April 1827, München, 22. April 1827 u. 25. April 1827, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[166] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4. – Der Brief ist nicht datiert. Der inhaltliche Vergleich mit dem Brief Diepenbrocks an Schenk vom 9. Mai 1827 (ebenda) zeigt aber, daß er kurze Zeit nach diesem Brief niedergeschrieben wurde.

[167] Reiseverlauf in: Schiel II 614. – Dazu: Diepenbrock an Gisberta von Hertling, Regensburg, 18. Oktober 1827. Hertling, Sailer und der Schiersteinkreis, 313 f. – Diepenbrock an Hermann Joseph Dietz, Regensburg, 28. Oktober 1827. Schiel II 517 f. Nr. 514. – Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 4. November 1827. Clemens Brentano, Bd. 9, 186–188 (= Schiel I 678 f. Nr. 820 a).

[168] Diepenbrock an „Lieben Hausleute" in Barbing, Koblenz, 13. September 1827, BZAR

nach Schierstein reiste er auf mehrere Tage, zur Familie Hertling. Die Rückreise führte Sailer, Diepenbrock und Therese unter anderem über Stift Neuburg, wo Schlosser wohnte. Dietz gegenüber beschrieb es Diepenbrock als ein „reizendes Tuskulum". Man blieb aber nur eineinhalb Tage. Über Aislingen kam man schließlich am 13. Oktober wieder in Regensburg an. In Regensburg aber erwartete Sailer eine Nachricht, die ihn sehr betroffen machte. Graf Westerholt lag im Sterben[169].

Für Sailer war, wie immer, das Reisen Erholung. Für Diepenbrock blieb diese Wirkung aus. Offensichtlich hatte ihm Passavant neue Mittel verschrieben. Im Brief vom 24. November aber gestand ihm Diepenbrock, daß er diese bisher nur sehr nachlässig befolgt habe, da er aufgrund aller seit sechs Jahren erfolglos gemachten Heilversuche in eine Art praktischen Unglaubens an seine Genesung geraten sei[170]. Immerhin aber fragte er Passavant, was er von einer Kur in Marienbad halte, die ihm Proske, der im Sommer dort war, dringend empfehle und von der er eine vollständige Genesung für ihn erwarte. Ansonsten klagte Diepenbrock Passavant die alten Beschwerden, aber in einem Ton, der wirklich sein ganzes Resignieren zeigt. Obwohl er hinzufügte, auch nach literarischer Arbeit kein weiteres Verlangen zu haben, hatte er doch gegen Ende des Jahres seine Bearbeitung der Seuseschriften bereits vollständig fertig. So erinnerte er jetzt am 15. Dezember Görres noch einmal an das Vorwort[171]. Clemens Brentano hatte ihn dazu veranlaßt[172].

Görres hatte inzwischen in München mit seinen Vorlesungen begonnen. So ist es verständlich, wenn er Diepenbrock auf das Frühjahr vertröstete. Zugleich stellte er für Ostern seinen Besuch in Regensburg in Aussicht[173]. Clemens Brentano aber hatte für Diepenbrock inzwischen einen Verleger besorgt. Er wollte den Seuse wie seine Barmherzigen Schwestern bei Hölscher in Koblenz drucken lassen. Dazu führte er bereits die nötigen Vorverhandlungen[174]. Wohl der Entfernung wegen aber gab Diepenbrock alles bei Pustet in Druck. Sehr bald erwies sich das als Fehlgriff. Denn Pustet zögerte die Drucklegung schließlich über zwei Jahre hin. Der Ärger begann sehr bald. Jedenfalls bedauerte Clemens Brentano bereits in seinem Brief vom 13. März 1828 Diepenbrocks Verdruß mit Pustet[175].

Dafür erklärte sich Schenk bereit, für Diepenbrock in den Münchener Kunstsammlungen nach einem Seuseporträt nachsuchen zu lassen. Diepenbrock hatte ihn darum

Sailer Nachlaß A XIV. – Zum Abschied am 23. September schrieb Diepenbrock sein Gedicht „Abschied vom Rhein", ein Sonett, für Antonie Brentano nieder (StA Boch 1.1.1. 230; abgedruckt in: Alfons Nowack, Gedenkblätter an Kardinal Diepenbrock. Nach archivalischen Quellen, Breslau 1934, 43 f. – Allerdings gibt Nowack hier das falsche Datum „23. September 1843" an. Das richtige Datum heißt: „Erbach am 23. September 1827"). Antonie Brentano antwortete Diepenbrock mit einem eigenen Gedicht, das auf denselben Tag datiert ist („Winkel am 23. September 1827") und das Diepenbrocks Thematik vom vor Abschiedsleid stumm fortfliegenden Vöglein aufnimmt und es bittet, wiederzukehren (StA Boch 1.3.1. 5.).

169 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 22. Oktober 1827, Bay Stabi Schenkiana II/4.

170 Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 24. November 1827, Bay Stabi Cgm 6600.

171 Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 15. Dezember 1827. Görres Bd. 9, 309 f.

172 Clemens Brentano an Diepenbrock, Koblenz, 19. November 1827. Nowack, Ungedruckte Briefe, 24 Nr. 2.

173 Joseph Görres an Diepenbrock, München, 20. Dezember 1827. Görres Bd. 9, 312–315.

174 Clemens Brentano an Diepenbrock, Koblenz, 19. November 1827. Nowack, Ungedruckte Briefe, 24 Nr. 2.

175 Clemens Brentano an Diepenbrock, Koblenz, 13. März 1828, FDH KF 5, Original Universitätsbibliothek Wroclaw (Breslau).

angegangen[176]. Dazu hatte ihn wieder Clemens Brentano veranlaßt[177]. Die Suche blieb aber erfolglos[178].

Sailers Erkrankung im Jahr 1828

Trotz seines hohen Alters erfreute sich Sailer zumeist bester, beinahe außergewöhnlicher Gesundheit. Jedenfalls war sie viel stabiler als die Diepenbrocks, der immer wieder wochenlang darniederlag. Auch Görres fand ihn, als er nach Barbing kam, krank vor. Diepenbrock bedauerte das sehr[179]. Da war es aber immer Sailer, der ihm Mut machte und über das Schlimmste hinweghalf. Der doppelte ärztliche Rat Proskes und Passavants half dann das übrige lindern. Aber mit ebenso rührender, beinahe zärtlicher Fürsorge war Diepenbrock darauf bedacht, Sailer nur jede Entlastung zu verschaffen. So war es stets er, der über all diese Jahre hin immer wieder auch in Sailer selbst drang, sich mehr zu schonen. Wirklich lastete auf Sailer ein viel zu großes Arbeitspensum. Sailer war zu dieser Zeit Weihbischof, Dompropst und Generalvikar und stand im 77. Lebensjahr. So war es absehbar, daß diese Ämter seine Kräfte überforderten. Trotzdem wollte er von der von Diepenbrock geforderten Selbstschonung nichts wissen. Er wies solche Reden weit von sich. So beschritt Diepenbrock immer wieder einen anderen Weg. Er ließ die eigenen Sorgen von Freunden Sailer vortragen, um so seinen eigenen Worten mehr Gewicht zu verleihen. Neben Schenk war hierzu vorzüglich Passavant geeignet, dessen ärztlichem Rat Sailer vertraute. Dabei mußte vor Sailer selber alles geheim bleiben. Freilich mißtraute Sailer hier doch Diepenbrock und ahnte, daß da vieles sein Machwerk war. Und als ihm der König selbst einmal möglichste Schonung der Gesundheit nahelegte und Diepenbrock beim Vorlesen des Briefes diese Stelle nachdrücklich betonte, antwortete ihm Sailer nur, man schreibe halt von München herunter, was er hinaufschreibe[180]. Demnach anerkannte Sailer Diepenbrocks wahrhaft rührende Besorgnis. Aber sie schien ihm weit übertrieben. So klagte Diepenbrock ganz zu Recht darüber, wie wenig Sailer selbst zur Erhaltung seiner Gesundheit beitrage. Er aber sah, wie er Schenk versicherte, die Sorge für die längstmögliche Erhaltung Sailers als seine Hauptpflicht an[181]. Ihr lag das nahe Verhältnis zugrunde, in dem er zu Sailer stand.

Mitte Juni 1828 war Sailer wieder schwer erkrankt. Zum dritten Mal hatte er einen Schlaganfall erlitten. Die ganze linke Körperseite zeigte deutliche Spuren der Lähmung. Noch einmal konnte Proske, der sofort mit einem Chirurgen von Regensburg nach Barbing herausgekommen war, das Schlimmste verhüten. Er nahm an Sailer einen starken Aderlaß vor, der einen weiteren Anfall verhindern sollte. Wieder weilte Proske Tag und Nacht am Bett des Kranken. Und wieder erholte sich Sailer erstaunlich rasch. Bereits eine Woche später befand er sich deutlich auf dem Weg der Besserung. Auch der König nahm unmittelbaren Anteil an Sailers Genesung. Am 9. Juli

176 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 21. Dezember 1827, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

177 Clemens Brentano an Diepenbrock, Koblenz, 19. November 1827. Nowack, Ungedruckte Briefe, 24 f. Nr. 2.

178 Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4. – Der Brief ist undatiert. Sein Inhalt verweist ihn eindeutig in die Anfangsmonate des Jahres 1828.

179 Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 17. Juni 1828. Görres Bd. 9, 335 f.

180 Diepenbrock an Passavant, Barbing, 26. Juni 1828, Bay Stabi Cgm 6600.

181 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 29. Juni 1828, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

ermahnte er ihn eindringlich, die bevorstehende Priesterweihe nicht selbst vorzunehmen, sondern die Weihekandidaten zur Weihe in eine der Nachbardiözesen zu schicken[182]. Das war aber gar nicht nötig. Denn sobald Riccabona in Passau Sailers Krankheit erfahren hatte, kam er von sich aus nach Regensburg, um dort im Dom die anstehenden Kandidaten auszuweihen. Wie sehr Sailer des Königs Wunsch zur Selbstschonung ehrte, zeigte sein Antwortbrief. Sailer hatte ihn diesmal, obwohl er sonst sämtliche Briefe an den König eigenhändig schrieb, durch Diepenbrock niederschreiben lassen und den König ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht[183].

Wohl nicht zuletzt Diepenbrocks besorgte Briefe nach München an Schenk hatten diese Ermahnungen Ludwigs an Sailer veranlaßt. Diepenbrock nahm den dritten Schlaganfall Sailers sehr ernst. Für ihn bedeutete er, wie er an Passavant schrieb, eine neue Stufe abwärts[184]. Und er glaubte nun nicht mehr länger zögern zu dürfen. So nahm er diese neue Erkrankung Sailers zum Anlaß zu einem ebenso heftigen wie entschlossenen Vorstoß in München, und zwar diesmal gleich auf zweifache Weise, über Schenk und Kabinettssekretär Grandaur[185]. In beiden Schreiben wies er eindringlich darauf hin, daß es nun endgültig an der Zeit sei, Sailer wirksam zu entlasten[186]. Diepenbrock dachte dabei zunächst an einen völligen Rücktritt Sailers von allen Ämtern und Funktionen. Der König sollte das Sailer nahelegen. Freilich sah Diepenbrock voraus, daß Sailer nicht so ohne weiteres zustimmen würde. Er hoffte aber, daß schließlich der gleichlautende Zuspruch aller Freunde Sailer überzeugen würde, daß das das beste sei.

Hinter allem stand Diepenbrocks Ansicht, daß Sailer letztlich für das Amt des Bischofs von Regensburg zu alt sei, daß die Diözese eines weit jüngeren Mannes bedürfe, der noch in vollen Kräften stehe. Im Brief an Passavant vom 26. Juni 1828 beschrieb er diesen Plan. Ihm begründete er alles damit, daß nicht Sailers Wirken als Weihbischof seine Gesundheit so teuer mache, sondern sein persönlicher Wert als Mensch, Christ, Freund und Ratgeber[187]. Dieses Arguments sollte sich auch der König Sailer gegenüber bedienen und ihm sagen, daß er ihm sowohl die bischöfliche Würde als auch sein Einkommen belassen, ihm dazu einen Nachfolger seiner Wahl geben würde, nur um ihn noch lange als Ratgeber in allen Kirchenfragen zu besitzen.

Noch ein anderes fügte Diepenbrock Passavant gegenüber hinzu. Durch die Resignation würde Sailer nicht nur ein ihm zu beschwerliches, sondern ihm letztlich fremdes Amt abgeben, würde wieder in sein früheres, zeitlebens gewohntes Lebensgleis zurückkehren und wieder der „Student Sailer" sein, wie sich Sailer selbst gern unter Freunden nannte[188]. Dazu könnte sich Sailer dann auch der vielerorts gewünschten und erwarteten Neuausgabe seiner gesammelten Werke und Schriften widmen. Frei-

[182] Ludwig I. an Sailer, München, 9. Juli 1828. Schiel, Sailer und Ludwig I., 131 f. Nr. 49.

[183] Sailer an Ludwig I., Barbing, 11. Juli 1828. Ebenda 132 f. Nr. 50. – Dabei vermerkt Schiel nicht, daß dieser Brief von der Hand Diepenbrocks geschrieben ist; vgl. den Originalbrief in: Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß, Briefe Sailers an Ludwig I., C 26.

[184] Diepenbrock an Passavant, Barbing, 26. Juni 1828, Bay Stabi Cgm 6600 (= Schiel I 681–685 Nr. 826).

[185] Bernhard Michael von Grandaur (1776–1838) war im August 1826 durch Ludwig I. in die Ministerialsektion für Kultus und Unterricht berufen worden, 1829 in das Kabinett und 1831 in den Staatsrat. Er neigte dem Eoskreis zu. – Spindler, Briefwechsel, 369. – Gollwitzer, Ludwig I., 335 f.

[186] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 29. Juni 1828, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[187] Diepenbrock an Passavant, Barbing, 26. Juni 1828. Schiel I 683 Nr. 826.

[188] Antonie Brentano an Sailer, Frankfurt, 12. Februar 1819, BZAR Sailer Nachlaß A VIII.

lich konnte Diepenbrock dieses zweite Argument dem König gegenüber nicht in Anschlag bringen, aber eben dem vertrauten Freund Passavant gegenüber aussprechen.

Gewiß war diese Vorstellung Diepenbrocks gut gemeint. In ihr spiegelte sich seine ganze Bestürzung über Sailers erneuten Schlaganfall wider. Vor allem aber entsprang sie seiner aufrichtigen Zuneigung zu Sailer, für dessen Lebensabend sich er, der vertrauteste Schüler, wie kein anderer verantwortlich fühlte. Daher empfand er auch diesen Vorstoß an höchster Stelle, von dem Sailer augenblicklich noch gar nichts wußte, nicht als Übergriff. Allerdings war die Idee einer Resignation Sailers viel zu weit gegriffen. Zwar lag auch König Ludwig an Sailers Erhaltung viel und Diepenbrock konnte grundsätzlich bei ihm auf Unterstützung rechnen, aber eine Resignation konnte für Ludwig nicht in Frage kommen, schon aufgrund der langen Vorgeschichte zu Sailers endlicher Ernennung zum Bischof. Auch Sailer selbst hätte sich nie dazu verstanden. So hat Diepenbrock dieses Ziel recht rasch wieder aufgeben müssen.

Dafür betrieb er nun beim König ein anderes, die Abdankung Bischof Wolfs. Wirklich war das der einzige noch verbleibende Weg, für Sailer eine wirksame Entlastung zu schaffen. Denn wenn Wolf den Bischofsstuhl freigab, konnte Sailer ein Koadjutor beigegeben werden. Solange Sailer aber nur selber Koadjutor in Regensburg war, war das kirchenrechtlich nicht möglich. Dieser Plan wurde auch in München als eine echte Lösung angesehen. Sie lag auch im wirklichen Interesse König Ludwigs. Denn er wollte Sailer so bald wie möglich als regierenden Bischof von Regensburg sehen.

Wieder trat Diepenbrock nun mit einem ganz bestimmten Vorschlag bei Schenk und durch ihn beim König hervor[189]. Er benannte Schwäbl als den geeignetsten Kandidaten für das Amt des Koadjutors Sailers. Dieser Vorschlag Diepenbrocks war ebenso aufrichtig als klug. Schwäbl war Sailers Lieblingsschüler gewesen. Und Schwäbl besaß in allem Sailers volles Vertrauen. Er hätte für Sailer die vielen beschwerlichen Amtsgeschäfte nicht nur übernehmen, sondern auch ganz in seinem Sinn fortführen können. Darüberhinaus aber machte Diepenbrock Wolfs Rücktritt und Schwäbls Ernennung noch einmal dringlicher durch den Hinweis auf den augenblicklichen desolaten Zustand des Regensburger Domkapitels. Dem altersschwachen Wagner[190] und den kranken Eder[191], Weinzierl[192] und Mac Iver[193] standen nur Wittmann, der aber als Regens und Dompfarrer bereits vollauf auswärts zu tun hatte, Siegert[194], Prentner[195] und Oberndorfer[196] gegenüber. Tatsächlich hätte Schwäbl auch hier eine wirksame Hilfe sein können, vor allem eben für Sailer, der ihn dann sofort auch zum Generalvikar hätte ernennen können.

Auch diesbezüglich war also Diepenbrocks Vorschlag wohlbegründet. Schwäbl war von München her mit allen Geschäften der Diözesanverwaltung vertraut und mit

189 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 29. Juni 1828, ebenda A XIV.

190 Peter Wagner, geb. 4. Dezember 1760, Priester 23. September 1786, 4. November 1821 Domherr.

191 Friedrich Eder, geb. 24. Mai 1767, Priester 2. September 1792, 1. März 1827 Domherr.

192 Franz Joseph Weinzierl, geb. 24. Dezember 1777, Priester 4. Januar 1801.

193 Archibald Augustin Mac Iver, geb. 31. Oktober 1780, Priester 31. August 1806, Benediktiner der Schotten zu St. Jakob in Regensburg, 4. November 1821 Domherr.

194 Georg Joseph Siegert, geb. 2. Mai 1756, Priester 23. September 1780, 4. November 1821 Domherr.

195 Johann Baptist Prentner, geb. 28. November 1771, Priester 28. September 1794, 4. November 1821 Domherr.

196 Johann Baptist Oberndorfer, geb. 16. Januar 1786, Priester 25. Februar 1809, 10. August 1827 Domherr.

Sailer hätte ihn eine schöne Wirkeinheit verbunden. Dazu hätte das Kollegium des Domkapitels mit Schwäbl eine bedeutende Arbeitskraft hinzugewonnen. Diese Argumente sollte Schenk nun dem König vorlegen. An König Ludwig selbst unmittelbar heranzutreten, wie er es später getan hätte, wagte Diepenbrock auch zu dieser Zeit noch nicht. Dazu nahm auch Sailer selber meist die Vermittlung Schenks in Anspruch, wenn er den König erreichen wollte.

Nur ein schwerwiegendes Hindernis stand allem entgegen, Bischof Wolfs bekannte, hartnäckige Weigerung, sein Amt niederzulegen. Freilich glaubte Diepenbrock, daß dieser Widerstand durch des Königs entschiedene Forderung wohl gebrochen werden könne. Dazu war jetzt nach Sailers Krankheit auch Wolfs Argument, er könne unbesorgt im Amt bleiben, da er in Sailer einen so vortrefflichen Koadjutor habe, entkräftet. Tatsächlich hatte Ludwig nun Wolf zweimal auf amtlichem Weg zur Resignation aufgefordert, aber ohne Erfolg. Wolf hatte dem König angeblich nicht einmal geantwortet[197]. Über den Münchener Nuntius Serra di Cassano ließ Ludwig seine Absicht auch in Rom vorbringen. Auch dort wünschte man Wolfs Resignation. Der Nuntius aber erhielt die Weisung, Wolf nicht zu nötigen, sondern ihn zum freiwilligen Verzicht zu bringen[198]. Dieses Vorgehen von seiten des Papstes war verständlich. Wolf aber ließ sich weder durch Rom, erst recht nicht durch den König hierzu bewegen. So hatte sich auch diese Hoffnung Diepenbrocks zerschlagen.

Alles das aber war auf die entschiedene Initiative Diepenbrocks hin veranlaßt worden und in Gang gekommen. Dabei war der allein ausschlaggebende Beweggrund seines Handelns das Wohlergehen Sailers gewesen. Sailer wußte davon zunächst nichts. Diepenbrock unterrichtete ihn erst, nachdem er den ersten Schritt bereits unternommen und an Schenk und Grandaur geschrieben hatte. Allerdings handelte er dennoch nicht eigenmächtig, denn auch Sailer wünschte Wolfs Rücktritt, der seit Jahren kaum mehr das Bett verlassen konnte und ihn in seiner Arbeit mehr hinderte als stützte. Dazu hatte eine persönliche Antipathie Wolfs gegen Sailer noch manches erschwert.

Diepenbrocks Vorstoß blieb aber nicht ganz erfolglos. Rom selbst drängte zu einer Lösung in Regensburg. Das bewegende Motiv war die offensichtliche Altersschwäche Bischof Wolfs, die sich in der ganzen Diözese nachteilig auswirkte. Dazu konnte man in Rom nicht gut den für die katholische Kirche sorgenden bayerischen König enttäuschen, dadurch daß man selber den Regensburger Mißständen tatenlos zusah. So drang der Nuntius weiter in Wolf. Schließlich forderte Wolf Anfang Oktober 1828 wenigstens einen zweiten Weihbischof an. Er schlug dem König dazu Siegert oder Wittmann vor[199]. Es konnte aber nur Wittmann in Frage kommen, schon als Entschädigung für seine Zurückstellung bei der Dompropsternennung. Wittmanns anfängliche Weigerung war vorauszusehen[200]. Im Dezember 1828 aber wurde von Rom sein Informativprozeß eingeleitet. Von Schwäbl, den Diepenbrock vorgeschlagen hatte und den gewiß auch Sailer selber Wittmann vorgezogen hätte, war nicht die Rede. Aber daß man Sailer jetzt überhaupt einen Hilfsbischof zur Seite stellen wollte, war Diepenbrocks Idee und Verdienst.

Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit war Sailer am 18. Juli 1828 zur Kur abgereist. Entgegen der ausdrücklichen Meinung Passavants trat er sie nun doch in Karlsbad an. Proske hatte sich mit dieser Anordnung durchgesetzt. Freilich kannte er den

[197] Diepenbrock an Passavant, Marienbad, 11. August 1828, Bay Stabi Cgm 6600.
[198] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 509–515.
[199] Ebenda 513.
[200] Mittermüller, Wittmann, 199.

ganzen Krankheitsverlauf aus eigenem unmittelbaren Augenschein[201]. Proske ging mit nach Karlsbad, um dort Sailers Kur selbst zu leiten. Auch Therese und Georg begleiteten ihn[202]. Diepenbrock aber sollte zur gleichen Zeit auf Proskes Rat hin die Marienbader Kur gebrauchen. Er stand dem aber unschlüssig gegenüber. Er wollte lieber in Regensburg bleiben und hier wie bisher den verordneten Kreuzbrunn weitertrinken.

Im Grund versprach sich Diepenbrock von einem solchen Kuraufenthalt gar nichts. Vor allem daher rührte sein Widerwille gegen die Kur. Dazu fehlte es ihm im Augenblick an Geld. So fragte er im Brief vom 17. Juli Passavant um seine Meinung. Und er fügte, nachdem er Proskes ärztlichen Rat beschrieben hatte, trocken hinzu, wenn der Kreuzbrunn schon Wunder wirke, so könne er das auch in Regensburg tun[203]. Offensichtlich aber riet auch Passavant zur Kur, aber nicht in Marienbad, sondern in Wiesbaden, das Diepenbrock bereits kannte. Aber Passavants Brief kam zu spät. Diepenbrock war inzwischen doch nach Marienbad gegangen. Nicht so sehr Proskes dringende Vorstellungen, sondern allein der ausdrückliche Wunsch Sailers hatte ihn jetzt dazu bestimmt. Erst im Juni, vor Sailers Erkrankung, hatte Diepenbrock wieder länger als eine Woche das Bett hüten müssen[204]. So erhoffte Sailer von einer Kur für Diepenbrock das Beste. Und seiner eindringlichen Bitte wollte sich Diepenbrock nicht widersetzen. Einen Tag nach Sailer verließ er Barbing. Er reiste allein. Sein Widerstreben, mit dem er aufgebrochen war, hielt aber die ganze Zeit des Kuraufenthalts an. An Passavant schrieb er von Marienbad aus am 11. August: „Seit drey Wochen sitze ich hier in dem grindigen Böhmen, und trinke Wasser, und vergehe vor Langeweile ...“ [205] Hinzu kam das wochenlange schlechte, regnerische Wetter. Auch ein fühlbarer Erfolg der Kur wollte sich nicht einstellen. So ist sein bleibender Widerwille gegen die ganze Kur auch wieder zu verstehen. Er wollte keinen Tag länger als die vorgesehenen vier Wochen bleiben.

Mit den Karlsbader Kurgästen stand Diepenbrock in ständigem Briefwechsel. Dabei war er der fleißigere Schreiber. Vor allem Therese mußte da seine Beschwerden und Vorwürfe über die wegen Schreibfaulheit ausbleibende Post und über zu kurze Nachrichten aus Karlsbad anhören. Dann aber leistete er in ebenso scherzhafter Weise wieder Abbitte, nachdem ein ausführlicherer Brief Thereses bei ihm eingetroffen war[206]. Bereits nach der ersten Woche hatte ihm Therese versichert, daß sich Sailer in Karlsbad sehr wohl befinde. In einem eigenen Brief an Sailer drückte Diepenbrock darüber seine ehrliche Freude aus[207]. In Karlsbad hatte sich auch Christoph Schmid, der vertraute Freund und Schüler Sailers, eingefunden. Sailer hatte ihn zu kommen eingeladen[208]. Auch von Schmid erreichten Diepenbrock Grüße, für die er ihm durch Sailer danken ließ[209].

So gibt dieser Briefwechsel einen schönen unmittelbaren Einblick in das natürliche und unbefangene Miteinander der förmlichen Familie um Sailer. Da war Therese mit

201 Diepenbrock an Passavant, Barbing, 17. Juli 1828, Bay Stabi Cgm 6600.
202 Sailer an Schenk, Barbing, 15. Juli 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 23.
203 Diepenbrock an Passavant, Barbing, 17. Juli 1828, Bay Stabi Cgm 6600.
204 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 17. Juni 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.
205 Diepenbrock an Passavant, Marienbad, 11. August 1828, Bay Stabi Cgm 6600.
206 Diepenbrock an Therese Seitz, Marienbad, 9. August 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 24.
207 Diepenbrock an Sailer, Marienbad, 27. Juli 1828, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.
208 Diepenbrock an Sailer, Marienbad, 3. August 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 24.
209 Diepenbrock an Sailer, Marienbad, 13. August 1828, ebenda.

ihrer Frohnatur und Gesprächigkeit, Georg mit seinem praktischen Hausverstand, vor allem aber Diepenbrock, der auch immer wieder seiner Launigkeit die Zügel schießen ließ, da waren Proske und Zumfelde, die zu den ständigen Hausgästen gehörten, schließlich die stille Anwesenheit der übrigen Hausleute. Alle bewegten sich mit unbefangener Freiheit. Mittelpunkt aber war Sailer, der alles leise lenkte und mit väterlicher Milde durchdrang. Dabei hatte alles im Haus seine bestimmte Ordnung. Auf recht herzliche Weise drückte das Antonie Brentano aus, wenn sie, da sie nicht wußte, ob man in Barbing schon zur Kur abgereist sei oder nicht, schrieb, ihrem Brief würde wohl bei der gewohnten Pünktlichkeit und Barbinger Hausordnung die rechte Richtung gegeben[210].

Therese sandte Diepenbrock von Karlsbad auch das Möbelverzeichnis für Barbing zu. Am 9. Mai 1827 war Diepenbrock erstmals an Schenk mit der Bitte herangetreten, Barbing aus alten königlichen Möbelvorräten zu möblieren . Er berief sich dabei auf Schenks eigene, durchaus ernst gemeinte Aufforderung, ihm alle Annehmlichkeiten, die er Sailer verschaffen könne, wissen zu lassen. Tatsächlich wäre hierdurch Sailer der lästige jährliche Umzug von Regensburg nach Barbing und zurück erspart geblieben. Dazu hätte man auch immer wieder zwischendurch Aufenthalt in Barbing nehmen können, wo man sich jetzt nur notdürftig behelfen mußte[211]. Und am 30. April 1828 hatte sich Sailer für die Zusage Ludwigs, Barbing zu möblieren, bedankt[212].

Die Möbel aber waren bislang noch nicht eingetroffen. Die ganze Sache war schließlich durch die Kleinlichkeit der ausführenden königlichen Behörden zu einer langwierigen und ärgernisreichen Angelegenheit geworden. Und offensichtlich bedurfte es noch einmal einer energischen Vorstellung Diepenbrocks beim Obersthofmeister. Diepenbrock hatte dabei an Heftigkeit nicht gespart, so daß er jetzt sogar damit rechnete, die Möbel würden endgültig verweigert[213]. Freilich stand hinter allem der königliche Wille. So mußten die Möbel doch ausgeliefert werden. Allerdings befürchtete Diepenbrock zu Recht, daß man nun für Barbing nur mit der allerschlechtesten Einrichtung rechnen dürfe. Zumfelde fiel jetzt die Aufgabe zu, für Diepenbrock in Barbing die Möbel in Empfang zu nehmen. Diepenbrock dankte ihm dafür noch von Marienbad aus[214]. Scharfzüngig fügte er hinzu, er sei gespannt, wie die Zimmer dann aussehen würden, da man offensichtlich so lange gebraucht habe, um aus allen königlichen Möbelvorräten das Schlechteste auszusuchen. Dieser Vorwurf richtete sich aber nicht gegen Schenk oder den König.

Jetzt während der letzten Woche der Kur gebrauchte Diepenbrock die von Proske verordneten Schlammbäder. Erst sie schienen ihm spürbar gut anzuschlagen. Und schon am dritten Tag dieser neuen Anwendung schrieb er an Sailer, daß er sich schon bedeutend wohler fühle[215]. Allerdings schilderte er in diesem Brief vom 13. August an Sailer die allgemeine Wirkung der Kur als viel erfolgreicher, als sie wirklich war. Zwei

[210] Antonie Brentano an Diepenbrock, Würzburg, 24. Juli 1828, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[211] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 9. Mai 1827, Bay Stabi Schenkiana II/4. (= Schiel I 672–674 Nr. 813) u. Diepenbrock an Schenk, ebenda Brief 3, ohne Datum aus demselben Zeitraum.

[212] Sailer an Ludwig I., Regensburg, 30. April 1828. Schiel, Sailer und Ludwig I., 128 f. Nr. 45.

[213] Diepenbrock an Therese Seitz, Marienbad, 3. August 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

[214] Diepenbrock an Zumfelde, Marienbad, 10. August 1828, Archiv des Klosters Metten.

[215] Diepenbrock an Sailer, Marienbad, 13. August 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

Tage zuvor hatte er an Passavant noch ganz anders geschrieben und dabei der Kur jeden Erfolg abgesprochen. Sailer aber hatte ihn so liebevoll zur Kur gedrängt. So wollte er ihn jetzt nicht ganz enttäuschen.

Gegen Ende des Marienbader Aufenthalts stellte sich nun aber doch eine wohltuende Linderung für Diepenbrock ein. Trotzdem drängte er jetzt unaufhaltsam nach Regensburg zurück. Am Montag, den 18. August, wollte er Marienbad verlassen. Auf der Rückreise wäre er gern mit Sailer zusammengetroffen und von Franzensbad aus gemeinsam heimgereist. Durch ein offensichtliches Mißverständnis aber verfehlte man sich[216]. So kam Diepenbrock am 20. August allein in Regensburg an. Zusammen mit Zumfelde fuhr er schon am nächsten Tag nach Barbing hinaus. Seine die Möbel betreffenden Befürchtungen fand er hier völlig bestätigt. Sie bestünden aus lauter Ausschußware, schrieb er am 22. August an Sailer, taugten aber für den Gebrauch[217].

Sailer verlängerte seinen Kuraufenthalt nun noch um drei Wochen. Er machte eine Nachkur in Franzensbad. Am 9. September traf er völlig wiederhergestellt mit Proske, Therese und Georg in Barbing ein. Christoph Schmid[218] war mit ihm gekommen. Schwäbl aber erwartete man in den nächsten Tagen. Dazu war nun auch die Zeit für den Besuch Schenks und seiner Familie gekommen, seiner Gemahlin, Charlotte von Neumayrs und Heinrichs[219]. Am 1. September 1828 aber war Schenk vom König zum Innenminister ernannt worden. Schenk trat nun in die eigentliche politische Phase seiner Amtstätigkeit ein. Seine Tätigkeit an der Spitze der bayerischen Regierung währte nur kurz, kaum drei Jahre. Trotz ihrer Kürze war sie jedoch bewegt und prägend genug, um eine eigene Phase in der bayerischen Politik zu markieren. Ihr Kennzeichen war ein großartiger Aufbruch, der allerdings in den Jahren zuvor vorbereitet und sichtbar geworden war. Ihr Kennzeichen war aber auch eine beinahe deckungsgleiche Gesinnungseinheit zwischen König und Minister, wie sie vor ihm und nach ihm nicht mehr zustande kam. In Barbing aber mußte man nun zu Recht darum fürchten, daß Schenk für dieses Jahr der Einladung nicht nachkommen könne[220]. Schenk nahm sich aber die Zeit. Er wollte gegen den ersten Oktober einen Tag nach Barbing kommen und persönlich seine Familie abholen[221]. Zu diesem Kreis

[216] Diepenbrock an Sailer, Franzensbad, 18. August 1828, ebenda.

[217] Diepenbrock an Sailer, Barbing, 22. August 1828, ebenda.

[218] Christoph von Schmid (1768–1854) war gebürtiger Schwabe und stammte aus Dinkelsbühl. Er gehörte zu Sailers Lieblingsschülern in Dillingen. Sailer hielt ihm auch am 28. August 1791 in Dinkelsbühl die Primizpredigt. Schmid wurde vor allem als Jugenderzieher, noch mehr als Jugendschriftsteller bekannt. Er war der Verfasser der „Ostereier". Er schrieb insgesamt 50 Jugendgeschichten. Von ihm stammt auch das Lied „Ihr Kinderlein kommet". 1827 wurde Schmid Domkapitular in Augsburg, nicht zuletzt auf Sailers Einflußnahme hin (Sailer an Schenk, Barbing, 24. November 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23). – Christoph Schmid, Erinnerungen aus meinem Leben, Bd. 1–4, Augsburg 1853–1857 (zuletzt hrg. v. Albert Werfer). Darin: Die Jahre 1848–53. Briefwechsel mit Diepenbrock, Bd. 4, 266–305. – Joseph Bernhart, Christoph von Schmid (1768–1854), in: Lebensbilder aus dem Bayerischen Schwaben, hrg. v. Götz Frhr. v. Pölnitz, Bd. 5 (München 1956) 307–343. – Kosch, Deutsches Literatur-Lexikon, 1963, 383. – Hans Pörnbacher (Hrg.), Christoph von Schmid und seine Zeit, Weißenhorn 1968. – Adolf Layer, Christoph von Schmid, in: Georg Schwaiger (Hrg.), Bavaria Sancta Bd. III (1973) 423–440.

[219] Sailer an Schenk, Barbing, 10. September 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 23 (= Schiel II 523 f. Nr. 521).

[220] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 6. September 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[221] Schenk an Ludwig I., München, 24. September 1828. Spindler, Briefwechsel, 61.

war dieses Jahr auch noch Clemens Brentano gestoßen. Er war zusammen mit Widmer von Luzern her nach Barbing gekommen[222].

Diese Barbinger Herbsttage brachten zwei Angelegenheiten zum festen Abschluß: die Herausgabe sämtlicher Schriften Sailers und die Zusammenstellung von Diepenbrocks „Geistlichem Blumenstrauß". Beide Vorhaben waren schon seit längerem geplant. Man hatte aber jetzt ihre Ausführungen endgültig ins Auge gefaßt.

Der Geistliche Blumenstrauß

Die Herausgabe von Sailers sämtlichen Werken und Schriften war ganz offensichtlich von den Schülern und Freunden Sailers schon länger besprochen und gefordert worden. Nicht zuletzt wollte man damit dem verehrten Universitätslehrer und Bischof jetzt am Ende seines Lebens ein bleibendes Denkmal errichten. Vor allem aber wollte man diese Ausgabe noch zu Lebzeiten Sailers beginnen und wenigstens teilweise herausbringen. Sailer selber sollte noch mit Hand anlegen können. Sailer war diesem Vorhaben nicht abgeneigt. Seine Zeit war aber durch sein Bischofsamt eingeschränkt. Er konnte die Herausgabe unmöglich selber vornehmen. Dabei wußte Sailer, daß viele seiner Werke aus dem Augenblick heraus, so wie es Zeit und Umstände gerade erfordert hatten, vieles auch einfach für den schulmäßigen Gebrauch niedergeschrieben und gedruckt worden war. So bedurfte alles einer strengen einheitlichen Überarbeitung und Redaktion, teilweise auch einer regelrechten Neubearbeitung. Widmer wollte diese Aufgabe übernehmen. Wirklich war er für sie am meisten geeignet und Sailer übertrug sie ihm gern. Wohl ist auch Widmer die wesentliche Initiative zuzuschreiben, die überhaupt erst zur Ausführung der geplanten Gesamtausgabe führte. Dabei konnte Widmer in allem auf die vorbehaltlose Mithilfe Diepenbrocks rechnen.

So hatte Widmer Diepenbrock bereits in seinem Brief vom 20. Juli 1828 geschrieben, wie er die Ausgabe plante, und ihm dabei ganz bestimmte Aufgaben zugedacht[223]. Zunächst stellte ihm Widmer die Reihenfolge vor, nach der er Sailers Werke zusammenstellen wollte. Widmer hatte sie nach inhaltlichen und thematischen Gesichtspunkten aneinandergereiht.

Den Schluß dieser vielbändigen Ausgabe sollte nach Widmers Vorschlag eine ausführliche und gut geschriebene Biographie Sailers bilden. Und sie niederzuschreiben bat Widmer nun Diepenbrock. Daß Widmer aber auf Diepenbrock kam, lag schon deshalb nahe, weil er Sailer am nächsten stand, mit ihm unter einem Dach wohnte, so daß ihm Sailer selber behilflich sein konnte und mit ihm nach und nach sein Leben durchgehen konnte, von der Kindheit bis zur Bischofsweihe, und dabei das Wichtigste selber diktieren konnte. Vor allem daran dachte Widmer. Die Arbeit der Zusammenstellung und endgültigen Niederschrift aber sollte dann Diepenbrock vornehmen. Das sollte sein unmittelbarer Beitrag zur Herausgabe Sailers Werke sein.

Widmers Brief traf aber erst in Barbing ein, nachdem man dort schon zur Kur abgereist war. Er wurde Diepenbrock nach Marienbad nachgesandt. Und Diepenbrock schickte ihn sofort an Sailer weiter. Ganz offensichtlich aber lehnte Sailer den Plan

[222] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 216–220.

[223] Joseph Widmer an Diepenbrock, Luzern, 20. Juli 1828, StA Boch 1.3.2. 200.

seiner Biographie ab. Denn nur darauf konnte sich Diepenbrocks Bitte beziehen, Sailer möge doch seinen Freunden zuliebe dieses Opfer bringen[224].

Tatsächlich dachte Sailer hierüber noch vor zwei Jahren anders. Damals wäre ihm eine solche Biographie nicht unangenehm gewesen. Sie sollte zugleich den Zweck einer Richtigstellung und Rechtfertigung erfüllen[225]. Das war auch jetzt das Anliegen Widmers und vor allem auch Clemens Brentanos, der diese Aufgabe auch einmal Görres nahelegte, freilich in einem anderen Sinn, indem er ihm sagte, er habe das innere Gefühl, Görres müsse Sailer, der vielerorts immer noch verkannt werde, das Wort reden[226]. Als man aber jetzt in Barbing gemeinsam die nähere Ausgestaltung und Organisation der Ausgabe besprach, blieb Sailer in diesem Punkt, trotz allen Drängens der Freunde, unnachgiebig, und zwar ganz zu Recht.

Notwenig hätte eine solche Biographie noch einmal alle alten Anschuldigungen und Anfeindungen, die man Sailer schließlich von seiten Roms selbst entgegengebracht hatte, zur Sprache gebracht. Denn ehrlicherweise hätte man auch auf diese Dinge zu sprechen kommen müssen, ohne die Sailers tatsächlicher Lebensweg auch gar nicht ohne weiteres verstehbar war. Eine solche Biographie aber hätte nur zu neuen Mißdeutungen geführt und wäre Sailer auch vom König selbst als äußerst unkluges Handeln ausgelegt worden. Und alles wäre noch einmal dadurch verschlimmert worden, daß dieser Biographie, auch wenn sich Diepenbrock namentlich als ihr Verfasser bekannt hätte, doch unwillkürlich der Anspruch einer autorisierten Selbstbiographie Sailers beigelegt worden wäre. Zu allem aber erschien Sailer jetzt wohl auch der Druck einer ausführlichen Biographie noch zu eigenen Lebzeiten ganz einfach als Eitelkeit. Beide Gründe trafen wohl zusammen. Und man mußte den Plan aufgeben. Die vorgesehene Sailerbiographie kam nicht zustande[227].

Dafür stimmte Sailer Widmers Einteilung der Ausgabe, der Anordnung und Reihenfolge der einzelnen Schriften zu. So machte sich Widmer sehr bald an die Neuausgabe der Vernunftlehre, die die ersten drei Bände füllen sollte. Bereits ein halbes Jahr später, Ende März 1829, hatte er sie fertig. Sailer war begeistert von Widmers Arbeit.

Zugleich zeigte sich hier, wie die Gewichte der Arbeit der Herausgabe verteilt waren. Die drei Bände erschienen im Jahr 1830. Dabei nennt der Titel zwar die Herausgeberschaft Widmers, fügt aber ausdrücklich hinzu, daß sie unter Anleitung Sailers, des Verfassers, geschehen sei. In Wirklichkeit aber hatte Sailer gar nicht die Zeit, hier allzuviel selber zu tun. Er ließ Widmer völlig freie Hand. Das bestätigte auch der Brief Diepenbrocks vom 3. April 1829 an seinen Vater nach Koblenz[228]. In ihm

[224] Diepenbrock an Sailer, Marienbad, 13. August 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

[225] Sailer an Widmer, Regensburg, 9. März 1826. Schiel II 499 Nr. 493.

[226] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 9. Februar 1826. Görres Bd. 9, 227.

[227] Tatsächlich ist festzuhalten, daß eine Gesamtbiographie Sailers das ganze 19. Jahrhundert hindurch ausblieb. Das muß vor allem angesichts der zahlreichen Biographien insbesondere aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die sehr bald, meist nur wenige Jahrzehnte nach dem Tod bedeutender Persönlichkeiten erschienen sind, nur um so verwunderlicher anmuten. Grund dafür ist, daß es die unmittelbaren Sailerschüler unterließen, eine ausführliche Biographie Sailers zu schreiben. War aber Sailer schon zu Lebzeiten eine stets umstrittene Persönlichkeit, so wurde er erst recht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts totgeschwiegen und vergessen, vor allem da die gesamte geistesgeschichtliche und kirchliche Entwicklung eine ganz andere Richtung genommen hatte. Erst die neuere Zeit entdeckte Sailer neu. Noch im Jahr 1925 stellte Funk ganz richtig fest, daß man „fast noch blind gegenüber der Bedeutung Sailers" sei (Funk, Von der Aufklärung zur Romantik, IV).

[228] Diepenbrock an seinen Vater, Regensburg, 3. April 1829, StA Boch 1.1.2. 5.

beschrieb Diepenbrock, wie Widmer vorgegangen war. Er habe zwar darauf geachtet, das Werk in seiner inhaltlichen Anlage und Originalität zu wahren, habe ihm aber durch eine neue Einleitung in die Kapitel, auch durch Verkürzungen und Zusätze eine neue Gestalt und Klarheit gegeben. Das bestätigt auch ein Vergleich dieser neuen, durch Widmer besorgten Ausgabe mit den früheren. Im allgemeinen griff Widmer doch, wenn nötig mit größter Freiheit redigierend in die Textgestalt ein. Das geschah aber mit Zustimmung Sailers und war für das betreffende Werk nur von Vorteil.

Diepenbrock aber kümmerte sich um alles, was den Druck betraf. Widmer hatte ihn gebeten, einen ehrlichen und zuverlässigen Verleger ausfindig zu machen. Widmer ging es dabei um einen möglichst schönen Druck[229]. Diepenbrock aber war es vor allem auch um ein gerechtes Verfasserhonorar zu tun. Es sollte einmal das Erbgut Thereses sein, da Sailer selber alles verschenkte[230]. So hatte man die Brüder Seidel gewählt[231], nicht zuletzt deshalb, weil sie im von Regensburg nicht allzu weit gelegenen Sulzbach arbeiteten. Ausschlaggebend war auch, daß das Werk im Königreich Bayern gedruckt werden sollte. Auch um die hierzu nötigen königlichen Privilegien, die inländischen und die ausländischen, die die Ausgabe vor Nachdruck schützten, kümmerte sich Diepenbrock. Er führte auch alle für die Herausgabe notwenige Korrespondenz mit dem Seidelschen Verlag. Er war auch nach dem Tod Sailers für die Brüder Seidel stets der bestimmende Verhandlungspartner in allen Fragen, die diese schließlich 40 Bände umfassende Gesamtausgabe der Werke Sailers betraf, deren letzter Band erst im Jahr 1841 herauskam[232]. So blieb Diepenbrock auch stets ein vorantreibendes Moment, das verhinderte, daß das nun begonnene Werk, dessen Erscheinen sich doch über ein Jahrzehnt hinzog, später ins Stocken geriet[233].

Hinter dieser Mühe aber stand neben der Verehrung für Sailer bei Diepenbrock noch ein anderer Beweggrund. Die Neuauflage der Werke Sailers sollte Sailers Geisteshaltung, sein theologisch wissenschaftliches Denken, sein warmes und mildes Christentum, seine irenische Katholizität wach halten und erneut ins Bewußtsein rufen, vor allem in den späteren Jahren, einer Zeit, in der eine ganz anders gesinnte kirchliche Richtung immer mehr die Oberhand gewann. Daher ging es ihm neben dem Anliegen, Sailers Gedächtnis zu ehren, später in der Hauptsache darum, eine gute und nützliche theologisch wissenschaftliche und katholisch erbauliche Literatur zu schaffen. Und das schien ihm vorzüglich gerade auch durch die weiterverfolgte Herausgabe des Sailerschen Gesamtwerks zu geschehen.

So liegt hier dasselbe christlich erzieherische und bildende Anliegen vor, das Diepenbrock auch bei der Herausgabe seiner eigenen Werke leitete, der Übersetzung von Fénelons Leben, der Seusetexte, des Geistlichen Blumenstraußes, später auch seiner eigenen Predigten. Vor allem aber Sailers Schriften sollten einer geistig ungesicherten und suchenden Zeit den rechten Weg finden und gehen helfen. Dabei wußte Diepen-

[229] Widmer an Diepenbrock, Luzern, 20. Juli 1828, StA Boch 1.3.2. 200.

[230] Diepenbrock an Passavant, Barbing, 26. Juni 1828. Schiel I 648 Nr. 826.

[231] Wilhelm Wühr, Aufklärung und Romantik im Spiegel eines bayerischen Verlags. Zum 100. Todestag von Joh. Esaias v. Seidel, Sulzbach 1927.

[232] Johann Michael Sailer's sämtliche Werke, unter Anleitung des Verfassers herausgegeben von Joseph Widmer. Bd. 1–40, Sulzbach 1830–1841. – Schiel II 661 Nr. 199.

[233] Die Briefe Melchior Diepenbrocks an den Seidelschen Verlag sind nicht mehr erhalten. Vorhanden aber sind die Briefe des Verlags an Diepenbrock (und auch an Widmer): Kopialbücher der J. E. v. Seidelschen Buchhandlung der betreffenden Jahrgänge (im Privatbesitz des heutigen Inhabers der Seidelschen Buchhandlung in Sulzbach).

brock sehr wohl um die Zeitbedingtheit aller Schriften Sailers, dazu um deren Absicht, einer möglichst breiten Leserschaft verständlich zu sein. Sailer selber sagte ihm das. Er wollte mit seinen Werken nicht glänzen, sondern nützen. In diesem Sinn ist auch Diepenbrocks späteres Urteil zu verstehen, Sailer habe mit breitem Kiel geschrieben[234].

Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß war vor allem auf Drängen Eduard von Schenks zustandegekommen. Auch Clemens Brentano trug hierzu das Seinige bei. Seit seinen Studienjahren beschäftigte sich Diepenbrock mit dem Schrifttum insbesondere der deutschen Mystiker. Dieser Neigung und diesem Interesse entsprach auch seine Beschäftigung mit der geistlichen Dichtung spanischer Mystiker. Ebenso wie in den mystischen Prosaschriften und Abhandlungen fand er hier einen herrlichen und großartigen Gedankenreichtum vor. Aber diese Gedanken gingen in der feinen Sprache und im zarten Gewand der Poesie einher. Vor allem deshalb sprachen sie Diepenbrock unmittelbar an. Zweifellos besaß er zu dieser mystischen Lyrik einen wahren und tiefen Zugang. Und das entsprach ganz seiner religiösen Haltung. Sie hatte wohl in früheren Jahren etwas Überschwengliches an sich. Doch sprach aus allem stets eine echte religiöse Begeisterung. Dabei verstieg sich Diepenbrock nie in eine abgehobene Glaubenshaltung. Davor bewahrte ihn schon das Vorbild Sailers, dazu seine eigene wahre Innerlichkeit. Beides war ihm hier ein sicherer Maßstab. Charakteristisch aber war für Diepenbrock stets seine stark verinnerlichte Religiosität. Sie hielt sich zeitlebens. Ein letzter Ernst war in ihr enthalten.

Das aber entsprach zugleich Diepenbrocks natürlicher Wesensveranlagung. Schon sie wies einen so auffallenden Zug ins Innerliche auf. So sehnte sich Diepenbrock stets nach einem mehr zurückgezogenen Leben. Zuviele äußere Zerstreuung und Ablenkung empfand er als störend und zersetzend. Sie bringe ihn, wie er selber sagte, zu sehr außer sich, ziehe ihn von seinem eigentlichen und wahren Wesen ab. Er wich ihr ganz bewußt aus. Dahinter stand das Streben nach innerer Sammlung, nach vertiefter Religiosität, nach einem reineren und lauteren Glauben. Dieses Streben war Diepenbrock Bedürfnis und Sehnsucht zugleich. Es wurde ihm zur inneren Haltung. Wieder war hier Sailer das Vorbild, sein innerliches Christentum, das stets aus einer Gottesunmittelbarkeit heraus lebte. Auch die Ausstrahlung Diepenbrocks Persönlichkeit ruhte später vor allem in dieser religiösen Innerlichkeit, verbunden mit einer großen geistigen Weite.

Anders als bei Sailer aber war sie bei Diepenbrock durchwoben von einem schwermütigen Ernst. Auch hier machte sich eine natürliche Erbanlage geltend. Diese Schwermütigkeit verlieh Diepenbrocks Glaubenshaltung eine dunkle und wehmütige Färbung. Vor allem in Tagen der Krankheit konnte sie ihn unsagbar beschweren und belasten. Oft steigerte sie sich bis zur Sehnsucht nach dem Tod, zur Sehnsucht nach endgültiger Erlösung. Zeitlebens klang diese Sehnsucht in Diepenbrocks Briefen an, wenn auch oft nur leise und verhalten. Vor allem solche Zeiten aber faßte Diepenbrock als Zeiten echter religiöser Läuterung auf. Vor allem durch sie hindurch brach ihm das Bewußtsein des Erlöstseins in Gott und im Glauben. Von hierher führte der Weg zu seiner Vorliebe und Hinneigung zur mystischen Lyrik. Ihre emportragende poetische Sprache und Gedankenwelt fing dieses Empfinden ein. Und sie tat es in einer Weise, die seiner eigenen echten poetischen Anlage und Begabung entsprach.

Wann Diepenbrock zum erstenmal auf die spanische Dichtung gestoßen war, ist nicht bekannt. Aber nachweislich benutzte er für die meisten der im Geistlichen Blumenstrauß übersetzten Gedichte eine spanische Gedichtsammlung, die nach-

[234] Diepenbrock, Erinnerung an Sailer. Geistlicher Blumenstrauß, 1852, XXIII.

einander in drei Bänden in den Jahren 1821–1825 von Johann Nikolaus Böhl, einem im Jahr 1813 zur katholischen Kirche übergetretenen Kaufmannssohn, in Hamburg herausgegeben worden war mit dem Titel „Floresta de Rimas Antiguas Castellanas“[235]. Darüberhinaus benutzte er vor allem eine weitere spanische Gedichtsammlung aus dem Jahr 1771, dazu Werkausgaben einzelner spanischer Dichter, die ebenfalls bereits aus dem 18. Jahrhundert datierten[236].

Trotzdem dürften Diepenbrocks erste Übersetzungen spanischer geistlicher Gedichte nicht vor seine ersten Regensburger Jahre zurückreichen. Diepenbrocks Bekanntwerden mit der mystischen spanischen Dichtung ging wohl mit der Lektüre des allgemeinen mystischen Schrifttums einher. Sobald er aber auf diese Dichtung gestoßen war, galt ihr seine ganze Vorliebe. Und zeitlebens gehörte die Beschäftigung mit ihr zu seinen bevorzugten Lieblingstätigkeiten. Er fand gerade hier ausgesprochen, was er selber tief empfand. Freilich fand Diepenbrock in späteren Jahren immer seltener Zeit, sich solchen Übersetzungen zu widmen. Die Freude an dieser Lyrik aber blieb stets dieselbe.

Hier wird zugleich das besondere Verhältnis sichtbar, das Diepenbrock zu den von ihm übersetzten Gedichten einnahm. Diepenbrock wollte im Übersetzen nicht etwa eine Lebensaufgabe finden. Für ihn hatte die Beschäftigung mit dieser geistlich-mystischen Dichtung einen ganz anderen Sinn. Sie war ihm zum einen eine echte Bereicherung, vor allem aber Trost in den häufigen Krankheitstagen. Insbesondere in diesen Zeiten widmete er sich seinen Übersetzungen, dann wenn er krankheitshalber zu keiner anderen Arbeit fähig war. Und er tat es, weil er in diesen Gedichten wahre Erhebung und Erbauung fand. Sie ließ ihn, wenigstens vorübergehend, sein Kranksein, dazu die eigene Niedergeschlagenheit vergessen[237].

Bemerkenswert ist, daß Diepenbrock nicht etwa einen ganzen Zyklus der ihm vorliegenden Gedichtsammlungen ins Deutsche brachte, sondern scheinbar beliebig auswählte. Dieses Vorgehen ist aber bezeichnend. Diepenbrock übersetzte nur die Gedichte, die ihn selber, sei es durch ihren religiösen Gehalt, sei es durch ihre zarte Poesie, besonders ansprachen, die aussprachen, was er selber unmittelbar empfand. So aber nehmen seine Übersetzungen ungefähr den Stellenwert von Originalgedichten ein. Sie spiegeln seine eigene religiöse Vorstellungs- und Empfindungswelt wider. Hinzu kommt, daß dieses Empfinden in Tagen der Krankheit noch einmal sensibler und empfänglicher war. So empfand Diepenbrock zweifellos in diesen von ihm übersetzten geistlichen Gedichten zugleich seine eigene religiöse Innerlichkeit ausgesprochen.

Von daher aber besitzen seine Übersetzungen eine ganz eigene Wahrheit. In ihnen ist das Empfinden, die Religiosität des Übersetzers mitenthalten. Wirklich entsprach nichts mehr als diese Gedichte Diepenbrocks persönlicher Glaubenshaltung. In ihr war stets ein auffallender Zug ins mystisch Asketische enthalten, ein Zug ins weltabgewandt Innerliche. Dieser Zug lag wohl in seiner persönlichen Wesensanlage und Religiosität begründet, zugleich aber auch in seinem besonderen Werdegang, in der Art und Weise, wie er zu seinem Lebensberuf, zum Priestertum hingefunden hatte. Und dieser Zug machte sich lebenslang in ihm geltend. Er war es auch, der ihm für sein ganzes späteres amtliches und öffentliches Wirken echte und stets neue Überwindung

[235] Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 17. Juni 1828. Görres Bd. 9, 337.

[236] Johannes Horsthemke, Melchior von Diepenbrock als Übersetzer spanischer Dichtungen, Münster 1915, 101 f. (Verzeichnis aller Übersetzungen Diepenbrocks mit Angabe des gedruckten, ihm vorgelegenen Originaltextes).

[237] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, Sulzbach 1829, Vorrede V.

abverlangte. Zeitlebens sehnte sich Diepenbrock nach einem Leben in Stille. Zeitlebens sprach er von seinen Stillebenshoffnungen, die er zugunsten seiner kirchenamtlichen Stellung hatte aufgeben müssen.

Von daher wird aber auch verstehbar, warum sich Diepenbrock anfänglich gegen die Veröffentlichung seiner Übersetzungen gewehrt hatte. Denn diese Gedichte waren gewissermaßen Ausdruck und Eigentum seiner selbst geworden. Er empfand es einfach als verletzend, das, was er sich selber gleichsam in kranken Stunden gesungen, nun plötzlich aller Welt preiszugeben. Diepenbrock hatte sie zunächst nur dem kleinen Kreis unmittelbar vertrauter Freunde vorgetragen. Es war ja im Haus Sailers üblich, daß am Abend, wenn dem nicht andere Arbeiten entgegenstanden, aus einem guten Buch vorgelesen wurde. Und vor allem, wenn Eduard von Schenk oder Clemens Brentano zugegen waren, trugen beide stets aus ihren neueren Dichtungen vor. Hier hatte wohl auch Diepenbrock zuerst seine Übersetzungen vorgestellt. Vor allem Schenk war von ihnen begeistert. Er war es auch, der nun die Veröffentlichung dieser Gedichte vorschlug[238]. Diese Idee wurde von den übrigen Anwesenden, unter ihnen vor allem von Clemens Brentano und Charlotte von Neumayr, sofort aufgenommen. Auch Sailer forderte Diepenbrock dazu auf[239]. Diepenbrock wies das zunächst entschieden zurück. Schließlich aber gab er doch nach.

Vielleicht scheute er auch, was die Form seiner Übersetzung betraf, vor einer Drucklegung zurück. Charlotte von Neumayr charakterisierte Diepenbrock als eine tief poetische Natur[240]. Aber diese poetische Anlage und Begabung war nicht schöpferischer Art. Freilich gibt es von Diepenbrock auch mehrere eigene Gedichte. Er fügte sie gern in die strengere Form des Sonetts ein. Darüberhinaus benutzte er auch gern die frei aneinandergereihte Versform und darin bevorzugt den Binnenreim. Die meisten dieser Gedichte sind irgendeinem bestimmten Anlaß oder einer bestimmten Person gewidmet. Nur ein einziges ist geistlich-religiösen Inhalts. Es trägt die Widmung „an Laura"[241]. So sind diese Gedichte alle Gelegenheitsdichtungen. Zwar weisen sie

[238] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 113.

[239] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 220.

[240] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 113.

[241] Eigene Gedichte Diepenbrocks, von ihm selber zum Druck gegeben oder aus dem Nachlaß veröffentlicht: Zwei Gedichte zur Bischofsweihe Wittmanns 1829 (Eos, 11. Juli 1829). – Jubelgedicht zum 50. Priesterjubiläum Wittmanns 1832 (Melchior Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 41–46). – Der gothische Dom (Charitas 1834, 174). – Die Zauberfrucht (Charitas 1836, 277–281). – Eukras und Pankras (Charitas 1836, 282–286). – Die deutsche Sprache (Charitas 1836, 287). – An die deutsche Sprache, oder Rein-deutsch und der Rhein deutsch (Charitas 1836, 288). – An die exploiteurs de la science allemande (Charitas 1836, 289). – An de la Menais (Charitas 1836, 290). – An Franz von Baader (Charitas 1836, 291). – An Schubert (Charitas 1836, 292). – An Görres (Charitas 1836, 293). – An König Ludwig (Charitas 1836, 294). – Die goldene Kette. Legende (Charitas 1836, 295–300). – Zwei Sonette auf Sailer (Melchior von Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, Sulzbach 1852, VII f.). – An Laura (Nowack, Gedenkblätter, 39 f.). – Der Kreisel (Nowack, Gedenkblätter, 41 f.). – Triest (Nowack, Gedenkblätter, 42 f.). – Die Fußwaschung (Nowack, Gedenkblätter, 43). – Das Vöglein (Nowack, Gedenkblätter, 43 f.) vgl. S. 147 f. Anm. 168. – Dazu die Augenblicksgedichte, die Diepenbrock gerne in seine Briefe einstreute: vgl. etwa: Briefwechsel mit Bonifaz Urban (Th. Kotschenreuther, Erinnerungen an den Hochwürdigsten, Hochseligen Kaspar Bonifaz von Urban. Erzbischof von Bamberg, Bamberg 1858, 21–26) u. Joseph Strobl (gesammelte Briefe Diepenbrocks an Strobl, StA Boch 1.1.7. 320–365. – Dazu: Wilhelm Strobl, Kardinal Melchior Freiherr von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau und der fürstliche Thurn und Taxische Rat und Prinzenerzieher Joseph Strobl. Eine Freundschaft in Briefen, Nürnberg 1953).

manche spezifische Eigenheiten in Form und Reim auf. Diese aber lassen sich ohne weiteres in das Übliche und Gewohnte der Zeit einfügen und hieraus erklären[242].

Diepenbrocks poetische Leistung sind seine Übersetzungen. Sie sind aber im eigentlichen Sinne mehr als bloße Übersetzungen. Sie sind schöpferische Nachdichtungen. Hierzu war seine poetische Begabung vorzüglich geeignet. Hier kam ihm vor allem auch sein angeborenes Sprachtalent zustatten. So fielen ihm auch die Übersetzungen nicht weiter schwer. Im Gegenteil. Mit größter Leichtigkeit verfügte Diepenbrock über Ausdruck, Vers und Reim. Und sein feines sprachliches Gespür war ihm in allem ein sicherer Maßstab. Diepenbrocks Sprache war sehr einfühlsam und anpassungsfähig, und in diesem Sinn auch originell. Dazu war sie eindringlich und warm. So vermochte er den einzigartigen Zauber einzufangen, der über dieser spanischen mystischen Dichtung insgesamt liegt und je für sich neu und anders in jedem einzelnen Gedicht enthalten ist. Aus allem aber spricht stets zugleich die eigene persönliche Betroffenheit und Anteilnahme.

Beides, Diepenbrocks persönliches Betroffensein und die Mühelosigkeit seines Übersetzens, konnte sich auch nachteilig auswirken. So haften Diepenbrocks Übersetzungen auch wieder die einen und anderen kleinen Mängel an[243]. Diepenbrock aber ging es gar nicht um diese philologische Arbeit und ihr poetisch künstlerisches Gelingen an sich. Freilich hatte er auch an diesem Gelingen seine Freude. Es war ihm aber nicht Selbstzweck. Das bestätigte Charlotte von Neumayr. Sie stellte fest, daß Diepenbrock zum Feilen und Ziselieren seiner Arbeiten die Geduld fehlte, daß er kein Interesse daran hatte, so lange zu entwerfen und zu verwerfen, bis sich die beste Form herausgeschlagen hatte[244]. Wirklich war es ihm viel mehr um den Inhalt und Gehalt, um die Aussage der Gedichte zu tun. Sie führten ihn in die Gedankenwelt der mystischen christlichen Poesie. Und hier fand er, was er vor allem in den niedergeschlagenen Stunden des Krankseins suchte, Trost und echte religiöse Erbauung, dazu eine bescheidene, aber wirkliche Freude an der Gestalt der Sprache selbst. Das Übersetzen selber trug hier schon zur Andacht und religiösen Verinnerlichung bei. Und darin fand Diepenbrock den eigentlichen Sinn, Zweck und Lohn seiner Beschäftigung mit dieser mystischen Dichtung. Sie war ihm geistig-geistliche Übung und Erhebung, und das mit der emportragenden Kraft echter religiöser Poesie.

Daß Diepenbrock dabei auf die spanische Dichtung gestoßen war, lag nicht nur daran, daß er die spanische Sprache beherrschte. Denn tatsächlich wies keine neuere Literatur eine solche bevorzugt geistliche Stoffwahl auf als die spanische Barockdichtung. Diepenbrocks reiche Kenntnis dieser Literatur zeigt sich schon in der Auswahl seiner Übersetzungen. Insgesamt veröffentlichte er 53 ins Deutsche übersetzte, spanische geistliche Gedichte. Sie sind alle in der zweiten Auflage seines Geistlichen Blumenstraußes enthalten, die er im Jahr 1852 noch selber besorgte[245]. Diese 53 Gedichte aber stammen von nicht weniger als 21 verschiedenen spanischen Dichtern mit mehr oder weniger bekannten Namen. Ihrer Lebenszeit nach aber verteilen sie sich über die ganze knapp 200jährige Blütezeit der spanischen Literatur im 16. und 17. Jahrhundert[246].

[242] Friedrich Sengle, Biedermeierzeit. Deutsche Literatur im Spannungsfeld zwischen Restauration und Revolution 1815–1848, Bd. I, Stuttgart 1971, 242.

[243] Detaillierte Besprechung Diepenbrocks Übersetzungen im Vergleich der ihm vorgelegenen Originaltexte: Horsthemke, Diepenbrock als spanischer Übersetzer, 83–100.

[244] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 113.

[245] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, Sulzbach 1852.

[246] Horsthemke, Diepenbrock als spanischer Übersetzer, 81.

Diepenbrocks Übersetzungen lag ein eindeutiges religiöses Eigeninteresse zugrunde. Das war ihr erster Zweck. Das poetische dichterische Gelingen war für ihn zweitrangig. Aber gerade hier konnte er sich beinahe blind auf seine Begabung und sein Empfinden verlassen. So sind seine Übersetzungen auch ganz und gar seine eigene Leistung. Diepenbrock konnte sich dabei auch nicht auf irgendetwas Vergleichbares stützen, da seine Übersetzungen im wesentlichen das erste dieser Art im ganzen deutschsprachigen Raum waren. So nimmt es nicht wunder, daß seine Umgebung darum um so überraschter und begeisterter von diesen Gedichten war, deren poetische Gestalt und Aussagekraft von Diepenbrock so überzeugend nachgestaltet war. Dabei hatte Diepenbrock beim Übersetzen manche Freiheiten für sich in Anspruch genommen. Ausdrücklich schickte er im Vorwort voraus, er habe sich bei manchem kleineren Gedicht eine freiere Nachbildung erlaubt[247].

Wirklich erlaubte sich Diepenbrock beim Übersetzen größere Eingriffe in die sprachliche Gestalt der ihm vorliegenden Gedichte. Meist sind seine Übersetzungen wortreicher als die Originale. Das war zum einen berechtigte Folge der Übersetzungsarbeit aus dem Spanischen selbst[248]. Es zeigte aber zum anderen Diepenbrocks innere Anteilnahme an der Aussage der Gedichte. Die in ihnen ausgedrückte Stimmung schien ihn selbst über die durch die Vorlage gesetzte Schranke hinauszutragen zu einem eigenen schöpferischen Gestalten. So besitzen manche Übersetzungen sogar einige Verszeilen mehr als das Original. Dabei fügte Diepenbrock der inhaltlichen Aussage keinen weiteren Gedanken hinzu. Solche Übertragungen kennzeichnete Diepenbrock, indem er der Überschrift anfügte, er habe hier frei nach dem betreffenden Dichter übersetzt.

Diese Behandlung aber liegt im Grunde bei allen übersetzten Gedichten vor. Andererseits war es Diepenbrock wieder um möglichst originalgetreue Übertragungen zu tun. Daß er beides je nach Erfordernis konnte, zeigt, daß er zum eigentlichen Nachdichter der ihm vorliegenden spanischen Gedichte geworden war. Vorzüglich war es ihm um den inneren Gehalt und um den rechten Ausdruck dafür zu tun, freilich auch um die sprachliche Schönheit. Beidem kam die freiere Behandlung seines Übersetzens zugute. Auch die meisten Überschriften fügte Diepenbrock selber hinzu. Beim Original fehlen sie. Diepenbrock wollte dadurch seiner Gedichtsammlung eine einheitliche Form, dazu den Gedichten selbst gewissermaßen einen Namen geben.

Wenigstens seit dem Herbst des vorangegangenen Jahres 1827 war der Druck von Diepenbrocks Übersetzungen beschlossene Sache gewesen. Diepenbrock hatte darum auch bereits mit dem Verleger Pustet gesprochen[249]. Pustet sollte ihm ja auch den Seuse drucken. Über die nähere Gestaltung dieser Gedichtsammlung hatte Diepenbrock offensichtlich zunächst noch keine bestimmte Vorstellung. Auch Schenk hatte ihm hier keine weiteren Vorschläge gemacht. Er hatte ihn zunächst nur einmal davon überzeugt, daß eine solche Ausgabe durchaus sinnvoll und wünschenswert sei. Wohl

[247] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, Sulzbach 1829, Vorwort V.

[248] Horsthemke, Diepenbrock als spanischer Übersetzer, 92–94.

[249] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 4. – Der Brief ist nicht datiert. Dennoch läßt er sich ziemlich genau zeitlich einordnen. Diepenbrock bedankte sich darin bei Schenk für dessen, wenn auch vergebliche Suche nach einem Seuseporträt. Clemens Brentano hatte ihn dazu am 19. November 1827 (Nowack, Ungedruckte Briefe, 24 Nr. 2) veranlaßt. Dazu sprach Diepenbrock davon, daß Görres die Vorrede des Seuse übernommen habe. Görres sagte das am 20. Dezember 1827 zu (Görres Bd. 9, 312–315). So dürfte der Brief auf den Jahresbeginn 1828 zu datieren sein.

war es vor allem diese Meinung Schenks gewesen, dem Diepenbrock in allen literarischen Fragen ein sicheres Urteil zutraute, die ihn zustimmen ließ. Dazu hatte ihm Schenk auch mehrere Beiträge eigener Gedichte zugesagt. Und in Begleitung dieser geistlichen Gedichte Schenks wollte dann auch er sich selber mit seinen Übersetzungen eher herauswagen[250]. Auch Clemens Brentano hatte er um Beiträge für ein solches Liederbuch gebeten. Das war gewissermaßen die Bedingung, die Diepenbrock zur Herausgabe seiner Übersetzung stellte[251].

Die Herausgabe aber verzögerte sich. Die Ungewißheit der äußeren Form, dazu das Ausbleiben der versprochenen Beiträge, vielleicht auch wieder Diepenbrocks eigenes Zögern mochten dabei mitgespielt haben. Als aber Görres im Sommer 1828 Sailer in Regensburg besuchte und Diepenbrocks Gedichte kennenlernte, regte er an, einige davon in der Eos abzudrucken. Diepenbrock sandte ihm drei seiner Übersetzungen nach München nach[252]. Alle drei Gedichte wurden dann auch im Geistlichen Blumenstrauß aufgenommen[253]. Für Diepenbrock war das wohl eine erneute, Mut machende Anerkennung. Und die Herbsttage 1828, wo man gemeinsam in Barbing die Herausgabe der Werke Sailers besprach, brachten nun den Plan der Gedichtsammlung Diepenbrocks zum endgültigen Abschluß.

Diepenbrock aber konnte inzwischen noch mit einer ganz anderen Arbeit aufwarten. Erst im Mai 1828 hatte er bei Schenk angefragt, ihm die spanische Ausgabe der Autos Sacramentales von Calderon aus München zu schicken, da er sich an einen Übersetzungsversuch wagen wollte[254]. Durch sein Interesse und seine Vorliebe für die spanische geistliche Dichtung mußte er auch auf das Werk Calderons, des bedeutendsten geistlichen Dichters Spaniens seiner Zeit, stoßen. Diepenbrock las die spanische Calderonausgabe, auch die deutschen Übersetzungen dazu, soweit sie vorlagen. Er selber hatte sich die bei Sollinger in Wien 1826 erschienene Sammlung sämtlicher Schauspiele Calderons angeschafft, die von mehreren Übersetzern bearbeitet worden waren, unter ihnen August Wilhelm Schlegel und Bärmann. Dazu wollte er sich die bei Fleischer in Leipzig erschienene spanische Ausgabe kaufen, wie er an Schenk schrieb[255]. In diesen Ausgaben fehlten die Autos Sacramentales. Zu ihnen gab es auch keine deutsche Übersetzung[256]. Schenk hatte Diepenbrock in der vorletzten Maiwoche den ersten Band der Autos zugesandt, für den sich Diepenbrock am 17. Juni bedankte[257]. Zugleich schrieb er Schenk, daß er bereits mit der Übersetzung des Stücks „la vida es Saeño" begonnen habe.

Freilich stieß Diepenbrock damit zunächst auf große Schwierigkeiten. Er hatte sich für diese Übersetzungsarbeit den strengen Maßstab gesetzt, in der Übersetzung nach

250 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 17. Juni 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.

251 Diepenbrock an Luise Hensel, Regensburg, 14. Januar 1829, StA Boch 1.1.7. 100.

252 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 17. Juni 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4 u. an Joseph Görres, Barbing, 17. Juni 1828. Görres Bd. 9, 335–337.

253 Eos 11., 16. u. 21. Juli 1828: Des Gärtners Lohn, Wiegenlied der Mutter Gottes u. Der König als Bauer. (= Geistlicher Blumenstrauß, 1829, 127 f., 141–143 u. 157 f.).

254 Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 10. – Der Brief trägt kein Datum, dafür aber den eigenhändigen Vermerk Schenks „beantwortet, 21. May 1828". Er datiert so in den Mai 1828, was auch mit seinem Inhalt übereinstimmt.

255 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 17. Juni 1828, ebenda. – Beide von Diepenbrock genannte Calderonausgaben in: H. Breymann, Die Calderon-Literatur. Eine bibliographisch-kritische Übersicht (= Calderon-Studien Teil I), München-Berlin 1905, 103 f. u. 48 f.

256 Horsthemke, Diepenbrock als spanischer Übersetzer, 17.

257 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 17. Juni 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.

Möglichkeit Versmaß, dazu Assonanz und Reim beizubehalten. Vorbild hierzu waren ihm vor allem die Calderonübersetzungen Schlegels. So hatte er die gesamte deutsche Calderonausgabe insbesondere auch unter diesem Gesichtspunkt der möglichen Übersetzungstechniken studiert. Vor allem hier zeigt sich, wie sehr er doch auch um die angemessene Lösung aller rein philologischen Fragen bemüht war[258]. So kannte er durchaus den Ernst und die Anstrengung, die mit jeder Übersetzungsarbeit verbunden war, kannte die Schwierigkeiten solcher Arbeit, die in der unterschiedlichen Sprach- und Denkart beider Sprachen gründen. Gerade auch hierfür hatte Diepenbrock ein feines Gespür, dazu ein echtes philologisches Interesse. Auch hierin lag für ihn der Reiz solcher Arbeiten. Dieses Interesse aber zeigt zugleich wieder sein Sprachtalent an[259].

Vor allem mit Schenk konnte Diepenbrock über alle bei der Übersetzung auftretenden Probleme sprechen, über die Mühe, die poetische Gestalt und den dichterischen Anspruch des Werkes wirklich einzufangen und wiederzugeben. Schenk war hier zweifellos der richtige Gesprächspartner. Allerdings konnte er Diepenbrock hier nicht eigentlich helfen. Aber verstehen konnte er ihn. Diepenbrock bewunderte in Schenk ja vor allem auch den Dichter. Er kannte Schenks Werke, hatte sie selber gelesen oder am Abend vor den übrigen Hausbewohnern vorgetragen. So begegnete er Schenk gerade auch hier, was dessen dichterische Schaffenskraft anbelangte, mit größtem Respekt. Trotzdem fällt auf, daß Schenk, dem König Ludwig selber stets seine Gedichte zur Korrektur überließ, bei Diepenbrock nie korrigierend eingriff. Es bedurfte dessen auch gar nicht. Schenk behandelte hier Diepenbrock offensichtlich als durchaus gleichwertig. Er wußte um sein sicheres Urteil.

Die Calderonsche Übersetzungsarbeit hatte sich Diepenbrock mit nach Marienbad genommen. Zwar schrieb er von dort aus am 10. August an Zumfelde, er komme mit ihr nur wenig voran, da ihm der Kopf zu sehr eingenommen sei[260]. Trotzdem hatte er in Marienbad das Auto größtenteils übersetzt[261]. Jedenfalls lag es im Herbst fertig vor. Und alle in Barbing anwesenden Freunde bestanden nun auf den Druck auch dieses Werkes.

In der ersten Oktoberwoche waren die Barbinger Gäste schließlich wieder abgereist[262]. Zuletzt brach auch Clemens Brentano am 7. Oktober auf. Diepenbrock wollte ihn wenigstens bis Sulzbach begleiten, um dort zugleich persönlich mit den Brüdern Seidel über die anstehenden Drucke zu verhandeln, die Ausgabe der Werke Sailers und den Druck seiner geistlichen Poesien[263]. Ursprünglich wollte er diese

258 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 26. April 1829, ebenda u. an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Görres Bd. 9, 351.

259 Horsthemke, Diepenbrock als spanischer Übersetzer, 83–100.

260 Diepenbrock an Zumfelde, Marienbad, 10. August 1828, Archiv des Klosters Metten.

261 Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 30. Oktober 1828. Görres Bd. 9, 347.

262 Sailer an Schenk, Barbing, 4. Oktober 1828, BZAR Sailer Nachlaß A 23 (= Schiel II 524 f. Nr. 522, der den Brief, allerdings ohne das kenntlich zu machen, nicht vollständig zitiert).

263 Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 6. – Der Brief hat kein Datum. Er ist aber nach Schenks Besuch auf Barbing am 1. Oktober 1828 niedergeschrieben. Dazu merkte Diepenbrock an, daß er Clemens Brentano am nächsten Tag nach Sulzbach begleiten würde. Auch der Brief Sailers an Schenk vom 4. Oktober 1828 (BZAR Sailer Nachlaß A 23) vermerkt, daß Clemens Brentano „morgen" Barbing verlasse. Da Diepenbrocks Brief keine weitere Anrede führt, liegt es nahe, daß er ihn einfach als Nachschrift dem Sailerschen Brief an Schenk beigelegt hat. So datierte er wie dieser auf den 4. Oktober 1828. – Ganz offensichtlich blieb Clemens Brentano doch noch einige Tage länger in Barbing. Denn Diepenbrock schrieb wenige

Dichtungen bei Pustet drucken lassen, von dem er auch die Seuse Textausgabe besorgen ließ. Grund für diesen Wechsel war gewiß die Verärgerung über Pustets schleppende und unzuverlässige Behandlung der Seuseausgabe. Dazu kam, daß Pustet damals in Regensburg selbst noch keine eigene Druckerei hatte und daher die Verständigung mit dem Seidelschen Verlag viel müheloser vonstatten gehen konnte. Vor allem aber war der Verlag Seidel während dieser Jahre der weitaus profiliertere. Er vertrat ein betont katholisch restauratives Verlagsprogramm. Der Druck des umfangreichen Sailerschen Werks aber bedeutete für ihn zugleich die größte Leistung, sowohl was seine wirtschaftliche als auch seine ideelle Ausrichtung betraf[264]. Bereits am 20. Oktober erklärten sich die beiden Brüder Seidel bereit, das Werk zu übernehmen[265]. Ebenso wollten sie Diepenbrocks Gedichte drucken. Sie sollten noch vor Jahresende fertig werden[266]. Das Honorar war zunächst auf elf Gulden den Bogen festgesetzt worden[267].

So bedurfte jetzt auch die Frage der Anlage, Form und Ausstattung des Büchleins einer endgültigen Antwort. Mit all diesen Fragen, ob das Auto von Calderon gesondert oder zusammen mit den Gedichten erscheinen, die Gedichte ihrem Inhalt oder ihrer Herkunft nach geordnet werden sollten, welchen Titel das Buch erhalten sollte und ähnlichem, wandte sich Diepenbrock nun an Schenk[268]. Schenk war es ja, der ihn vor allem zur Drucklegung veranlaßt und ihm wohl dazu auch seine Hilfe zugesagt hatte. Schließlich entschied Diepenbrock aber selber. Dem Auto als erstem Teil sollten als zweiter Teil die spanischen Gedichtübersetzungen folgen. Die deutschen Gedichte sollten dann den abschließenden dritten Teil bilden.

Auch die immer wieder verzögerte Seuseausgabe schien in diesen Wochen endgültige Gestalt anzunehmen. In kurzem Nacheinander trafen jetzt von Pustet die Druckfahnen ein, die Diepenbrock dann immer sofort an Görres nach München weitersandte[269], so wie dieser es gewünscht hatte[270]. Dazu wollte Diepenbrock dem Text mehrere Illustrationen beigeben. Schenk hatte ihn dazu aufgefordert[271], nachdem seine Suche nach einem Porträt Seuses in den Münchener Kunstsammlungen vergebens geblieben war[272]. Dafür wollte Diepenbrock jetzt die in der alten Augsburger Ausgabe von 1512 enthaltenen Holzschnitte übernehmen[273]. Schenk hatte ihm zu-

Tage später, am 9. Oktober 1828, an Schenk (Bay Stabi Schenkiana II/4), er habe Clemens Brentano vorgestern, also am 7. Oktober, nach Sulzbach begleitet.

[264] Wühr, Seidel. – Spindler, Handbuch IV/2 (1975) 1100 f.

[265] Wühr, Seidel, 56.

[266] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 9. Oktober 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[267] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 13. Oktober 1828 (auf den Brief Sailers an Schenk mit demselben Datum geschrieben), BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[268] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 9. Oktober 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4 u. ebenda, Brief 5. – Letzterer Brief ist wieder undatiert. Wohl legte Diepenbrock diesen Brief wieder einem Brief Sailers an Schenk bei, ebenso wie er solchen Briefen auch immer die eigenen Briefe an Frau von Schenk und Charlotte von Neumayr beilegte. Dem Inhalt nach datierte er nach Diepenbrocks Brief an Schenk vom 9. Oktober 1828 (ebenda), aber vor dem vom 23. November 1828 (ebenda).

[269] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 30. Oktober 1828, 30. November 1828 u. 18. Dezember 1828. Görres Bd. 9, 346 f., 348 f. u. 350.

[270] Joseph Görres an Diepenbrock, München 20. Dezember 1827. Görres Bd. 9, 315.

[271] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 6. – Zur Datierung vgl. S. 165 f. Anm. 263.

[272] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 5. März 1828. Görres Bd. 9, 330.

[273] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 4. – Zur Datierung vgl. S. 163 Anm. 249.

gesichert, in München dafür einen geeigneten Künstler zu gewinnen, diese Holzschnitte auf Stein nachzuzeichnen, da sie nur auf diese Weise übertragen werden konnten. Freilich durfte das Buch dadurch nicht allzu verteuert werden. So dachte Diepenbrock auch daran, nur eine Auswahl der besseren Schnitte nachzeichnen zu lassen. Hier sollte dann Schenk entscheiden.

Im Brief vom 23. November 1828 bedankte sich Diepenbrock bei Schenk für dessen inzwischen eingetroffenen Beiträge für die Gedichtsammlung, insgesamt dreizehn Gedichte, davon sechs Sonette. Schenk bestand darauf, daß sie anonym abgedruckt würden[274]. So kennzeichnete Diepenbrock ihre Herkunft lediglich mit „E. S.", den beiden Anfangsbuchstaben von Schenks Namen. Freilich wußte man bald auch über den unmittelbaren Freundeskreis hinaus, wer sich dahinter verbarg.

Auch die übrigen deutschen Gedichte ließ Diepenbrock anonym erscheinen. Er hatte sie mit „Lieder von Ungenannten" überschrieben. Diese insgesamt 41 Lieder stammten bis auf eine einzige Ausnahme von Luise Hensel. Nur ein Gedicht war von Clemens Brentano. Es war das vor Jahren für Apolonia niedergeschriebene Gedicht „Ermunterung zur Kinderliebe und zum Kindersinne"[275]. Dieses Gedicht war neben den Liedern der Hensel, die Clemens Brentano Diepenbrock zusätzlich noch zusenden wollte, Brentanos einziger versprochener Beitrag. Clemens Brentanos ausbleibende Sendung aber verzögerte schließlich den Abschluß des Drucks[276]. Im Nachhinein bedauerte Diepenbrock das gar nicht, da er so noch mehrere eigene, inzwischen übersetzte Gedichte einfügen konnte[277].

Die Übernahme der Lieder Luise Hensels war zunächst ohne deren unmittelbares Wissen und Einverständnis geschehen. Erst im Januar des neuen Jahres schrieb ihr Clemens Brentano davon und kündigte ihr zugleich einen Brief Diepenbrocks an[278]. Bereits wenige Tage später, am 14. Januar 1829, schrieb Diepenbrock an Luise Hensel. Freundschaftlich bat er sie um ihr nachträgliches Einverständnis[279]. Diepenbrock hatte Luise Hensel persönlich näher erst auf seiner Kurreise im Sommer 1826 kennengelernt. Die Brücke bildete Luises Freundschaft mit Apolonia. Daher rechnete Diepenbrock auch von vornherein mit der Zustimmung Luise Hensels. Zugleich wußte er um die große Bescheidenheit und bewußte Zurückgezogenheit der Dichterin. Ihr suchte er jetzt aber dadurch gerecht zu werden, daß er diese Lieder ebenso wie die von Schenk anonym erscheinen lassen wollte.

Luise Hensels Antwort an Diepenbrock aber dürfte genauso zustimmend gelautet haben, wie die an Clemens Brentano. Brentano hatte ihr zugesichert, alles, was in

[274] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 23. November 1828, ebenda.

[275] Diepenbrock wies in der zweiten Auflage seines Geistlichen Blumenstraußes vom Jahr 1852, wo er die Anonymität der drei Dichter Schenk, Clemens Brentano und Luise Hensel aufhob, noch ein weiteres Gedicht Clemens Brentano zu: „Heimweh der ausgesendeten Kinder" (S. 496). Das ist falsch und beruht auf einem offensichtlichen Irrtum Diepenbrocks. Das Gedicht stammt von Luise Hensel (vgl. Luise Hensel an Christoph Bernhard Schlüter, Wiedenbrück, 26. Januar 1869. Nettesheim, Luise Hensel und Schlüter, 321 f.). In diesem Irrtum war Diepenbrock von Anfang an befangen (vgl. Diepenbrock an Christoph Schmid, Regensburg, 11. März 1829, StA Boch 1.1.7. 300). Selbst Heselhaus übernahm ihn (Heselhaus, Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, 82). – Vgl. S. 94.

[276] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 26. Januar 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[277] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 11. März 1829, ebenda.

[278] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 220 (Fortsetzung des hier ausgesparten Briefabschnitts, in: Binder, Luise Hensel, 226 f.).

[279] Diepenbrock an Luise Hensel, Regensburg, 14. Januar 1829, StA Boch 1.1.7. 100.

diesen Liedern im mindesten persönlich erscheine, würde im Druck ausgemerzt werden[280]. So gedachte man, mit größtmöglicher Schonung der Verfasserin zu verfahren, die überdies anonym bleiben sollte. Und Luise Hensel versicherte ihm nur, daß sie nichts dagegen haben könne, wenn Diepenbrock auf diese Weise ihre Lieder umgeändert und verbessert habe und in Auswahl herausgebe[281].

Offensichtlich ging Luise Hensel davon aus, daß Diepenbrock selbst diese Änderungen und Glättungen an ihren Liedern vornehmen würde. Sie waren aber ausschließlich durch Brentano geschehen. Diepenbrock hätte kaum solche, teilweise bedeutende Veränderungen und Eingriffe gewagt. Und es ist zu bezweifeln, ob er selber von ihnen überhaupt wußte. Er hatte sich hier ganz auf Brentano verlassen. Später wies auch Luise Hensel alle diese Abänderungen ausschließlich Brentano zu[282]. Dazu nahm sie später auch ihre bereitwillig gegebene Zustimmung zum Abdruck ihrer Lieder wieder zurück. Jedenfalls sprechen ihre späteren Briefe nur immer davon, daß Diepenbrock ihre Lieder damals gegen ihr Wissen veröffentlich habe. Das stimmte aber nur ganz bedingt. Denn Luise Hensel war von allem rechtzeitig genug unterrichtet worden, um den Abdruck zu verhindern. Darüberhinaus gab sie ihr offensichtliches Einverständnis. Aus der späteren Rücknahme ihrer Zustimmung mochte aber vor allem ihre Verärgerung über Clemens Brentanos willkürliche Eingriffe sprechen. Wirklich empfand sie später diese Abänderungen als Übergriffe, die ausschließlich zum Nachteil ihrer Lieder geschehen wären. Das war tatsächlich so[283]. Clemens Brentano war mit ihren Liedern verfahren wie mit seinem Eigentum. Er hatte ihnen aber in Wirklichkeit Gewalt angetan[284].

Auch über ein anderes täuscht die augenblickliche, wenn auch erst nachträgliche Zustimmung Luise Hensels hinweg, über ihre grundsätzliche Abneigung der Veröffentlichung ihrer Lieder. Später sprach sie diesen Widerwillen stets sehr deutlich aus. Hierin wurzelte auch ihr Widerstand gegen eine eigene Ausgabe ihrer gesammelten Lieder. Andererseits waren ihre Lieder bereits vielerorts bekannt. Beispiel dafür mag nur die Familie Diepenbrock selbst sein. Clemens Brentano war es, der sie verbreitet hatte. Und Diepenbrock stellte sie nun endgültig der Öffentlichkeit vor. Zu Recht betonte Luise Hensel immer wieder die Intimität ihrer Lieder. Einmal schrieb sie, ihre Lieder hätten wohl bis nach ihrem Tod im Tischkasten geruht, hätte sie nicht Diepenbrock auf den Markt der Welt getragen[285]. Das richtete sich nicht unmittelbar gegen Diepenbrock selbst. Dazu kannte Luise Hensel nur zu gut die redliche Absicht seines Liederbuches. Aber es zeigt doch, wie sehr Luise Hensel ihre Lieder wirklich als Teile ihres innersten Lebens betrachtete. Dazu markiert das die pietistische Abkunft ihrer Lieder, die in ihrer Innerlichkeit die Verborgenheit und Abgeschiedenheit suchten und hier ihre religiöse Innigkeit und Tiefe entfalteten. So eignet diesen Liedern ein tiefer Erlebnischarakter. Allein deshalb hatten sie einst auf Apolonia Diepenbrock

[280] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Binder, Luise Hensel, 226.

[281] Luise Hensel an Clemens Brentano, 18. Januar 1829. Ebenda, 227 f.

[282] Luise Hensel an Christoph Bernhard Schlüter, Langenberg, 16. April 1852 u. Wiedenbrück, 24. Mai 1864. Nettesheim, Luise Hensel und Schlüter, 113 u. 255.

[283] Ebenda, 13–17.

[284] Aber erst, nachdem sich Luise Hensel, vor allem auch auf Drängen Schlüters, zu einer Herausgabe ihrer Lieder entschlossen hatte, konnte sie ernsthaft darangehen, so weit ihr das überhaupt noch möglich war, die ursprüngliche Gestalt ihrer Lieder wiederherzustellen.

[285] Luise Hensel an Christoph Bernhard Schlüter, Wiedenbrück, 26. Januar 1869. Nettesheim, Luise Hensel und Schlüter, 321 f.

ebenso wie auf Clemens Brentano eine so bewegende und beinahe prägende Wirkung ausüben können. Und vor allem deshalb paßten sie sich jetzt auch in die Sammlung der spanisch mystischen Gedichte Diepenbrocks nahezu nahtlos ein, die einen ähnlichen tiefen Erlebniswert besitzen.

Von daher wird es auch verstehbar, warum Clemens Brentano nur mit einem einzigen eigenen Gedicht vertreten war. Dafür hatte er Diepenbrock die Übersendung der Lieder von Luise Hensel zugesagt. Die erste Idee, diese Lieder zu sammeln, stammte wohl von Diepenbrock selber. Er kannte die Lieder durch Clemens, der sie damals mit ins Vaterhaus nach Horst gebracht hatte. Und er hatte sie jetzt gesammelt, soweit er ihrer vereinzelten Abdrucke im Katholiken und einigen anderen Schweizer Sammlungen[286] habhaft werden konnte. Zweifellos griff Brentano diese Idee sofort auf. Dahinter stand sein eigenes persönliches Erleben. Luise Hensel hatte ihm ihre Lieder zur Zeit seiner religiösen Wendung überlassen. Damals hatte Clemens Brentano an seinen Bruder Christian geschrieben, diese Lieder seien ihm das Liebste und Wohltätigste geworden, was ihm von menschlichen Händen im Leben zugekommen[287]. Bezeichnenderweise übergab er jetzt auch Diepenbrock alle diese Lieder, die er damals seinem Brief an Christian beigegeben hatte. Für Diepenbrock lag der Wert dieser Lieder in ihrer zarten Frömmigkeit, die von ihnen ausströmte und das religiöse Erleben und Empfinden unmittelbar ansprach. So schrieb er darüber an Christoph Schmid: „Die kindliche Einfalt, weibliche Zartheit und warme Empfindung, die in diesen Liedern herrscht, wird Ihnen gewiß gefallen."[288] Was Clemens Brentano in diesen Liedern so sehr betroffen machen konnte, war die einfache und reine Kindlichkeit, die aus ihnen sprach. Kindlichkeit war bei Clemens Brentano ein fest umgrenzter Wertbegriff, war seinem Empfinden und Urteilen eine feste Kategorie, die sich ihm zeitlebens durchhielt, trotz seiner gewandelten Anschauung und Auffassung, vor allem nach seiner Lebenswende. In ihr lag für Brentano Größe, Wert und Vollendung des Menschlichen sowie der Kunst überhaupt begründet. Man könnte Brentanos ganze Persönlichkeit in ihrer inneren Struktur von dieser Suche und Sehnsucht nach einem unbefangenen, absichtslosen und einfachen, reinen, unschuldigen Kindlichen her aufschlüsseln. Auch das Emmerickerlebnis Brentanos liegt hierin eingebettet[289].

Ganz in diesem Sinn hatte Clemens Brentano Diepenbrock ursprünglich zu einer ganz anderen Gedichtsammlung geraten. Diepenbrock hatte, nachdem er erstmals den Plan einer Herausgabe seiner Übersetzung auf Drängen der Freunde wirklich ins Auge gefaßt hatte, Brentano um einen Vorschlag gebeten, wie eine solche Ausgabe näher zu gestalten sei. Am 19. November 1827 hatte ihm Clemens Brentano geantwortet, er sei hierin ein schlechter Ratgeber, da ihm am Ende alles eins wäre, wenn es nur katholisch sei. Diese Antwort war für Clemens Brentano zu dieser Zeit typisch. Es ging ihm um die Produktion, Sammlung und Verbreitung katholischer Literatur und zwar im belehrenden und religiös erbaulichen Sinn. Darin vertrat er ganz die von der Mainzer Theologenschule angegebene Richtung. Trotzdem machte Brentano

[286] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Binder, Luise Hensel, 226.

[287] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, 3. Dezember 1817. Clemens Brentano, Bd. 9, 238–259.

[288] Diepenbrock an Christoph Schmid, Regensburg, 11. März 1829, StA Boch 1.1.7. 300.

[289] Adam, Clemens Brentanos Emmerick-Erlebnis, 70–74. – Gerhard Schaub, Le Génie Enfant, Die Kategorie des Kindlichen bei Clemens Brentano (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte germanischer Völker, Neue Folge 55 (1973)) 43–46. – Migge, Lebensgestalt Clemens Brentanos, 13–21.

Diepenbrock nun auch einen ganz bestimmten Vorschlag. Er stellte ihm anheim, Gedichte aus den verschiedenen christlichen Zeitaltern, beginnend mit griechischen und lateinischen Übersetzungen, zusammenzustellen. Die gegenwärtige geistliche Dichtung wollte Clemens Brentano dabei ausgeklammert wissen, da sie, wie er sich Diepenbrock gegenüber ausdrückte, verwaist, selten ganz wahr empfunden und meist bloße Reflexion sei. Dafür machte er Diepenbrock auf die älteren volksliedhaften Marien-, Weihnachts- und Passionslieder aufmerksam, die zwar weniger vollendet in Sprache und Ausdruck sein mochten, dafür aber, nach Brentanos Meinung, von wahrer und unbefangener Religiosität waren[290]. So riet Clemens Brentano Diepenbrock aber recht eigentlich, in ganz ähnlicher Weise vorzugehen, wie er es mit seiner Liedersammlung „Das Knaben Wunderhorn" gemacht hatte. Er sprach das nicht wörtlich aus. Aber Clemens Brentano schwebte nichts anderes vor als eine Art „Geistliches Wunderhorn"[291]. Und Diepenbrock sollte darin sammeln, was am wahrsten, innigsten und kindlichsten empfunden war, worin sich ein durchaus kindlicher Glaube aussprach. Hinter diesem Anliegen stand wieder Brentanos Wertmaß der Kindlichkeit.

Diepenbrock aber konnte gar nicht so systematisch zu Werk gehen, wie es Brentano hier vorschwebte. Auch war das von vornherein gar nicht das Anliegen seines geplanten Liederbuches. Es war viel harmloser. Diepenbrock selbst gibt den Schlüssel dafür. Er nannte sich Schenk gegenüber gern den „Hirtenknaben von Bethlehem"[292]. Diepenbrock bezog sich damit auf das gleichnamige Gedicht Schenks, das auch in seiner Gedichtsammlung Aufnahme finden sollte[293]. Es schilderte die heilige Nacht im Stall von Bethlehem und die Hirten, die dem Kind ihre ländlichen Gaben brachten, unter ihnen ein Hirtenknabe, der, weil er arm war, dem Jesuskind nichts geben konnte als sein Spiel auf der Schalmei. Jeden Morgen kam er wieder. Nur eines Morgens sah er den Stall ausgefüllt vom Glanz der drei Könige und ihren reichen Gaben. So wagte er mit seinem einfachen Spiel nicht hineinzugehen. Er blieb an der Tür stehen. Da rief ihn aber die Gottesmutter zu sich in die Mitte, wo der Knabe nun auch diesmal seine harmlose Weise spielte. Nicht anders als dieser Knabe wollte auch Diepenbrock mit seinen Liedern hervortreten. Sie waren ein absichtslos gebundener Strauß, den Lesern dargeboten zur Freude und Erbauung.

Diesen Sinn drückte Diepenbrock auch durch den Titel aus, den er seiner Sammlung gab. Zunächst hatte er Schenk dafür „Christliche" oder „Heilige Muße" vorgeschlagen[294]. Er entschied sich dann aber für den Namen „Geistlicher Blumenstrauß"[295]. Dieser Titel war gewiß nicht ausschließlich seine Erfindung. Denn gewiß kannte Diepenbrock Teerstegens Liedersammlung „Geistliches Blumengärtlein inniger Seelen", auch Schlegels „Blumenstrauß italienischer, spanischer und portugiesischer Poesie"[296] und ähnliche Vorbilder. Bezeichnend aber ist für ihn der vollständige Titel seines Blumenstraußes. Er lautet: „Geistlicher Blumenstrauß aus spanischen und deutschen Dichter-Gärten, den Freunden der christlichen Poesie dargeboten von Melchior

[290] Clemens Brentano an Diepenbrock, Koblenz, 19. November 1827. Nowack, Ungedruckte Briefe, 24–29 Nr. 2.

[291] Heselhaus, Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, 83.

[292] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 5 (zur Datierung vgl. S. 166 Anm. 268) u. Regensburg, 11. März 1829, ebenda.

[293] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, 1829, 251–253.

[294] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 9. Oktober 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[295] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 26. Januar 1829, ebenda.

[296] Heselhaus, Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, 86.

Diepenbrock". So sollte sein Liederbuch nichts anderes sein, als ein loser Strauß von Blumen, hingestreut zur religiösen Erhebung des Lesers. Damit entschuldigte Diepenbrock zugleich, wie wenig systematisch seine Sammlung angelegt war.

Wirklich war Diepenbrock ganz unbefangen zu Werke gegangen. Er hatte sich nur vom eigenen Empfinden her leiten lassen, hatte seine Auswahl keiner strengen Absicht unterstellt. So aber verwirklichte er das Absichtslose, Unschuldige und Kindliche, das Clemens Brentano inhaltlich vorgesehen hatte, schon äußerlich in der Form und Gestalt seiner Gedichtsammlung. Diepenbrock hatte Clemens Brentanos Vorschlag, eine Art Geistliches Wunderhorn zu schaffen nicht ausgeführt. Dafür überreichte er jetzt seinen Geistlichen Blumenstrauß. Es waren geistliche Dichterblumen, in einem losen Strauß gereicht zur geistig-geistlichen Erbauung, dazu zur Freude an geistlicher Dichtung überhaupt. Diese Absichtslosigkeit verlieh dem Geistlichen Blumenstrauß auch seine sympathische Leichtigkeit, seinen Duft, seine Ungezwungenheit. In loser und ungebundener Folge erscheinen die einzelnen Gedichte, stehen für sich, aber bereichern sich doch wieder gegenseitig. Darin wollte Diepenbrock der Hirtenknabe von Bethlehem sein, der bescheiden und harmlos sein Schalmeienspiel darbrachte, ungeachtet der Vollkommen- oder Unvollkommenheit seines Spiels, aber aus vollem und reinen Herzen.

Daneben aber besaß Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß auch wieder eine ganz bestimmte Ausrichtung. Diepenbrock sprach sie im Vorwort aus, wenn er sagte: „Wenn nur einige Leser sich durch dieses Büchlein erfreut, in trüben Stunden erheitert, und zu Empfindungen der Andacht angeregt fühlen, so ist der Wunsch des Herausgebers und seiner Freunde erfüllt, und Gott allein sey die Ehre!" [297]. Dahinter stand Diepenbrocks eigenes Erleben. Er hatte die Gedichte zum Trost in Stunden der Krankheit übersetzt. Ihre Mystik und Poesie war ihm echte religiöse Erbauung und dieser geistlich religiöse Gewinn war zugleich der erste Zweck seiner Arbeit. Freilich war da auch die Freude an der Schönheit der Sprache, dazu an der Arbeit des Übersetzens als solcher, die bei Diepenbrock immer zugleich ein Nachdichten war. So hatte er seine Übersetzungsarbeit zweifellos glänzend bewältigt. Das Ausschlaggebende aber blieb ihm in allem der geistig-geistliche Gewinn dieser Arbeit. Nach ihm richtete sich auch die Auswahl der übersetzten Gedichte. Nach ihm richtete sich auch der Druck. Diepenbrock wollte den Lesern dieselbe religiöse Vertiefung, Andacht und Erhebung vermitteln, die ihm diese Gedichte selber gewährt hatten. Das war für ihn überhaupt das entscheidende Kriterium gewesen, das ihn schließlich in die Herausgabe des Geistlichen Blumenstraußes einwilligen ließ. Vor allem auch Sailer hatte es ihm gegenüber geltend gemacht [298].

So hatte der Geistliche Blumenstrauß einen bewußt erzieherischen und religiös bildenden Zweck. Das Belehrende und Unterweisende, religiös Erbauende und Erhebende stand im Vordergrund. Erst dieser Zweck schien Diepenbrock die Drucklegung zu rechtfertigen. Der literarische und ästhetische Eigenwert, den die darin enthaltenen Gedichte, insbesondere seine Übersetzungen zweifellos hatten, trat davor grundsätzlich zurück.

Diese Absicht leitete Diepenbrock auch in allem, was die äußere Gestaltung und Ausstattung des Gedichtbändchens betraf. Clemens Brentano hatte ihm vorgeschla-

[297] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, 1829, Vorwort VI.

[298] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 220.

gen, den Text mit Illustrationen zu zieren[299]. Brentano dachte dabei vor allem an das Auto Calderons, das mit allegorischen Figuren versehen werden sollte, wohl in der Absicht, den allegorischen Grundcharakter des Stücks zu veranschaulichen. Es blieb aber schließlich doch nur mehr Zeit, allgemeine Verzierungen im Druck anzubringen. Diepenbrock hatte dazu selbst die passenden Vignetten ausgesucht, wobei allerdings das bei Seidel Vorhandene, wie er Schenk schrieb, nur wenig Auswahl bot[300]. Derartige Illustrationen sollten der beschaulichen Versenkung dienen. So bestätigen auch sie den Zweck der Glaubensbildung und religiösen Verinnerlichung, den Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß verfolgte. Damit ist nur ein weiteres Kriterium gefunden, das ihn als Zeugnis und Produkt des geistlichen Biedermeier beziehungsweise der nazarenischen Literatur ausweist.

Diesen Begriff arbeitete Clemens Heselhaus aus in Analogie zur bildenden Kunst[301]. Er ist etwa gleichbedeutend mit dem des geistlichen Biedermeier[302], greift jedoch schärfer zu, wenn ihn Heselhaus charakterisiert als Literatur der Restaurationszeit, zwischen Romantik und Realismus, die „ganz bestimmte Eigenzüge in der willentlichen und programmatischen Anstrengung, den Geist und Ton der Literatur vom Religiösen her zu erneuern“ [303], an sich trägt.

Bezeichnend dafür ist der durchgängige Erlebnischarakter der in Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß enthaltenen Gedichte, insbesondere Luise Hensels Lieder, die eben durch ihre liedhafte Einfachheit und pietistische Innigkeit unmittelbar ansprechen, dazu Diepenbrocks eigener Übersetzungen, die mit ihrer mystischen Innerlichkeit den gefährdeten Glauben der Gegenwart wiederbeleben wollen. Gerade auch Diepenbrocks Seuseausgabe bedeutete im Grund nichts anderes als diesen Versuch, durch Rückgriff auf die großen Glaubenszeiten der eigenen Gegenwart neue Kräfte zuzuführen. Daneben tragen manche Gedichte den Charakter förmlicher Erweckungslieder[304]. Auch dieses Element ist bezeichnend für den Geist der kirchlichen und religiösen Restauration.

In allem aber waltete ein ausgeprägtes und bewußt angewandtes erzieherisches Prinzip. Diese Absicht hatte Diepenbrock auch bei der Übersetzung des Fénelon geleitet. Sie leitete ihn grundsätzlich auch bei allen späteren Drucklegungen, sei es weiterer Übersetzungen oder beim Druck seiner Predigten. Hinter allem stand das große Anliegen, eine echte christliche und katholische Erbauungsliteratur zu schaffen. Diese Bewegung wurde vor allem vom Mainzer Kreis bewußt vorangetrieben. Obwohl Diepenbrock, ebenso wie Sailer, den Mainzern letztlich fremd geblieben war, blieb seine literarische Tätigkeit doch auch in diese Bewegung eindeutig eingebettet. Clemens Brentano bildete hier die Brücke. Insbesondere er war es, der mit diesem Anliegen immer erneut an Diepenbrock herantrat. Sailer aber befürwortete und unterstützte es.

[299] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 6. – Zur Datierung vgl. S. 165 f. Anm. 263.

[300] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 11. März 1829, ebenda.

[301] Heselhaus, Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, 75–88.

[302] August Weldemann, Die religiöse Lyrik des deutschen Katholizismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, unter besonderer Berücksichtigung Annettes von Droste, Leipzig 1911 (= Probefahrten. Erstlingsarbeiten aus dem Deutschen Seminar in Leipzig Bd. 19), 45–58. – Peter Hamann, Geistliches Biedermeier im altbayerischen Raum, Regensburg 1954. – Sengle, Biedermeierzeit Bd. I, 137–143. – Spindler, Handbuch IV/2 (1975), 1098–1103.

[303] Heselhaus, Diepenbrock und der Geist der nazarenischen Literatur, 84.

[304] Vgl. „Aurorens Röslein“ u. „Die schlafende Seele“, in: Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, 1829, 136 f. u. 144.

Wieder war es Clemens Brentanos Idee, den Geistlichen Blumenstrauß jemandem aus der königlichen Familie zu widmen. Offensichtlich wollte das Diepenbrock auch tun. Er kam aber wieder davon ab, aus reiferem Überlegen heraus, wie er Schenk am 23. November 1828 schrieb, ohne die Gründe zu nennen[305]. Vielleicht war das auf Anraten Sailers selbst geschehen. Ein Hauptgrund war wohl, daß Diepenbrock zu dieser Zeit bereits, trotz allen Wiederstrebens, damit rechnen mußte, in nächster Zeit zum Domkapitular in Regensburg ernannt zu werden. So hätte eine derartige Widmung in der Öffentlichkeit später sehr leicht als Schmeichelei mißverstanden werden können, da er ja im Fall einer wirklichen Ernennung der bei weitem jüngste Kapitular gewesen wäre, dem der König vor vielen älteren Bewerbern den Vorzug gab, und ihm von daher schon viele Neider entstehen mußten. Ausschlaggebend aber war für Diepenbrock noch ein anderer Grund: er wollte seinen Geistlichen Blumenstrauß Sailer widmen. Seine ganze Dankbarkeit sollte aus dieser Widmung sprechen. So ließ er drucken: „Seinem geliebtesten Vater in Christo, dem Hochwürdigsten Herrn Bischof Johann Michael von Sailer aus innigster Verehrung und Dankbarkeit gewidmet, vom Herausgeber."

Im März des Jahres 1829 lag der Geistliche Blumenstrauß schließlich vor. Diepenbrock sandte ihn nun allen Freunden zu, Görres, Schwäbl, Schmid, Böhmer und allen übrigen Münchener und Frankfurter Bekannten, vor allem auch Luise Hensel und der Familie Schenk. Dazu verteilte er das Honorar des Verlegers[306]. Es war noch nicht einem gemeinnützigen Zweck gewidmet wie das der späteren, von Diepenbrock selbst noch besorgten zweiten Auflage des Geistlichen Blumenstraußes vom Jahr 1852, dessen Honorar von 300 Gulden er dem Regensburger Knabenseminar zukommen ließ, und wie alle nun folgenden Veröffentlichungen, deren Erlöse ausschließlich der Armenpflege zuflossen. Auch Wittmann übergab Diepenbrock ein Exemplar. In seinem Begleitschreiben fügte er hinzu, daß ihm ein Beifall aus seinem Mund die sicherste Bürgschaft sei, daß das Buch den Lesern wirklich eine erbauliche Lektüre sein könne[307]. Das war von Diepenbrock durchaus ernst gemeint. Es zeigt zugleich seine große Verehrung für Wittmann, die unbedingte Hochachtung seines unbestechlichen Urteils, wenn ihm auch Wittmanns Glaubenshaltung nie ein unmittelbares Vorbild sein konnte. Trotzdem drückte Diepenbrock hier Wittmann zugleich auch seinen Dank für die Exerzitien aus, die dieser jährlich zur Fastenzeit für den Stadtklerus von Regensburg hielt. Sie waren gerade vorüber. Auch Sailer sprach von ihnen begeistert[308]. Dennoch blieb das Verhältnis Diepenbrocks zu Wittmann immer unnahbar, ganz anders als zu Sailer. Dort war alles vertraute Nähe.

Auch Wittmann gegenüber hatte Diepenbrock den erbaulichen Zweck seines Blumenstraußes betont. Dabei wußte er, daß er damit nur bevorzugt die gebildetere Leserschaft ansprechen konnte, die aber zugleich in allem, was die literarische Gestalt der Gedichte betraf, kritischer urteilen würde. Aber auch hier blieb ihm der eigentliche Zweck die religiöse Betrachtung und Erbauung[309]. Es war ihm das grundsätzlich Wichtigere vor dem literarischen Wert der Gedichte als solcher. Das kann aber

[305] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 23. November 1828, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[306] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Görres Bd. 9, 351; an Schenk, Regensburg, 11. März 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4 u. an Christoph Schmid, Regensburg, 11. März 1829, StA Boch 1.1.7. 300.

[307] Diepenbrock an Wittmann, Regensburg, 6. März 1829. Mittermüller, Wittmann, 409 f. Beilage XXVII.

[308] Sailer an Schenk, Regensburg, 9. März 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[309] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 26. April 1829, ebenda, A XIV.

nicht darüber hinwegtäuschen, daß Diepenbrock ausschließlich nach Form und Gehalt erstrangige Gedichte ausgewählt hatte. Auch seine Übersetzungsarbeit bewältigte er hervorragend. Beides zeugt gleichermaßen für sein feines poetisches Gespür. Das zeigt aber zugleich, daß sich für Diepenbrock wahre religiöse Poesie, die sich eben gerade auch in der Vollendung der äußeren Form und Sprachgestalt ausdrückte, und wahres religiös erbauliches Anliegen nicht ausschlossen. So war er sich gewiß auch der rein literarischen Bedeutung seiner Übersetzungen bewußt. Er hatte hier erstmals ein Auto sacramental von Calderon als deutsche Übersetzung herausgegeben. Calderon war bereits bekannt durch die gesammelte Ausgabe seiner Schauspiele. Das aber war gewissermaßen nur der halbe Calderon. Von seinen Autos war bisher kein einziges übersetzt. Diepenbrock hatte sie als erster mit der Übersetzung „Das Leben ein Traum" vorgestellt. So war Sailers Vorschlag durchaus berechtigt, diese Übersetzung selbständig herauszugeben[310]. Ebenso bedeutsam waren die übersetzten spanischen Gedichte. Auch hier gab es nichts Vergleichbares, jedenfalls nichts, das einen so umfangreichen Querschnitt durch diese Literaturgattung der spanischen mystischen Poesie bot. Beides machte die vorzügliche Bedeutung von Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß aus[311].

Hinter allem stand zunächst ein ganz und gar absichtsloses Interesse. Diepenbrock fand in der Beschäftigung mit dieser Literatur eine tiefe persönliche Bereicherung. Die Veröffentlichung, in die er erst auf Drängen der Umgebung einwilligte, läßt sich dann aber doch eindeutig einordnen in das allgemeine Streben der kirchlichen Restaurationszeit und ihrer Tendenzen. So plante Diepenbrock auch ernsthaft weitere Übersetzungen, sowohl von Autos Calderons als auch spanischer Mystiker[312]. Und zusammen mit dem ersten Exemplar des Geistlichen Blumenstraußes sandte Diepenbrock am 8. März 1829 an Görres zugleich einige weitere spanische Übersetzungen, die eben erst fertig geworden waren. Görres sollte sie wieder in der Eos abdrucken lassen[313]. Daraus sprach auch Diepenbrocks Freude am Übersetzen und an der rein sprachlichen Beschäftigung mit dieser Literatur. Sie schloß ja ein primäres geistliches Anliegen nicht aus.

Diepenbrocks Geistlicher Blumenstrauß wurde mit Begeisterung aufgenommen. Er erhielt auch günstige Rezensionen[314]. Dazu entnahm man dem Geistlichen Blumenstrauß auch immer wieder Gedichte für Zeitschriften und andere Gedichtsammlungen. So druckten beispielsweise die Palmblätter zwölf seiner spanischen Gedichte ab und übernahm Greger dreizehn spanische Sonette in seine vierbändige Sonettensammlung bayerischer Dichter, die als bewußtes Gegenstück zu Raßmanns 1817 erschienener Sammlung angelegt war, da Raßmann ausschließlich norddeutsche Dichter aufgenommen hatte[315]. Jedesmal wurde dabei auch die Herkunft dieser Gedichte aus

[310] Diepenbrock an Schenk, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 5. – Zur Datierung vgl. S. 166 Anm. 268.

[311] Horsthemke, Diepenbrock als spanischer Übersetzer, 79 f.

[312] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Görres Bd. 9, 351 u. an Schenk, Regensburg, 11. März 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[313] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Görres Bd. 9, 352. – Eos, 13., 15. u. 17. April 1829.

[314] Etwa in: Eos, 8. Juni 1829. – Literaturzeitung für die katholische Geistlichkeit, 20 (1829) 286–296.

[315] Palmblätter, Zeitschrift für Christliche Familien und alle Verehrer des Wahren, Guten und Schönen, Augsburg 1830, 43–57. – Friedrich August Greger, Sonette von bayerischen Dichtern,

dem Geistlichen Blumenstrauß angegeben und die Qualität und Bedeutung, die man Diepenbrocks Übersetzungen beimaß.

Ein spätes Lob kam Diepenbrock noch im Jahr 1845 durch Annette von Droste-Hülshoff zu, die ihm die schöne Anerkennung aussprach, seine Gedichtsammlung dürfe in keiner katholischen Hausbibliothek fehlen. Sie hatten insbesondere die angehängten deutschen Gedichte beeindruckt mit ihrer einfachen und klaren Schönheit, unter ihnen vor allem die Lieder Luise Hensels mit ihrer innigen Liedhaftigkeit, während ihr die spanischen Übersetzungen doch größeres Verständnis vorauszusetzen schienen. Nur bedauerte es die Droste, daß kein Verfasser genannt war[316].

Melchior Diepenbrock und Clemens und Christian Brentano

Auch dem Vater hatte Diepenbrock mehrere Exemplare seines Geistlichen Blumenstraußes zugesandt. Er sollte sie daheim in Bocholt verteilen, wie Diepenbrock dem Vater am 3. April schrieb[317]. Dieser Brief sollte Anton Diepenbrock noch in Koblenz erreichen. Anton Diepenbrock war im Mai des vergangenen Jahres zusammen mit Apolonia nach Koblenz übergesiedelt[318]. Katharina, Melchiors jüngste Schwester, die wie Apolonia noch unverheiratet war, war mitgezogen. Sie wohnte bei den Tanten Kesting in Erbach, den Verwandten mütterlicherseits. Anton Diepenbrock hatte endgültig seinen Dienst beim Fürsten Salm-Salm niedergelegt[319]. Er stand im 67. Lebensjahr. Der Fürst hatte ihn nur ungern freigegeben. Offenbar war es Apolonias Idee gewesen, nach Koblenz zu gehen, jedenfalls freute vor allem sie sich, dorthin zu kommen. In Koblenz wollte Anton Diepenbrock seinen Lebensabend in aller Stille verbringen. Das war nun sein Wunsch. In Bocholt wäre das kaum möglich gewesen, da er dort zu sehr dem Stadtleben verpflichtet war. So fiel ihm auch der Abschied leicht.

Zunächst wohnte man im Haus von Dietz. Apolonia hatte dann aber doch mit dem Vater einen eigenen Haushalt begonnen, dem sich sofort auch Clemens Brentano anschloß, der bisher auch bei Dietz gewohnt hatte. Er beschäftigte sich wochenlang damit, die Bibliothek von Görres zu ordnen, worüber er Diepenbrock berichtete[320].

Anton Diepenbrock aber hatte sich in Koblenz nicht eingewöhnen können. So kehrte er jetzt im April 1829, nach kaum zehn Monaten, wieder nach Bocholt zurück. Dahinter stand der dringende Wunsch seiner in Bocholt lebenden Kinder, mehr aber eben noch sein eigenes Heimweh, obgleich er in Koblenz gute Aufnahme gefunden hatte. Melchior Diepenbrock deutete in einem Brief an Görres noch einen weiteren Grund an, die stete Nähe Clemens Brentanos, die, wie er meinte, für einen alten Mann wohl leicht bedrückend werden konnte[321]. So bestieg man am 7. April wieder das Dampfschiff. Dietz und Brentano begleiteten die Abreisenden bis Andernach[322].

Bd. 2, Sulzbach 1832, 120–132. – Friedrich Raßmann, Sonette der Teutschen in drei Teilen, Braunschweig 1817.

316 Annette von Droste-Hülshoff an Diepenbrock, Ende Mai 1845. Marquart, „Das Wort", 57–62.

317 Diepenbrock an seinen Vater, Regensburg, 3. April 1829, StA Boch 1.1.2. 5.

318 Diepenbrock an seinen Vater, Regensburg, 14. Mai 1828, ebenda.

319 Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, erste Fastenwoche 1828. Clemens Brentano, Bd. 9, 208.

320 Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 16. Juli 1828. Görres Bd. 9, 340.

321 Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Ebenda, 352.

322 Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 9. April 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 232.

Es war aber die Idee Sailers, Anton Diepenbrock durch einen rechtzeitig abgesandten Brief bei seiner Ankunft in Bocholt zu begrüßen[323].

Apolonia wäre gewiß sehr gern in Koblenz geblieben. Ihre Aufgabe sollte dort, wie sie vor ihrer Ankunft an Frau Dietz schrieb, vor allem sein, den Vater zu versorgen. Dazu aber wollte sie überall mithelfen, wo es Not tat[324]. Dafür bot das vielfältige Werk der Armenpflege von Dietz genug Gelegenheit. Hier hätte Apolonia also wieder viel eher als in Bocholt einen wirklichen Beruf ausüben können, auch viel leichter zu ihrem Lebensberuf finden können. Vor allem aber gab es für sie in Koblenz die anregende Umgebung im Haus Dietz und seines Freundeskreises. Apolonia empfand diesen Einfluß stets wohltuend. Tatsächlich prägte er Apolonias Persönlichkeit und späteren Lebensberuf wesentlich mit. Er war freilich nicht eigentlich auslösend, aber fördernd und befestigend.

Offensichtlich hätte auch Melchior Diepenbrock Apolonia weiterhin in Koblenz gewünscht und hatte in diesem Sinn auch an Clemens Brentano geschrieben. Denn Brentano antwortete ihm, an eine Rückkehr Apolonias sei nicht zu denken, da sie der Vater nicht missen könne[325]. Auch für Brentano selbst bedeutete die Rückkehr der Diepenbrocks einen erneuten Einschnitt. Er beklagte sich nun wiederum, verlassen und heimatlos zu sein[326]. Er dachte jetzt auch seinerseits daran, seinen Koblenzer Wohnsitz aufzugeben. Alle Briefe an Diepenbrock waren voll solcher Klagen. Freilich kannte Diepenbrock diesen Ton nur zu gut, als daß er ihn noch hätte erschüttern können. Und scheinbar unbetroffen schrieb er darüber an Görres, Klagen seien bei Clemens eine stehende Rubrik[327].

Das klang aber nur scheinbar teilnahmslos. Diepenbrock wußte um die wesenhafte Ruhe- und Friedlosigkeit Brentanos, wußte, daß sie nicht von äußerem, sondern von innerem Grund war. Bevorzugt wandte sich Clemens Brentano damit nun wieder an Diepenbrock[328]. Die Freundschaft zwischen beiden hatte all die Jahre über ihre frühere Anziehungskraft bewahrt. Ganz bewußt suchte Clemens Brentano den unmittelbaren Anschluß an die Familie Diepenbrock zu halten, insbesondere an Apolonia und Melchior. Zweifellos veranlaßte Brentano bei beiden Geschwistern viel. Dabei konnte er auf sie nie einen wirklich prägenden Einfluß ausüben, bei Melchior Diepenbrock nicht und bei Apolonia nicht. Aber Clemens gab beiden immer aufs neue wesentliche Anstöße. Apolonia unterstützte er in ihrem Streben nach karitativem Tätigsein, das nicht an einen festen Orden gebunden war, sondern grundsätzlich laienhaften Charakter beibehielt. Diepenbrock aber veranlaßte er vor allem zu weiteren literarischen Arbeiten. Brentanos Ideen mit beiden Geschwistern waren unerschöpflich. Dabei wußte er zugleich um die Vorbehalte, die beide ihm entgegenbrachten. Sie betrafen nicht ihn selber, sondern seine Einseitigkeit und Übertriebenheit, vor allem in Sachen Religion und Glauben. Trotzdem wurde Clemens Brentano nicht müde, immer erneut an sie heranzutreten. Freilich wußte Brentano ebenso, daß Melchior und Apolonia Diepenbrock zweifellos zu seinen treuesten und aufrichtigsten Freunden gehörten.

[323] Sailer an Anton Diepenbrock, Regensburg, 3. April 1829. Schiel II 528 Nr. 526.

[324] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Horst, im Februar 1828 u. 30. April 1828, StA Boch 1.2.2.7. 20.

[325] Clemens Brentano an Diepenbrock, Frankfurt, 17. Juli 1829, FDH HS 11096.

[326] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, März 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 222.

[327] Diepenbrock an Joseph Görres, 10. Juli 1829. Görres Bd. 9, 359.

[328] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Ebenda, 352.

Clemens Brentanos befangener Neigung zu spezieller Erbauungsliteratur wich Diepenbrock stets aus. Er urteilte hier viel kritischer. Brentano wußte das. Er kannte ja Diepenbrocks Meinung über seine Aufzeichnungen der Emmerickvisionen. Dafür suchte er ihn für andere Arbeiten zu gewinnen. Hinter allem aber stand sein bekanntes Bemühen, gute katholische Literatur zu schaffen. Grundsätzlich lehnte Diepenbrock Brentanos Vorschläge nicht ab.

Clemens Brentano war insbesondere auch von Diepenbrocks spanischen Übersetzungen beeindruckt gewesen. Offensichtlich war er auch mit der Art und Weise, wie Diepenbrock seinen Geistlichen Blumenstrauß angelegt hatte, grundsätzlich einverstanden, obwohl er ihm ursprünglich zu anderem geraten hatte. Ihn störte jetzt nur, daß Diepenbrock die Lieder Luise Hensels mit denen Schenks zusammengebracht hatte[329]. Luises Lieder schienen ihm das Beste an gegenwärtiger geistlicher Poesie, Schenks Gedichte dagegen allzu weltverhaftet und künstlich. Als Brentano nun bei Böhmer eine Ausgabe mit Gedichten von Jacopone sah, wünschte er, daß Diepenbrock aus dem reichen Band die besten Gedichte übersetze und herausgebe und sie, ähnlich den spanischen, erstmals in Deutschland bekannt mache. Böhmer aber sollte für diese Ausgabe die Lebensgeschichte Jacopones schreiben. Für diesen Zweck sollte Böhmer seinen Gedichtband Diepenbrock wenigstens für ein halbes Jahr überlassen[330].

Wirklich erklärte sich Böhmer dazu bereit, obwohl er diese Jacoponeausgabe selbst erst seit kurzem, offensichtlich nach längerem Bemühen, aus Mailand erhalten hatte[331]. Brentano gab Diepenbrock auch eine Übersetzungsanweisung, freilich unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß Diepenbrock das selber besser wisse als er. Aber offenbar hatte ihn Diepenbrock danach gefragt. So riet ihm Brentano, nicht möglichst dem Original getreu zu übersetzen, sondern zu streichen und zu straffen, wo er es für nötig halte, da Jacopone ohnehin den Gedanken habe schwimmen lassen. Clemens Brentano ging es hier vor allem um den Gehalt dieser Gedichte. Die Freiheit den Originalen gegenüber hatte sich Diepenbrock grundsätzlich auch bei seinen spanischen Übersetzungen eingeräumt. Aber bei Diepenbrock blieb in allem doch auch das philologische Interesse und Anliegen gewahrt. Er wollte in seinen Übersetzungen nicht nur dem Gehalt, sondern eben auch der charakteristischen sprachlichen Gestalt der Gedichte gerecht werden. Das war gewiß ein entscheidender Unterschied zu Clemens Brentano, der hier völlig willkürlich verfahren konnte. Die von Brentano geplante Jacoponeausgabe kam nicht zustande, obwohl sich Diepenbrock ganz offensichtlich anfänglich für sie interessierte. Immerhin aber finden sich in der Ausgabe des Geistlichen Blumenstraußes vom Jahr 1852 vier Übersetzungen des Jacopone. Eine davon kennzeichnete Diepenbrock auch ausdrücklich als verkürzt[332].

Zugleich hatte Clemens Brentano eine weitere Arbeit für Diepenbrock vorgesehen. Er machte ihn auf den historischen Roman Manzonis „Die Verlobten" aufmerksam,

[329] Clemens Brentano an Diepenbrock, 28. Januar 1829, FDH KF 1521; Original Universitätsbibliothek Wroclaw (Breslau).

[330] Clemens Brentano an Diepenbrock, Bay Stabi Schenkiana II/4 Brief 1 (Abschrift von der Hand Diepenbrocks). – Böhmer sagte Diepenbrock das Buch am 21. Dezember 1828 zu. So datiert dieses abschriftliche Brieffragment, das Diepenbrock offensichtlich einem Brief an Schenk beilegte, vom Dezember 1828, da Clemens Brentano darin Böhmers Absicht, Diepenbrock die Gedichte Jacopones zuzusenden, ankündigte.

[331] Johann Friedrich Böhmer an Diepenbrock, Frankfurt, 21. Dezember 1828, Bay Stabi Schenkiana VI/Böhmer.

[332] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, 1852, 266–284.

ein für die italienische Literatur und Erzählersprache bahnbrechendes Werk. Die deutsche Übersetzung durch Bülow war 1827/28 in Leipzig herausgekommen. Sie umfaßte drei Bände. So forderte Brentano Diepenbrock jetzt auf, diese dreibändige Ausgabe auf einen Band zusammenzukürzen. Dazu sollte er manche Passagen in ein leichteres Deutsch bringen. Brentano dachte also an eine bearbeitete, einbändige Ausgabe des Romans, gewissermaßen an eine Art vereinfachtes allgemeines Lesebuch, sowohl für eine geistliche als auch weltliche Leserschaft. Wieder ging es ihm dabei ausschließlich um den allgemeinen erzieherischen Nutzwert eines solchen Buches. Darum sollte auch Diepenbrock seine Bearbeitung in aller Freiheit vornehmen. Seidel sollte dann das Buch drucken. Wieder hatte Diepenbrock diese Arbeit offensichtlich ernsthaft erwogen[333]. Brentano wollte ihm dazu auch das deutsche Exemplar zusenden, falls ihm die Anschaffung zu teuer gewesen wäre[334]. Darüberhinaus hatte er Schlosser veranlaßt, Diepenbrock die italienische Originalausgabe zu schicken.

Diepenbrock aber scheute schließlich doch vor der sofortigen Ausführung zurück. So machte er am 11. März 1829 Christoph Schmid den Vorschlag, diese Arbeit für ihn in Angriff zu nehmen, da sie ihm als Schriftsteller doch viel leichter fallen müsse[335]. Auf die Anregung Clemens Brentanos hin hatte Diepenbrock den Roman Alessandro Manzonis abends, wie das im Haus Sailers üblich war, vorgelesen. Sailer urteilte, das Buch lasse den Eindruck eines vortrefflichen Erbauungsbuches zurück. Auch Diepenbrock war mit Brentano einer Meinung im Urteil über Manzoni und diesen Roman. Sein Brief an Schmid zeigte das. Darin gab Diepenbrock Schmid im wesentlichen die Beurteilung Brentanos wider, die dieser ihm im Brief vom 28. Januar 1829 vorgelegt hatte, daß man Manzoni im Vergleich mit Goethe den edleren Dichter nennen könne, daß die Übersetzung von Bülows nicht vortrefflich sei, daß die Gestalt des im Roman handelnden Mailänder Bischofs Borromäus, des Neffen des Heiligen, unwillkürlich an Sailer erinnere, daß der ganze Roman mit größerem Talent als Scott gearbeitet sei. Zwar spricht aus dem Brief an Schmid durchaus Diepenbrocks ganz persönlicher Eindruck, den er dem Freund jetzt ausführlich beschrieb. Bezeichnenderweise aber begründete Diepenbrock sein Urteil Schmid gegenüber mit eben denselben Argumenten und Vergleichen, wie es Clemens Brentano ihm gegenüber getan hatte. Hier zeigte sich doch, wie unmittelbar prägend für Diepenbrock Brentanos Urteil sein konnte, gerade was Literaturfragen anbelangte. So barg die Freundschaft mit Clemens Brentano für Diepenbrock jederzeit etwas durchaus Anregendes, wenngleich nicht wesenhaft Formendes. Brentano wies Diepenbrock immer erneut auf Altes und Neues hin, vermittelte ihm die Bekanntschaft mit seinen Freunden, die dann Diepenbrocks eigene Freunde wurden. Ein Beispiel dafür mag nur Görres sein. Der Umgang mit Clemens Brentano machte Diepenbrock auch zweifellos sensibler für manche geistigen Strömungen seiner Zeit, für die er selber ein waches Gespür hatte. Andererseits wußte Diepenbrock sehr genau um Brentanos große Schwächen und Einseitigkeiten. Diepenbrocks Korrektiv war hier Sailer und die von ihm her geprägte Geistesausrichtung, dazu aber vor allem auch sein eigenes natürliches und sicheres Empfinden und Urteilen.

Auch aus diesem Übersetzungsplan Clemens Brentanos wurde nichts. Für Diepenbrock war das weniger eine Frage des Könnens, auch wenn er die Arbeit gerne Schmid

[333] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Görres Bd. 9, 352 f.

[334] Clemens Brentano an Diepenbrock, 28. Januar 1829, FDH KF 1521; Original Universitätsbibliothek Wroclaw (Breslau).

[335] Diepenbrock an Christoph Schmid, Regensburg, 11. März 1829, StA Boch 1.1.7. 300.

überlassen hätte, als der Zeit. Dazu war er doch immer wieder sehr krank. Das wußte auch Clemens Brentano[336]. An Christian Brentano schrieb Diepenbrock gerade in diesen Tagen, er habe seit sieben Jahren keinen einzigen Tag lang das frische, ungetrübte Gefühl der Gesundheit genossen, die er früher besaß[337]. Beides, die eingeschränkte Zeit und seine angegriffene Gesundheit, machten es ihm unmöglich, auszuführen, wozu ihn Brentano aufforderte, selbst wenn er es gern getan hätte. Die zwanglose Übersetzung der spanischen Gedichte war hier die viel angemessenere Beschäftigung.

Gewiß hätte Seidel die geplanten Drucke übernommen. Sie paßten in sein betont katholisch ausgerichtetes Verlagsprogramm. Seidel hatte Clemens Brentano jetzt auch den Druck seiner katholischen Bibliothek für ein Jahr zugesagt[338], einer Lesebuchreihe mit lose aufeinanderfolgenden religiös ausgerichteten Schriften und Übersetzungen. Wieder trat Brentano hier in die Fußstapfen der Mainzer. Brentano hätte zur Herausgabe dieser Reihe, die in mehreren Folgen im Jahr erscheinen sollte, gern Räß und Weis gewonnen[339]. Wirklich hätte die ganze Reihe dadurch von vornherein an Ansehen und Interesse gewonnen. Räß aber lehnte ab. Da Brentano nur ungern darauf verzichtete, daß die Herausgabe wenigstens unter Leitung eines katholischen Geistlichen geschah, dachte er nun an Diepenbrock. Er sollte seinen Namen dafür hergeben[340]. Die Übersetzung der Parabeln des Bonaventura sollte die Reihe eröffnen. Diepenbrock aber übernahm die Herausgabe auch nicht. Clemens Brentano hatte das Manuskript schließlich seinem Bruder Christian zugesandt mit der Aufforderung der gleichzeitigen Korrektur[341]. Er selber schrieb dann dazu das Vorwort[342]. Die Parabeln erschienen 1830. Der Titel der Reihe lautete: „Lehrreiche Unterhaltungsschriften von katholischen Verfassern mit Rücksicht auf Sittenreinheit und gute Gesinnung ausgewählt". Das Regensburger Ordinariat gab dazu seine ausdrückliche Genehmigung. Hierzu aber hatte wohl vor allem auch Diepenbrock über Sailer mitgewirkt.

Diepenbrock war nun auch mit Christian Brentano wieder in engere Verbindung gekommen. Er war im vergangenen Jahr von Rom nach Deutschland zurückgekehrt. Im August 1828 war er in Luzern eingetroffen. Auf seinen Wunsch hin war ihm Clemens Brentano bis dorthin entgegengereist[343]. Zusammen mit Widmer war Clemens dann zu Sailer nach Barbing gekommen, während Christian allein nach Deutschland zurückkehrte. Der Kontakt zwischen ihm und Diepenbrock war seit längerem abgerissen. Schuld daran hatte Christian Brentano selbst. Er hatte aber nun auch Diepenbrock zuerst wieder geschrieben. Offensichtlich war eine erste, leise Entfremdung zwischen beide getreten. Jedenfalls legen das die umständlichen Wendungen im Brief Diepenbrocks an Christian Brentano vom 24. April 1829 nahe, wonach er Christians Worten zustimme, daß bei aller Unterbrechung der sichtbaren Korrespondenz doch die unsichtbare der Herzen nie abgerissen sei. Das war wohl aufrichtig gemeint, klang

[336] Clemens Brentano an Luise Hensel, Koblenz, 9. Januar 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 220.

[337] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 24. April 1829, FDH HS 11383.

[338] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 27. März 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 229.

[339] Clemens Brentano an Andreas Räß, Koblenz, Josephstag 1829. Ebenda, 226–228.

[340] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 23. April 1829. Ebenda, 235.

[341] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 13. März 1829. Ebenda, 223 f.

[342] Vgl. S. 132 Anm. 86.

[343] Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 16. Juli 1828. Görres Bd. 9, 340.

aber mühsam[344]. Trotzdem konnten beide sofort an die frühere Vertrautheit anknüpfen. Dabei fällt auf, daß Diepenbrock Christian Brentano nun viel selbständiger gegenübertrat. Auch Clemens Brentano freute die wiedergewonnene Verbindung. Bezeichnenderweise fügte er diesbezüglich seinem Brief an Christian hinzu, daß Widmer, den beide Brüder kannten, an Diepenbrock vor allem die große Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe schätze[345]. Wohl befremdete Diepenbrock ebenso wie Sailer Christian Brentanos anhaltende Unentschiedenheit hinsichtlich seiner Berufswahl, namentlich seiner bisherigen Absicht, Priester zu werden, mit der er nach Rom gezogen war. Offensichtlich fragte Diepenbrock bei Clemens Brentano darüber einmal direkt nach. Clemens antwortete ihm aber nur, er könne selbst nicht absehen, warum Christian nicht Priester würde, wage aber nicht, ihn zu fragen[346].

Dafür hatte Clemens Brentano jetzt, nachdem Apolonia und Anton Diepenbrock Koblenz wieder verlassen hatten, wieder ernsthaft den Entschluß aufgenommen, Priester zu werden. Er wollte dazu nach Regensburg kommen und dort Theologie studieren. Der kirchlichen Zulassung standen aber kanonische Hindernisse entgegen. Sie hatten ihren Grund in Brentanos früheren Eheverhältnissen. Auch darüber schrieb Diepenbrock jetzt an Christian Brentano. Man wollte Clemens hier weiterhelfen. Diepenbrock war überzeugt, daß der Priesterberuf dem Leben Clemens Brentanos nach innen und nach außen hin den bisher entbehrten festen Halt geben könne. Das war auch die Meinung Sailers[347]. Trotzdem bleibt sehr zweifelhaft, ob Clemens Brentano wirklich im Priestertum innere Beruhigung und Zufriedenheit gefunden hätte. Das verkannten wohl beide, Sailer ebenso wie Diepenbrock. Richtig aber war die Überzeugung, daß der Grund allen Unbehagens Clemens Brentanos in seiner Berufslosigkeit lag.

Mit dieser Meinung stand Diepenbrock nicht allein. Selbst Böhmer hatte sich Diepenbrock gegenüber aus freien Stücken in ganz demselben Sinn über Clemens Brentano geäußert[348]. Auch Görres, wohl die meisten Freunde Brentanos, dachten ebenso. Wenn Diepenbrock aber zu Christian Brentano so offen über Clemens sprach, so meinte er damit eigentlich zugleich auch ihn selber. Sein Brief an Görres zeigt das. Görres hatte auf seiner Rückreise im Oktober 1828 Clemens und Christian Brentano in Frankfurt getroffen. „Hätten Sie diesen doch vermögen können", schrieb ihm Diepenbrock am 30. Oktober 1828, „sich endlich einmal einem bestimmten Wirkungskreise zu widmen! Wie unendlich Schade, daß so große geistige Gaben (eigentlich durch Ueberfluß an zeitlichen) nicht zu einer fruchtbringenden Verwendung kommen! Was hätte aus beiden Brüdern werden müssen, wenn beschränkte äußere Umstände sie ihr hohes Ziel auf einem bestimmten Wege zu verfolgen genöthigt hätte!"[349]. Gewiß sprach Diepenbrock hier etwas Wesentliches aus. Jedenfalls gab er eine hauptsächliche Ursache für Clemens Brentanos fortgesetzte Klagen an, die er in seinen Briefen zu einem förmlichen literarischen Genus entwickelt hatte, für sein stetes Gefühl der Heimatlosigkeit, des Pilger-seins, des nach Brot Bettelnden. Eine

[344] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 24. April 1829, FDH HS 11383.

[345] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian, Koblenz, 1. Mai 1829. Clemens Brentano, Bd. 9, 240.

[346] Clemens Brentano an Diepenbrock, Frankfurt, 17. Juli 1829, FDH HS 11096.

[347] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 24. April 1829, ebenda, HS 11383.

[348] Johann Friedrich Böhmer an Diepenbrock, Frankfurt, 21. Dezember 1828, Bay Stabi Schenkiana VI/Böhmer.

[349] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 30. Oktober 1828. Görres Bd. 9, 347.

andere Ursache lag in Brentanos Wesen selbst. Auch sie kannte Diepenbrock, wie die vielen auf Clemens Brentano bezogenen Briefstellen zeigen. Vielleicht hoffte er mit Sailer mehr, als er wirklich davon überzeugt war, daß gerade auch sie im Priestertum aufgehoben werden könnte, zu einer größeren Beruhigung gelangen könnte. So hatte Diepenbrock das ihm Mögliche bei der Münchener Nuntiatur für Clemens Brentano getan, aber, wie wohl erwartet, eine abschlägige Antwort erhalten[350]. Um so dringlicher bat er jetzt Christian Brentano, sich weiterhin zu bemühen, für Clemens die nötige Dispens zu erhalten[351]. Die ganze Sache mußte aber von vornherein vergeblich bleiben.

In strengem Auftrag Sailers unternahm Diepenbrock jetzt einen anderen Vorstoß. Er betraf die Chormusik im Dom zu Regensburg. Im Brief vom 9. April 1829 legte er Schenk den Mißstand dar, die schlechte Qualität der den Gottesdienst im Dom begleitenden Musik, dazu die Disziplinlosigkeit der ausführenden Musiker, was alles keineswegs zur Erhebung, sondern nur mehr zur Verärgerung beitrage[352]. Die Schuld dafür wies Diepenbrock dem völlig untauglichen Domkapellmeister Wenzeslaus Cavallo zu. Deshalb trat er jetzt auch an Schenk mit einem Vorschlag heran, der naheliegend war. Er drang darauf, Cavallo zu entfernen und Proske an seine Stelle zu setzen. Tatsächlich war Proske ein ausgezeichneter Musiker, nicht nur was seine praktischen Fähigkeiten des Klavier- und Orgelspiels, sondern vor allem seine theoretische Kenntnis gerade der Literatur der alten polyphonen Kirchenmusik betraf.

Zur von Diepenbrock vorgeschlagenen Lösung drängte aber auch Proskes eigene finanzielle Lage. Er hatte seine Chorvikarstelle an der Alten Kapelle aufgegeben. So stand er vor der Wahl, entweder eine andere Stelle zu erhalten oder in seine Heimat zurückzukehren. Letzteres wäre Proske sehr schwer gefallen, vor allem der Trennung von Sailer wegen. Auch Sailer wollte ihn nicht mehr entbehren. Proske war ihm ein zuverlässiger Arzt. Auch hierfür hätte Diepenbrocks Vorschlag die einfachste Lösung geboten. Sailer wünschte das ebenso wie Proske selbst.

Zweifellos hätte Proske an dieser Stelle viel vermocht. Die Neugestaltung der Kirchenmusik am Dom hätte sich sofort und unmittelbar durchführen lassen. Proske wollte sie durch Einführung der älteren Werke der Vokalpolyphonie und des Chorals bewerkstelligen. Der Kreis um Sailer anerkannte allein diese Werke als die im Kirchenraum würdige Musik. Das blieb auch in allen späteren Jahren Diepenbrocks Auffassung, für die er sich auch nachhaltig genug einsetzte. Er traute hier Proske zu Recht Wesentliches zu.

Man trifft in diesem Punkt aber auf ein weiteres Seitenstück der katholisch kirchlichen Restauration. Ihre Kräfte waren hier wirksam. Wie in der Literatur griff man auch in der Musik zurück auf die großen Werke der Vergangenheit. Sie sollten die auflösenden Kräfte überwinden helfen, die mit dem Einbruch der Aufklärung das bis dahin selbstverständlich christlich geprägte Weltbild bedrohten. Es ging um eine christlich-religiöse Neubegründung, die eben alle Lebensbereiche durchdringen sollte. Den reineren Vorbildern und Gestalten der Vergangenheit wollte man neue Geltung verschaffen. Daher rührte auch die Betonung und Erforschung der Geschichte, der Historismus dieser Zeit. Ganz in demselben Sinn hatte man zehn Jahre später die Restaurierung des Regensburger Domes fertiggestellt. Ganz betont wollte man seine

350 Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 19. Mai 1829. Ebenda, 354 f.

351 Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 24. April 1829, FDH HS 11383.

352 Diepenbrock an Schenk, Barbing, 9. April 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4 (= Schiel I 688–690 Nr. 833).

ursprüngliche Gestalt wiederherstellen. In der Kirchenmusik griff man vor allem auf Palestrina, Orlando di Lasso und Pergolesi zurück. Hier lag vor allem das Verdienst Proskes. Er sammelte mit bewundernswerter Ausdauer und Genauigkeit die kirchenmusikalischen Werke des 16. und 17. Jahrhunderts, gab sie neu heraus und führte sie auf.

Sailer, der Diepenbrock zu diesem Brief an Schenk veranlaßt hatte, konnte beim König durchaus auf Unterstützung hoffen. Darüberhinaus gärte die Kritik an der schlechten Musik im Regensburger Dom schon seit Jahren in Kapitel und Öffentlichkeit. Die Regierung wußte darum. Wohl auch deshalb sagte Schenk sofort seine Hilfe zu[353]. Wirklich sollte nun durch Diepenbrocks Eingabe eine umfangreiche Korrespondenz zwischen Regierung und Domkapitel zustandekommen, freilich nicht zuletzt deshalb, weil hinter allem die Initiative Sailers stand, der die Regierung zum Handeln drängte.

Vom September 1830 datierte der erste entscheidende Erlaß König Ludwigs, der für die Regensburger Domkirche die Wiedereinführung des sogenannten Älteren Stils, dazu überhaupt die entsprechende Erziehung zum Choralgesang an den Schulen und Seminaren vorsah[354]. Das bedeutete nichts anderes als den Anfang der kirchenmusikalischen Reform des 19. Jahrhunderts. In ihr war Regensburg zunächst der Mittelpunkt. Proske hatte dazu zwei Denkschriften verfaßt, die seine grundsätzlichen Reformpläne aussprachen, auch in strengem Hinblick auf die Regensburger Domkirche. Sailer hatte sie in München in allem empfohlen[355].

Im Mai 1829 war man wieder, wie jedes Jahr, für kürzere Zeit nach Barbing hinausgezogen. Allgemein genoß man hier die größere Freiheit des Landlebens, wenngleich auch der Tag streng eingeteilt war. Dazu war man in Barbing räumlich in keiner Weise eingeschränkt. Das erleichterte vor allem die Unterbringung der oft zahlreich bei Sailer eintreffenden Freunde und Gäste. Jetzt aber wollte auch Ludwig Sailers Barbinger Gastfreundschaft in Anspruch nehmen. Es war das einzige Mal. Für Sailer war das eine Ehre und Freude zugleich. Für den 29. Mai hatte Ludwig seinen Besuch angekündigt[356]. Um vier Uhr morgens wollte er von München aufbrechen, um mit Leo von Klenze, seinem Hofbauintendanten, den endgültigen Bauplatz der Walhalla zu besichtigen und zu bestimmen. Die Idee des Walhallabaus reichte bis in Ludwigs Kronprinzenzeit zurück. Der Bau sollte nun auf dem Brauberg bei Stauf, ganz in der Nähe Barbings, vorgenommen werden. Am späten Nachmittag, gegen halb fünf Uhr, langte Ludwig in Barbing an. Nach einer nur kurzen Begrüßung brach er sofort mit Klenze nach Stauf auf. Nach eineinhalb Stunden waren beide wieder zurückgekehrt.

[353] Diepenbrock an Schenk, Regensburg 2. Mai 1829, ebenda.

[354] Innenministerium an alle königlichen Kreisregierungen, München, 9. September 1830, in: Georg Döllinger, Sammlung der im Gebiet der inneren Staats-Verwaltung des Königreiches Bayern bestehenden Verordnungen Bd. 8/2, 1071.

[355] Schnabel, Deutsche Geschichte, Bd. IV, 220–225. – Bertold Lang, Sailer und die Kirchenmusik, in: Stimmen der Zeit 123 (1932) 137–140. – Johannes Maier, Kirchenmusik und Kirchenlied im Bistum Regensburg, in: Michael Buchberger (Hrsg.), Zwölfhundert Jahre Bistum Regensburg, Festschrift zur Zwölfhundertjahrfeier, Regensburg 1939, 193–195. – August Scharnagl, Regensburg, in: Musik in Geschichte und Gegenwart Bd. 11 (1963) 114–119. – Joseph Schuh, Johann Michael Sailer und die Erneuerung der Kirchenmusik. Zur Vorgeschichte der cäcilianischen Reformbewegung in der ersten Hälfte des 19. Jhdts., Köln 1972. – August Scharnagl, Beiträge zur Musikgeschichte der Regensburger Domkirche, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg Bd. 10 (1976) 430–441.

[356] Ludwig I. an Sailer, München, 25. Mai 1829. Schiel, Sailer und Ludwig I., 142 f. Nr. 58.

Auf Einladung Ludwigs hin speiste man nun gemeinsam. Mit Sailer nahmen auch Diepenbrock und Proske am Essen teil. Sailer hatte dem König beide zuvor mit den so bezeichnenden Worten vorgestellt: „Eure Majestät, hier ist einer, der für mich denkt und schreibt (Diepenbrock), und einer, der mich gesund macht und mich gesund erhält (Proske)."[357]

Ludwig war ganz offensichtlich weder Diepenbrocks noch Proskes Name geläufig. Denn er war sichtlich bemüht, sich beide Namen durch wiederholtes Aussprechen einzuprägen. Immer wieder wandte er sich während des Gesprächs an Proske und Diepenbrock und band beiden schließlich, wie er sich selbst ausdrückte, vor allem eines auf die Seele, die Sorge für Sailers Erhaltung. Diese ganze Begegnung war offensichtlich äußerst ungezwungen gewesen, von allen Seiten her. Ludwig selbst zeigte sich in bester Laune, war gesprächig und vertraulich. Dazu kam seine äußerste Bescheidenheit. Sie trat freilich um so deutlicher hervor, da er seine Barbingreise völlig incognito machte und daher Sailer strengstes Stillschweigen geboten und alle größeren Vorbereitungen für Empfang und Aufenthalt, die nur Aufsehen erregt hätten, untersagt hatte. Offiziell und als König hatte Ludwig diesen Teil Bayerns noch nicht bereist. Da Freitag war, hatte er außerdem nur Fastenspeisen gewünscht.

Ludwig übernachtete in Barbing. Am nächsten Morgen wollte er wieder nach München zurückkehren. Zweimal sprach er mit Sailer allein auf seinem Zimmer. Durch die Hand Diepenbrocks berichtete Sailer im Brief vom 31. Mai ausführlich über den Besuch des Königs. Dabei bestätigte er Schenk, welch großes Vertrauen und welche Erwartung Ludwig gerade in ihn, auch in Oettl, setze. Ganz offen und unzweideutig habe sich Ludwig ihm gegenüber unter vier Augen darüber geäußert[358]. Welche Wirkung aber diese Begegnung Ludwigs mit Sailer auf den König selber hatte, spiegelt der Antwortbrief Schenks vom 16. Juni 1829 wider. In ihm schrieb er, am meisten freue ihn, daß Sailer einmal wieder mit dem König allein gesprochen habe. Denn was eine solche Zusammenkunft, sei es auch nur eine Stunde, wirke, habe er oft erfahren[359].

Schenk konnte damit nur jene wohltuende Nachwirkung meinen, die jede persönliche Begegnung und vertraute Aussprache Ludwigs mit Sailer besaß. Wirklich kannte Sailer, schon seit den Landshuter Studienjahren her, wo er dem Kronprinzen mehrmals wöchentlich Privatunterricht erteilt hatte, das reichbegabte, aber oft sehr schwierige Wesen des Königs. Damals hatte sich Ludwig Sailer aufgeschlossen. Und seine Verehrung für Sailer blieb zeitlebens dieselbe, auch in allen späteren kirchenpolitischen Wandlungen, in denen Ludwig doch immer wieder zu den von Sailer gesetzten Maßstäben zurückfand. Auch bei der jetzigen Begegnung Ludwigs mit Sailer, einer der letzten vor Sailers Tod, ging von Sailer wieder diese ordnende und festigende Kraft aus. Sie war Teil Sailers großer persönlicher Ausstrahlungskraft, die angesichts seines hohen Alters und seiner abnehmenden Kräfte nicht nachgelassen hatte. Auch das bewies dieser Besuch.

Der Einfluß, den Sailer auf Ludwig hatte, kann kaum groß genug angegeben werden. Sailer war für den König der lebende Maßstab und das Vorbild in allen Kirchenfragen. Sailer selber wußte um das Gewicht, das sein Wort beim König hatte. Er nutzte diese Vertrauensstellung aber nie aus. In allem wahrte er stets ein sicheres Taktgefühl, vor allem eine feine Rücksichtnahme auf das absolute, autokratische Herrscherbewußtsein Ludwigs. Trotzdem gingen viele sehr wesentliche Entscheidungen

357 Sailer an Schenk, Barbing, 31. Mai 1829. Schiel II 529 f. Nr. 528.
358 Ebenda.
359 Schenk an Sailer, München, 16. Juni 1829. Schiel I 690 f. Nr. 835.

in der bayerischen Kirchen- und Kulturpolitik auf den unmittelbaren Einfluß Sailers zurück oder wurden in der Sailerschen Geisteshaltung gefällt. Grundsätzlich bewegte den König beim Handeln die Sailersche Gesinnung. So ist das Wort, Ludwig sei der Schutzherr der kirchlichen Restauration in Bayern gewesen, Sailer aber ihre Seele[360], ebenso berechtigt wie wahr.

Auch Schenk hatte sich ganz und gar in diese Gesinnungseinheit hineingefunden. So war seine Ernennung zum Innenminister nur folgerichtig und beinahe selbstverständlich. Von Sailer empfohlen, war Schenk Ludwig seit dem Jahr seiner Thronbesteigung nahe und vertraut. Über Schenk liefen auch die meisten Vorschläge, Gesuche und Bitten Sailers an den König. Auch mit Ludwig selbst führte Sailer eine regelmäßige und vertraute Korrespondenz. Aber die Briefe an Schenk besprachen eine derartige Fülle von Detailfragen, daß schon hieraus verständlich wird, warum sich Sailer mit all dem nicht an den König wenden, ihn damit nicht belasten konnte. Dazu traf nahezu alles ohnehin in das Amtsressort Schenks. Dennoch könnte man diese Korrespondenz Sailers mit Schenk als Fortsetzung der Korrespondenz mit Ludwig ansehen. Freilich waren diese Briefe im strengen Sinn Briefe an Schenk persönlich. Das zeigt schon die persönliche Anrede mit „Liebster" oder „Theuerster Freund", die Sailer gebrauchte, dazu die vielen persönlichen Bezugnahmen, auch manche eigene Nachschrift Diepenbrocks, wenn er sich nicht mit einem eigenen Brief an Schenk wenden wollte. Dazu bedurften manche Anliegen doch auch der nachdrücklicheren und wiederholten Vermittlung durch Schenk beim König.

Über all die Jahr hin kam recht eigentlich Schenk diese Rolle zu. Auch Schwäbl und Oettl taten hier einiges. Vor allem ließ Sailer durch sie vieles wiederum an Schenk gelangen. Das waren nicht Umwege, sondern diente zur Entlastung. So verteilte Sailer gewissermaßen die Durchführung seiner Anliegen und Aufgaben. Zugleich zeigt sich, welches sichere Vertrauen und welche Zuverlässigkeit in diesem Kreis herrschte. Zugleich sprach aus allem auch die Verehrung der Schüler und Freunde für ihren Lehrer Sailer.

Diepenbrock selber hatte diesem Besuch des Königs mit einiger Neugierde entgegengesehen, um so mehr als unlängst die umstrittene Ausgabe der Gedichte Ludwigs erschienen war[361]. Auch Diepenbrock hatte an ihr Anstoß genommen. Sehr offen hatte er seine Meinung darüber am 26. April 1829 Schenk ausgesprochen. Er empfand manche Gedichte schlicht als Selbstentblößung des Königs, die seinem persönlichen Ansehen, seinem Amt, seiner Autorität nur schaden konnte. Schenk gegenüber drückte er seine Kritik, ohne verletzen zu wollen, aber sehr treffend aus, indem er den König mit dem, wenn auch durch den übersinnlichen Wein der Poesie berauschten Noah verglich, der manchem Cham unter den Lesern zum verhängnisvollen Anstoß werden könnte.

Dieses Bild ist treffend gezeichnet. Dabei wünschte Diepenbrock Schenk in die Rolle der Brüder Sem und Japhet, die die Blöße des Vaters bedeckten[362]. Insbesondere auch dieser Brief zeigt die große Vertrautheit Diepenbrocks mit Schenk. Allerdings täuschte sich Diepenbrock, wenn er Schenk hier soviel Widerspruchsgeist dem König gegenüber zutraute. Ludwig hatte Schenk zwar immer wieder seine Gedichte zur Korrektur überlassen. Schenk aber hatte stets nur das Allernötigste verbessert, und das

[360] Schiel, Sailer und Ludwig I., 73.
[361] Gedichte König Ludwigs I. von Bayern, München 1829.
[362] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 26. April 1829, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

auf die behutsamste Weise. Freilich hatte ihm Ludwig dazu von vornherein tatsächlich sehr enge Grenzen gesetzt. Einer wirklichen Kritik aber stand zugleich auch Schenks eigene bedingungslose Verehrung für den König im Weg[363].

Eine um so deutlichere Sprache führte dafür Diepenbrock. Zugleich zeigte sich hier sein sicheres Urteil. Er sah sich hierin aber auch durch andere bestätigt. Auch Sailer pflichtete ihm bei. Görres aber brachte in der Eos eine ausführliche Kritik, die nacheinander in beinahe 14tägiger Folge im Mai 1829 erschien[364]. Sie war äußerst geschickt in Gesprächsform durchgeführt. Görres wurde dabei auch der Persönlichkeit Ludwigs durchaus gerecht. Begeistert schrieb ihm Diepenbrock, daß das die rechte Weise sei, einen so heiklen Gegenstand zu behandeln, das Lobenswerte zu loben, ohne zu schmeicheln, das Tadelnswerte zu tadeln, ohne zu verletzen. Alles hatte auch Sailers grundsätzliche Zustimmung, der ohnehin wünschte, der König würde in vielem Görres mehr zu Rate ziehen[365]. Wenn man bedenkt, daß Görres nur unter dem vollen Einsatz der königlichen Regierung selber gegen die Absicht Preußens nach München kommen konnte, wird auch deutlich, welcher Mut und welche Aufrichtigkeit in seinen Worten lag. Andererseits waren in der breiteren Öffentlichkeit viele Meinungen und Stimmen laut geworden. Und hier trug Görres, der die ganze Sache nach allen Seiten hin sehr gerecht abhandelte, vieles zur Klärung bei. Zugleich aber zeigt sich, welche Freiheit die Presse zu dieser Zeit in München genoß. Sailer hätte hier wohl kaum anders gesprochen. So war jetzt Clemens Brentanos Vorstellung, Görres könnte in München so etwas wie die Stimme Sailers sein, doch wahr geworden.

Was die Persönlichkeit Ludwigs betraf, so verstand Diepenbrock jetzt unter dem Eindruck der persönlichen Begegnung manches besser. So schrieb er Görres wenige Tage nach dem Besuch am 3. Juni 1829 über Ludwig: „So ungefällig sein Aeußeres und so entfernt von jenem Eindruck feierlicher Majestät ist, den die Persönlichkeit der Großen oft macht, so sehr hat sein unverkennbar durchscheinendes gutes, menschenfreundliches Herz und eine gewisse Art von naiver Unbefangenheit und Offenheit mich angezogen, und ich kann mir z. B. die Erscheinung seiner Gedichte, die mich anfangs sehr befremdet hatte, aus seiner Persönlichkeit gut erklären und rechtfertigen, und finde daher Ihr ausgesprochenes Urteil über dieselben umso wahrer und begründeter. Es ist mir aber klar geworden, daß er bei all seiner geistigen Lebendigkeit und gerade durch dieselbe von schlauen Menschen leicht hinters Licht geführt und mißbraucht werden kann. Sein guter Wille macht ihn aber stets durchaus ehrwürdig.“[366]. Aus diesem Brief sprach Diepenbrocks Wahrheitsliebe, die sich nicht scheute, das eigene Urteil zu korrigieren, dazu aber vor allem seine sichere Menschenkenntnis. Diepenbrock hatte hier die Erscheinung und Persönlichkeit Ludwigs sehr knapp beschrieben, dabei aber das Wesentliche getroffen. Wenn er am König aber vor allem dessen grundsätzlich offene, edle und wahre Gesinnung hervorhob, so entsprach das seiner eigenen Redlichkeit und charakterlichen Geradheit. Hier traf er auf ein durchaus ihm Verwandtes im König. Wie wahr er aber hier über den König urteilte, zeigte schließlich manche spätere Entwicklung während der folgenden zwei Jahrzehnte der Regierungszeit Ludwigs. Und nachdem Diepenbrock nach einer Zeit tiefster Entfremdung ein letztesmal mit König Ludwig im Jahr 1845 in Aschaffenburg zu-

[363] Spindler, Briefwechsel, XLV.
[364] Eos, 8. Mai – 18. u. 20. Mai 1829.
[365] Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 19. Mai 1829. Görres Bd. 9, 354.
[366] Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 3. Juni 1829. Ebenda, 355.

sammengetroffen war, begeisterte ihn erneut gerade diese edle Redlichkeit in Charakter und Gesinnung für den König[367].

Ernennung zum Domkapitular in Regensburg

Bereits wenige Wochen nach dem Besuch Ludwigs, Ende Juni 1829, erkrankte Sailer schwer. Er war mit guter Gesundheit durch den Winter und den Jahreswechsel im Frühjahr gekommen, besser als Diepenbrock, der immer wieder an akuten Erkältungen litt[368]. Jetzt aber hatte Sailer eine heftige Fieberkrankheit eingeholt. Vorbote der Krankheit war ein allgemeiner Schwächeanfall gewesen, den Sailer gerade am Vorabend der Bischofsweihe Wittmanns am 28. Juni erlitt.

Ursprünglich sollte Wittmann in München zum Bischof geweiht werden. Sailer wollte dazu mit Diepenbrock nach München fahren und einige Tage dort bleiben. Schenk hatte davon erfahren und lud beide ein, in seiner neuen Wohnung in der Ludwigstraße[369], die auf den Odeonsplatz und Hofgarten hinausblickte, Unterkunft zu nehmen[370]. Sailer hätte diese Einladung wohl sofort und gern angenommen, zumal hier Gelegenheit zu einer gründlichen Aussprache mit Schenk gegeben gewesen wäre. Sailer aber hatte bereits Schwäbl zugesagt[371]. Selbst eine Woche vor dem Weihetermin aber stand es immer noch nicht endgültig fest, ob Wittmann nun wirklich in München oder doch in Regensburg geweiht würde[372]. Wittmann selber zog Regensburg vor, war aber grundsätzlich bereit, sich dem Willen des Münchener Erzbischofs von Gebsattel zu unterwerfen[373]. So hatte sich der Termin mehrmals verschoben. Schließlich aber war Gebsattel am 27. Juni 1829 in Regensburg eingetroffen. Er wollte von dort zur Kur nach Karlsbad weiterreisen. Am folgenden Tag aber sollte Wittmanns Weihe stattfinden.

Gebsattel besuchte sofort Sailer. Man war dazu wieder von Barbing nach Regensburg hereingezogen. Sailer sprach mit Gebsattel sehr lange. Offensichtlich aber hatte ihn dieser Besuch doch zu sehr angestrengt. Am Abend befiel ihn ein Ohnmachtszustand. Sailer hatte sich aber nach einigen Stunden wieder so erholt, daß er glaubte, am nächsten Tag doch noch selber an der Konsekrationsfeier Wittmanns teilnehmen zu können. Zusammen mit Weihbischof von Streber wollte er Gebsattel Assistenz leisten. Diepenbrock aber hatte, wohl in Rücksprache mit Proske, noch am selben Abend an Gebsattel melden lassen, daß Sailer am kommenden Tag unmöglich an der Feier teilnehmen könne[374].

Wohl lag in Diepenbrocks Handeln wieder eine kleine Eigenmächtigkeit. Tatsächlich aber war sie berechtigt. Das sah auch Sailer schließlich ein. Eine Eilstafette ging nun nach Passau, um Riccabona nach Regensburg zu laden. Eigentlich aber war die Zeit bereits viel zu kurz, als daß Riccabona noch rechtzeitig in Regensburg hätte

[367] Vgl. S. 422 f.

[368] Sailer an Schenk, Barbing, 19. Mai 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[369] Im Brief vom 28. Oktober 1828 dankte Schenk Ludwig für den Zuspruch der neuen Wohnung in der Ludwigstraße Nr. 270, heute Nr. 31. – Spindler, Briefwechsel, 67 u. 392.

[370] Schenk an Sailer, München, 16. Juni 1829. Schiel I 690 f. Nr. 835.

[371] Sailer an Schenk, Barbing, 20. Juni 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[372] Sailer an Schenk, Barbing, 22. Juni 1829, ebenda.

[373] Diepenbrock an Schwäbl, Barbing, 20. Mai 1829, ebenda.

[374] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 11. Juli 1829, Bay Stabi Cgm 6600.

eintreffen können. Völlig unerwartet aber kam Riccabona von selber noch am gleichen Abend in Regensburg an[375]. Er wollte offensichtlich von sich aus an der Feier teilnehmen, aus Freundschaft und Verbundenheit mit Wittmann, und konnte so ohne weiteres Sailer vertreten.

So konnte die Weihe aller widrigen Umstände zum Trotz stattfinden. Am 28. Juni 1829 wurde Wittmann im Dom zu Regensburg zum Bischof von Comana, später Miletopolis, und Weihbischof von Regensburg geweiht. Die Anteilnahme der Bevölkerung war außergewöhnlich groß. Wittmann wurde ja bereits seit langem in der ganzen Stadt als Wohltäter und heiligmäßiger Priester verehrt. Auch Diepenbrock nahm an der Feier teil. Und er bestätigte Schenk gegenüber den tiefen Eindruck, den der Weihegottesdienst an sich, vor allem aber die Erscheinung und das Benehmen Wittmanns selber allgemein gemacht hatte[376]. Hieraus sprach auch Diepenbrocks eigenes Empfinden. Er begegnete Wittmann stets mit vorbehaltloser Anerkennung, Verehrung und Hochachtung, wenngleich er Wittmanns persönliche Glaubensrichtung, die von einem asketisch harten Ideal geprägt war, nicht für sich selbst zum unmittelbaren Maßstab nehmen konnte. Sie stand in zu grellem Widerspruch zu Sailers warmen und frohen, lebensdurchdringenden und lebensfreudigen Christentum.

Wittmann war eine stets und erst recht jetzt wesentliche und tragende Stütze der Regensburger Kirche. Auf Veranlassung Sailers verfaßte Diepenbrock zur Bischofsweihe auch zwei längere Gedichte. Sailer hatte sie für den Tag selber drucken lassen. Diepenbrock sandte sie auch Görres, der sie in die Eos aufnahm[377]. Auch das zeigte, wie sehr Wittmann allgemein bekannt und wie volksnah sein Wirken auch trotz aller höherer Kirchenfunktionen geblieben war. So meinte es Diepenbrock keineswegs übertrieben, wenn er nun Schenk gegenüber in seinem Brief vom „unvergleichlichen Wittmann" sprach. Zugleich fühlte sich Diepenbrock nun nach der Weihe Wittmanns verpflichtet, Schenk noch einmal für die Ernennung Wittmanns zu danken, der für Sailer eine bedeutende Erleichterung brachte. Freilich hatte in Wirklichkeit Diepenbrock selber die erste bewegende Initiative zu dieser Ernennung gegeben. Trotzdem blieb es Schenks Verdienst, Diepenbrocks Vorstoß nachhaltig genug beim König vertreten zu haben, der allerdings seinerseits zu jeder nur möglichen Entlastung Sailers bereit war. Und vor allem jetzt, nach der erneuten heftigen Erkrankung Sailers, zeigte sich, wie berechtigt Diepenbrocks Forderung war.

Wenige Tage nach der Bischofsweihe zeigte sich der von Proske bereits vermutete wahre Grund für Sailers Schwächeanfall. Sailer hatte das allgemein zu dieser Zeit in Regensburg grassierende Wechselfieber aufgefangen. Ein heftiger Fieberanfall warf ihn nun endgültig nieder. Sailers Erkrankung war um so gefährlicher, als man bei ihm einen neuen Schlaganfall fürchten mußte. Proske wich nun wieder keinen Augenblick von seiner Seite[378]. Wirklich war es ein großer Vorteil, daß sich Proske ausschließlich Sailer widmen konnte. Und wieder konnte er dem Schlimmsten vorbeugen. Ein drittesmal verhalf er Sailer zur Wiedergenesung. Das war wieder ausschließlich sein Verdienst. Freilich besaß Sailer immer noch trotz seines hohen Alters genügend Widerstandskraft.

375 Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 30. Juni 1829. Görres Bd. 9, 356.

376 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 4. Juli 1829, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

377 Zwei Gedichte zur Bischofsweihe Wittmanns 1829: Eos, 11. Juli 1829. – Dabei wurde Diepenbrock als Verfasser nicht genannt. – Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 30. Juni 1829. Görres Bd. 9, 356 u. an Schenk, Regensburg, 4. Juli 1829, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

378 Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 11. Juli 1829, Bay Stabi Cgm 6600.

Neben Proske war aber die ganze allernächste Umgebung, Therese, Diepenbrock und Georg, um Sailer bemüht. Tag und Nacht konnte man Sailer nicht allein lassen, der immer wieder im Fieber phantasierte und das Bett verlassen wollte. Vor allem die ersten vierzehn Tage der Krankheit waren schlimm und für alle äußerst belastend. An Widmer schrieb Therese am 22. Juli schließlich, es sei nicht zu sagen, wieviel Angst und Schrecken man alle diese Wochen über ausgestanden habe[379]. Das war nicht übertrieben. Dennoch hatte Diepenbrock bereits wenige Tage nach dem Krankheitsanfall die bangenden Freunde beruhigen und den guten Erfolg von Proskes Behandlung anzeigen können, dazu Schenk im Brief vom 12. Juli versichern können, daß Sailer nunmehr seine volle Geistesfähigkeit und Heiterkeit wiedererlangt habe[380]. Auch dem König hatte Diepenbrock, im Auftrag Sailers, Bericht erstattet[381]. Ludwig antwortete sofort in der gewohnten aufrichtig anteilnehmenden Weise[382]. Er legte Sailer erneut alle mögliche Selbstschonung nahe und erinnerte ihn daran, daß ja die katholische Restauration erst begonnen habe, nicht schon vollendet sei. Daß er, der König, hierzu vor allem des Beispiels und des Mitwirkens Sailers bedürfe, meinte Ludwig ernst, ehrte damit aber zugleich Sailer.

Das Fieber aber erwies sich als äußerst hartnäckig und brach immer wieder heftig hervor. So blieb es bei Sailers hohem Alter doppelt gefährlich. Selbst Proske hatte eine zügigere Genesung erwartet. Schließlich mußte er auch die zur gänzlichen Wiederherstellung Sailers geplante Badereise nach Karlsbad aufgeben[383]. Auch Diepenbrock wollte sich diesmal nicht von Sailer trennen. Er wollte ebenfalls die Karlsbader Kur versuchen, vor allem auch, weil sein Aufenthalt in Marienbad eigentlich gar keinen Erfolg gehabt hatte. Sailers schleppende Genesung aber machte das alles nun unmöglich. Und von der geplanten Reise an den Rhein, nach Frankfurt und nach Winkel im Herbst, konnte gar keine Rede mehr sein. Noch am 16. Mai hatte Sailer Savigny den Wunsch ausgesprochen, ihn dort im Haus von Antonie und Franz Brentano wiederzusehen. Mitte August wollte er dazu selber von Regensburg aufbrechen[384].

Dafür verordnete Proske nun Sailer zuhause kräftigende Bäder[385], die Sailer seit Mitte Juli gebrauchte. Am 6. August schrieb Diepenbrock an Schenk, Sailer müsse zwar immer noch das Bett hüten, da die Ausscheidung mächtiger Schleimmassen als wohltätige Nachwirkung des Fiebers stets noch fortdauere und begreiflich die Restauration der Kräfte, schon durch die notwendige Beschränkung der Nahrung, sehr verzögere. Sonst gehe es jedoch in aller Hinsicht sehr gut und Proske verspreche sich eine recht dauerhafte Gesundheit, gleichsam ein neuauflebendes Dasein für Sailer, der selber voll des heitersten Mutes sei[386]. Sailer nahm auch längst schon wieder an allen Geschäften teil. Diepenbrock besorgte hier für ihn alles, was anfiel.

Auch an Diepenbrocks eigenen Arbeiten hatte Sailer eine wahre Freude. In ihr spiegelte sich sein Vaterstolz für Diepenbrock wider. Diese Freude war in allem

379 Therese Seitz an Joseph Widmer, Regensburg, 22. Juli 1829. Schiel I 692 f. Nr. 839.

380 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 12. Juli 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4, an Joseph Görres, Regensburg, 10. Juli 1829. Görres Bd. 9, 356 f. u. an Passavant, Regensburg, 11. Juli 1829, Bay Stabi Cgm 6600.

381 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 17. Juli 1829. Schiel I 692 Nr. 838.

382 Ludwig I. an Sailer, Bad Brückenau, 10. Juli 1829. Schiel, Sailer und Ludwig I., 143 Nr. 59.

383 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 12. Juli 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4.

384 Sailer an Savigny, Regensburg, 16. Mai 1829. Schiel II 528 f. Nr. 527.

385 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 17. Juli 1829. Schiel I 692 Nr. 838.

386 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 6. August 1829, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

berechtigt. Denn Diepenbrock hatte sich in allem glänzend zurecht gefunden und rechtfertigte jede Erwartung. Unter den behutsam führenden Händen Sailers hatte er seine eigene Lebensgestalt gefunden und begann immer mehr seine eigene, so begabte und eigengeprägte Persönlichkeit zu enfalten. In ihr waren sehr reiche Anlagen enthalten, aber eben auch die Gefahr, daß sie ins Verkehrte abstürzen konnten. Diepenbrocks eigenartiger Lebensweg gibt dafür ein beredtes Zeugnis. Und wohl hatte er sich selber oft genug die Frage gestellt, was aus ihm geworden wäre, wenn er nicht auf Sailer getroffen und zu Sailer gekommen wäre. Und es wird verstehbar, daß Diepenbrock diesen Umstand, in dem so viele Zufälligkeiten, so viel, was ganz und gar nicht selbstverständlich und absehbar war, zusammengespielt hatte, stets als Fügung ansah und aus dem Glauben heraus als Vorsehung Gottes selber deutete. Lebenslang empfand er das mit tiefer Dankbarkeit. Und nur um so treuer schloß er sich dem Vorbild Sailers an. Freilich bewahrte er dabei in allem die Eigengeprägtheit seiner Persönlichkeit. Gerade darin lag zugleich die Genialität der Sailerschen Menschenführung und Menschenbildung, daß er seine Schüler sich nach den Kräften und Gesetzen ihrer eigenen Persönlichkeit entfalten ließ, aber verstand, ihnen Wahrheit und Ordnung seiner Geistigkeit, seiner Glaubenshaltung, seines lebendigen Christentums zum Vorbild zu machen. Dahinter stand die ganze Kraft der Persönlichkeit Sailers und zugleich ihr Geheimnis.

Diepenbrock selber hatte diese ordnende und führende Hand Sailers leidenschaftlich ergriffen. Von Sailer fühlte er sich unwiderstehlich angezogen. Von Sailer erwartete er sich für sein Leben alles. Wirklich hatte ihn Sailer zu einem festen Beruf, einer festen Aufgabe, seinem Lebensberuf zugeführt. Und blickte Diepenbrock auf seine beiden Brüder Ferdinand und vor allem auf Joseph und dessen rast- und ruheloses und letztlich verfehltes und unglückliches Leben, so ahnte er wohl, in welche Richtung auch seine eigene reiche Begabung hätte abgleiten können. Diepenbrocks Glück war, daß er zu Sailer gekommen war. Und aus dieser Begegnung erwuchs das so seltene, schöne Verhältnis zwischen ihm und Sailer. Es war im ganzen Freundes- und Schülerkreis Sailers einzigartig geblieben. Zwar waren da unter anderen die Lieblingsschüler Christoph Schmid, Schwäbl, Widmer. Aber Diepenbrock nahm den ersten Platz ein. Er war Sailer gleichsam ans Herz gewachsen, war ihm zum größten Glück seines Lebensabends geworden. Und ebenso machte es Diepenbrocks Freude und Lebenssinn aus, dem alternden Bischof treu zur Seite zu stehen. Alle Freunde wußten, daß das so war. Freilich blieben zwischen Sailer und Diepenbrock Zerwürfnisse nicht aus, die dann stets Diepenbrocks Ungestüm verursacht hatte. Sie konnten aber dieses eigentümlich nahe und zarte Verhältnis beider nicht verletzen.

Jetzt freute sich auch Sailer mit, daß Diepenbrocks Seuseausgabe zum Abschluß kam. Gerade hatte Görres wieder einen Fortsetzungsteil seiner Einleitung geschickt[387]. Offensichtlich konnte das auch wieder Diepenbrocks Freude an seinem Seusebuch beleben, die er über allen bisherigen Ärger mit diesem Buch ganz verloren hatte. Die endlose Säumigkeit Pustets hatte daran schuld, auch die Hinauszögerung der Arbeit von Görres. Ihm nämlich war die Einleitung unter der Hand zu einer ganzen Abhandlung fortgewachsen. Jetzt freilich war Diepenbrock von ihr begeistert. Am 17. September 1829 schrieb er darüber an Görres: „Es ist wundersam, wie Alles lebendig wird, und sich organisch gestaltet und sein tiefstes Leben aufschließt vor Ihrem Blick, und wie treffend Ihre Hand das Erschaute malen kann. Sie sind kein Poet, kein Philosoph, kein Theolog, sondern das Dreyeins aus allen, und Theologie,

[387] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 5. August 1829. Görres Bd. 9, 358 f.

Philosophie und Poesie ist lebendig innewohnend in Ihnen, in Geist, Seele und Leib, zu Einer Persönlichkeit sich gestaltend. –"[388]. Daraus sprach zugleich eine sehr treffende Charakteristik Görres' selbst. Auch Görres selber profitierte von dieser Arbeit für Diepenbrocks Seuseausgabe. Das erstemal hatte er sich ausführlicher mit der Mystik auseinandergesetzt. Das war zugleich der Anfang für seine spätere umfangreiche vierbändige Mystik[389]. Die Bitte Diepenbrocks hatte hierzu den ersten Anstoß gegeben. Jedenfalls war Görres' Vorrede seine erste größere Veröffentlichung zu diesem Thema. Görres verwies auch später ausdrücklich auf diese Einleitung zu Diepenbrocks Seusetexte, worin die allgemeinen Grundlinien seiner Auffassung und Abhandlung der mystischen Geistigkeit und Lehre bereits vorgezeichnet seien[390].

Indessen gebrauchte Sailer auch noch den ganzen August hindurch Proskes Bäder fort. Sie sollten Ersatz sein für den unterbliebenen Kuraufenthalt. Und der Landaufenthalt in Barbing, wohin man, sobald es Sailers Gesundheit zuließ, ziehen wollte, sollte ein übriges tun. Die Einladung der Schenkschen Familie, vor allem auch Schenks selber, zu den jährlichen Herbstferien, war schon längst erfolgt. Trotzdem sprach sie Diepenbrock noch einmal, insbesondere auch im Namen Sailers, ausdrücklich aus in seinem Brief vom 13. August[391].

Gerade im Bad sitzend erreichte Sailer auch die Nachricht vom Tod Bischof Wolfs. Er war am Morgen des 13. August 1829 gestorben. Sein Tod überraschte niemanden. Proske hatte schon vor Monaten vorausgesagt, daß Wolf den Herbst kaum überleben würde[392]. Sailer selber aber wollte man die Todesnachricht schonend beibringen, aus Rücksicht auf seine noch angegriffene Gesundheit[393]. So hatte sein Kammerdiener Georg Sailer, der in einem durch den aufgelösten Stahl ganz schwarzfarbigen Bad saß, beim Eintreten mit der Frage angeredet: „Wie? Sie sitzen da im Schwarzen Meer und sollten doch in der Regensburger Donau sitzen?" Sailer verstand diese Redewendung zunächst nicht. Erst als Georg nach dem einstündigen Erholungsschlaf, den Sailer nach dem Bad zu machen pflegte, wieder sagte, Sailer möge wohl geruht haben, da er heute schon eine weite Reise gemacht habe und nach Sailers Rückfrage erklärte, die Reise von Germanikopolis nach Regensburg, verstand Sailer den Sinn[394]. Und er nahm die Nachricht gefaßt hin.

Mit Wolfs Tod aber trat Sailer nun von selbst in das Amt des Bischofs von Regensburg ein. Allerdings stand er jetzt bereits im 79. Lebensjahr. So lag zwar nun die volle bischöfliche Gewalt ausschließlich in seinen Händen. Seine beste Lebenskraft aber war vorüber. Dazu erholte er sich gerade von einer vielwöchigen Krankheit und bedurfte fortan der äußersten Schonung. Trotzdem freuten sich nun alle Freunde, voran Diepenbrock, daß Sailer jetzt wirklicher Bischof von Regensburg war, was der verstorbene Wolf durch seine hartnäckige Verweigerung seiner Resignation bisher verhindert hatte.

Sailers Inthronisation als Bischof aber mußte sich vorerst noch verzögern. Er selber

[388] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 17. September 1829. Görres Bd. 9, 359,

[389] Joseph Görres, Christliche Mystik, Bd. 1–4, Regensburg 1836–1842.

[390] Georg Bürke, Vom Mythos zur Mystik. Joseph Görres' mystische Lehre und die romantische Naturphilosophie, Einsiedeln 1958, 58. – Ders., Marginalien zur „Christlichen Mystik", in: Historisches Jahrbuch 96 (1976) 196.

[391] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 13. August 1829, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[392] Diepenbrock an Schwäbl, Barbing, 20. Mai 1829, ebenda, A 23.

[393] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 22. August 1829, ebenda, A XIV.

[394] Schiel I 695 Nr. 841.

hätte sie wohl gern auf den Jahrestag seiner Bischofsweihe, am 28. Oktober, gelegt. Seine immer noch nicht wiederhergestellte Gesundheit aber machte augenblicklich jede endgültige Planung hinfällig. Ebenso mußte der Termin des vom Konkordat vorgeschriebenen Treueeids vor dem König bis auf weiteres hinausgeschoben werden. Sailer mußte dazu nach München reisen. Zu Recht fürchtete Diepenbrock die unvermeidlichen großen Anstrengungen einer solchen Reise für Sailer. Das schrieb er am 23. August unmißverständlich an Schenk[395]. Freilich konnte Diepenbrock, was diesen Punkt betraf, in München mit jedem Entgegenkommen rechnen. Wohl deshalb reichte Schenk diesen Brief Diepenbrocks an ihn auch an den König weiter[396]. Es war selbstverständlich, daß Ludwig Sailer gerade hierin in nichts drängte. Er antwortete Schenk bezüglich Sailer: „Schonen soll er sich, recht schonen."[397]. Die ganze bekannte zarte Rücksichtnahme auf Sailer, die Ludwig stets beobachtete, klang hier wieder an. Tatsächlich sollte sich Sailers Eidesleistung über ein Jahr hin, bis in den Herbst 1830 hinein, verzögern.

Vor allem aber auch eines veranlaßte Sailer jetzt nach dem Tod Wolfs sehr bald. Er ernannte Diepenbrock am 21. September 1829 offiziell zu seinem bischöflichen Sekretär[398]. Ein solcher stand ihm nun als regierendem Bischof zu. So sah es das Konkordat vor. Endlich stand Diepenbrock nun auch offiziell das für den bischöflichen Sekretär ausgesetzte Jahreseinkommen von 200 Gulden zu. Es sprach für Sailers Gerechtigkeitssinn, daß er zugleich den beiden Ordinariatssekretären, Amann und Grundler, die bisher die Arbeiten eines Bischofssekretärs mitversehen hatten, je 100 Gulden aus der bischöflichen Vikariatskasse anweisen ließ, die dem Bischof für alle laufenden Unkosten zur Verfügung stand. Das war wohl auch aus Rücksicht auf Diepenbrock geschehen. Denn Sailer wollte vermeiden, daß man Diepenbrock diese Ernennung und die mit ihr verbundene Besoldung neidete. Tatsächlich hatte man ihm ja auch die bisherige königliche Vergütung von 200 Gulden für seine freiwilligen Dienste bei Sailer mißgönnt. Dabei spielte natürlich eine große Rolle, daß Diepenbrock allen einheimischen Geistlichen vorgezogen worden war, obwohl er noch so jung und ohne alle praktische Erfahrung und Bewährung als Kaplan war. Dazu war Diepenbrock immer noch seiner Heimatdiözese Münster inkardiniert, also eigentlich fremd im Bistum Regensburg.

Für Diepenbrock selber freilich hatte diese Ernennung keine unmittelbare Auswirkung. Sein Arbeiten, sein Alltag blieb wesentlich derselbe. Er besorgte für Sailer weiterhin vor allem die umfangreichen privaten Geschäfte. Dabei traten nun auch viele Schreibarbeiten hinzu, die über die Arbeiten eines bloßen Privatsekretärs hinausgingen. Diepenbrock hatte für Sailer nun auch immer wieder amtliche Schriftstücke aller Art auszufertigen, an das Domkapitel, an die Regierung, vor allem an das Ordinariat. Sie betrafen die unterschiedlichsten Gegenstände, wie die Aktenbestände von Dom-

[395] Diepenbrock an Schenk, 22. August 1829, BZAR Sailer Nachlaß A XIV. – Dieser Brief wurde von Diepenbrock ganz offensichtlich mit dem falschen Datum versehen. Er berichtete in ihm nämlich Schenk den Tod Bischof Wolfs. Wolf starb aber gegen Morgen des 23. August 1829 (Schematismus für das Jahr 1830, 124). Wenn er also an Schenk schrieb „heute Morgen" sei Wolf verschieden, so konnte der Brief nur am 23. August 1829 niedergeschrieben sein.

[396] Schenk an Ludwig I., München, 27. August 1829. Spindler, Briefwechsel, 107 f. – Im Kommentar zu diesem Brief gibt Spindler an, dieser Brief Diepenbrocks fehle im Nachlaß Schenks (Bay Stabi). Spindler konnte den Brief dort deshalb nicht finden, weil er im BZAR Sailer Nachlaß A XIV aufbewahrt wird, den Spindler nicht einsah.

[397] Ludwig I. an Schenk, Augsburg, 30. August 1829. Spindler, Briefwechsel, 109.

[398] Sailer an Ordinariat, Barbing, 21. September 1829, BZAR BDK 1597.

kapitel und Ordinariat zeigen. Diepenbrock aber waren diese neuen Arbeiten nicht eigentlich fremd. Freilich war ihm vieles im Detail noch unbekannt. Aber das jahrelange Zusammenleben mit Sailer hatte ihm hier doch in vieles Einblick gewährt, mehr als er sich selber zunächst bewußt war.

So konnte Diepenbrock auch hier vielfach selbständig arbeiten. Sailer brauchte oft genug nur den Inhalt des betreffenden Schreibens anzugeben, die Ausformulierung führte dann Diepenbrock selbständig aus. Gewiß warf Sailer dann auf die endgültige Ausfertigung noch ein prüfendes Auge. Diepenbrock aber bewährte sich auch bei diesen Arbeiten. In sie war er ja nahezu selbstverständlich hineingewachsen. So waren sie für ihn auch nichts wesentlich Neues. Wohl niemand überraschte auch diese Ernennung. Jedermann wußte um die Vorliebe, die Sailer für Diepenbrock hegte, aber eben auch um die Begabung und Redlichkeit Diepenbrocks Persönlichkeit. Alle Freunde aber werteten Diepenbrocks Ernennung zum bischöflichen Sekretär als eine Anerkennung für seine bisherigen Dienste, die Diepenbrock völlig selbstlos, gleichsam verborgen und im Schatten Sailers, leistete. Und wohl auch Diepenbrock selber empfand das so. In dieser Funktion als bischöflicher Sekretär Sailers wurde er auch nun zum erstenmal im Schematismus der Diözesangeistlichkeit Regensburgs für das Jahr 1830 aufgeführt[399]. Auch das war für ihn eine Anerkennung.

Mit dem 1. Oktober 1829 erfolgte auch die erste Gehaltsanweisung für Diepenbrock durch die königliche Regierung[400]. Vom Ordinariat aus schickte man Diepenbrock diese Bestätigung am 9. Oktober nach Barbing hinaus nach[401]. Am 17. September war man endlich dorthin hinausgezogen. Für Sailers Gesundheit erhofften sich davon alle eine wohltuende und festigende Wirkung. Dazu ließ es sich in der ländlichen Umgebung von Barbing, wie Diepenbrock an Schenk schrieb, viel freier und ungezwungener leben als in der Stadt[402]. Mit Sailer, Diepenbrock, Therese und Georg waren nämlich auch die inzwischen eingetroffene Frau von Schenk und Charlotte von Neumayr zusammen mit Schwäbl nach Barbing gegangen. Proske aber, der die letzten Schritte zu Sailers völliger Genesung überwachte, gehörte dort zu den selbstverständlichen Hausgästen. Dazu erwartete man in den kommenden Wochen vor allem auch den Besuch Schenks.

In Barbing aber galt es diesmal wieder vor allem zu einem besonderen Entschluß zu kommen. Er betraf wiederum Diepenbrock und zwar diesmal unmittelbar ihn selbst und seine Zukunft. Und wieder nahmen daran alle Anwesenden entschieden Anteil. Auf Barbing gab es ja keine Geheimnisse. Auch jetzt hatte Diepenbrock wieder, ebenso wie im Vorjahr, die ganze Front der Anwesenden gegen sich. Es ging um die Frage seiner Ernennung zum Domkapitular in Regensburg. Diepenbrock wies eine solche Ernennung von Anfang an mit schroffer Entschiedenheit zurück. Je größer aber sein Widerstand war, desto mehr setzten ihm die Freunde zu. Allein Sailer hielt sich hier zurück. Er ließ aber Diepenbrock doch seinen Wunsch erkennen, eine solche Berufung anzunehmen, vor allem jetzt, da er regierender Bischof von Regensburg geworden war.

Die Ernennung Diepenbrocks zum Domkapitular hatte bereits eine längere Vorgeschichte. Sie wurde nur jetzt aufs neue besonders akut. Die Behauptung Charlotte von Neumayrs, König Ludwig wollte Diepenbrock schon sehr bald nach seiner

399 Schematismus für das Jahr 1830.

400 Regierung von Regensburg an Ordinariat, Regensburg, 7. Oktober 1829, BZAR BDK 1597.

401 Odinariat an Diepenbrock, Regensburg, 9. Oktober 1829, ebenda.

402 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 17. September 1829. Schiel I 700 f. Nr. 850.

Thronbesteigung, im Oktober 1825, zum Domkapitular ernennen[403], ist ganz offensichtlich falsch. Jedenfalls klingt sie weit übertrieben[404]. Dazu ist auffallend, daß keiner der erhaltenen vertraulichen Briefe, weder Diepenbrocks noch Sailers, die sonst alle wesentlichen Belange nennen und den Freunden mitteilen, hierüber auch nur ein Wort verlieren. Erst in den Briefen aus der zweiten Hälfte des Jahres 1829 tauchte dieses Thema auf. Tatsächlich wurde diese Frage auch jetzt erst wirklich ernst für Diepenbrock. Dagegen, daß man allzu früh diesbezügliche Anträge an Diepenbrock machte, spricht vor allem auch sein Alter. An Gelegenheiten dazu hätte es allerdings bei den vielen Sterbefällen im Regensburger Domkapitel gerade während dieser Jahre nicht gefehlt[405].

Trotzdem war man immer mehr auf Diepenbrock aufmerksam geworden. Und auch in München war er bald als der begabte und selbstlose Sekretär Sailers bekannt. Auch seine Veröffentlichungen trugen hierzu bei. Darüberhinaus hatte er ja auch bereits seit dem Jahr 1826 eine außerordentliche Besoldung für seine privaten Dienste bei Sailer erhalten. Dem König aber war Diepenbrock erst seit dem Barbinger Besuch im Mai 1829 näher bekannt geworden. Frühestens aber, nachdem Schenk im September 1828 Innenminister geworden war und nun unmittelbaren und entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Kirchenämter nahm, wurde an Diepenbrock erstmals die Frage seiner Ernennung zum Domkapitular herangetragen.

Die erste Initiative zu Diepenbrocks Ernennung ging zweifelsohne von Schenk aus. Freilich war darin ebenso gewiß Sailers Wunsch enthalten. Ganz unbewußt hatte sich Diepenbrock auch selbst für dieses Amt empfohlen, vor allem als er bei Schenk im Juni 1828 über den tatsächlich desolaten Zustand des Regensburger Domkapitels klagte und vorschlug, durch die Ernennung Schwäbls hier Abhilfe zu schaffen[406]. Mit seiner jungen, noch ungebrochenen Kraft sollte Schwäbl als Hilfsbischof Sailers zugleich auch dem Kapitel und Ordinariat eine Stütze werden. Unwillkürlich aber mußte dieser Vorschlag auf Diepenbrock selbst zurückfallen. Denn auch er hätte für das Kapitel eine solche Hilfe bedeutet. Diepenbrock aber lagen solche Gedanken so fern, daß er in keiner Weise an eine derartige mögliche Wirkung dachte. Die Vorstellung, selber ein solches Amt ausüben zu müssen, war ihm mehr als befremdlich. Offensichtlich schreckte er vor ihr förmlich zurück.

Eine solche Stellung schien ihm auch dem eigenen Wesen völlig fremd zu sein und seiner geistig-geistlichen Ausrichtung und Anlage völlig zu widersprechen. Vor allem aber schien sie ihm den Zweck und Sinn seines Regensburger Aufenthalts überhaupt zu gefährden. Denn dieses Amt hätte ihn notwendig aus seiner stillen Arbeit für und bei Sailer herausgerissen. Vor allem das fürchtete er. Und gewiß war das auch die erste unwillkürliche Entgegnung gegen derartige Vorstellungen, gleich von welcher Seite sie an ihn herangetragen wurden. Er wollte ausschließlich Sailers Schreiber bleiben. Mit diesem bündigen Argument, das doch vielsagend war, wies er alles andere weit von sich. Und er tat dies mit solcher Entschiedenheit, daß schließlich Sailer selber darum bat, von ihm vorerst abzulassen[407].

[403] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 104.

[404] Der die Domkapitularsernennungen von Regensburg betreffende Akt im Bay HStA ist verbrannt. Er hätte hier möglicherweise nähere beziehungsweise sichere Auskunft geben können.

[405] Schematismus für die Jahre 1826–1830.

[406] Diepenbrock an Schenk, Barbing, 29. Juni 1828, BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

[407] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 104.

Zugleich spiegelte sich in dieser Heftigkeit Diepenbrocks auch wieder die eigene Scheu vor einem solchen Amt wider. An Schenk schrieb er: „Möchten Ew. Excellenz daher den Gedanken endlich aufgeben, eine arme Pflanze in fremdes Erdreich zu verpflanzen, wo sie nimmermehr gedeihen könnte. Ich habe auf Erden keinen anderen Ehrgeiz, als Sailers Schreiber, solange mir Gott diesen Freund erhält, zu sein, und mit der Zeit vielleicht und der Gnade Gottes ein würdiger Priester zu werden. Alles andere ist für mich von Übel." [408] Diese Worte klingen wie eine flehentliche Bitte. In ihnen lag auch keine falsche Demut. Denn Diepenbrock war es hiermit absolut ernst. Die Domherrnfrage war damit freilich nur aufgeschoben. Mit jedem neuen Todesfall im Kapitel richtete sie sich erneut vor ihm auf. Neben Schenk war es insbesondere auch Schwäbl, der ihn für dieses Amt gewinnen wollte. Bisher aber hatte sich doch alles gewissermaßen in einem Vorfeld bewegt. Jetzt aber, da Sailer selbst Bischof von Regensburg geworden war, bekam alles eine ganz andere, neue Dringlichkeit. Das wußte auch Diepenbrock.

Als Bischof mußte Sailer die bisher belegte Dompropstwürde ablegen. Weder in Regensburg noch in München bedurfte es einer weiteren Frage, daß Wittmann Sailers Nachfolge antrete[409]. Die Verhandlungen mit Rom setzten sofort ein. So war es absehbar, daß durch Wittmanns Ernennung das achte Kanonikat im Domkapitel frei würde. Über Schwäbl hatte Diepenbrock nun die gewisse Nachricht aus München erhalten, daß ihn Schenk beim König für diese Stelle vorschlagen wolle. Sofort wandte er sich am 1. September 1829 an Schenk und führte ihm seine Gegengründe auf. Es waren im wesentlichen dieselben alten bekannten Beweggründe. So schrieb er an Schenk: „Eine nicht zu beschwichtigende Stimme in mir spricht, daß ich nicht für eine solche Stelle, eine solche Stelle nicht für mich tauge. Von den vielen Gründen nur folgende: 1. Der Zustand des hiesigen Domkapitels fordert einen Mann, der den vielen und wichtigen Geschäften vollkommen gewachsen sey. Der bin ich nicht, da sich meine bisherige Wirksamkeit größtentheils auf die außeramtlichen, die Privatgeschäfte des Vater Bischofs beschränkte; ich würde mir also die Amts-Erfahrung und Gewandtheit, die ich schon mitbringen sollte, erst erwerben müssen. 2. Dies wäre wohl noch eher möglich, wenn nicht mein chronisches Uebel mich zuweilen ganz geisteslahm und untüchtig machte. 3. Auf jeden Fall würden mich die Amtsgeschäfte so sehr in Anspruch nehmen, daß mir für die Führung der Privatgeschäfte des lieben Bischofs, die doch bisher der Zweck meines Hierseyns und meine Freude gewesen, wenig oder gar keine Zeit übrig bleiben würde. 4. Ich fühle es täglich, daß zuviel *äusserer* Geschäftsverkehr meinem eigenthümlichen geistigen Leben leicht gefährlich wird, mich zu sehr ausser mich hinauswirft, und dem heiligen Zuge nach Innen widerstrebt, dem ich bisher schon viel zu wenig gefolgt bin; das „quam dabit homo commutationem pro anima tua?" muß mir um so wichtiger seyn, als mich meine Kränklichkeit sehr reizbar und empfindlich für Verdruß und Aerger macht, der doch mit solchen Geschäften, zumal hierorts, stets verbunden ist. 5. Ich bin hier ein Fremder, ein Ausländer, und dieser Vorwurf wird lebenslänglich auf mir haften, zumal bey solchen, die sich gerechte Ansprüche auf eine solche Stelle zuschreiben, deren Zahl hier Legion heißt. Nichts ist meiner Natur so sehr zuwider, als das Vortreten vor Andere,

[408] Diepenbrock an Schenk, ohne Datum. Ebenda 105. – Dieser Brief, aus dem Charlotte von Neumayr hier zitiert, ist verschollen. Dazu gibt Charlotte von Neumayr kein genaues Datum an. Der Zusammenhang, in dem sie zitiert, belegt aber, daß er nach Schenks Ernennung zum Innenminister, am 1. September 1828, geschrieben wurde und naheliegenderweise vor Diepenbrocks Brief an Schenk vom 1. September 1829 (vgl. diese Seite unten).

[409] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 678–681. – Bay HStA MK 39067.

die sich dadurch zurückgesetzt betrachten. 6. Dies gilt ganz besonders hier in Regensburg, der Wetterscheide zwischen Bayern und der Oberpfalz, wo sich von jeher die Geister beyder entgegengesetzter Provinzialismen hart an einander gerieben haben und noch reiben: ein Fremder, der dazwischen fiele, würde leicht aufgerieben werden, besonders wenn er den Mantel nicht nach dem Winde drehen kann, was ich nicht genug verstehe. Hat man mich schon um die 200 f. beneidet, die ich seit drei Jahren beziehe; was würde mir erst als Domherrn geschehen? – Aus diesen Gründen, denen ich noch viele beysetzen könnte, bitte ich Eure Excellenz, Sie wollen mich nicht zu dem Kanonikate vorschlagen, dessen Annahme mich nicht glücklich machen, sondern mir eher den innern Frieden rauben würde, der doch das höchste Glück des Lebens ist."[410]

Wieder glich dieser Brief mehr einem Bittgesuch als einer Ablehnung. Aber ebenso eindringlich wie aufrichtig sprach Diepenbrock hier zu Schenk, dem Minister, der zugleich sein Freund war. Wohl wußte Diepenbrock, daß er mit einer schroffen Zurückweisung nichts bewirkt hätte. Sie kannte man bereits zur Genüge. Viel zu sehr war Schenk von Diepenbrocks Eignung überzeugt, als daß er auf sie viel gegeben hätte. Aber auch diesem Brief legte Schenk nur den Wert einer zwar tief empfundenen, aber bloß subjektiven Scheu und Abneigung Diepenbrocks bei, der eben aber Diepenbrocks große Befähigung gegenüberstand.

Zwei Argumentenbündel führte Diepenbrock zu Felde, eines mit mehr äußerlichen und eines mit mehr innerlichen, persönlichen Motiven. Beide waren für ihn gleich wichtig und ausschlaggebend. Zum einen empfand Diepenbrock seine Ernennung zum Kapitular allen älteren, verdienteren und erfahreneren Geistlichen gegenüber schlichtweg als Unrecht. Dazu wußte er, daß man ihm seine Ernennung weitgehend in dem Sinn auslegen würde, daß er, der bei weitem Jüngere und in allen Amtsgeschäften Unerfahrene, noch dazu in der Diözese Fremde nur als Günstling Sailers berufen worden sei. Und es klang mehr als aufrichtig, wenn er Schenk gegenüber einmal äußerte, der Gedanke, allen älteren und würdigeren Geistlichen vorgezogen und dann im Amt vorgesetzt zu sein, treibe ihm die heiße Röte der Scham ins Gesicht[411].

Gerade dieses Argument aber kehrte Diepenbrock nun auch um. Er wies Schenk darauf hin, daß dieser Vorwurf nicht nur ihn selber treffen, sondern notwendig auf ihn, den Minister, schließlich auch auf den König selber zurückfallen werde. Diese Wendung zeigte doch, mit welch feinen Mitteln Diepenbrock von sich ablenken wollte. Er wußte, daß man in München durchaus bei Ernennungen auf Verdienst und Würde und damit auf die Meinung im Klerus Rücksicht nahm. Freilich wußte er auch, daß sich gerade der König, wo immer er wollte, auch völlig über solche Gründe der Rücksichtnahme auf die allgemeine und öffentliche Meinung hinwegsetzte.

Wie ernst es aber Diepenbrock mit allem war, zeigten vor allem auch seine persönlichen Beweggründe. Jetzt und in allen späteren Jahren sagte er immer wieder, es habe ihm etwas ganz anderes vor Augen gestanden, als er sich entschloß, in den geistlichen Stand zu treten. Er meinte damit seine Auffassung des geistig-geistlichen Lebens. Dahinter stand seine wahre und tiefe Religiosität, damit verbunden seine natürliche Wesensanlage, die ihn mehr nach innen wies. All das drückte sich aus in seiner Sehnsucht nach einem stilleren, zurückgezogenen Leben, fern von allem bloß äußerlichen Geschäftsbetrieb. Daher schien sich ihm auch von selber auszuschließen, eine geist-

[410] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 1. September 1829. Schiel I 698–700 Nr. 849.

[411] Diepenbrock an Schenk, in: Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 105 (zur Datierung vgl. S. 194 Anm. 408).

liche Karriere, wie er es Schenk gegenüber nannte[412], zu machen und geistliche Ehren- und Würdenstellen einzunehmen. Die tiefe Auffassung seiner eigenen geistlichen Berufung gegenüber sprach sich darin aus.

Wirklich ging es Diepenbrock hier um mehr als eine bloß äußerlich neue berufliche Stellung. Er glaubte sein geistig-geistliches inneres Leben selbst gefährdet. Dieses schien ihm vor allem der Stille zu bedürfen, um nicht veräußerlicht zu werden. Geistliches Leben bedeutete für ihn vor allem in Zurückgezogenheit leben. Diese Überzeugung wurzelte nicht nur in seiner eigenen bisherigen Erfahrung, sondern insbesondere im asketisch-mystischen Charakter seiner Religiosität. Zu all dem aber trat noch sein angeborener Wesenszug, die Scheu, öffentlich aufzutreten. Denn als Domkapitular mußte er notwendig aus der stillen Geborgenheit heraustreten, die ihm bisher seine Sekretärsarbeiten und das Haus Sailers gewährten. Auch ein gewisses Zögern, der eigenen Arbeitskraft die rechte Wirksamkeit zuzuerkennen, mag hier mitgespielt haben.

Alles in allem glaubte Diepenbrock, ein solches Amt unmöglich annehmen zu können. Und er tat alles, um die Ernennung schon im Vorfeld von sich fernzuhalten. So hatte er am 1. September seine Bitte an Schenk niedergeschrieben. Bezeichnend ist dabei, daß er sich dabei über die Zusprache und den Rat aller Freunde, selbst über den Wunsch Sailers, hinwegsetzte. Und er glaubte sein Handeln durch die große innere Abneigung gegen dieses Amt gerechtfertigt. Selbst Sailer vermochte hier unmittelbar nichts auszurichten.

Diepenbrock rechnete wohl mit seiner Bitte, die ja recht eigentlich eine deutliche Ablehnung war, auf einigen Erfolg. Er nahm hier auch nur für sich in Anspruch, was man bereits zu Anfang des Jahres Lyzealprofessor Salomo[413] zugestanden hatte. Diepenbrock kannte den Fall. Er hatte ja darüber mit Schenk die Sailersche Korrespondenz geführt. Die Umstände lagen ganz ähnlich den seinigen. Nach dem Tod von Domkapitular Weinzierl[414] am 2. Januar 1829 hatte Sailer Salomo bei Schenk als Nachfolger vorgeschlagen[415]. Salomo aber, der am Lyzeum Dogmatik lehrte, wollte seine Stellung mit keiner anderen vertauschen[416]. Und diesen Wunsch hatte er so entschieden vertreten, daß man schließlich in München seine Ernennung wieder zurückgenommen hatte. Für ihn wurde nun auf Sailers Vorschlag Rothfischer[417] ernannt[418].

Vielleicht dachte Diepenbrock an diesen nur kurz zurückliegenden Fall, bei dem sogar eine bereits ergangene Ernennung rückgängig gemacht worden war. Freilich gab es zu ihm zugleich einen entscheidenden Unterschied. Einerseits rechnete Sailer von vornherein mit Salomos Ablehnung, schlug ihn aber trotzdem gerechtigkeits- und ehrenhalber vor. Und andererseits hatte Salomo eine feste Stellung als Dogmatikprofessor am Lyzeum, während Diepenbrocks weitere Zukunft noch völlig offen stand.

[412] Ebenda.

[413] Emmeram Salomo, geb. 18. Juli 1773, Priester 25. September 1797, Konventuale des ehemaligen Reichsstifts St. Emmeram in Regensburg, Professor der Dogmatik, Religionsphilosophie und Hermeneutik seit 1808, gest. 14. April 1845.

[414] Schematismus für das Jahr 1830.

[415] Sailer an Schenk, Regensburg, 20. Januar 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[416] Sailer an Schwäbl, Regensburg, 15. Februar 1829, ebenda, A X.

[417] Augustin Michael Rothfischer, geb. 4. August 1775, Priester 21. September 1799, Benediktiner des ehemaligen Klosters Reichenbach (Profeß 14. September 1787), 1829–1837 Dompfarrer, Generalvikar 1852–1854, gest. 31. Januar 1854.

[418] Sailer an Schenk, Regensburg, 12. Feburar 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

So verwundert es auch nicht, daß man auch von anderer Seite an Diepenbrock ein Angebot herantrug. Man wollte ihn nach Frankfurt holen. Die Initiative hierzu ging von dem Freundeskreis aus, der sich im Haus des Senators Johann Gerhard Christian Thomas, seiner Frau Rosine und deren Stiefmutter Marianne von Willemer gesammelt hatte. Dieser Kreis gab der Stadt Frankfurt in diesen Jahren ein eindeutiges geistiges Gepräge und griff an Bedeutung weit über Frankfurt hinaus[419]. Diepenbrock hatte gerade auch unter den geistig führenden Männern dieses Kreises persönliche Freunde. Da war die Familie Brentano, da war Johann Karl Passavant und vor allem auch Böhmer. Das geistige Band dieser Freundschaften bildete freilich wieder die Geistigkeit Sailers. So war auch Diepenbrock dort vor allem als der Schüler Sailers bekannt.

Aber es ging den Freunden hier doch insbesondere um Diepenbrocks eigene kraftvolle Persönlichkeit. Schon Diepenbrocks äußerliche Erscheinung hatte etwas Beeindruckendes an sich. Seine religiös-mystische Innerlichkeit verlieh seinem Auftreten einen eigentümlichen Zauber. Hinzu aber kam seine gebildete Geistigkeit und Beredsamkeit, dazu seine Neigung und Vorliebe zur Poesie. Alles zusammen machte aus, daß man in ihm das kirchliche Ideal des romantischen Zeitgeistes verkörpert sah. Daher ist es auch verständlich, daß man im durch und durch romantisch geprägten Thomaskreis mit Diepenbrocks Kommen so große Erwartungen verknüpfte. Diepenbrock schien vorzüglich geeignet, das betont christlich-restaurative Ideenprogramm des Kreises im kirchlichen Bereich zu verwirklichen. Darum wollte man ihn an die Spitze der Geistlichkeit am Dom zu Frankfurt berufen lassen[420]. Diepenbrock sollte dort den einst gemeinsamen katholischen Glauben erneuern. Das Ziel war zutiefst irenisch. Das eigentliche Anliegen aber griff noch vor die Glaubensspaltung zurück. Es ging um die Aussöhnung des Katholizismus und Protestantismus, um die Begründung eines allgemeinen christlichen Glaubens, in dem die Glaubensgegensätze der Konfessionen zwar aufgehoben, aber die katholische Glaubensmitte erhalten sein würde. Und man erhoffte sich, daß diese Wirkung von Frankfurt aus, das damals eine Art Mittelpunkt ganz Deutschlands war, weit hinausreichen würde. Hinter allem stand schließlich der aus romantischem Geist spät nachgeborene Gedanke eines deutschen Primas, wie ihn einst Dalberg hatte verwirklichen wollen, wenn auch unter anderen Voraussetzungen und anderer Reichweite. Diepenbrock aber lehnte ab.

Für die Frankfurter bedeutet das eine um so größere Enttäuschung, je mehr sie in Diepenbrock den ihnen geistig verwandten Romantiker sahen. Demgegenüber konnte Diepenbrock nicht so einfachhin den Romantikern zugezählt werden. Gewiß stand er mit Vertretern der Romantik in enger Verbindung. Beispielhaft dafür war seine Freundschaft mit Clemens Brentano. Und gewiß war Diepenbrock sensibel genug, derartige Zeit- und Geistesströmungen zu erspüren und wahrzuhaben. In allem aber war er von Sailer her geprägt. Sailer aber war keinesfalls einfachhin ein Romantiker. Sailer war Eklektiker, der von überall, auch von der radikalen Aufklärung her das Beste und Gültige in seiner Persönlichkeit und in seiner Wissenschaft zu vereinen wußte. Nicht zuletzt auch hierin wurzelte die große verbindende Kraft seiner Persönlichkeit, die über die sonst hinderlichen Schranken verschiedener Geistesströmungen und Konfessionen hinausgreifen konnte, dabei aber stets um die Mitte der eigenen Geistigkeit und des eigenen katholischen Glaubens wußte. Diese geistige Größe besaß auch Diepenbrock, freilich in anderer Form und Ausprägung, aber in nicht geringerer Weite.

[419] Erwin Kleinstück, Johann Friedrich Böhmer, Frankfurt 1959, 182 f.

[420] Ebenda, 219 f. – Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 106.

Beispiel dafür mag sein späterer Gedankenaustausch mit Passavant sein. Passavant, der Protestant war, beschäftigte zeitlebens die Idee einer christlichen Einheit, die Idee der Wiedervereinigung der beiden Konfessionen. Dahinter stand bei Passavant nicht ein romantisches Erbe, sondern ein wahres religiöses Anliegen und Ringen, eine aufrichtige innere Betroffenheit über Tatsache und Zustand der Trennung. Passavants Briefwechsel mit Diepenbrock gibt hierfür ein beredtes Zeugnis[421]. Passavant trug Diepenbrock seine Gedanken mit großer spekulativer Überzeugungskraft vor. Und Diepenbrock erwies sich hier dem Freund als durchaus ebenbürtiger Briefadressat. Er stimmte Passavant, der seine Ideen auch in die ganz konkrete Gestalt möglicher Verwirklichung ausformte[422], grundsätzlich zu. Allerdings beschränkten sich Diepenbrocks Antwortbriefe später, als er bereits Fürstbischof von Breslau war, der Zeit halber, meist nur mehr darauf, Passavants Gedanken zu bestätigen und ihn zu ihrer systematischen Ausarbeitung und Veröffentlichung aufzumuntern. Passavants Gedanken waren durchaus modern. Sie griffen weit über das in der Zeit Mögliche hinaus. So fällt von hier her auch ein bezeichnendes Licht auf das Denken Diepenbrocks zurück, der inzwischen in die kirchliche Hierarchie aufgestiegen war. Man hat Diepenbrock gerade diesen Briefwechsel später vielfach übel genommen, hatte ihm die aus ihm sprechende geistige Offenheit als mangelnden Katholizismus zu Lasten gelegt.

Der Ruf aus Frankfurt aber zeigte doch, wie sehr Diepenbrock bereits in diesen frühen Jahren aus dem unmittelbaren Schattenbereich Sailers herausgetreten war, wie sehr seine Persönlichkeit und Geistigkeit bereits ein durchaus eigenes Profil und Gepräge gewonnen hatten. Andernfalls hätte man ihm kaum eine solche umfassende Aufgabe zugetraut. Freilich konnte Diepenbrock nicht von Sailer und Regensburg wegziehen. Das war schon damals so gewesen, als ihn die Eltern nach Bocholt und Christian Brentano nach Rom wünschten. Und das war erst recht jetzt so. Diepenbrock wollte seine Stellung bei Sailer mit nichts vertauschen. Dabei wußte er, daß die viele schreibende und sitzende Arbeit für seine Gesundheit von Nachteil war. In ihr wurzelte überhaupt sein chronisches Leiden. Und gerade bei langem Sitzen kehrten die alten Beschwerden stets wieder. Passavant hatte darum Diepenbrock schon seit langem vor Augen geführt, daß er dringend einer anderen Beschäftigung bedürfe, die mit größerer äußerer Tätigkeit verbunden sei. Und Diepenbrock gab ihm hierin recht. Eine Änderung zu schaffen, hätte aber zugleich die Aufgabe seiner gegenwärtigen Stellung bei Sailer bedeutet. Dieser Gedanke aber lag Diepenbrock fern[423]. Die Arbeit in der Nähe Sailers machte ja in Wirklichkeit sein Lebensglück aus. In ihr lag seine ganze innere Erfüllung und persönliche Bereicherung, zugleich aber sein treuer Dank für das, was ihm Sailer geworden war, was er Sailer verdankte. Hinzu kam Diepenbrocks immer noch sehr angegriffene und schwankende Gesundheit. Auch sie schien es ihm unmöglich zu machen, ein Amt anzunehmen, das ihm eine breitere, öffentliche Wirksamkeit abverlangte. Dieser Gedanke aber war letztlich für Diepenbrock zweitrangig. Ausschlaggebend blieb sein Wunsch, Sailer weiterhin Hilfe und Stütze zu sein.

So machte sich Diepenbrock auch für die eigene Zukunft keine näheren Vorstellungen. Er wußte nur eines bestimmt, solange Sailer lebte, wollte er nichts anderes als sein Sekretär sein. Das mußten auch alle Freunde zur Kenntnis nehmen, die ihm zur Annahme der Domkapitularenstelle rieten. Offenbar hatte Diepenbrock wirklich keine

[421] Gedenkblätter an Passavant, 23–138. – Bay Stabi Cgm 6600.

[422] Ruth Elsner von Gronow, Christliche Einheit in der freien Stadt Frankfurt a. Main, Marburg 1935, 64–73.

[423] Diepenbrock an Passavant, Marienbad, 11. August 1828, Bay Stabi Cgm 6600.

Vorstellung, wie es mit ihm etwa nach Sailers Tod weitergehen würde. Jedenfalls äußerte er sich hierüber nie mit einer festen Absicht. Nur einmal sprach er diesbezüglich Schenk den Wunsch aus, im Falle Sailers Tod wolle er gern eine zurückgezogene Stelle annehmen. Dabei dachte er an ein Benefizium in München, das ihm genügend Muße übrig lasse zur Benutzung der dortigen Bibliotheken und zu kleineren literarischen Arbeiten. Grundsätzlich aber war er auch bereit, wieder in die Heimat zurückzukehren[424]. Er konnte dort dann seine Bocholter Vikarie antreten. Das alles aber war von ihm zunächst bewußt offen gelassen und fast schien es, als scheute er sich davor, sich zu vergegenwärtigen, was mit ihm nach Sailers Tod geschehen würde. Der Gedanke schien ihm unvorstellbar.

Dafür aber ergriff jetzt offensichtlich Sailer selbst die Initiative, freilich in seiner bekannten, nie bedrängenden Art. Er war jetzt Bischof geworden und stand bereits im 79. Lebensjahr. So war schon die äußere Situation eine ganz andere. Und es war naheliegend, daß er jetzt Diepenbrock ins Regensburger Domkapitel wünschte. Was Sailer Diepenbrock unter vier Augen sagte, ist nicht bekannt. Gewiß ist, daß er Diepenbrock zu nichts unmittelbar drängte, ihn aber über seinen Wunsch auch nicht im Zweifel ließ. Ebenso wie Proske wollte Sailer nun auch ihn versorgt wissen. Sailers Vorstellung bezüglich Proskes ging auf ein Kanonikat an der Alten Kapelle in Regensburg[425]. Diepenbrock aber sollte durch die Ernennung zum Domkapitular in Regensburg seinen endgültigen Beruf und eine Heimat finden. Sailer wußte, daß Diepenbrocks Aufenthalt in Regensburg bis jetzt allein von ihm abhing. Nach seinen Tod aber wäre Diepenbrock wieder berufs- und heimatlos. So war es Sailer auch um die Sicherung der Zukunft Diepenbrocks zu tun. Und sein Wunsch, Diepenbrock möge die Ernennung annehmen, gründete vor allem auch in dieser Sorge um ihn über seinen Tod hinaus. Dazu hielt Sailer Diepenbrock für diese Aufgabe für unbedingt geeignet. Zu deren Übernahme aber war jetzt, nach dem Tod Bischof Wolfs, der denkbar günstigste Anlaß.

Mit dieser Frage war man nunmehr nach Barbing hinausgezogen. Charlotte von Neumayr erinnerte sich, wie Diepenbrock schon auf der ganzen Hinfahrt nach Regensburg, die man von München her gemeinsam mit Schwäbl angetreten hatte, das ausschließliche Gesprächsthema bildete[426]. Vor allem Schwäbl drängte dazu, Diepenbrock noch zu Lebzeiten Sailers für eine feste Stellung zu bestimmen, um ihn so endgültig für die bayerische Kirche zu gewinnen. Die ganze Wertschätzung, die man Diepenbrock im Freundeskreis Sailers entgegenbrachte, spricht hieraus. Auch in Barbing war es diesmal wieder Schwäbl, der am unnachgiebigsten in Diepenbrock drang und ihm die Gründe für die Annahme seiner bevorstehenden Ernennung auseinandersetzte. Die ganze versammelte Schloßgesellschaft unterstützte Schwäbl hierin. Und allabendlich kehrte dasselbe Thema wieder. Oft genug reagierte Diepenbrock allen wohlgemeinten Vorstellungen gegenüber recht schroff und zurückweisend und war äußerst verstimmt, wenn die Rede immer erneut auf den von ihm so verhaßten „Knünch" kam, welchen plattdeutschen Ausdruck er für Kanonikus gebrauchte. Trotz aller Rückschläge aber verlor Schwäbl sein Ziel nie aus den Augen. Charlotte von Neumayr hatte diese Szenen miterlebt. Sie berichtet: „Die Barbinger Abendstunden wurden zuweilen mit kleinen geistlichen Concerten ausgefüllt, welche unter der Leitung des ... Dr. Proske ein dankbares Auditorium fanden. Diepenbrock, der ein

[424] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 1. September 1829. Schiel I 699 Nr. 849.
[425] Ebenda.
[426] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 106.

tiefes Gefühl für ernste Musik hatte, hörte am liebsten und nie ohne Rührung das Stabat mater von Pergolese, welches Schwäbl, wollte er einen Coup ausführen, eigens bestellte. „Singen Sie recht schön", pflegte er zu sagen, „dann wollen wir wieder einmal sehen, was sich machen läßt." Und wenn wir gesungen, und wenn der auf Tönen getragene Schmerz der Muttergottes Diepenbrock's Herz erweicht hatte, dann setzte sich Schwäbl hin, um dieses Herz im Interesse der großen Sache zu bearbeiten, um mit allen Gründen der Vernunft und Religion, mit allen Tönen der Liebe den Freund als Landsmann zu werben. Manchmal geschah es dann wohl, daß auch Sailer ein bißchen näher trat, um einige väterliche Worte zu sprechen, und immer geschah es, daß sich die übrige Gesellschaft herbei machte, um nach ihren verschiedenen Kräften und Stellungen die Gabe der Beredsamkeit oder das Recht der Bitte geltend zu machen. Diepenbrock wehrte sich, so gut er konnte, seiner Haut. Oft nur mit Scherz und jenen Waffen des Witzes, welche ihm in so reichem Maße zu Gebote standen. Manchmal schien er aber auch herzlich bewegt. „Wie schwer wird es mir doch", sagte er, „so gut gemeinten Zureden, so treuen Bitten zu widerstehen! Wäre, was man verlangt, nur ein persönliches Opfer, ich würde es bringen; allein es ist auch ein Unrecht, und das darf man selbst den liebsten Freunden nicht zu Liebe thun". Solche Einwendungen wurden von Schwäbl geradezu als Faseleien erklärt, welche man allenfalls einem jungen Menschen, nicht aber einem Manne verzeihen könne, welcher nun volle dreißig Jahre alt, endlich anfangen sollte, vernünftig zu werden und an die Zukunft zu denken. „Meine Zukunft! Ob ich im schwarzen oder violetten Kleide begraben werde: gilt das zuletzt nicht gleich? Sollte dies nicht meinen Freunden, wird es nicht für das Regensburger Domcapitel gleichgiltig sein? Ich aber sehne mich nach etwas anderm als dem Aktenstaub des Consistoriums." „Und was wollen Sie denn eigentlich", rief endlich Schwäbl ergrimmt, „nach was zum ... sehnen Sie sich denn?" „Nach Sündenfreiheit; ich möchte gern ein reiner, besserer Mensch werden, und diese Sehnsucht könnte mich leicht unter die Kapuze, nie aber wird sie mich unter Euer gepriesenes violettes Käppchen bringen"."[427]

Alle Anwesenden aber wußten, wie ernst es Diepenbrock gerade auch mit diesen letzten Worten war. Und wohl ahnte auch Schwäbl, daß letztlich doch auch sein ganzes Zureden vergeblich bleiben würde und daß allein Sailers Wunsch bei Diepenbrock eine Wandlung herbeiführen könne. So war es auch in Wirklichkeit. Freilich wirkten hier nicht wieder vorgetragene Gründe und Argumente, sondern der stille, kaum geäußerte Wunsch Sailers, seine leise führende Hand, der Diepenbrock schließlich vertraute. Ein regelrechtes Schlüsselerlebnis gab hier offensichtlich den letzten Ausschlag. In ihm leuchtete zugleich das ganze seltsam zarte Verhältnis zwischen Sailer und Diepenbrock auf. Sailer mußte zu seinem Bistumsantritt einen Hirtenbrief erlassen. Seine Abfassung hatte er Diepenbrock übertragen. Die letzte Phase der Niederschrift aber fiel in die Tage der Anwesenheit der Münchener Gäste in Barbing. Wieder berichtete Charlotte von Neumayr: „Es währte nicht lange, so war die Arbeit fertig, und die Freunde versammelten sich, sie vorlesen zu hören. Sailer sagte, indem er in einer Fenstervertiefung Platz nahm: „Nun will ich mich in den Seelenzustand eines alten Landpfarrers zu versetzen suchen; Ihr, meine Herren, stellt den übrigen Clerus, unsere Damen die Laien vor. Also frisch, Freund Melchior! Laß uns hören!" Und Melchior begann und las unter steigendem Beifalle. Sailer sah immer vergnügter aus seinem Eckchen hervor, bald konnte er es dort nicht mehr aushalten. Er stellte sich dicht hinter Diepenbrock, legte die Hand auf dessen Schulter und ließ sie allmälig bis

[427] Ebenda, 107 f.

zu seinem Herzen hinabgleiten, wo er zu den Worten, welche ihm aus dem eigenen Herzen zu kommen schienen, glückselig den Takt schlug. Als der Hirtenbrief zu Ende war, fiel er dem geliebten Jünger um den Hals. „Wie thöricht wäre es doch von mir alten Manne", sagte er zu uns gewendet, „wollte ich die eigene Waffe noch aus der rostigen Scheide ziehen, nachdem mich Gott mit diesem wackern Degen hier umgürtet! Ohne Diepenbrock dürfte ich in meinen Jahren den Bischofsstuhl nicht mehr besteigen, ohne ihn könnte ich ihn nicht behaupten. Er weiß das wohl, und so weiß auch ich, daß er, wo ich seiner bedarf, mir beistehen, während des kurzen Weges, den ich noch zum Grabe habe, mir Stab und Stütze sein wird." Diepenbrock umarmte heftig bewegt seinen alten Freund, dem er Mund und Hand, Stirn und Augen küßte. Es lag etwas wie ein Versprechen, fast wie ein Gelübde in diesem Ueberströmen der Zärtlichkeit, und Schwäbl warf uns triumphierende Blicke zu. Wirklich schien von diesem Augenblicke an Diepenbrocks Widerstand gebrochen ..."[428].

Diese Beobachtung Charlotte von Neumayrs war wohl richtig und wurde auch von den übrigen Anwesenden bestätigt. Freilich war damit längst noch nicht alles endgültig entschieden. In Diepenbrock konnten doch immer wieder die alten Abneigungen Oberhand gewinnen. Und am 25. Oktober 1829 schrieb er in einem kurzen, aber sehr offenen Brief an seinen Bruder Bernard nach Bocholt, daß er immer noch versucht sei, die bevorstehende Ernennung ganz einfach und unumwunden zurückzuweisen.

Trotzdem hatte er inzwischen die für den Fall seiner Ernennung notwendigen Vorbereitungen getroffen. Insbesondere hatte er um die Entlassung aus dem preußischen Untertanenverhältnis nachgesucht. Er mußte das tun, weil er bislang immer noch Staatsbürger des Königreichs Preußen war. Um zum Domkapitular in Regensburg ernannt werden zu können, bedurfte er der Entlassung aus Preußen und der Einbürgerung in Bayern. Beides bedingte einander. Auch um die Entlassung aus der Diözese Münster hatte Diepenbrock bereits eingegeben. Dazu hatte er den Vater um die Überweisung von wenigstens 700 Gulden gebeten, um damit alle anfallenden Unkosten bestreiten zu können. Um so mehr überraschte jetzt der Brief an Bernard, denn in ihm deutete er an, daß er nahe daran sei, das Amt des Domkapitulars endgültig zurückzuweisen. Wirklich läßt der ganze Brief ahnen, daß er, hätte er völlig frei und nur auf sich gestellt handeln können, das jetzt gewiß auch getan hätte. Allein die Rücksicht auf den dringenden Wunsch Sailers aber hielt ihn von einem letzten Schritt zurück[429].

Immerhin mußte man Diepenbrocks Einwand, seine Ernennung würde nur Neid und Mißgunst verursachen, sein zweites Hauptargument neben dem ersten seiner persönlichen Abneigung, ungeschmälert anerkennen. Das tat auch der ganze Barbinger Kreis. Auch Sailer nahm ihn durchaus ernst. Sailer hatte in seinen Vorschlägen meist ausdrückliche Rücksicht auf die Verdienstlichkeit der Kandidaten und auf die öffentliche Meinung, besonders im Bistumsklerus genommen. Nicht zuletzt deshalb hatte er zu Jahresbeginn Professor Salomo vorgeschlagen, obwohl dessen Ablehnung vorauszusehen war. An Schenk hatte Sailer aber geschrieben, man sei Salomo wenigstens das Anerbieten der Stelle schuldig[430]. Ebenso glaubte dann Sailer mit der Ernennung Rothfischers der allgemeinen Erwartung im Klerus Genüge zu tun. Mit Rothfischer aber hatte Sailer zugleich einen noch rüstigen, dazu erfahrenen Mitarbeiter für das Kapitel gewonnen. Grundsätzlich war Sailer dieser Gesichtspunkt der wichtigere.

[428] Ebenda, 115 f.

[429] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 25. Oktober 1829, StA Boch 1.1.4. 15.

[430] Sailer an Schenk, Regensburg, 13. Januar 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

Sailer wollte dem schwachen und völlig überalterten Domkapitel, das kaum mehr fähig war, die Verwaltungsgeschäfte der verhältnismäßig großen Diözese zu bewältigen, neue, tragende Arbeitskräfte zuführen. Tatsächlich schuf Sailer hier gerade in den letzten Jahren seines Lebens gezielt Abhilfe. Vor allem auch unter diesem Gesichtspunkt wünschte Sailer Diepenbrock jetzt ins Kapitel, ohne dabei unmittelbar auf die Meinung im Klerus Rücksicht zu nehmen.

Nicht ohne Grund aber bat Sailer jetzt Schenk, doch zugleich mit Diepenbrocks Ernennung die Ernennung von Pfarrer Oberndorfer[431] an die Alte Kapelle in Regensburg zu veranlassen[432]. Oberndorfer erwartete seine Ernennung. Das entsprach seinen Verdiensten als Geistlicher als auch der allgemeinen Erwartung im Klerus. So hätte Oberndorfer bereits statt Rothfischer ins Domkapitel ernannt werden müssen. Er zeigte sich jedenfalls, nachdem man ihn übergangen hatte, tief gekränkt. So aber war es absehbar, daß die Stimmung endgültig zugunsten Oberndorfers umschlagen mußte, wenn er nun erneut hintangestellt und der viel jüngere Diepenbrock ernannt werden würde. Oberndorfer aber konnte für das Domkapitel, ganz im Gegensatz zu Diepenbrock, keinerlei Bereicherung bedeuten. Das war auch der Grund, warum ihn Sailer gern ferngehalten hätte. Und Oberndorfers Ernennung an die Alte Kapelle sollte eine Entschädigung sein. Eineinhalb Jahre später aber wurde Oberndorfer doch noch ins Kapitel berufen. Sailers Vorgehen aber zeigt, daß er durchaus bereit war, seine Absicht, das Regensburger Domkapitel zu stärken, entgegen möglichen Nachreden, wohl auch Anfeindungen durchzusetzen. Freilich wollte er Diepenbrock zugleich eine feste Versorgung und Zukunft sichern. Auch die Ernennung Proskes hatte diesen Sinn. Beides trug Sailer manche Mißdeutung ein.

Inwieweit auch diese Dinge in Barbing zur Sprache kamen, bleibt unbekannt. Schwäbl war inzwischen wieder nach München zurückgekehrt[433]. Die Anwesenheit der Schenkschen Familie, Frau von Schenk, Charlotte von Neumayr, dazu Schenks Sohn Heinrich, war für alle so schön, daß man den Besuch wenigstens noch bis zum Namenstag Eduard von Schenks und seiner Frau Theresia, am 13. und 15. Oktober, verlängert wünschte. Sailer selber bat Schenk darum im Namen der ganzen Barbinger Schloßbewohnerschaft. Er lud Schenk nach Barbing ein, wo man dann miteinander die beiden Namenstage feiern wollte. Für die Entbehrung der längeren Abwesenheit aber stellte dieser Brief Sailers, den Diepenbrock niedergeschrieben hatte, Schenk die Entschädigung durch die frisch aufblühenden Wangen Frau von Schenks in Aussicht[434].

[431] Jakob Oberndorfer, der Bruder von Johann Baptist Oberndorfer, geb. 3. August 1770, Priester 1793, 9. Juni 1831 Domherr, gest. 27. Januar 1837.

[432] Sailer an Schenk, ohne Datum, in: Schiel II 537 Nr. 535. – Schiels Datierung dieses Briefes mit „Barbing, nach 1830" ist eindeutig falsch. Der Inhalt zeigt zum einen, daß Diepenbrock noch nicht zum Domkapitular ernannt ist; zum andern bittet Sailer Schenk, den augenblicklichen Besuch seiner Familie auf Barbing noch bis zum Namenstagsfest seiner Gattin und seiner selbst zu verlängern. Dazu lud Sailer Schenk ein, selber nach Barbing zu kommen und dort den Namenstag zu feiern. Da Diepenbrock am 3. Februar 1830 zum Domkapitular ernannt wurde und der Eduards- und Theresientag auf den 13. und 15. Oktober fällt, ist dieser Brief in die Zeit der Barbinger Herbstferien 1829 zu datieren und zwar nach dem 17. September 1829, an welchem Tag man von Regensburg nach Barbing hinausgezogen war, und vor dem 13. Oktober, dem Namenstag Eduard von Schenks.

[433] Sailer an Schenk, Barbing, 29. September 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[434] Sailer an Schenk. Schiel II 537 Nr. 535. – Zur Datierung vgl. S. 202 Anm. 432.

Immer wieder kehrte im Briefwechsel mit Schenk dieser neckende Ton wieder. Er zeigt die große Vertrautheit, die zwischen allen herrschte. Vor allem darum waren die Barbinger Tage mit der Schenkschen Familie so belebend und schön. Hier konnte auch Diepenbrock seinem treffenden Witz freien Lauf lassen. Da war es aber vor allem Charlotte von Neumayr, die ihm keine Antwort schuldig blieb. Gerade dieser Widerpart aber reizte Diepenbrock und ließ ihn immer neue Anlässe finden. Gerade am Tag der Ankunft in Regensburg hatte sich Charlotte von Neumayr durch den Genuß von ein paar Dutzend Renekloden eine leichte Magenverstimmung zugezogen. Sie zog eine tagelange „Neckerei wegen Schleckerei“ [435] durch Diepenbrock nach sich, die er weidlich auskostete.

Freilich ersparte ihm ganz offensichtlich auch Charlotte von Neumayr nichts. Aus solchen Barbinger Tagen rührte die unbedingt vertraute Freundschaft Diepenbrocks mit Charlotte von Neumayr. Im ganzen späteren Briefwechsel ist dieser vertraulich neckende Ton enthalten, in dem sich aber zugleich vieles Ernste sagen ließ, was sich anders nur schwer hätte sagen lassen [436]. Von der Wohlgelauntheit der Barbinger Schloßfamilie um Sailer blieb auch Schenk nicht immer verschont. Frau von Schenk schrieb von Barbing aus regelmäßig nach München. Schenk aber war ein schlechter Briefbeantworter. Dagegen kämpfte man nun geschlossen an. So eröffnete Schenk nun der Brief Sailers vom 29. Septeber 1829, daß die Damen erst dann wieder schreiben würden, wenn er auf den letzten Brief geantwortet habe. Und es stand dort auch noch der Zweck solcher Maßnahme hinzugefügt, nämlich daß man den Gemahl nicht verhätscheln dürfe und ähnliches [437]. Wieder war dieser Brief von Diepenbrock abgefaßt. Und gerade solche Passagen scheinen ganz seine Sprache zu sprechen. Jedenfalls war er für derartige Anfügungen wohl nicht der geringste Antreiber.

Wirklich blieben die Münchener Gäste noch bis zur Namenstagsfeier [438]. Vor Sailers Inthronisation als Bischof im Dom zu Regensburg am 28. Oktober [439] aber waren sie längst abgereist. Diepenbrocks Domherrnfrage aber hatte inzwischen auch eine endgültige Wendung genommen. Offensichtlich war man auch in Bocholt seiner Unschlüssigkeit überdrüssig geworden. Und Anton Diepenbrock hatte ihn schließlich zur Annahme strikt aufgefordert [440]. Wohl hatte gerade Diepenbrocks wankelmütiger Brief an Bernard vom 25. Oktober diese kategorische Mahnung des Vaters veranlaßt. Auch bei Anton Diepenbrock mag wohl die Frage der späteren Versorgung Melchiors mitgespielt haben, dazu auch ein gewisser Familienehrgeiz. Sein Brief blieb jedenfalls nicht ohne Wirkung. Dabei konnte Diepenbrock in Wirklichkeit gar nicht mehr zurück. In München waren bereits alle Weichen für seine Ernennung gestellt. Und vor allem Sailer zeigte sich zuversichtlich über diesen endlichen Ausgang. Diepenbrock hatte sich schließlich dareingefügt. Am 3. November 1829 schrieb er Passavant, er sei nun bereit, sich das violette Leichenkleid über seine Stillebenshoffnungen streifen zu

[435] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 17. September 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4 (= Schiel I 700 f. Nr. 850).

[436] Von den gewiß zahlreichen Briefen Diepenbrocks an Charlotte von Neumayr sind nur sehr wenige Reste erhalten. Es ist durchaus denkbar, daß Charlotte von Neumayr noch selbst die Briefe Diepenbrocks an sie, die äußerst vertrauten und persönlichen Inhalts waren, vernichtet hat.

[437] Sailer an Schenk, Barbing, 29. September 1829, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[438] Sailer an Schenk, Barbing, 19. Oktober 1829, ebenda.

[439] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 3. November 1829, Bay Stabi Cgm 6600.

[440] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Bocholt, 19. November 1829, StA Boch 1.2.2.7. 20.

lassen[441]. Das klang freilich nur allzu resignierend, entsprach aber seiner Stimmung. In ihr trat wieder der Ton jenes kranken Humors hervor, den schon Clemens Brentano kritisiert hatte[442].

Wohl fürchtete Diepenbrock auch die mit dem neuen Amt verbundene, bevorzugt sitzende Arbeit bei den Akten, in den Sitzungen von Kapitel und Ordinariat. Sie mußte für seine Gesundheit äußerst unzuträglich sein. Auch seine literarische Vorliebe fürchtete er jetzt unter der neuen Arbeit völlig begraben[443]. Am 20. November sandte Diepenbrock Schenk schließlich die Urkunde seiner Entlassung aus dem Königreich Preußen zu[444]. Auch die bischöfliche Entlassung aus Münster[445] legte er diesem Brief bei[446]. Schließlich aber bedurfte es zur Erlangung des bayerischen Indigenats, das Voraussetzung zur Ernennung war, noch einer eigenen Bittschrift von seiten Diepenbrocks an die Regierung. Auch Proske, der zur selben Zeit zum Kanoniker an der Alten Kapelle ernannt werden sollte, wurde dazu aufgefordert. Beide Bittschriften sandte Diepenbrock Schenk bereits am 1. Dezember 1829 zu[447].

So stand seiner tatsächlichen Ernennung nichts mehr im Weg. Trotzdem kam sie nun erst nach einem kleinen Umweg zustande. Ursache dafür war das Verhalten der königlichen Regierung in München. Schenk protestierte dagegen, daß die Ernennung Wittmanns zum Dompropst bis in den bischöflichen Monat hinausgezögert worden war. Wittmanns Ernennungsdekret war auf den 1. Oktober ausgestellt[448]. Nach dem Konkordat hatte somit Sailer als Bischof das Recht, das hierdurch erledigte Domkanonikat neu zu besetzen. Er trat jetzt aber dieses Recht am 1. Januar 1830 freiwillig an den König ab[449].

Im Falle der Ernennung Diepenbrocks schien das doppelt überflüssig zu sein. Denn, daß Diepenbrock ernannt werden würde, stand längst fest. Es ging der Regierung aber darum, wer ihn ernannte. Dieser Vorgang war demütigend, aber nur scheinbar. Denn seine eigentliche Spitze richtete sich nicht gegen Sailer. Vielmehr wollte man die römische Handlungsweise des Hinauszögerns treffen. In diesem Sinn wies man auch von München aus die bayerische Gesandtschaft in Rom an[450]. Es ging der Regierung hier um ein Grundsätzliches, um die Durchsetzung und Aufrechterhaltung des bayerischen Staatskirchentums. Und hier vertrat Schenk, bei allem Einfluß, den gerade auch er auf sich und die Regierung von seiten der Kirche zuließ, ganz entschieden das Interesse des Königs und der königlichen Regierung. Und das geschah mit einer unglaublich zähen Hartnäckigkeit. Andernfalls wäre es kaum dazu gekommen, daß Sailer hier sein Recht abtreten mußte. Das war sein Beitrag, einzulenken, der aber

[441] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 3. November 1829, Bay Stabi Cgm 6600.

[442] Clemens Brentano an einen jüngeren Freund, 4. November 1827. Reinkens, Diepenbrock, 109.

[443] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 17. September 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4 (= Schiel I 700 Nr. 850).

[444] Auswanderungserlaubnis aus Preußen nach Bayern für Melchior Diepenbrock, Münster, 29. Oktober 1829, StA Boch 1.1.1. 35.

[445] Bischöfliche Entlassung der Diözese Münster für Melchior Diepenbrock, Münster, 9. Oktober 1829, ebenda.

[446] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 20. November 1829, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[447] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 1. Dezember 1829, ebenda.

[448] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 678–681. – Bay HStA MK 39067. – BZAR BDK 56, Wittmann.

[449] Sailer an Schenk, Regensburg, 1. Januar 1830, Bay HStA MK 39067.

[450] Schenk an Ludwig I., München 29. Januar 1830, ebenda.

von der Regierung erwartet wurde. So wirft dieser für die tatsächliche Ernennung Diepenbrocks völlig bedeutungslose Vorgang doch ein bezeichnendes Licht in die bayerische Kirchenpolitik, die durch und durch staatskirchlich gesinnt war und sich jederzeit selbst gegen Sailer wenden konnte, wenn es darum ging, die eigenen Interessen zu wahren und durchzusetzen.

Anfang Februar 1830 aber mußte Diepenbrock die Indigenatsurkunde erhalten haben[451]. Sie war auf den 24. Januar 1830 ausgestellt worden. Mit ihr hatte er nun die Staatsangehörigkeit des Königreichs Bayern erlangt. Er war nun in Bayern eingebürgert. Allerdings war ihm die Taxgebühr für das Indigenat, worum er Schenk ausdrücklich gebeten hatte[452], nicht nachgelassen worden. Sie betrug immerhin 174 Gulden[453].

Am 3. Februar 1830 erfolgte schließlich Diepenbrocks Ernennung zum Domkapitular an der bischöflichen Kathedralkirche zu Regensburg durch König Ludwig[454]. Am selben Tag war Sailer die Abschrift dieses Dekrets unmittelbar vom Innenministerium aus München zugesandt worden[455]. Und unter demselben Datum war auch die königliche Regierung des Regenkreises, die ihren Sitz in Regensburg hatte, angewiesen worden, Diepenbrock dieses Ernennungsdekret zuzustellen und zugleich das Regensburger Domkapitel von der erfolgten Wiederbesetzung des vakanten achten Kanonikats zu informieren[456]. So gingen am 8. Februar zwei getrennte Schreiben der Regierung an das Domkapitel ab, von denen das eine Diepenbrocks Ernennung bekannt machte und das andere die schriftliche Eideserklärung des Neuernannten auf die Verfassung und gegen geheime Gesellschaften einforderte[457].

Gewöhnlicherweise wurde dieser Eid bei der Amtseinführung geleistet. So stand nun nichts mehr der Installation Diepenbrocks im Weg. Zu ihr waren Bischof und Domkapitel durch die Schreiben der Regierung vielmehr förmlich aufgefordert. Auch der Bezug der mit 1400 Gulden im Jahr dotierten Domherrnpräbende hing davon ab. Denn erst vom Tag des Amtsantritts an konnte er geltend gemacht werden, war dann aber rückwirkend vom Tag der königlichen Ernennung an wirksam[458].

Freilich sollte sich nun die Amtseinführung noch einmal um knappe zwei Wochen hinauszögern. Diepenbrocks Domherrngewand war noch nicht fertig. So schrieb er am 10. Februar an seine Verwandten in Köln, daß er nun in kurzer Zeit, nämlich sobald sein violetter Kirchenornat fertiggestellt sei, als Domherr installiert werde[459]. Dafür aber traf inzwischen aus München ein sehr schöner und mit großer Hingabe gefertigter Chorrock ein. Eigenhändig war er von Charlotte von Neumayr und ihrer Schwester Theresia, Frau von Schenk, gestickt worden. Beide hatten ja am Hin und Her der Berufung Diepenbrocks unmittelbaren Anteil gehabt, hatten miterlebt, wie sehr er sich dagegen gesträubt und auf welche Weise er sich schließlich doch in die Annahme gefügt hatte. So waren in diesem Chorrock die Erinnerungen an all das und an

451 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 12. Februar 1830, Bay Stabi Schenkiana II/4.

452 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 1. Dezember 1829, ebenda.

453 Quittung des Geheimen Taxationsamtes des Staatsministeriums des königlichen Hauses und des Äußeren, München, 13. März 1830, StA Boch 1.1.1. 55.

454 StA Boch 1.1.1. 40.

455 BZAR Generalia A 14m.

456 Staatsarchiv Amberg, Reg. KdI 11221, Blatt 59.

457 BZAR BDK 46, Melchior Diepenbrock.

458 Das sah das königliche Reskript vom 27. September 1829 vor: BZAR BDK 163.

459 Diepenbrock an seine Verwandten in Köln, Regensburg, 10. Februar 1830, StA Boch 1.1.6. 5.

so manchen gemeinschaftlich durchfochtenen Abend in Barbing mit hineingestickt, vor allem aber die Freude, die man empfand, daß man nun doch zu einem glücklichen Ende gelangt war. Und Diepenbrock verstand diese Sprache. So konnte es nicht ausbleiben, daß diese Freude und Anteilnahme seiner nächsten und besten Freunde auch auf ihn selber übersprang. Sie mußte ihn, vor allem wenn er sie auch an Sailer selber wahrnahm, bewegen. Und mit tief empfundenem Dank schrieb er am 12. Februar 1830 an Schenk, indem er ihm zunächst das Eintreffen der Indigenatsurkunde und des königlichen Ernennungsdekrets sowie des Chorrockes meldete: „Auf solche Weise mit Wohlthaten aller Art *beschenkt*, und den bis zum Rand *gefüllten Becher ihrer Huld* an die Lippen setzend, (nach einer an mir bewährten sinnvollen Bedeutung Ihres schönen *Namens* und *Wappens*) was kann ich Armer anders als danken, und wieder danken, und innigst danken für soviel unverdiente Liebe und Güte, und Gott bitten, daß er Ihnen und den lieben Ihrigen Alles hundertfältig mit Seinem reichsten Segen vergelte? Auch der theure Bischof, und meine ganze Familie, die über diesen Vorgang noch mehr als ich selbst erfreut sind, stimmen in meinen Dank von Herzen ein, und in mein Gebet. –“ [460].

Leise ließ Diepenbrock hier noch einmal seine Vorbehalte anklingen. Dabei aber war er erfüllt von einem aufrichtigen Dankgefühl. Und voll Bereitschaft trat er nun seine Domherrnstelle an.

Bereits am 23. Februar hatte ihn Sailer zum Mitglied des bischöflichen Geistlichen Rats ernannt mit Sitz und Stimme im bischöflichen Konsistorium [461]. Die Einführung war auf Donnerstag, den 25. Februar, festgesetzt worden. Dazu trug Sailer Generalvikar Wittmann auf, Diepenbrock in seinem Namen die kanonische Institution zu erteilen [462]. Die Installation in Chor und Kapitel aber wäre Aufgabe von Domdechant Eckher [463] gewesen. Er war aber seit längerer Zeit schon krank und konnte auch jetzt das Haus nicht verlassen. So bat ihn Sailer zwei Tage vor dem festgesetzten Termin, er möge, da er ja krankheitshalber selber nicht anwesend sein könne, für geeignete Vertretung sorgen. Dieser Brief Sailers an Eckher stammte wieder von der Hand Diepenbrocks, der ja auch weiterhin die Sekretärsdienste bei Sailer versah. Sailer hatte ihn nur selber unterschrieben. Auch Eckher bestellte Wittmann zu seinem Vertreter [464].

Bei der morgendlichen Donnerstagsmesse im Dom führte nun Wittmann, nachdem er das königliche Ernennungsdekret verlesen hatte, den neuen Kapitular mit Mozetta, Kapitelskreuz, Birett und Brevier in sein Amt ein. Zugegen waren die Kapitulare Eder, Johann Baptist Oberndorfer und Rothfischer. Eder hatte im Auftrag Sailers die Funktion des bischöflichen Notars übernommen. Danach wurde Diepenbrock in seinen Platz im Chorgestühl eingewiesen. Nachher ging man zum Kapitelhaus hinüber, das unmittelbar östlich an den Dom anschloß. Und auch hier im Sitzungszimmer führte Wittmann Diepenbrock mit einer kurzen Anrede an seinen künftigen Platz. Und Diepenbrock legte nun vor ihm das Handgelübde ab. Zur Beglaubigung setzte er dann seine Unterschrift unter das Protokoll, das diesen ganzen Vorgang aufgenommen hatte [465]. Vom darauffolgenden Tag, dem 26. Februar 1830, datiert sodann die schriftliche Eidesabgabe, das sogenannte Iuramentum, das jeder neuernannte Dom-

[460] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 12. Februar 1830, Bay Stabi Schenkiana II/4.
[461] Sailer an Ordinariat, Regensburg, 23. Februar 1830, StA Boch 1.1.1. 50.
[462] Sailer an Wittmann, Regensburg, 23. Februar 1830, BZAR Generalia A 14m.
[463] Eckher war seit dem 24. September 1821 Domdechant. Er starb am 19. Februar 1831.
[464] BZAR BDK 46, Melchior Diepenbrock.
[465] Ebenda, Blatt I 3/5c.

kapitular eigenhändig schreiben, unterzeichnen und bei der Regierung hinterlegen mußte[466].

Mit der Ausfertigung des Iuramentums hatte Diepenbrock nun aber zugleich die letzte Bedingung seines Amtsantritts erfüllt. Noch am selben Tag nahm er an der turnusmäßigen Sitzung des Ordinariats teil. Zum erstenmal erscheint im Protokoll, das die anwesenden Geistlichen Räte nennt, sein Name. Und seine von da an beginnende regelmäßige Teilnahme, mit der er die mehrmals in der Woche treffenden Sitzungen besuchte, zeigt, wie ernst es ihm um die Ausübung seiner neuen Aufgabe zu tun war. Nur an den Tagen blieb er fern, an denen es ihm sein Gesundheitszustand wirklich unmöglich machte, das Zimmer zu verlassen[467].

Gewiß nahm er mit derselben Gewissenhaftigkeit an den Sitzungen des Domkapitels teil, die allerdings nur einmal in der Woche trafen. Auch die festen Zeiten des Chorgebets im Dom und der eingeteilte liturgische Dienst gehörten von nun an zur täglichen Aufgabe. Daneben aber stand er Sailer als Sekretär zur Verfügung. Und insbesondere dieser Aufgabe kam er gern nach. Sie war seine Freude. In ihr erfüllte sich auch sein Wunsch, in der unmittelbaren Nähe Sailers zu sein und zu arbeiten. So wohnte Diepenbrock auch weiterhin im Haus Sailers, im bischöflichen Palais im Niedermünster.

Daher bedeutete das neue Amt für ihn zwar vermehrte Verpflichtungen und Aufgaben. Aber das schöne und seltene Verhältnis zwischen ihm und Sailer blieb von dieser äußeren Veränderung unberührt. Und auch seine Angst, von seiner eigentlichen Aufgabe als Schreiber und Sekretär Sailers abgezogen zu werden, erwies sich als unberechtigt. Denn nun, da Sailer regierender Bischof geworden war, konnte er ihn als Domkapitular nur um so nachhaltiger unterstützen und entlasten, konnte vieles mehr für ihn tun, als ihm als bloßer Sekretär möglich gewesen wäre. So war Diepenbrock nun nur um so rückhaltloser dem alternden Sailer das geworden, was er ihm immer sein wollte, eine echte Hilfe und Stütze.

Ein zweitesmal also nach der Zeit der ersten Begegnung im Vaterhaus auf Horst hatte sich Diepenbrock der Führung Sailers anvertraut, von ihr bewegen und leiten lassen. Das Zutrauen Sailers allein hatte ihn davon überzeugen können, daß auch hier für ihn eine wahre und sinnvolle Lebensmöglichkeit und Lebenserfüllung bereit liege. Allein mit Sailer hatte Diepenbrock schließlich diesen Weg beschritten und die Domherrnwürde angenommen. Und wohl allein in der Erinnerung an Sailer hat Diepenbrock schließlich auch in alle späteren Ernennungen und Bestimmungen eingewilligt. Freilich geschah das stets nach langem und unschlüssigem Ringen und war mit manchen Rückfällen verbunden.

[466] Staatsarchiv Amberg, Reg KdI 11221.
[467] BZAR, Protokolle des Ordinariats vom Jahr 1830.

IV. Domkapitular in Regensburg

Die ersten Jahre

Sailers Worte, ohne Diepenbrock dürfe er es nicht wagen, den Bischofsstuhl zu besteigen, waren kaum übertrieben. Freilich dürfen sie nicht mißverstanden werden, als hätte Diepenbrock die bischöfliche Amtstätigkeit Sailers wesentlich mitbestimmt. Wahr ist aber, daß er sie in allem mitgetragen hat. Wirklich hätte Sailer in allem auf Diepenbrocks unmittelbare und äußerst gewandte Mithilfe nicht verzichten können. Diepenbrock erledigte für ihn nicht nur die gesamte private Korrespondenz, sondern hatte auch an den allermeisten wichtigen Amtsgeschäften Anteil und unmittelbaren Einblick. Zu allem aber trat jetzt, da er Domkapitular war, noch eine ganz andere Verantwortlichkeit hinzu. So traf vor allem jetzt zu, was Clemens Brentano einmal in das treffende Bild faßte, Diepenbrock sei Sailers schreibende Hand, sei eine äußere Verstärkung des baufälligen Hauses, ohne die Sailer nicht sein, nicht das Hundertste so viel tun könne[1].

Diepenbrocks nun beginnende Tätigkeit als Domkapitular stand ganz unter dem bestimmenden Einfluß Sailers. Andererseits aber zeigte Diepenbrock, so wie das seiner ganzen Persönlichkeit entsprach, in Kapitel und Ordinariat sehr rasch auch durchaus eigene Initiative und Meinung. In allem aber stand er treu zu Sailer. Das wußte man überall. Eben darum liefen auch viele Eingaben und Anträge, die man nicht unmittelbar an Sailer selbst herantragen wollte, über Diepenbrock. Er sollte sie dann vortragen. Überhaupt kam Diepenbrock eine förmliche Vermittlerrolle zu. Vieles vertraute man ihm an, das er dann in geeigneter und passender Weise bei Sailer vorbringen sollte. Darunter waren wohl viele amtliche Dinge, auch vieles Persönliche, auch solche Anliegen, mit denen man sich ganz einfach scheute, selbst unmittelbar an Sailer heranzutreten, sei es, weil man ihn damit nicht belästigen wollte oder weil man an ihn heranzutreten nicht wagte. Solche Dinge vertraute man dann Diepenbrock an, stellte sie ihm anheim. Er sollte bei Sailer für sie eintreten. Auch dieser Rolle wurde Diepenbrock stets und in allem gerecht. Jedenfalls bemühte er sich darum. Und man konnte auf sein Vertrauen und seine Zuverlässigkeit zählen, auch wenn ihm dabei manches lästig fiel.

Im Kollegium des Domkapitels war Diepenbrock von vornherein gut aufgenommen worden. Wenigstens hier brachte man ihm die Vorbehalte nicht entgegen, die seine Ernennung zweifellos in manchen Teilen des Klerus ausgelöst hatte. Das bewies jedenfalls ein Jahr später das geschlossene Eintreten des Kapitels für ihn bei seiner Resignation. Tatsächlich stand Diepenbrock in Regensburg überall in bestem Ansehen. Da war einmal das hohe Zutrauen Sailers, das ihn ehren mußte, wenn man es ihm auch wieder neidete; dann seine literarischen Arbeiten, die man anerkannte; vor allem aber seine eigene charaktervolle, redliche Persönlichkeit, die man schätzte. Vor allem im Kapitel war das so.

Auch traute man Diepenbrock hier von Anfang an viel zu. Diepenbrock bestätigte diese Erwartung sehr schnell. Er fand sich in alles sehr leicht hinein. Dabei machte ihm die Arbeit selber nur wenig Freude. Und es schien sich ihm nur alles zu bestätigen, was er zuvor befürchtet hatte. Wohl aber ließen ihn die eigenen Vorbehalte, mit denen er

[1] Clemens Brentano an seinen Bruder Christian. Clemens Brentano, Bd. 9, 187.

schließlich die Ernennung angenommen hatte, manches düsterer sehen und empfinden, als es wirklich war.

Andererseits aber drückte sich hierin doch auch wieder aus, daß diese Arbeit seinem Wesen letztlich fremd war und blieb. Trotzdem muß man anerkennen, daß Diepenbrock allen Forderungen des neuen Amtes vorzüglich gerecht wurde. Auch das machte die Größe seiner Persönlichkeit aus, daß er sich diesem Anspruch ganz und gar stellte, mehr noch, daß er schließlich zu einem tragenden und prägenden Mitglied des Regensburger Domkapitels wurde. Hierin lag eine große Redlichkeit der einmal übernommenen Pflicht gegenüber, dazu aber auch eine aufrichtige Selbstüberwindung. Und diese Vorzeichen blieben während des ganzen kirchenamtlichen Tätigseins Diepenbrocks dieselben. Dazu kam, daß er sein Arbeiten oft genug seiner Gesundheit abringen mußte. Das galt vor allem für seine Breslauer Bischofszeit.

Diepenbrock war am 3. Februar 1830 vom König ernannt worden. Bereits eine Woche später, am 10. Februar, war Generalvikar Siegert gestorben. So war das achte Kanonikat im Regensburger Domkapitel frei geworden. Sailer ernannte bereits am 12. Februar Wittmann zum neuen Generalvikar. Davon setzte Diepenbrock noch am selben Tag im Auftrag Sailers Schenk in Kenntnis[2]. Wittmanns Ernennung wurde am 27. Februar vom König bestätigt[3]. Dazu wollte Sailer möglichst schnell auch einen neuen Kapitular ernennen. Diesmal nahm Sailer ganz selbstverständlich sein Recht der Ernennung wahr. Siegert war ja im sogenannten bischöflichen Monat gestorben. Zugleich zeigte sich jetzt eindeutig, daß sich die Vorgänge bei Diepenbrocks Ernennung nicht gegen Sailer, sondern allein gegen Rom gerichtet hatten. Am 17. Februar 1830 ernannte Sailer Franz Xaver Redl, den bisherigen Pfarrer von Inkofen[4]. Alle erforderlichen amtlichen Schriftstücke hatte wieder Diepenbrock ausgefertigt[5].

Auch bei dieser Ernennung ging es Sailer ausschließlich darum, dem Kapitel einen weiteren tüchtigen Geistlichen zuzuführen. So überging er ganz bewußt alle etwaigen anderen Erwartungen und Bewerbungen im Klerus. Redl war bisher 25 Jahre lang in der praktischen Seelsorge tätig gewesen. Für Diepenbrock wurde dadurch, daß er nun nicht mehr als einziger neu im Kapitel war, manches leichter. Tatsächlich verband ihn mit Redl[6], der fast um zwei Jahrzehnte älter war als er, bald eine herzliche Freundschaft. Auch in allen späteren Jahren zählte Redl zu Diepenbrocks unmittelbar vertrauten Freunden in Regensburg. Beinahe täglich verbrachte er zusammen mit ihm den Abend.

Über die neue Arbeit in Kapitel und Ordinariat aber schrieb Diepenbrock nun schon sehr bald nach seiner Ernennung am 6. Mai 1830 an Görres: „Ich stecke jetzt bis zum halben Leib in den Consistorialakten, und wehre mich, daß sie mir nicht über den Kopf wachsen. Leider ist das meiste, was darin vorkommt, unangenehm; lauter schmutzige Wäsche, und die sich leider durch Dinte nicht rein waschen läßt. Gott muß helfen! ..."[7]. Das war vielsagend, aber sehr ehrlich gesagt. Auch an Frau von Hertling schrieb er ein halbes Jahr später nach Schierstein, er habe, seit er den violetten Rock angezogen, zur früheren Arbeit noch doppelt so viel hinzubekommen, dazu die

[2] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 12. Februar 1830, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[3] Bay HStA MK 39071.

[4] Sailer an Schenk, Regensburg, 17. Februar 1830, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[5] BZAR BDK 46, Franz Xaver Redl.

[6] Franz Xaver Redl, geb. 4. April 1780, Priester 4. September 1803, seit 1822 Pfarrer von Inkofen, als Domherr installiert 1. April 1830, gest. 12. Oktober 1858.

[7] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 6. Mai 1830. Görres Bd. 9, 379.

Sitzungen, den Chorbesuch, schließlich die Ausgabe von Sailers Werken; dies alles beschränke seine Zeit aufs äußerste, so daß er kaum mehr vermöge, die gehörige Zeit für einen Spaziergang zu erübrigen[8].

In allem Gedränge hatte Diepenbrock trotzdem auch seine eigenen literarischen Arbeiten nicht ganz untergehen lassen, obwohl sie äußerst eingeschränkt bleiben mußten. Zu Jahresbeginn 1830 hatte er auch den endlich fertig gewordenen Seuse den Freunden zuschicken können[9]. Vor allem Görres gegenüber beklagte er sich noch einmal über Pustet, der die Auflage auf 400 Stück beschränkt habe und dadurch das Buch nur sehr teuer abgeben könne[10]. Schon früher einmal hatte Diepenbrock Görres darüber verärgert geschrieben, für Pustet wäre es eine verdiente Strafe für seine Saumseligkeit, wenn das Buch nicht abginge[11]. Jetzt schien das beinahe wirklich so zu werden. Aber wohl vor allem die schöne Zusammenarbeit mit Görres, zu der die Seuseausgabe Anlaß war, entschädigte Diepenbrock auch wieder für vieles.

Ohne weiteres eigenes Zutun aber anerkannte man in Diepenbrock inzwischen längst eine Art Fachmann für alle möglichen Bücherfragen. Nur so ist es zu verstehen, daß an ihn nun das Angebot, eigentlich die Bitte, herangetragen wurde, die Redaktion der katholischen Kirchenzeitung, die man nach Regensburg verlegen wollte, zu übernehmen. Diepenbrock lehnte mit seinem Brief vom 17. September 1830 ab[12]. Wenn auch die näheren Umstände dieses Briefes unbekannt bleiben, so ist doch bezeichnend, daß man für eine solche Aufgabe in erster Linie an ihn dachte. Man traute ihm zu, dieser Zeitung ein eigenes Profil zu geben und ihr somit in Regensburg den Boden zu bereiten. Bezeichnend aber ist ebenso Diepenbrocks Begründung seiner Ablehnung, die eine genaue Kenntnis des Regensburger Lesepublikums sowie des in der Stadt möglichen Vertriebs einer solchen katholischen Zeitung zeigt.

Um so nachhaltiger aber verfolgte Diepenbrock die Interessen des Vereins zur Verbreitung guter katholischer Bücher. Von ihm versprach er sich sehr viel[13]. Zugleich entsprach das dem Anliegen seiner eigenen Veröffentlichungen. Der Verein wurde von der Regierung selbst unterstützt. König Ludwig hatte ihn am 5. März 1830 genehmigt. Ihm entsprang vor allem der sogenannte Sulzbacher Kalender für katholische Christen als am meisten verbreitetes und bekanntestes Werk in insgesamt 75 Jahrgängen. Als im Domkapitel das den Bücherverein betreffende Referat vergeben wurde, bedurfte es gar keiner Frage, daß es Diepenbrock übernehmen sollte. Er nahm es auch sofort an[14]. Vor allem in diesen Zusammenhang fiel auch sein unmittelbarer Kontakt zum Seidelschen Verlag. Er lag zweifellos in beiderseitigem Interesse. Seidel war während dieser Jahre der profilierteste Verlag der ganzen Umgebung und beherrschte den Büchermarkt. Die Korrespondenz mit Diepenbrock aber zeigt[15], welchen Einfluß Diepenbrock tatsächlich hier ausübte. Freilich blieb er auf die betont

[8] Diepenbrock an Gisberta von Hertling, Regensburg, 26. Dezember 1830. Hertling, Sailer und der Schiersteinkreis, 314.

[9] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 8. Januar 1830, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[10] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 5. Januar 1830. Görres Bd. 9, 364 f.

[11] Diepenbrock an Joseph Görres, Regensburg, 8. März 1829. Ebenda, 353.

[12] Diepenbrock an Johann Baptist Pfeilschifter, Regensburg, 17. September 1830, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, HS 9097 (Perlick, Handschriftliches 192).

[13] Diepenbrock an Joseph Görres, 6. Mai 1830. Görres Bd. 9, 379.

[14] BZAR, Protokolle des Domkapitels der Jahre 1830 u. 1831.

[15] Vgl. S. 158 Anm. 233. – Bernhard Gajek, Johann Michael Sailer, Melchior Diepenbrock, Clemens Brentano. Ein Stück Regensburger Kulturgeschichte des frühen 19. Jahrhunderts, in: Schriftenreihe der Universität Regensburg, 1 (1979) 156.

christlich-religiöse und erbauliche Literatur beschränkt. Sie machte aber andererseits zugleich die betonte Grundausrichtung dieses protestantischen Verlags aus. So wurde bei Seidel praktisch kein Buch religiösen und geistlichen Inhalts gedruckt, ohne daß man nicht zuvor Diepenbrock um seine Meinung angegangen hätte. Diepenbrock erwies sich als ein äußerst zuverlässiger und kenntnisreicher Ratgeber. Es ging ihm hier zugleich um das ganz persönliche eigene Anliegen, gute und echte religiöse Literatur zu schaffen. Und hier wirkte er nun doch ganz im Sinne der Mainzer. Denn auch dort ging es um eine Art wirklicher religiöser Volkserziehung und Bildung des katholischen Volkes, das eben auch immer mehr über das Buch zu erreichen war und über dieses Medium wieder zur Kirche und zu einem vertieften Glauben zurückgeführt werden sollte. Mit allem aber wollte man ganz bewußt in die Breite wirken.

Diepenbrock hatte diese Ratgeberstellung nicht gesucht. Sie war an ihn herangetragen worden und hatte sich im Lauf seiner Verhandlungen mit Seidel, vor allem auch wegen der Sailerschen Werke, so ergeben. Er leistete sie stets kostenlos. Für die Brüder Seidel aber bedeutete Diepenbrocks Beratung stets so etwas wie die Zustimmung des Ordinariats von Regensburg selbst. So räumte man Diepenbrock eine echte Einflußnahme ein. Eine ähnliche Stellung nahm er letztlich auch zu Pustet ein, trotz der Verstimmung anläßlich der Seuseausgabe. Auch Pustet ging ihn immer wieder um sein Urteil an[16].

Im Sommer machte Sailer wieder die übliche Badereise nach Karlsbad. Auch Diepenbrock war diesmal dorthin mitgegangen.Er wollte sich nicht von Sailer trennen. Dazu traute er, bei dem anhaltenden Mißerfolg seiner bisherigen Badekuren, der Karlsbader Kur ebenso viel und wenig zu wie der Marienbader oder Wiesbadener Kur. Am 23. Juli 1830 war man bereits wieder nach Regensburg zurückgekommen[17]. Vor allem das Jahr 1830 über lag Diepenbrock immer wieder wochenlang krank zu Bett[18]. Daran änderte auch die Kur nichts. Wie früher brachte sie ihm zwar einige Erleichterung, aber keine richtige Heilung. Um so nachhaltiger wirkte sie offensichtlich bei Sailer. Noch im Januar des nächsten Jahres hat Diepenbrock Christoph Schmid gegenüber Sailer geradezu als verjüngt geschildert, was seine geistigen wie körperlichen Kräfte anlangte. Diese Wirkung führte Diepenbrock vor allem auf die Karlsbader Kur zurück[19]. Trotzdem schrieb er am 25. Juli 1830 Passavant, Sailer müsse wohl fortan, angesichts seines hohen Alters, auf alles weitere und längere Reisen verzichten. Einen Ersatz dafür aber bot der Aufenthalt in Barbing. Offensichtlich aber hätte Passavant Sailer dieses Jahr gern in Frankfurt getroffen. Dafür lud ihn Diepenbrock jetzt ein, nach Regensburg zu kommen[20].

Auch aus einem anderen Grund verzichtete man dieses Jahr wohl gern auf eine Rheinreise. Man wollte nicht nach Frankfurt kommen, das man aber ohne auffallende Absicht auf einer solchen Reise kaum hätte meiden können. Der Grund war eine Verstimmung mit dem Haus Antonie und Franz Brentano. Es ging um eine innere Familienangelegenheit, in die man Sailer und Diepenbrock unwillkürlich hineingezogen hatte. Das Ganze ging offensichtlich zu Lasten der Familie Antonie Bren-

16 Diepenbrock an Friedrich Beck, Regensburg, 7. Januar 1835, Bay Stabi Beckiana I.

17 Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 25. Juli 1830, Bay Stabi Cgm 6600.

18 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 8. Januar 1830, Bay Stabi Schenkiana II/4. – Sailer an Schenk, Barbing, 17. September 1830, BZAR Sailer Nachlaß A 23. – Melchior Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 24. November 1830, FDH HS 11384.

19 Diepenbrock an Christoph Schmid, Regensburg, 22. Januar 1831. Schiel I 707 f. Nr. 850 a.

20 Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 25. Juli 1830, Bay Stabi Cgm 6600.

tanos. Vor allem Diepenbrock war dabei bemüht, daß das geschehene Unrecht wiedergutgemacht würde. Er versuchte das aus der Ferne vor allem mit Unterstützung Christian Brentanos[21].

Nach Barbing aber waren auch heuer wieder die Münchener Gäste gekommen[22]. Während dieser Zeit reiste Sailer zu seiner immer noch ausstehenden bischöflichen Eidesleistung nach München. König Ludwig hatte dafür den 10. Oktober 1830 bestimmt[23]. Auch das war ein Grund, warum man keine Herbstreise planen konnte. Sailer reiste ohne Diepenbrock, der zu dieser Zeit krank war. Schenk las die Eidesformel vor. Sailer blieb nur wenige Tage in München[24]. Denn bereits für den 16. Oktober hatte sich Ludwig zu einem Besuch in Regensburg angesagt. Es war das erstemal, daß er dort offiziell als König auftrat. Wieder war die Walhalla der Zweck dieser Reise. Sailer empfing den König zusammen mit dem versammelten Domkapitel und dem Stadtklerus am Westportal des Domes. Der folgende Tag war ein Sonntag. Sailer selber hielt das Hochamt im Dom, bei dem Ludwig anwesend war. Sailer war auch am nächsten Tag bei der Grundsteinlegung der Walhalla dabei, die der König selbst vornahm. Als einziger durfte er seine Kopfbedeckung aufbehalten, aus Rücksicht auf seine Gesundheit, wie Ludwig ausdrücklich wünschte[25]. Nach diesen Tagen war auch Schenk sehr bald mit seiner Familie von Barbing nach München zurückgekehrt[26]. Den 79. Geburtstag feierte Sailer wieder in der Stadt[27].

Trotz des besten Einvernehmens mit dem König und Schenk mußte Sailer nun zu Jahresende doch auch wieder die hart vertretenen staatskirchlichen Grundsätze der königlichen Regierung erfahren. Anlaß war die Neubestellung des Regensburger Dompredigers. Die Stelle war durch die Beförderung des bisherigen Dompredigers Georg Beer[28] auf eine Pfarrei im Dezember 1830 vakant geworden. Eindringlich bat Sailer Schenk um die endliche Anerkennung seines geltenden bischöflichen Ernennungsrechts[29]. Es war einsichtig genug, wenn Sailer Schenk die Frage stellte, wozu denn der Bischof überhaupt noch da sei, wenn er nicht mehr selber bestimmen könne, wer für ihn im Dom das Wort verkünden solle. Das war zugleich Sailers ideeller Grund, den er geltend zu machen suchte. Alle anderen kanonisch-rechtlichen Gründe waren hier eigentlich zweitrangig. Sie dienten nur der äußerlichen Rechtsbegründung seines Anspruchs. Und wohl nur, weil es ihm hier um ein genuines kirchliches und bischöfliches Recht ging, konnte es jetzt zu einem so ausführlichen Schriftwechsel mit der Regierung kommen. Fast ausschließlich führte ihn wieder Diepenbrock für Sailer als bischöflicher Sekretär sowie für das Ordinariat als mit diesem Referat betraut[30]. In München blieb man aber unnachgiebig.

[21] Diepenbrock an Christian Brentano, 24. November 1830 u. 30. November 1830, FDH HS 11384 u. 11385. – Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Frankfurt, 27. November 1830. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 42.

[22] Sailer an Schenk, Barbing, 14. September 1830, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[23] Ludwig I. an Sailer, Berchtesgaden, 29. August 1830. Schiel, Sailer und Ludwig I., 148 Nr. 67.

[24] Schenk, Sailer und Wittmann, 293 f. (= Schiel I 705 Nr. 856).

[25] Ebenda. – Dazu: Schiel I 705 f. Nr. 858.

[26] Sailer an Schenk, Barbing, 24. Oktober 1830, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[27] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 24. November 1830, FDH HS 11384.

[28] Georg Beer, geb. 31. Mai 1782, Priester 17. Juli 1806.

[29] Sailer an Schenk, Regensburg, 15. Dezember 1830, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[30] Bay HStA MK 27598. – BZAR BDK OA 2213.

Ein erstesmal war man hier sehr hart aneinander geraten. Sailer machte hier ganz den kirchlichen Anspruch geltend, die Regierung den königlichen und staatskirchlichen. Der ganze Vorgang war sehr demütigend, vor allem weil die Regierung hier ganz einfach über Sailers berechtigte Ansprüche hinweg entschied. Sailer hatte bereits den Geistlichen Johann Baptist Burgmeyer ernannt und seine Ernennung Schenk auch angezeigt[31]. Er wollte Burgmeyer[32] nicht vor der ergangenen königlichen Bestätigung predigen lassen. Burgmeyer aber hatte abgelehnt. So hatte Sailer schließlich Pfarrer Pühler zu Hainsacker ernannt. Inzwischen aber meldete sich der Regensburger Stadtkaplan Joseph Werner[33] beim Ordinariat und legte seine königliche Ernennungsurkunde zum Dompredigerr vor. Werner war vom König am 4. Februar 1831 ernannt worden[34].

Sailer protestierte nun gegen diese Ernennung beim Münchener Innenministerium. Aber selbst der sehr persönliche Brief Sailers an König Ludwig vom 16. Februar fruchtete nichts[35]. Immerhin dauerte das ganze Hin und Her der Auseinandersetzung noch zwei Monate, bis schließlich die kategorische Entscheidung Ludwigs vom 13. April eintraf[36]. So wies man nun seitens des Ordinariats Werner in das Amt ein[37]. Pfarrer Pühler aber bot Sailer zur Entschädigung die bessere Pfarrei Parkstetten an[38]. Auf sie besaß er das bischöfliche Ernennungsrecht.

Werners Ernennung war also von der Regierung nicht zurückgenommen und die Sailersche Ernennung dabei völlig übergangen worden. Ganz offensichtlich ging es hier dem König wieder um ein Grundsätzliches, um die Durchführung und Durchsetzung des strengen staatskirchlichen Prinzips. Es richtete sich diesmal direkt gegen Sailer selbst. Sailer mußte sich vor ihm schließlich fügen. Freilich hatten die Vorgänge gewissermaßen von selber diesen unglücklichen Verlauf genommen. So war dann für beide Seiten ein Folgezwang eingetreten. Doch wurden zugleich beide Positionen klar ausgesprochen. Sie schlossen in diesem Fall einander aus. Dazu wird auch wieder das grundsätzliche allgemeine Verhältnis zwischen Staat und Kirche in Bayern unter König Ludwig sichtbar, das vom Wesen her staatskirchlich geprägt war, und zwar in einem durchaus strengen Sinn, so daß es in doch so unbedenklichen Fällen zu einer so harten Reibung kommen konnte, die um so unverständlicher erscheinen muß, da sie sich direkt gegen Sailer wandte. Hier aber stand Schenk ganz hinter dem König.

Trotzdem blieb in allem das persönliche Verhältnis Sailers und Diepenbrocks mit König Ludwig und Schenk unberührt. Das zeigt die Ernennung Mac Ivers zum Domdechanten. Mac Iver war Schottenmönch des Klosters St. Jakob in Regensburg. Er hatte sich von Anfang an im Kapitel eng an Sailer angeschlossen. Dazu gehörte Mac Iver zu den wirklich begabten Persönlichkeiten im Kapitel. So war es nur natürlich, daß ihn Sailer jetzt nach dem Tod von Domdechant Eckher am 19. Februar 1831 zu dessen Nachfolger wünschte. Da die Ernennung des Domdechanten aber ausschließ-

[31] Sailer an Schenk, Regensburg, 21. Januar 1831, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[32] Johann Baptist Burgmeyer, geb. 8. Oktober 1803, Priester 11. April 1827.

[33] Joseph Werner, geb. 8. Oktober 1798, Priester 23. Juni 1822.

[34] Regierung von Regensburg an Ordinariat, Regensburg, 9. Februar 1831, BZAR BDK OA 2213.

[35] Sailer an Ludwig I., Regensburg, 16. Februar 1831. Schiel, Sailer und Ludwig I., 149–152 Nr. 70.

[36] Bay HStA MK 27598.

[37] Ordinariat Regensburg an Joseph Werner, Regensburg, 23. April 1831, BZAR BDK OA 2213.

[38] Sailer an Pfarrer Pühler, Regensburg, 15. Mai 1831, ebenda.

liches Recht des Königs war[39], wandte sich Sailer am 22. Februar mit dieser Bitte an Ludwig[40]. Ludwig ernannte Mac Iver am 14. März 1831[41]. Schon zwei Tage später führte Wittmann Mac Iver im Auftrag Sailers in sein Amt ein[42].

Im Domkapitel übernahm Diepenbrock jetzt zusätzlich das Amt des Protokollführers. Schon jahrelang lag hier alles im argen. Das zeigt der Band der gesammelten Protokolle des Kapitels. Er weist eine Lücke auf, die vom Oktober 1826 bis März 1831 reicht. Die einzelnen Protokolle dieses Zeitraums wurden, soweit sie überhaupt angefertigt worden sind, den jeweils treffenden Akten selbst zugeordnet, waren also verstreut, beziehungsweise gar nicht geschrieben. So beschloß man nun in der Sitzung vom 30. März 1831, eine genaue und fortlaufende Protokollführung zu beginnen[43]. Hinter allem stand wohl die Initiative des neuen Domdechanten Mac Iver. Zum wöchentlichen Sitzungstag bestimmte man den Mittwoch. Diepenbrock hatte sich erboten, die Protokollführung zunächst zu übernehmen. Er hatte das freiwillig getan. Allerdings war er im Kapitel zugleich bei weitem der Jüngste. In allen späteren Jahren aber fiel dieses Amt dem Inhaber des letzten, des achten Kanonikates zu.

Diepenbrock schrieb das Protokoll sehr sauber und übersichtlich. Der große Unterschied wird vor allem im Vergleich mit den früheren Protokollen sichtbar. Zugleich aber entsprach das seiner grundsätzlichen präzisen und außergewöhnlich ordentlichen Arbeitsweise, mit der er alle schriftlichen Arbeiten erledigte, seien es nun schnell hingeworfene, bloße Entwürfe oder Reinschriften. Hinzu kommt seine für ihn charakteristische und daher leicht erkennbare, zwar sehr bestimmte, aber zugleich zierliche, ausgeglichene und schöne Handschrift. Auch sie war für seine ganze Persönlichkeit bezeichnend. Was die äußere Einteilung betraf, hatte sich Diepenbrock ganz offensichtlich die Protokollführung des Ordinariats zum Vorbild gemacht. So begann er stets mit dem Datum des Sitzungstages und der Aufzählung der anwesenden Kapitulare. In fortlaufender Numerierung führte er dann die einzelnen Verhandlungspunkte auf, dazu als „Conclusio" eigens gekennzeichnet deren Ergebnis. Zur besseren Übersicht merkte er am Rand zugleich den jeweiligen Betreff an und verwies auch, wenn es um eine bereits auch früher verhandelte Sache ging, auf die entsprechende Sitzung. So sind diese Protokolle mustergültig geschrieben. Diepenbrocks Beispiel folgten auch die meisten späteren Protokollführer, freilich in recht unterschiedlicher Ausführung.

Diepenbrocks Resignation im Mai 1831

Diepenbrocks Protokollführung währte nur ein Vierteljahr lang. Da bat er um Entlassung aus dem Amt des Domkapitulars. Am 8. Mai 1831 hatte er sein Rücktrittsgesuch niedergeschrieben und Sailer übergeben. Noch am selben Tag unterrichtete er auch das Ordinariat von seinem Entschluß und nannte die Gründe, die ihn dazu bewegten. Er schrieb: „Hochwürdigstes bischöfliches Ordinariat! Der gehorsamst Unterzeichnete zeigt dem hochwürdigsten Ordinariate hiermit ergebenst an, daß er sein Domkanonikat unterm heutigen Datum in die Hände Reverendissimi DDi.

[39] Konkordat vom 5. Juni 1817, Art. X. Hausberger, Staat und Kirche, 324.

[40] Sailer an Ludwig I., Regensburg, 22. Februar 1831. Schiel, Sailer und Ludwig I., 152 f. Nr. 71.

[41] Bay HStA MK 39069. – BZAR BDK 54, Mac Iver.

[42] BZAR, Protokoll des Domkapitels, 24. März 1831.

[43] BZAR, Protokoll des Domkapitels, 30. März 1831.

Ordinarii resigniert habe, und zwar aus dem Grund, weil er es gleich Anfangs nur auf die Probe anzunehmen sich entschliessen konnte, und weil eine mehr als einjährige Erfahrung seine Besorgniß vollkommen bestätigt hat, daß nicht nur diese Stelle seinen geistigen und körperlichen Anlagen und Bedürfnissen durchaus nicht angemessen sey, sondern daß sich die ungünstige Stimmung, welche seine, gewiß ohne sein Zutun erfolgte Ernennung, veranlaßte, stets fortdauert, und nicht nur ihm selbst, sondern viel höher stehenden Personen das öffentliche Vertrauen und dadurch die erste Bedingung zu einem segensvollen Wirken, entzieht. Er bittet daher, das hochwürdigste Ordinariat wolle geruhen, seine Resignation, sobald sie von Rssmo. DDo. Ordinario genehmigt seyn wird, der allerhöchsten Stelle anzuzeigen. In tiefstem Respecte verharrt des hochwürdigsten bischöflichen Ordinariates gehorsamster MDiepenbrock, resignierender Domkapitular."[44]

Ganz entschieden hatte Diepenbrock also den rechtlichen Weg der schriftlichen, förmlichen Resignation beschritten. So hatte die ganze Sache nun auch auf diesem Weg den weiteren Fortgang zu nehmen, wie schwer auch immer das den einzelnen Beteiligten, allen voran Sailer, fallen mochte. Er mußte nun seinerseits dem Ordinariat Diepenbrocks Resignation auf amtlichem Weg bestätigen. Sailer tat das noch am selben Tag.

Beide Schreiben an das Ordinariat wurden in der Sitzung vom 11. Mai verlesen[45]. Alle anwesenden Räte waren davon tief betroffen. Denn Diepenbrocks Entschluß kam völlig überraschend. Und er schien erst recht unbegreiflich, wenn man daran dachte, wie harmonisch er sich dem Kollegium eingefügt hatte, es ergänzt hatte, und zu welcher kräftigen Mitarbeit er immer bereit und auch fähig war.

Freilich verstand man dann wohl auch wieder Diepenbrocks Handlungsweise. Man hatte ja selber wahrnehmen müssen, welche Stimmen seit seiner Ernennung gegen ihn laut geworden waren. Es waren die Stimmen des Neides, mit dem man im Klerus auf Diepenbrock blickte. Sie hatten sich das Jahr über nicht verloren, sondern dauerten fort. Man sah es als ein Unrecht an, daß das Domkanonikat dem noch so jungen und in der praktischen Seelsorge unerfahrenen, auch unverdienten Diepenbrock übergeben worden war, der darüberhinaus ein Fremder in Bayern, ein Ausländer war. Wohl nur allzuoft und deutlich hatte Diepenbrock diesen Vorwurf wahrhaben und all die Vorbehalte hinnehmen müssen, die gegen ihn selber und gegen seine Tätigkeit gehegt wurden. Und er wurde von diesem Neid und allem, was sich an ihn knüpfte, nur um so empfindlicher verletzt, je länger er anhielt.

Hinzu aber trat, daß Diepenbrock auch selbst den Besitz der Domherrnwürde als Unrecht empfand gegenüber all den älteren und verdienteren Geistlichen, die seinethalben hintangesetzt und übergangen worden waren. Diese Überzeugung stand wie eine Anklage vor ihm, die er selber gegen sich erhoben hatte. Und auch die Gewißheit, daß er gewissenhaft und auch wirkungsvoll seiner Pflicht genügt hatte, richtete hier nichts aus. Die anklagende Stimme in ihm tönte fort. Sie nahm ihm auch allen Mut weiterzuarbeiten.

Eine gewisse Beruhigung bot ihm alleine der Umstand, daß er ohne alles eigene Zutun, vielmehr gegen sein heftiges Widerstreben, zum Domherrn ernannt worden war. Diese Tatsache mußte auch den ärgsten Neidern Zügel anlegen. Trotzdem war Diepenbrocks Name nun sogar im Landtag gefallen. Der Landtag des Jahres 1831 war von den heftigsten Angriffen gegen Schenk begleitet. Alle Anklagen der liberal gesinnten

[44] Diepenbrock an Ordinariat, Regensburg, 8. Mai 1831, BZAR Generalia A 13.
[45] BZAR, Protokoll des Ordinariats, 11. Mai 1831.

Gegner aber zielten im letzten darauf, Schenk zu stürzen. Man wollte damit die romantischen Ideale der kirchlichen Restauration und der streng monarchischen Staatsauffassung treffen. Sie schienen der Opposition vor allem durch das Ministerium Schenks grundgelegt und gefördert zu werden. So bekämpfte man Schenk als den Verfechter des rein monarchischen Prinzips, der aristokratischen Grundsätze, des Katholizismus und unterstellte ihm, den König von allen gegenwartsbezogenen und freisinnigen Reformen zurückzuhalten, sah in ihm also den Gegner aller Aufklärung[46]. So stand hinter den einzelnen Streitpunkten und Phasen der Auseinandersetzung in Wirklichkeit der Kampf zweier Weltanschauungen: der Aufklärung und der Romantik[47]. Und in den Debatten hatte man Schenk unter anderem nun auch Diepenbrocks Ernennung zum Domherrn in Regensburg zum Vorwurf gemacht. Sie sei von ihm ungerechtfertigtermaßen betrieben worden.

Da aber glaubte Diepenbrock keinen Augenblick mehr länger in seinem Amt verweilen zu dürfen. Er handelte rasch und entschieden. Eine zweifache Gewissensnot drängte ihn dazu. Seine Ernennung sollte weiterhin weder der Beförderung anderer hinderlich sein noch Schenk belasten. Aber auch sein persönliches Ehrgefühl war nun durch all den Neid und die geäußerte Mißgunst zu tief angegriffen, als daß er noch länger hätte zögern können. So hatte er seine Resignation eingereicht. Freilich wußte er, wie sehr er mit ihr alle, die ihm nahestanden, treffen mußte, allen voran Sailer. Gewiß hätte er ohne diese echten Gewissensgründe diesen äußersten Schritt nicht getan. Nun aber schien er ihm unausweichlich gefordert zu sein.

Wohl seit langem schon hatte Diepenbrock der vertrauteren Umgebung sein Mißbehagen geklagt und auch die Absicht angesprochen, zu resignieren. So war man hier auf seine Entscheidung irgendwie vorbereitet und gefaßt, dafür aber um so unmittelbarer von ihr berührt. Denn man sah, daß in ihr nicht nur seine augenblickliche Niedergeschlagenheit und Verdrossenheit enthalten war, sondern zugleich sein ganzes früheres Sträuben und inneres Widerstreben, das ihm von Anfang an die Übernahme der Domherrnwürde so schwer gemacht hatte. Alles war nun wiedergekehrt und aufs neue in ihm aufgebrochen. Und es schien ihn mit noch größerer Eindringlichkeit zu bedrängen als je zuvor. Sehr vieles war also zusammengekommen und man war erschrocken darüber.

Auch diese persönlichen Beweggründe seines Entschlusses hatte Diepenbrock freimütig in seinem Schreiben an das Ordinariat ausgesprochen. Da war seine Überzeugung, daß er für dieses Amt und dieses Amt für ihn nicht tauge, weil seine ganze Wesensanlage, seine Gemütsverfaßtheit zu ganz anderem hinneige und vor allem weil die Vorstellung, die er dem Priesterberuf und dem priesterlichen Leben zugrundelegte, ihn zu einem Leben in der Stille und Zurückgezogenheit hinzog. Nun aber hemmten Pflichten aller Art, die ihm äußerlich durch das Amt auferlegt waren, sein inneres Streben und lähmte umgekehrt dieses innere Streben, wenn es sich einforderte, allen Antrieb bei der Arbeit im Ordinariat und Kapitel. Und trat dann, wie es zuallermeist geschah, noch äußerer Zeitmangel hinzu, so schien ihm diese Arbeit bei den Akten alles geistige und geistliche Leben in ihm zu bedrohen und zu ersticken.

Viele Briefe enthielten diese und ähnliche Klagen. Diepenbrock wollte wieder ausschließlich der bischöfliche Sekretär Sailers sein und bei ihm seinen stillen Dienst tun, der ihm auch noch Zeit übrig ließ, seine literarischen Neigungen zu pflegen. Hinzu aber kam seine Überzeugung, daß er gesundheitlich auf Dauer die ihn treffenden

[46] Vgl. Schenk an Ludwig I., München, 22. Mai 1831. Spindler, Briefwechsel, 191.
[47] Spindler, Briefwechsel, XXXIV–XL.

Amtspflichten nicht erfüllen könne, weil er sich nun endgültig ans Schreibpult verwiesen sah und alle Möglichkeiten zu körperlicher Bewegung, die seiner Gesundheit notwendig war, immer mehr eingeschränkt wurde.

Alle diese Motive hatten sich nun erneut zusammengedrängt. So hatte Diepenbrock auch aus diesen persönlichen Gründen heraus gehandelt, aus dem Bewußtsein, auch hier verantwortlich zu sein, für sich, für das eigene geistliche Leben. Auch von hier her war er zu seiner Entscheidung gedrängt worden. Und wenn er dabei auf das zurückliegende Jahr blickte, fühlte er sich dazu nur um so mehr berechtigt. Denn die gemachten Erfahrungen schienen seine Befürchtungen, deretwegen er schon die Annahme der Domherrnstelle verweigert hatte, zu bestätigen. Allen, die ihn zur Annahme gedrängt hatten, hielt er das jetzt wohl auch deutlich vor Augen. Damit glaubte sich Diepenbrock auch gerechtfertigt, vor allen in ihn dringenden Freunden, vor allem vor Sailer und vor seinem Gewissen.

Wohl empfand Diepenbrock auch eine gewisse Genugtuung darüber, daß nun eingetreten war, was er vorausgesagt hatte, nämlich daß seine Ernennung im Klerus unweigerlich eine neidische Stimmung hervorrufen und ihm die Arbeit vergällen würde. Noch ein anderes zeigte sein Rücktritt. Er hatte ganz offensichtlich seine Ernennung zum Domkapitular von Anfang an nur unter der ausdrücklichen Bedingung angenommen, sich selber den Rücktritt vorzubehalten, und das Amt so gewissermaßen nur vorläufig und auf Probe übernommen. Dieser Vorbehalt war freilich nirgends schriftlich festgehalten. Er konnte das auch gar nicht sein, vor allem nicht in den amtlichen Dokumenten. Trotzdem glaubte Diepenbrock, jetzt diesen Vorbehalt einlösen zu können. Auch unter dieser Rücksicht fühlte er sich durchaus berechtigt, sein Domkanonikat zurückzugeben.

Innere und äußere Beweggründe spielten hier also ineinander. Diepenbrock war sich ihrer wohl bewußt und gestand sie auch ehrlich ein, vor sich und vor anderen. Ausschlaggebend war in allem seine eigene innere Abneigung gegen dieses Amt. Hieran hatte sich das ganze vergangene Jahr nichts geändert. Letztlich war das auch jetzt der wahre Beweggrund seines Handelns. Alles übrige kam verstärkend hinzu. Den äußeren Anlaß boten schließlich die politischen Vorgänge um Schenk, bei denen auch sein Name genannt worden war. So trat Diepenbrock mit seinem gewiß schon länger gehegten Entschluß hervor, und zwar durchaus gewillt, ihn gegen den Einspruch aller noch so nahestehender Freunde, auch Sailers selber, durchzusetzen.

Im Geistlichen Rat reagierte man auf Diepenbrocks Rücktrittserklärung spontan. Man beschloß sofort, Sailer dringend zu bitten, die Resignation nicht anzunehmen[48]. Einstimmig trug das ganze Kollegium diesen Beschluß. Für ihn hatte sich vor allem Wittmann eingesetzt, der Diepenbrock seit den ersten Tagen seiner Übersiedlung nach Regensburg kannte und schätzte. Dieses Schreiben an Sailer wurde noch am selben Tag aufgesetzt. Es war eigentlich nichts anderes als ein Ehrenzeugnis für Diepenbrock[49]. Sein sicheres Urteil, sein rascher Zugriff, seine Beharrlichkeit und Festigkeit in der Durchführung und Durchsetzung der gefaßten Beschlüsse, vor allem auch die Schnelligkeit und Gediegenheit seines Arbeitens ernteten stets den ungeteilten Beifall, auch die Bewunderung aller Kapitulare. So hatte man schließlich die Ernennung Diepenbrocks als ein wahres „Gnadengeschenk" des Königs, wie man sich ausdrückte, anzusehen gelernt.

[48] BZAR, Protokoll des Ordinariats, 11. Mai 1831.
[49] Ordinariat an Sailer, Regensburg, 11. Mai 1831, BZAR Generalia A 13.

Alle Hochschätzung und alles Vertrauen hatten die Kapitulare hier für Diepenbrock ausgesprochen und bezeugt. Fast unabweisbar eindringlich war dargetan, daß man auf die weitere Mitarbeit Diepenbrocks nur schwer verzichten wolle und verzichten könne. Tatsächlich hatte man in seine Begabung alles Zutrauen gefaßt. Den Neid in der Geistlichkeit aber wies man als unberechtigt zurück und sprach die Überzeugung aus, daß wohl kein einziger der Neider den Vergleich mit Diepenbrock wagen könne. Als die entscheidende Frage aber trug man Sailer vor, ob denn wirklich bloßer, dazu unberechtigter Neid für eine Entscheidung bestimmend sein dürfe, die das ganze Kollegium des Geistlichen Rates und Domkapitels träfe und beeinträchtige.

Mit dieser Erklärung glaubte man auch Diepenbrock selber die Berechtigung entzogen zu haben, seine Resignation weiterhin aufrechtzuerhalten. Denn nun konnte er sich nicht mehr mit Recht verweigern und zurückziehen. So empfand man im Geistlichen Rat. So fügte sich auch von selber die Bitte an Sailer um den Verbleib Diepenbrocks im Amt an. Und wie um dem Gesagten Nachdruck zu verleihen, wurde diese Bitte ausdrücklich im Namen des zweifachen Kollegiums des Geistlichen Rates und des Kathedralkapitels ausgesprochen.

Sailer verwandte nun dieses schöne Zeugnis der Kapitulare in seiner Erwiderung an Diepenbrock, die er am nächsten Tag, den 12. Mai, niederschrieb und Diepenbrock zugehen ließ[50]. Er fügte es fast ganz als Zitat ein. Gewiß hatte Sailer, was er darin darüberhinaus aussprach, Diepenbrock noch eindringlicher selber gesagt. Und wohl vieles noch hatte er Diepenbrock im vertraulichen Gespräch dann geantwortet und zu bedenken gegeben, wenn ihm dieser noch einmal die Beweggründe seines Handelns, die äußeren und inneren, anvertraut hatte. So teilte er ihm jetzt auch die Erklärung und Bitte des Geistlichen Rates mit und fügte hinzu, daß sie ihm ganz aus dem eigenen Herzen gesprochen sei, wie Diepenbrock selber am besten wisse. Um so mehr aber wiederhole er ihm jetzt das, was er ihm sogleich zur eingereichten Resignation gesagt habe, nämlich, daß er als Bischof seine Resignation nicht annehmen könne, nicht annehmen dürfe und auch nicht annehmen werde.

Dazu hielt ihm Sailer noch das drastische Bild vor Augen, daß seine Resignation, sollte sie von ihm wirklich durchgesetzt werden, nichts anderes sei als ein geistlicher Mord, den er an sich selbst verübe. Dazu stellte er ihm die Frage, ob nun, nachdem erst vor kurzem Kapitular Eder[51] gestorben sei, dem Geistlichen Rat ein weiteres tüchtiges Mitglied verloren gehen dürfe und zwar durch den unnatürlichen Tod eines geistlichen Selbstmordes. Mit einem „Gott verhüte es" schloß Sailer diese Frage und wies sie Diepenbrocks Gewissen zu. Und er forderte Diepenbrock eindringlich auf, seine Resignation zurückzunehmen. Gewiß trafen Diepenbrock diese Worte tief. In einer Abschrift hatte Sailer seine Erwiderung auch dem Ordinariat mitgeteilt. Sie rief dort große Genugtuung hervor[52]. So sah man nun mit einiger Zuversicht dem weiteren Gang der Dinge entgegen.

Allerdings war die Sache damit nicht abgetan. Denn Diepenbrock war zu diesem Zeitpunkt nicht bereit, seine Resignation zurückzuziehen. So ging alles den amtlichen Weg weiter bis nach München vor den König. Auch hier hatte Diepenbrock nachhaltig um seine Entlassung gebeten, dazu um die Verleihung eines Benefiziums nach-

[50] Sailer an Diepenbrock, Regensburg, 12. Mai 1831, ebenda.

[51] Friedrich Eder war am 2. Mai 1831 gestorben. Für ihn wurde Gregor Grundler ernannt, geb. 17. November 1779, Priester 2. September 1804, als Domherr installiert 21. April 1831, gest. 2. Juli 1855.

[52] BZAR, Protokoll des Ordinariats, 14. Mai 1831.

gesucht. Zugleich aber hatte auch Wittmann nach München geschrieben und gegen Diepenbrocks Gesuch Einspruch erhoben[53]. Wittmann tat das im ausdrücklichen Auftrag des Regensburger Domkapitels. Zugleich stand dahinter vor allem auch seine eigene Überzeugung. So war der geschlossene Widerstand, auf den Diepenbrocks Resignation im Kapitel traf, zweifellos auch auf die entschiedene Initiative Wittmanns zurückzuführen. Wittmann setzte sich rückhaltlos für Diepenbrocks Bleiben ein, in Regensburg wie in München[54]. Darin zeigt sich die Wertschätzung, die Diepenbrock bei Wittmann tatsächlich genoß. Gewiß blieb das, vor allem im Regensburger Klerus selbst, nicht ohne Wirkung.

In München hätte es dieses Auftretens Wittmanns aber gar nicht bedurft. Denn hier traf Diepenbrocks Gesuch von vornherein auf Ablehnung. Sowohl Ludwig als auch Schenk waren von seiner Eignung, von seinen Kenntnissen, vor allem von der Redlichkeit seines Charakters nur allzu sehr überzeugt und eingenommen. Außerdem wußten beide um die Achtung, die sich Diepenbrock in der kurzen Zeit seines Tätigseins bei allen Kapitularen erworben hatte. Und nicht zuletzt kannten beide die Meinung Sailers. Vor allem aber wollte Schenk die Ausfälle und Angriffe seiner Gegner im Landtag, von denen er wußte, daß sie ausschließlich ihm selber galten, auch tatsächlich auf sich selbst eingeschränkt wissen. Nur ein einziges Opfer war er der Opposition zu bringen bereit, das Opfer der eigenen Person[55].

Schon seit längerer Zeit hatte Schenk diesen Gedanken erwogen und ihn, als ihm seine Stellung immer unhaltbarer und für den König nachteiliger schien, als unumgänglich erachtet. Um so mehr aber war er darauf bedacht, daß niemand sonst von seinem eigenen Sturz erfaßt und mitgerissen würde, vor allem nicht Diepenbrock, mit dem ihn so vieles verband und dessen Ernennung auch sein Werk war. Und der König dachte ebenso. Nur mit schwerem Entschluß hatte er am 24. Mai 1831 in die Bitte Schenks um Entlassung eingewilligt, die Schenk zwei Tage zuvor dringend gestellt hatte. Er ernannte Schenk, wie es dessen eigener Wunsch war, zum Regierungspräsidenten des Regenkreises. Am 1. Juni konnte Schenk das neue Amt antreten[56]. Diepenbrock aber sollte an seiner Stelle bleiben.

Bereits am 19. Mai 1831 war die endgültige Zurückweisung seiner Resignation von München her erfolgt. Sie war allerdings in eine Bitte gekleidet, deren Bestimmtheit aber nichts zu zweifeln übrig ließ. Der mißbilligenden Äußerungen wegen, die in die Öffentlichkeit gedrungen seien, könne sich der König nicht bestimmen lassen, in die gebetene Entlassung einzuwilligen. Vielmehr erwarte er, daß Diepenbrock von seinem Entschluß selber zurücktrete, da er diesem nur ungern die Genehmigung erteile. Darunter aber stand der eigenhändige Namenszug Ludwigs und Schenks[57].

Am 28. Mai hielt Diepenbrock diese Aufforderung in Händen. Noch am selben Tag machte er sie dem Ordinariat bekannt. In Bezug auf sein Resignationsgesuch fügte er allerdings hinzu: „... so sehe ich mich bemüßigt, dasselbe einstweilen zurück-

[53] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 116 f. – Dabei übertreibt Charlotte von Neumayr, wenn sie Diepenbrocks endliches Verbleiben im Domkapitel ausschließlich auf das Einschreiten Wittmanns zurückführt.

[54] Der die Ernennungen des Regensburger Domkapitels behandelnde Akt im Bay HStA (MK 742/3, Ernennung der Regensburger Kapitulare 1821–1874) ist im zweiten Weltkrieg verbrannt. In ihm wären wohl alle hierzu treffenden Schriftstücke enthalten.

[55] Schenk an Ludwig I., München, 18. Mai 1831. Spindler, Briefwechsel, 189.

[56] Ebenda, 190–193. – Bay HStA MInn 35727.

[57] Staatsarchiv Amberg, Reg. KdI 11221.

zunehmen, und für die unangenehme Empfindung, die es mir verursacht, unwillkürlich solchen Männern im Wege zu stehen, welche wegen ihrer Verdienste einen näheren Anspruch auf meine Stelle machen zu können glauben, mich durch das hohe Vertrauen zu trösten, welches nicht nur Sr. M. der König, sondern auch mein hochwürdigster Herr Bischof, so wie das hochwürdigste bischöfl. Ordinariat und Domkapitel in so unverdientem Maße mir zu beweisen die Gnade hatten ..."[58]. Das klang ein wenig entmutigt, zeigte aber noch einmal, wie sehr Diepenbrock von der Richtigkeit seiner Entscheidung überzeugt war und auch die Rücknahme seiner Ernennung erwartet hatte. Der ganze Vorgang aber enthielt für ihn persönlich in keiner Weise etwas Demütigendes. Das Gegenteil war der Fall.

Im Ordinariat war Diepenbrocks Schreiben in der Sitzung vom 31. Mai vorgetragen worden. Man war allgemein zufrieden über diesen Ausgang. Und das Protokoll vom Tage schloß in der gemeinsamen Conclusio die ganze Episode mit dem kurzen und lapidaren Vermerk „Ad acta"[59]. So war formell und nach außen hin das Ganze beigelegt und beendet.

Gewiß waren die nächsten Freunde während dieser Zeit sehr heftig in Diepenbrock gedrungen und wohl hatte Diepenbrock da auch viele Vorhaltungen und manches Wort der Enttäuschung und des Vorwurfs hören müssen. Das Verhältnis zu Sailer aber konnte hierdurch nicht getrübt werden. Wohl war Sailer vor allen andern betroffen gewesen. Aber er war nicht enttäuscht. Er kannte Diepenbrock wie niemand sonst. So war Sailer unmittelbar mitfühlend und mitempfindend mit ihm. Obwohl Diepenbrock erneut ausdrücklich betont hatte, nur für dieses Mal und einstweilen sein Resignationsgesuch zurückzunehmen, so machte er doch kein zweitesmal den Versuch, sein Amt niederzulegen und von sich abzuschütteln, wie sehr er das bisweilen auch gewünscht hätte.

Einen äußerst offenen Brief schrieb Diepenbrock nun, nachdem alles entschieden war, an Charlotte von Neumayr. Sie hatte Diepenbrock offensichtlich die heftigsten Vorhaltungen gemacht. Dabei hatte sie ihm gewiß nichts erspart. Gerade darin lag ja auch für Diepenbrock der Reiz dieses Briefwechsels mit ihr. So aber antwortete er ihr jetzt auch in demselben Ton. Aus seinem Brief klingt aber doch auch wieder ein gewisser Humor, mit dem er sich schließlich in das Unabänderliche gefunden hatte. Am 22. Mai schrieb er ihr: „Meine leider mißrathene (im doppelten Sinne mißrathene) Resignation dürfen Sie mir aber nicht so hoch anrechnen. Sie wissen ja, daß der Resignations-Vorbehalt die erste Bedingung der Annahme war; und auch meine Gründe können Sie nicht ganz mißbilligen. In der That, ich fühle alle Tage mehr, daß diese Art von Beschäftigung meinem ganzen Wesen nicht angemessen ist, mich eher hindert als fördert in wahrem Vorwärtsschreiten. Ich bedarf eines *lebendigeren* Tagewerkes, das mich durch seinen Gegenstand über mich selbst und die Welt erhebt. Ich bat den Bischof, mir das Predigtamt in der Domkirche zu übertragen; das wäre etwas für mich gewesen; aber es wurde mir abgeschlagen. – Wahrhaftig! ich erschrecke, wenn ich denke, daß ich alt werden, und noch 20 oder 30 Jahre in dieser Weise fortarbeiten soll."[60]

Das war sehr ehrlich und aufrichtig gesprochen. Diepenbrock bekannte sich hier auch offen zu dem ersten und wahren Beweggrund seines Handelns, seinen grund-

[58] Diepenbrock an Ordinariat, Regensburg, 28. Mai 1831, BZAR Generalia A 13.

[59] BZAR, Protokoll des Ordinariats, 31. Mai 1831.

[60] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 22. Mai 1831, Bay Stabi Autographe Melchior Diepenbrock.

sätzlichen Widerwillen gegen das Domherrnamt und die mit ihm verbundene spröde Aktenarbeit, die noch dazu meist mit Ärger verbunden war. So war es durchaus verständlich, wenn er immer wieder an andere Möglichkeiten des Wirkens dachte. Daß er dabei auch auf das Amt des Dompredigers kam, ist kaum verwunderlich. Wirklich war Diepenbrock ein ausgezeichneter Prediger. Auch hier kam ihm sein angeborenes Sprachtalent zustatten. Schon sehr früh konnte man diese Begabung an ihm wahrnehmen.

So erinnerte sich Charlotte von Neumayr lebhaft an eine Begebenheit in Barbing. Sailers Namenstag, der Michaelstag, am 29. September, brachte stets viele Gäste nach Barbing. Zumfelde aber, der in der Dorfkirche die Predigt halten sollte, weigerte sich im letzten Augenblick schlichtweg, vor ihnen zu predigen. Das war von Zumfeldes bescheidener Persönlichkeit her durchaus verständlich. Offenbar aber schonte ihn Diepenbrock nun aber nicht vor allen möglichen Vorhaltungen. Er konnte ihn aber zu nichts bewegen. So entschloß er sich kurzerhand, selbst zu predigen, um die Peinlichkeit der ganzen Situation zu beseitigen. Charlotte von Neumayr aber glaubte, Diepenbrock nie mehr so gewaltig predigen gehört zu haben, als jetzt, wo er ganz aus dem Stegreif heraus sprach[61].

Wenn hier auch manches durch die miterlebte Vorgeschichte und überraschende Wendung überbetont erscheint, so wirft es doch ein bezeichnendes Licht auf Diepenbrocks Redegewandtheit. Sein Predigertalent bewies Diepenbrock auch bei der Predigt auf den Tod von Papst Pius VIII. Er war am 20. November 1830 gestorben. In Regensburg feierte man die Exequien am 22. Dezember. Auf zehn Uhr war das Requiem im Dom angesetzt. Zu ihm waren neben dem Domkapitel auch alle höheren Stände der Stadt, dazu die gesamte Bevölkerung eingeladen[62]. Die um viertel nach neun beginnende Trauerpredigt hatte Diepenbrock übernommen. Es war seine erste Predigt zu einem öffentlichen Anlaß und vor solchem Publikum. Er bewältigte sie glänzend. Und neben anderen war es vor allem Wittmann, der nun den Druck dieser Predigt forderte[63]. So schrieb Diepenbrock an Schenk, sie sei ganz wider seine ursprüngliche Absicht gedruckt worden, fügte aber hinzu: „Ich hielt es für gut, bey diesem Anlaß, ein Wort über den Geist des Katholicismus, auch in Bezug auf die Politik, zu sagen, ein Gegenstand, der in unserer Zeit durch Wort und That nicht selten in ein falsches Licht gestellt wird. Freylich sind meine Worte zu schwach, um viel zu wirken: indeß hat im Dienste der Wahrheit auch ein Obolus, wie im Dienste der Liebe, seinen Werth, und als solchen werden Eure Excellenz ihn gütig aufnehmen.“[64]

Was Diepenbrocks Predigten auch später so sehr auszeichnete, war die bildhafte Eindringlichkeit ihrer Sprache und Gedanken. Hinzu kam der unmittelbare Eindruck, der von Diepenbrocks lebendigem Vortrag selber ausging. So wäre Diepenbrock tatsächlich für das Dompredigeramt vorzüglich geeignet gewesen, wäre seine Berufung ein Gewinn für die Domkanzel gewesen. Er hätte dieses Amt gern übernommen. Dazu hätte sich im Dezember des vergangenen Jahres eine unmittelbare

[61] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 100 f. – Charlotte von Neumayr verlegte diese Begebenheit in das Jahr 1827. Sie irrte dabei ganz offensichtlich in der Rückerinnerung, da Sailer im Jahr 1827 zu dieser Zeit am Rhein war.

[62] Ordinariat Regensburg, 20. Dezember 1830, BZAR Generalia für das Jahr 1830.

[63] Melchior Diepenbrock, Trauerrede auf den Tod Sr. päpstlichen Heiligkeit Pius VIII., gehalten bei den feierlichen Exequien in der Domkirche zu Regensburg, den 22. Dezember 1830 (= Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 5–19).

[64] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 24. Dezember 1830, Bay Stabi Schenkiana II/4.

Gelegenheit geboten. Sailer aber verweigerte sie ihm. Auch hier zeigte sich, wie sehr Sailer Diepenbrock gerade in das Domkapitel wünschte und hier für ihn das am meisten geeignete Wirkfeld sah.

Wie zur Erholung und um Abstand zu gewinnen, suchte Diepenbrock jetzt nach der abgeschlagenen Resignation um Urlaub nach. Er wollte wenigstens für vier Wochen verreisen[65]. Freilich gab es da noch andere Gründe. Diepenbrock wollte nach Bocholt kommen und dort den Vater, der ein wenig kränkelte, zum Namenstag, am 13. Juni, überraschen, so wie er das schon einmal zusammen mit Clemens Brentano getan hatte. Charlotte von Neumayr aber lud ihn ein, über München zu fahren, was Diepenbrock der knappen Zeit halber für die Hinreise nach Bocholt ausschlug, aber für die Rückreise versprach[66]. Am 6. Juni 1831 verließ er Regensburg. Mit ihm brach auch Sailer in der gewohnten Begleitung nach Karlsbad auf[67].

Diepenbrock reiste offensichtlich über Koblenz. Bereits im vergangenen Herbst hatte er Apolonia versprochen, sie dort zu besuchen[68]. Vielleicht reisten nun beide Geschwister gemeinsam weiter nach Bocholt, wo sich auch Clemens Brentano einfand[69]. In Koblenz hatte Diepenbrock inzwischen genügend Freunde, vor allem im Kreis um Dietz. Apolonia war bereits im April des vergangenen Jahres 1830 wieder dorthin zurückgekehrt[70]. Sie betreute dort die von Johann Nepomuk Hubert von Schwerz gestiftete Anstalt für verwaiste Mädchen[71]. Schwerz war ein Freund von Dietz und Anton Diepenbrock. Wohl nicht zuletzt auch deshalb ließ Anton Diepenbrock Apolonia erneut nach Koblenz zurückkehren. Freilich geschah das vor allem auch aus Rücksicht auf ihren eigenen Wunsch. Bereits im Januar 1830 stand ihr Entschluß fest[72]. Auch Diepenbrock, dem Apolonia stets alles, was sie betraf, auch das Persönlichste mitteilte, redete ihr zu. Dahinter stand wohl auch wieder der Rat Sailers. Man wußte, daß Apolonia in Bocholt kaum selber zu einer ihren Wünschen und ihrer inneren Neigung entsprechenden Wirksamkeit finden konnte. In Koblenz aber bot sich dazu jetzt eine neue Gelegenheit. Apolonia arbeitete dort mit den Frauen des Koblenzer Vereins zusammen, unter ihnen vor allem wieder Karoline von Settegast, dazu die Gräfin Amalie von Merveldt. Vier Jahre lang sollte sie die neue Arbeit in Koblenz festhalten. Zuletzt war auch Anton Diepenbrock wieder von Bocholt her zu ihr gezogen[73]. Im Jahr 1831 war auch Clemens Brentanos Schrift „Die Barmherzigen Schwestern" erschienen. Er hatte sie auf seine Kosten in Koblenz drucken lassen und die ganze Auflage dem Koblenzer Frauenverein für die Armenschule geschenkt. An Schenk schrieb Diepenbrock im September über dieses Buch, was er bisher abends daraus vorgelesen hätte, fänden alle vortrefflich[74].

[65] BZAR, Protokoll des Domkapitels, 1. Juni 1831.

[66] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 22. Mai 1831, Bay Stabi, Autographe Melchior Diepenbrock.

[67] Sailer an Schenk, Regensburg, 30. Mai 1831. Schiel II 539 Nr. 539.

[68] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 22. Dezember 1830. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 48.

[69] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 147.

[70] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Bocholt, 24. März 1830, StA Boch 1.2.2.7. 20.

[71] Clemens Brentano an Joseph Görres, Frankfurt, 16. Mai 1830. Görres Bd. 9, 381.

[72] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Bocholt, 28. Januar 1830, StA Boch 1.2.2.7. 20.

[73] Elisabeth Bröker, Zur Diepenbrock-Forschung. Neue Schriftstücke und wiederaufgefundene Briefsammlungen, in: Unser Bocholt 5 (1955) 11. – Plank, Apolonia Diepenbrock, in: Unser Bocholt 36 (1985) 142.

[74] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 28. September 1831, Bay Stabi Schenkiana II/4.

Sehr bald nach seiner Rückkehr von Karlsbad erkrankte Sailer im Juli 1831 schwer. Sein Zustand war so ernst, daß er selber die Sterbesakramente empfangen wollte. Wittmann spendete sie ihm unter Beisein des versammelten Domkapitels. Aber noch einmal erholte sich Sailer[75]. Wieder nahm König Ludwig herzlichen Anteil. Er wurde diesmal durch Schenk unmittelbar über alles unterrichtet. Schenk lebte seit seinem Rücktritt als Innenminister in Regensburg. Er besuchte Sailer während dieser Zeit fast täglich[76]. Schenk konnte dem König bald beruhigende Nachricht über Sailer geben. Schließlich ließ dieser am 20. August 1831 durch Diepenbrock selber an Ludwig schreiben, daß er, wenn auch langsam, auf dem Weg der Genesung sei[77].

Was Sailer in diesen Wochen nicht wenig belastete, war die schwelende, noch ungeklärte Mischehenfrage. Ernsthaft und unversöhnlich schienen hier das Recht der Kirche und das von der Regierung vertretene Staatskirchentum aufeinanderzuprallen. Sailer war es um den Frieden zu tun. Freilich zögerte er nicht, sich rückhaltlos zum kirchlichen Standpunkt zu bekennen. Trotzdem hatte er hier auch eine Front im eigenen Domkapitel gegen sich, die viel unnachgiebiger und härter auftreten und durchgreifen wollte. Schenk urteilte da wohl ganz richtig, wenn er gerade hierin einen nicht unwesentlichen Grund für Sailers neuen Schlaganfall suchte[78]. So hatte Sailer dem König auch in seinem ersten Brief nach seiner Erkrankung, am 20. August, zuallererst die Bitte vorgetragen, hinsichtlich der gemischten Ehen der Gewissensfreiheit der katholischen Geistlichkeit keine Gewalt anzutun[79]. Wohl mußte Ludwig erkennen, wie sehr Sailer gerade diese Frage belastete, auch, daß Sailer bereit war, hier ganz und gar den Standpunkt der Kirche zu vertreten, der mit dem Breve von Papst Pius VIII. vom 25. März 1830 eindeutig umschrieben war, nämlich daß eine konfessionsverschiedene Ehe nur dann eingesegnet werden könne, wenn zuvor die Zusage der katholischen Erziehung der Kinder erfolgt sei. So aber mußte Sailers Bitte auch ein doppeltes Gewicht haben. Bereits am 9. September 1831 schrieb Ludwig an Schenk und durch ihn an Sailer die ernsten und beruhigenden Worte, Sailer solle sich keine Sorgen machen, daß er die Rechte der Kirche beeinträchtigen und das Gewissen der Geistlichen verletzen werde[80]. Ludwig hielt sich an diese Zusage. Das zeigte der weitere Verlauf und die endliche Beilegung des Streits, die freilich endgültig erst nach Sailers Tod erfolgte[81].

Trotzdem zeigte sich hier am deutlichsten die betont staatskirchliche Praxis der Regierung Ludwigs, die in allem nachdrücklich und scharf genug durchgesetzt wurde, selbst wenn sie sich direkt gegen Sailer selber wandte, der sonst dem König in allen Kirchenfragen als Vorbild galt und dessen Einfluß nicht groß genug angesetzt werden kann. Es zeigte sich hier aber auch Sailers absolut treue Kirchlichkeit, die er in allen grundsätzlichen Fragen vorbehaltlos geltend machte, ungeachtet aller möglichen

[75] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 29. Juli 1831. Spindler, Briefwechsel, 199.

[76] Schenk, Sailer und Wittmann, 294 (= Schiel I 710 Nr. 867).

[77] Sailer an Ludwig I., Regensburg, 20. August 1831. Schiel, Sailer und Ludwig I., 153 f. Nr. 72.

[78] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 29. Juli 1831. Spindler, Briefwechsel, 199.

[79] Sailer an Ludwig I., Regensburg, 20. August 1831. Schiel, Sailer und Ludwig I., 153 f. Nr. 72.

[80] Ludwig I. an Schenk, Berchtesgaden, 9. September 1831. Spindler, Briefwechsel, 206.

[81] Zum Ganzen: Schwaiger, Sailer, 149–155.

Folgen für seine eigene Person. Trotz aller vorhandenen Spannungen aber konnte jetzt in Bayern das Schlimmste vermieden werden, während wenige Jahre später im Königreich Preußen diese Frage der Mischehen endgültig den Streit zwischen Recht der Kirche und Staatskirchentum der Regierung entzünden sollte, der dann aber sofort in einen Streit der Konfessionen untereinander umschlug. Auslösend dafür war das sogenannte Kölner Ereignis des Jahres 1837.

Am 17. November 1831 feierte Sailer seinen 80. Geburtstag. Ludwig ehrte ihn mit der Verleihung des Großkreuzes des Civil-Verdienst-Ordens der bayerischen Krone[82]. Als Regierungspräsident des Regenkreises hatte Schenk Sailer diesen Orden zu überreichen. Sailer wollte alles mit der angemessenen Feierlichkeit umgeben wissen. So schlug er Schenk vor, die Ordensverleihung in Anwesenheit des Regensburger Stadtklerus, des Domkapitels und der beiden Kollegiatstifte im großen Saal des Niedermünsters vorzunehmen. Dazu bat er Schenk, die hierzu erforderlichen Einladungen durch Wittmann zu veranlassen, da er selber ja von allem nichts wissen solle[83]. Sailer ging es hier nicht um die eigene Person, sondern um die neue hohe Auszeichnung des Königs. Ihre Überreichung sollte in einem würdigen Rahmen stattfinden. So hatte sich am Vormittag des 17. Novembers alles im Niedermünster versammelt. Mit einer Anrede überreichte Schenk Sailer den Orden im Auftrag des Königs. Sailer selber war so gerührt, daß er nur kurz antworten konnte[84]. Tatsächlich war es Sailers letzter Geburtstag.

Zu Jahresanfang war Sailer erneut schwer erkrankt, erholte sich aber wieder. Wenig später aber machte ihn der frühe Tod Domdechant Mac Ivers am 27. Februar 1832 sehr betroffen. Mac Iver war vor kaum einem Jahr auf seinen Vorschlag hin ernannt worden. Jetzt zielte Sailers Wunsch auf Prentner, was er offensichtlich auch König Ludwig ausdrücklich wissen ließ. Dem Alter und Verdienst nach konnte aus dem Regensburger Domkapitel gar niemand anderer in Frage kommen. Zwar schrieb auch Schenk das dem König, riet aber zugleich zu einer Ernennung aus dem Münchener Domkapitel. Schenks Beweggrund war das Alter Prentners, der weder für Sailer noch für Wittmann eine wesentliche Hilfe bedeuten konnte[85]. Tatsächlich ernannte Ludwig am 19. März Kaspar Bonifaz Urban[86] aus dem Münchener Domkapitel zum neuen Regensburger Domdechant[87]. Auch Urban war Sailer durchaus willkommen. Offensichtlich hatte auch Sailer selber an eine Ernennung aus dem Münchener Metropolitankapitel

[82] Ludwig I. an Sailer, München, 11. November 1831. Schiel, Sailer und Ludwig I., 155 f. Nr. 74. – Bay HStA Ordensakten 12134.

[83] Sailer an Schenk, Regensburg, 15. November 1831, BZAR Sailer Nachlaß A 23.

[84] Schenk, Sailer und Wittmann, 295 f.

[85] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 6. März 1832. Spindler, Briefwechsel, 224.

[86] Kaspar Bonifaz Urban, geboren am 6. Januar 1773 in Oberherrnhausen, trat 1792 in das Augustinerchorherrnstift Beuerberg ein, das nur eine halbe Stunde weit von seinem Heimatort entfernt ist und wo er bereits zur Schule ging. Am 6. Januar 1794 legte er die Profeß ab und nahm den Namen Bonifaz an, am 26. März 1796 empfing er durch Weihbischof Wolf die Priesterweihe. Nach der Säkularisierung Beuerbergs kam Urban als Gymnasiallehrer zunächst nach Landshut, im Jahr 1808 nach München. 1821 wurde er ins Münchener Domkapitel berufen, 1832 zum Domdechant in Regensburg ernannt, später zum Dompropst, Generalvikar und Weihbischof. König Ludwig ernannte ihn am 19. Februar 1842 zum Erzbischof von Bamberg, wo er am 9. Januar 1858 starb. Sein Herz ließ er in die Dorfkapelle seiner Heimat überführen. – Th. Kotschenreuther, Erinnerungen an den Hochwürdigsten, Hochseligen Kaspar Bonifacius von Urban. Erzbischof von Bamberg, Bamberg 1858. – Gatz, Bischöfe, 768 f. (Lit.).

[87] Bay HStA MK 39069.

gedacht, die er allerdings mit Rücksicht auf Prentner nicht so deutlich aussprechen konnte. Sailer ging es wieder um die notwendige Verstärkung des Regensburger Kapitels. Dabei hätte er statt Urban lieber Oettl[88] gewünscht[89]. Oettl war ihm von seinem Landshuter Studium her bekannt und gehörte neben Schwäbl zu seinen unmittelbaren Vertrauenspersonen in München. Urbans Ankunft in Regensburg verzögerte sich. Den ganzen von seiten Sailers und des Domkapitels anfallenden Schriftverkehr erledigte Diepenbrock[90]. Am 3. Mai 1832 wurde Urban schließlich durch Wittmann in sein Amt eingeführt[91].

Im allgemeinen war es bei den letzten Ernennungen der Regensburger Domdechanten üblich gewesen, daß sie aus dem Kapitel selbst gewählt wurden, nicht zuletzt, um den übrigen Kapitularen den Vorteil des Vorrückens zu gewähren. So erwartete man in Regensburg auch zunächst die Ernennung Prentners. Ludwig aber hatte diesmal einen Fremden ernannt und dem Kapitel vorangestellt. Tatsächlich aber bedeutete die Ernennung Urbans für das Kapitel einen großen Gewinn. Urban besaß von Anfang an aller Hochachtung. Sehr bald verband ihn auch mit Diepenbrock nähere, vertraute Freundschaft. Und zweifellos gehörte Urban zusammen mit Diepenbrock in allen späteren Jahren zu den beiden wirklich markanten und prägenden Persönlichkeiten des Domkapitels.

Bereits am 16. Mai erkrankte Sailer erneut an einem Schlaganfall. Er wiederholte sich bereits zwei Tage später. Diesmal gab auch Proske alle Hoffnung auf. Am 20. Mai starb Sailer[92]. Zutiefst betroffen schrieb Diepenbrock am nächsten Tag an Clemens Brentano: „Liebster Clemens! Das, wovor ich seit Jahren täglich zitterte, ist geschehen, der geliebte, der liebenswürdigste Vater Sailer ist heimgegangen. Gestern Sontag Morgen 5 Uhr, gerade als man das Angelus läutete, fing auch für ihn der ewige Sabbat an. Er hatte mehrere Tage zuvor einen neuen Rückfall erlitten, der sich in der Nacht vom Mittwoch auf den Donnerstag schlagartig wiederholte; er war aber voll Besinnung, kannte uns alle, lächelte jeden mit unaussprechlicher Liebe an, empfing am Samstag Morgen aus den Händen des Bischofs Wittman die h. Sterbesakramente; reden konte er nicht mehr, weil die Zunge u. die ganze rechte Seite gelähmt war; als aber Wittman weggehend ihm dankte für alles Gute, das er dem Bisthum und ihm persönlich erwiesen, führte er mit unaussprechlichem Liebesausdruck die halbgelähmte linke Hand an den Mund, u. dann gegen ihn, als wollte er ihm den letzten Friedenskuß reichen. Bis Samstag Nachmittag 3 Uhr kante er noch alle Leute, lächelte jeden freundlichst an, u. stammelte eine freundliche Silbe halbverständlich; von 3 Uhr an fiel er in Schlummer und dieser dauerte fort bis zum Tode, der Athem wurde immer kürzer, der Puls unregelmäßiger, und so schlief er endlich ein, sanft wie er gelebt hatte. Seine Leiche ist die schönste, die ich je gesehen, zwar etwas eingefallen um den Mund herum, aber der liebliche Todesernst des Christen ruht in allen Zügen. Jeder der

[88] Georg Oettl, geboren am 26. Januar 1794, wurde am 6. Februar zum Priester geweiht. Auf Empfehlung Sailers hin war er von 1821 bis 1829 Religionslehrer der Kinder des Kronprinzen und Königs Ludwig (Schiel, Sailer und Ludwig I., 18 f.). 1829 wurde er ins Münchener Domkapitel berufen, 1832 dort zum Dechant ernannt, 1846 zum Bischof von Eichstätt, nicht zuletzt auf den unmittelbaren Einfluß Diepenbrocks hin. – Brun Appel, Johann Michael Sailer und Johann Georg Oettl in ihrem Briefwechsel, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 16 (1982) 365–428. – Gatz, Bischöfe, 542–544.

[89] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 4. Mai 1832. Spindler, Briefwechsel, 225.

[90] BZAR BDK 54, Bonifaz Urban.

[91] BZAR, Protokoll des Domkapitels, 3. Mai 1832.

[92] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 20. Mai 1832. Spindler, Briefwechsel, 231 f.

ihn sieht auch der unempfindlichste wird zu Tränen gerührt. – Ich kann es immer noch nicht glauben, ich bin wie betäubt und dabei von allerhand äußern Sorgen hundertfach in Anspruch genommen; Gerichtsobsignationen, Besorgung der Leichenfeier etc. Auch hat er mich und Domherrn Redel zu Executoren ernannt. Therese ist höchst betrübt aber doch gefaßter und ergebener, als ich hoffen durfte. Der Geist des liebenden Onkel wird sie auch in dieser Trübsal trösten. – Wie einsam und verlassen ich hier stehe, kanst du dir denken! Ich kann und mag nicht in die Zukunft blicken; Gott wird alles recht machen ...“[93]. Im Domkapitel hatte man einstimmig Wittmann zum Kapitularvikar gewählt[94].

Die Leiche Sailers war drei Tage lang im Niedermünster aufgebahrt, wo die Bevölkerung von ihr Abschied nehmen konnte. Über 10000 Menschen sollten dorthin gekommen sein. Diepenbrock hatte eine Totenmaske anfertigen lassen, dazu eine Handzeichnung des Aufgebahrten[95]. Am Nachmittag des 23. Mai bestattete man Sailer im rechten Seitenschiff des Doms. Die allgemeine Teilnahme war so groß, daß der Leichenzug vom Niedermünster zum Dom über eine Stunde dauerte. Da die beiden Vettern Sailers nicht rechtzeitig nach Regensburg hatten kommen können, gingen Schenk, Proske und Diepenbrock als unmittelbar Trauernde hinter dem Sarg her[96].

Für Diepenbrock bedeutete der Tod Sailers den tiefsten Einschnitt in seinem Leben. „O Gott, ein solches Herz voll Liebe und Theilname an allem guten, wie das seinige, wo ist es wieder zu finden? nirgends auf der Welt, und sein Tod macht die Erde ärmer, als einer glaubt“, schrieb er am 24. Mai, einen Tag nach Sailers Begräbnis, an Clemens Brentano[97]. Und das war von ihm durch und durch echt empfunden. Nicht zuletzt deshalb stellte sich für ihn jetzt ein so nachdrückliches Gefühl des Verlassenseins ein. In jedem seiner Briefe sprach er davon, wie isoliert er jetzt in Regensburg dastehe. Das konnte sich kaum auf seine amtliche Stellung im Domkapitel beziehen, sondern es zeigte nur, wie sehr ihn bisher ausschließlich Sailer an Regensburg gebunden hatte, zeigte die innere Lücke, die sein Tod nun in ihm zurückließ.

So stellte sich für Diepenbrock bezeichnenderweise jetzt auch wieder ernsthaft die Frage, ob er sein Domkanonikat weiterhin behalten oder Regensburg verlassen sollte. Auch diese Frage behandelte nun jeder seiner vertrauteren Briefe[98]. Diepenbrock dachte dabei wieder vor allem an ein kleineres Benefizium, womöglich in einer Stadt mit einer guten Bibliothek, wo er auch seine literarische Vorliebe pflegen konnte. Das entsprach zugleich seinem grundsätzlichen Wunsch nach einem weniger mit den Akten, mehr mit der lebendigen Wahrheit beschäftigten Beruf, wie er Passavant am 7. Juni 1832 schrieb. So war das einzige, was ihn zunächst noch in Regensburg hielt, die dringende Mahnung Sailers, der ihn noch kurz vor seinem Tod aufgefordert hatte auszuharren. Allein um Sailers Mahnung willen war Diepenbrock auch bereit dazu, obwohl ihm sein Amt bisher in keinem Augenblick wirkliche Freude gemacht hatte.

Freilich hing vieles auch davon ab, wer zum neuen Bischof ernannt würde. Allgemein hoffte man auf Wittmann. Diepenbrock hatte in diesem Sinn auch selber auf

[93] Diepenbrock an Clemens Brentano, Regensburg, 21. Mai 1832, StA Boch 1.1.7. 35 (= Finke, Zur Erinnerung, 234 f. mit groben Lesefehlern).

[94] BZAR, Protokoll des Domkapitels, 6. Juli 1832. – BDK XVI 145. – OA 1996.

[95] Diepenbrock an Clemens Brentano, Regensburg, 21. Mai 1832, StA Boch 1.1.7. 35.

[96] Ebenda.

[97] Ebenda.

[98] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 7. Juni 1832. Gedenkblätter an Passavant, 27–29, und an Christian Brentano, Regensburg, 16. Juni 1832, FDH HS 11386.

Schenk eingewirkt. Tatsächlich hatte auch Sailer Wittmann zu seinem Nachfolger gewünscht[99]. Freilich wußte man auch, daß Wittmann eine solche Ernennung nur schwerlich annehmen würde. In Wirklichkeit aber war er der einzige, der in Frage kommen konnte. Schenk hatte das dem König auch dringend genug nahegelegt, ihm aber zugleich im Fall von Wittmanns Ablehnung Urban vorgeschlagen[100].

Am 1. Juli 1832 war Ludwig von der Besichtigung des Walhallabaus her nach Regensburg gekommen. Er nahm am nächsten Morgen an der Sonntagsmesse um 6 Uhr früh im Dom teil. Wittmann empfing ihn dort mit dem Domkapitel und führte ihn zum Hochaltar. Da fragte Ludwig nach Sailers Grab. Noch während ihn Wittmann zu ihm führte, sagte Ludwig so laut, daß alle Begleitenden es hören konnten, daß er ihn hiermit zu Sailers Nachfolger ernenne. An Sailers Grab wiederholte er das. Zugleich sagte er von sich aus die Stiftung und Errichtung eines Denkmals zu. Es wurde später von dem Münchener Bildhauer Konrad Eberhard ausgeführt[101]. Diepenbrock, der das alles unmittelbar miterlebte, setzte darüber einen kurzen Artikel auf und schickte ihn an die Eos, wo er auch am 7. Juli abgedruckt wurde[102]. Das geschah nicht ohne Absicht. Einmal ehrte der ganze Vorgang Wittmann. Zum anderen aber wollte Diepenbrock den König damit an seine Zusage des Sailerdenkmals im Dom binden.

Am Grabe Sailers aber hatte Ludwig zu Schenk gewendet noch gesagt, „Mir ist ein Schutzgeist gestorben“[103]. Wer das Verhältnis kannte, in dem der König zu Sailer stand, wußte, daß das ernst gemeint war. Wenn Ludwig dann aber auf die Frage, ob er Sailers Totenmaske sehen wolle, antwortete, er könne ihren Anblick noch nicht ertragen, dann sprach daraus doch die ganze überschwengliche Sentimentalität, die durchaus wahr empfunden, aber eben kennzeichnend für diese Zeit war.

Gleich nachdem die unmittelbaren Trauerfeierlichkeiten vorüber waren, hätte Diepenbrock am liebsten Regensburg für einige Zeit verlassen. Sailer aber hatte ihn zusammen mit Redl zu seinem Testamentsexekutor eingesetzt[104]. So war er festgehalten, obwohl er gern, wie er Clemens Brentano schrieb, um sich von allem zu erholen, nach Frankfurt gekommen wäre[105]. Das klang wie eine Ausflucht und wäre auch eine solche gewesen. Diepenbrocks Wunsch aber war verständlich. Auch aus ihm sprach seine große Betroffenheit. Er konnte aber auf absehbare Zeit Regensburg nicht verlassen. So mußte er auch Passavants wohl für den Herbst ausgesprochene Einladung nach Frankfurt vorerst offenlassen, obwohl er gern gereist wäre[106]. Tatsächlich war jetzt vieles zu erledigen, mußte der ganze materielle Nachlaß Sailers, der eigentlich nur aus Möbeln und Büchern bestand, gesichtet und geordnet werden, mußten dann die Versteigerungen durchgeführt werden. Das alles ging jetzt unmittelbar Diepenbrock an.

So lud er jetzt umgekehrt Clemens Brentano ein, zu ihm nach Regensburg zu kommen. Hierin spiegelte sich doch wieder die ganze vertraute Stellung wider, die Clemens Brentano in Wirklichkeit zu den Geschwistern Diepenbrock einnahm.

[99] Ebenda.

[100] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 16. Juni 1832. Spindler, Briefwechsel, 233.

[101] BZAR OA 2207.

[102] Eos, 7. Juli 1832.

[103] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, Regensburg, 9. Juli 1832. Clemens Brentano, Bd. 9, 272 f.

[104] Testament Sailers, 26. Januar 1832. Schiel I 711–714 Nr. 869 a.

[105] Diepenbrock an Clemens Brentano, Regensburg, 24. Mai 1832, StA Boch 1.1.7. 35.

[106] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 7. Juni 1832. Gedenkblätter an Passavant, 28.

Zwischen ihm und Apolonia war es zwar gerade in letzter Zeit immer wieder zu Verstimmungen gekommen, die aber von Clemens Brentano ausgelöst worden waren und Apolonias Aufenthalt in Koblenz betrafen[107]. Trotzdem konnte das Apolonias Freundschaft in keiner Weise trüben. Zweifellos zählte Clemens Brentano seit den Holtwicker Herbsttagen des Jahres 1818 zu den vertrautesten Freunden der Geschwister Diepenbrock, vor allem Melchior Diepenbrocks, ungeachtet aller Unterschiede, die in beider Persönlichkeit selber lagen. Freilich dachte Diepenbrock wohl auch deshalb jetzt an Clemens Brentano, weil dieser als einziger von seinen Freunden an keinen festen Ort und Beruf gebunden war und es sich daher einrichten konnte, nach Regensburg zu kommen. Denn ganz offensichtlich beredete er ihn zu einem längeren Aufenthalt. Brentano ging auf die Bitte Diepenbrocks ein, zögerte aber zunächst doch noch und schrieb sogar an Apolonia nach Koblenz, er sei sich gar nicht sicher, ob Melchior wirklich sein Kommen so dringend wünsche, wie er es ihm schreiben würde[108].

Darin klang zugleich das ganze Wissen Clemens Brentanos um den Unterschied seiner und Diepenbrocks Wesensart, das sehr leicht zu Spannungen führen konnte. So hatte Brentano auch hinzugesetzt, gern würde er jetzt nicht nach Regensburg reisen. Er wollte auch ursprünglich, Frankfurt verlassend, wieder nach Koblenz gehen, wo Apolonia war. Sie hätte er jetzt auch sehr gern mit nach Regensburg kommen sehen. Apolonia aber konnte sich zunächst nicht von Koblenz trennen. Daher war Brentanos Bemerkung bezüglich der bevorstehenden Regensburgreise durchaus auch auf sie zugeschnitten und bedeutete daher auch nicht eine ausschließliche Abneigung gegen einen Aufenthalt in Regensburg. Andernfalls wäre er kaum dorthin gezogen. Tatsächlich aber hatte er auch bereits in früheren Jahren geplant, für längere Zeit nach Regensburg überzusiedeln. Freilich war Sailer jetzt tot. Aber auch das unmittelbare Zusammenleben mit Diepenbrock war für Clemens Brentano anziehend genug. Beide Freunde verband ja sehr vieles miteinander. Offensichtlich drängte Diepenbrock Brentano zu möglichst raschem Kommen und machte ihm auch bereits Vorwürfe für sein Zögern[109]. Am 7. Juli traf Clemens Brentano in Regensburg ein[110]. Tatsächlich half er Diepenbrock über die erste und schlimmste Zeit nach Sailers Tod hinweg. Und Mitte August schrieb er Apolonia nach Koblenz durchaus zufrieden und sehr bezeichnend, er und Melchior hätten in den sechs Wochen seines Hierseins auch noch nicht den mindesten Widerspruch untereinander gehabt[111].

Zunächst wohnte Diepenbrock noch weiterhin im bischöflichen Palais. Auch Clemens Brentano war zu ihm dorthin gezogen und bewohnte das Zimmer neben dem seinen im Südflügel des Gebäudes[112]. Aber es stand zu dieser Zeit bereits fest, daß Diepenbrock in eine der ihm als Domkapitular zustehenden Domherrnwohnungen unter den Schwibbögen an der Donau umziehen mußte. Diese Wohnung lag zwar noch

[107] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 20. Dezember 1830 u. 20. November 1831. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 43–52.

[108] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock. Ebenda, 55. – Der Brief ist undatiert, muß aber kurz vor Brentanos Abreise nach Regensburg niedergeschrieben sein. Brentano traf am 7. Juli 1832 in Regensburg ein (Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 149).

[109] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, Frankfurt, 26. Juni 1832. Clemens Brentano, Bd. 9, 270.

[110] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 149.

[111] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832, in: Gerhard Schaub, Ein unbekannter Brief Clemens Brentanos, in: Euphorion 62 (1968) 349.

[112] Vgl. die Skizze, die Brentano seinem Brief an Apolonia beigegeben hat: Schaub, Ein unbekannter Brief, 348 f.

näher am Dom als das Niedermünster, war aber weniger schön. Die kommenden Monate aber blieb er noch im Niedermünster.

Auch Therese blieb zunächst bei Diepenbrock[113]. Ihre weitere Zukunft war noch ungewiß. Freilich war es absehbar, daß sie entweder bei Diepenbrock bleiben oder zu ihrem Vetter, dem Pfarrer von Aislingen, ziehen würde, vor allem jetzt, als kurz nach Sailers Tod auch Juliana, eine Nichte Sailers, die bisher den Aislinger Pfarrhaushalt geführt hatte, gestorben war[114]. Sailer selber hatte für seine unmittelbar Hinterbliebenen nur wenig vorgesorgt. So brachte auch alles, was Therese, die ihm 30 Jahre lang den Haushalt geführt hatte, erbte, nicht mehr als 300 Gulden jährlich ein. Um so mehr sah sich jetzt Diepenbrock verpflichtet, für Therese zu sorgen. Sie sollte zunächst bei ihm bleiben. Dazu ließ er Thereses Lage durch Schenk auch dem König vortragen[115], der um Sailers willen hier auch half.

Dadurch aber, daß man zunächst noch zusammenwohnte, war für alle der Einschnitt, den Sailers Tod unweigerlich auch in allen äußerlichen Dingen mit sich brachte, weniger hart und abrupt. In diesem Sinn beantragten Diepenbrock und Redl als Testamentsexekutoren jetzt auch, daß Therese die Benutzung des sogenannten Dom-Freythof-Gartens für dieses Jahr noch zugesprochen würde. Der Garten lag östlich hinter dem Dom. Clemens Brentano schwärmte von seiner versunkenen Romantik, von seiner Lage zwischen lauter Kirchen, und schrieb an Apolonia, er kenne keinen reizenderen Garten, er könne zwischen lauter Altären und dem heiligen Sakrament und heiligen Gebeinen Früchte essen und Blumen brechen[116]. Sailer war dieser Garten auf Lebzeiten übergeben worden, allerdings in recht verödetem Zustand. So hatte ihn Sailer herrichten lassen. Für alle aufgewandten Unkosten und Arbeiten aber sollte Therese jetzt wenigstens für dieses Jahr noch der Ertrag der Obstbäume gehören[117]. Diese Forderung war durchaus gerecht. In sie willigte auch das Domkapitel sofort ein. Darüberhinaus vereinbarte man, daß Diepenbrock durch Zahlung von 25 Gulden an das Kapitel, für das kommende Jahr das Benutzungsrecht des Gartens zufallen solle[118]. Clemens Brentano hatte ihn dazu veranlaßt. Grund dafür war seine schwärmerische Vorliebe für diesen Garten. Aber auch Diepenbrock willigte darin wohl gern ein, vor allem aus Erinnerung an Sailer. Ein glücklicher Umstand war, daß ein älterer Anwohner bereits zu Sailers Lebzeiten den Garten aus persönlicher Vorliebe umsonst gepflegt und darin Blumen angebaut hatte. Dieser Mann bat auch jetzt das Kapitel, das weiterhin tun zu dürfen, was ihm Diepenbrock sofort zusagte[119].

Apolonia gegenüber entwarf Clemens Brentano eine weitläufige und an vielen Stellen begeisterte Beschreibung seines Regensburger Aufenthalts. Brentano mochte alles durchaus so empfunden haben, wie er es darstellte. Aus allem sprach aber zugleich unverkennbar sein Wunsch und Bemühen, Apolonia nach Regensburg zu ziehen, auch wenn er das an keiner Stelle direkt sagte. Es klang aber überall durch, am deutlichsten,

[113] Diepenbrock an Ludgard und Alois Reigers, Regensburg, 2. November 1832, StA Boch 1.1.4. 55.

[114] Luise Lavater an Therese Seitz, Zürich, 23. Juni 1832 u. Antonie Brentano an Therese Seitz, Frankfurt, 28. Juni 1832, BZAR Sailer Nachlaß A 24.

[115] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 7. Juni 1832. Gedenkblätter an Passavant, 27. – Schenk an Ludwig I., Regensburg, 16. Juni 1832. Spindler, Briefwechsel, 232.

[116] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832. Schaub, Ein unbekannter Brief, 349.

[117] Diepenbrock an Domkapitel, Regensburg, 31. Juli 1832, BZAR BDK 156.

[118] BZAR, Protokoll des Domkapitels, 1. August 1832.

[119] BZAR BDK 156.

wenn er Therese alle Fähigkeiten absprach, einen ordentlichen Haushalt zu führen. Er tat ihr damit ganz offensichtlich Unrecht. Er wollte Apolonia aber eben vor Augen führen, wie sehr Melchior ihrer bedurfte. Ob Diepenbrock selber zu dieser Zeit bereits solche Pläne hegte, mag dahingestellt bleiben. Gewiß wünschte er, jetzt, nach Sailers Tod, jemand unmittelbar Vertrauten um sich zu haben. Deshalb hatte er auch Clemens Brentano so sehr gedrängt, zu ihm zu kommen. Vielleicht dachte Diepenbrock auch bereits an Apolonia oder den Vater. Beide hätten bei ihm wohnen können. Aber er hätte wohl kaum Apolonia so, wie es Clemens Brentano tat, zu kommen gedrängt, solange ihr ihr Koblenzer Beruf wirkliche innere Erfüllung bereitete. So hatte er an Brentanos direktem Drängen, wenn überhaupt, nur sehr bedingten Anteil. Freilich mußte er Apolonias Kommen auch wieder wünschen. Das wußte auch Apolonia selbst. Zunächst aber blieb Apolonia an Koblenz gebunden.

Auch Clemens Brentano dachte an Anton Diepenbrock. So legte er wiederum Apolonia nahe, wie gerade auch für den Vater Regensburg der richtige Ort sei, seinen Lebensabend zu verbringen, wo sich sein Wunsch, zurückgezogen und still zu leben, auch seine religiöse Neigung erfüllen ließe durch die vielen ringsum liegenden Kirchen, von denen her in jeder Stunde die Meßglocken läuteten. Wirklich hatte sich Regensburg ganz das Gepräge einer geistlichen Bischofsstadt erhalten. Also auch über den Vater suchte Clemens Brentano Apolonia für Regensburg zu gewinnen. Denn hier könnte sie neben dem Bruder auch ihn versorgen, so wie sie es bisher getan hatte und wie man es von ihr auch in der Familie irgendwie erwartete. Den Gedanken aber, daß Anton Diepenbrock nach Regensburg kommen sollte, hegte auch Diepenbrock selber. Hierin stimmte er mit Clemens Brentano durchaus überein. So schrieb er wenige Monate später an seine Schwester Ludgard nach Ulft: „Papa hat mir versprochen, nächsten Frühling hieherzukommen, worauf ich mich sehr freue. Ich glaube, es wird ihm hier recht wohl gefallen ..." [120]

Diepenbrock selbst aber beschrieb Clemens Brentano in seinem Brief als zuhöchst krank und leidend und daher als oft genug schier unerträglich hypochondrisch [121]. Das war tatsächlich so. Allerdings konnte solche Niedergeschlagenheit wieder schnell in eine ausgeglichene und heitere Stimmung umschlagen. Diepenbrock war hier wirklich sehr dem Auf und Ab seiner Krankheit unterworfen, die ihn auch immer wieder tagelang für jede richtige Arbeit unfähig machte. So mußte Brentano immer wieder mitansehen, daß er stundenlang abwartend dasaß, dann aber auch wieder heiterer wurde, sobald die schlimmste Übelkeit vorüber war. Tatsächlich wechselte Diepenbrocks Gesundheitszustand sehr rasch. Einen Tag fühlte er sich durchaus wohl, den anderen war er erneut krank. Oft erlebte Brentano, daß Diepenbrock bereits sehr bald nach Beginn der morgendlichen Messe um sechs Uhr oder des Chorgebets krank zurückkam. So war seine Feststellung, Diepenbrock habe keinen gesunden Tag im Jahr, kaum übertrieben. Eben deshalb war es auch durchaus verständlich, wenn Diepenbrock über seiner seltsam hartnäckigen Krankheit zutiefst resignierte. Er mißtraute auch längst jedem ärztlichen Rat, selbst wenn er von Passavant kam. Bisher hatte auch wirklich keine Anwendung wesentlich geholfen. Auch seine völlige Appetitlosigkeit war ein dauernder Zustand geworden, damit verbunden häufige Übelkeit, auch Erbrechen, dazu Gähnen, Aufstoßen und oft genug lähmende Müdigkeit. Es waren

[120] Diepenbrock an Ludgard und Alois Reigers, Regensburg, 2. November 1832, StA Boch 1.1.4. 55.

[121] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832. Schaub, Ein unbekannter Brief, 346–350.

immer dieselben Krankheitserscheinungen. Seit beinahe zehn Jahren klagte sie Diepenbrock Passavant. Auch Proske, der sich anfangs redlich bemüht hatte, konnte nicht weiterhelfen. So war Clemens Brentanos Behauptung wohl auch ganz zutreffend, daß Diepenbrock meist gar nicht die ihm notwendige Diät beim Essen einhalte, daß er sich auch keiner regelmäßigen ärztlichen Behandlung unterziehe und überhaupt alles, was seine Gesundheit anging, dahinschleifen lasse, nicht zuletzt deshalb, weil er auch niemand um sich habe, der ihn streng dazu anhalte. Auch das aber war letztlich wieder ein Anruf an Apolonia.

Vor allem in solchen kranken Tagen empfand Diepenbrock das Domherrnamt nur als Last. Wohl mußte sich Clemens Brentano dann manches anhören, wenn er davon sprach, sein Amt niederzulegen und von Regensburg fortzugehen. Andererseits aber bot Diepenbrock gerade dieses Amt auch wieder größte Freiheiten, die er selber wohl kaum verkennen konnte und die ihm Clemens Brentano in solchen Auseinandersetzungen auch deutlich genug vor Augen hielt. Dazu aber besaß Diepenbrock in alles Einblick und Einfluß. Das war vor allem durch seine jahrelange Stellung bei Sailer bedingt, wo insbesondere während der letzten Jahre, in denen Sailer immer wieder krank war, alles durch seine Hände gegangen war. So war er mit dem meisten durch und durch vertraut. Das machte zugleich die überlegene Sachkenntnis aus, die er den meisten anderen Kapitularen voraushatte. Er war in alles von Grund auf hineingewachsen. Es ist freilich übertrieben, wenn Clemens Brentano jetzt an Apolonia schrieb, Diepenbrock sei der einflußreichste Priester in Bayern und vielleicht in ganz Deutschland. Aber es trifft doch auch etwas Wahres. Diepenbrock besaß durch Sailer die weitreichendsten, auch persönlichen Verbindungen innerhalb der bayerischen Kirche wie auch der Regierung. Sie waren auch jetzt nicht abgerissen. So lief vieles ganz von selber bei ihm zusammen. Vor allem durch Schwäbl wurde er von München her unmittelbar über alles in Kenntnis gesetzt und auch um Rat gefragt. So wirkte hier Diepenbrock in vielem ganz selbstverständlich mit. In solchen Arbeiten aber lag doch wohl auch wieder ein Anreiz für ihn selber.

Im Regensburger Domkapitel wurde Diepenbrock allen anstehenden Entscheidungen aufs beste gerecht, vor allem aus seiner gediegenen Sachkenntnis heraus. Das wußte man. Daher war auch seine Meinung und sein Urteil stets ausschlaggebend. Er selber hielt mit ihm auch nie zurück und vertrat es ebenso offen wie entschieden. An Christian Brentano schrieb Diepenbrock im Juni 1832: „Ich habe bisher in jeder Sache mein Votum mit männlicher Freymüthigkeit und ohne alle Rücksichtnahme ausgesprochen. Wem dies nicht gefällt, der soll mir den Rücktritt frei lassen.“ [122] Das war zunächst im Hinblick auf den zu erwartenden Nachfolger Sailers gesagt. Aber es kennzeichnete Diepenbrocks grundsätzliche Haltung, sein allgemeines Auftreten im Kapitel, wo man immer sofort wußte, woran man mit ihm war, was ihn aber oft auch gefürchtet machte, weil er sein Urteil stets mit der ihm eigenen Entschiedenheit und Unnachgiebigkeit, auch gegen alle übrigen Anwesenden vertrat, freilich wohlbegründet, aber oft auch mit einiger Gereiztheit und Schroffheit. Allerdings herrschte im Kapitel Abstimmung nach Stimmenmehrheit. So war auch Diepenbrock stets bereit, einen Beschluß im Namen des Kapitels auszuführen, selbst wenn er bei der Beratung und Aussprache im Plenum auf seine Gegenstimme getroffen war.

Nicht zuletzt diese Bereitschaft aller Kapitulare machte die schöne Zusammenarbeit im Regensburger Domkapitel aus. Diepenbrocks Meinung war hier eben auch oft genug meinungsbildend gewesen. Man traute ihm viel zu. So schloß man sich auch

122 Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 16. Juni 1832, FDH HS 11386.

immer wieder seinem Urteil an. Dabei scheute Diepenbrock in keiner Weise auch mitunter heftigere Aussprachen und Auseinandersetzungen. Von seiten Diepenbrocks wurden sie mit großer Aufrichtigkeit und ohne Hinterhalt geführt. So trug er hier auch nie jemandem etwas persönlich nach. Und in allem, was er anfaßte, herrschte absolute Offenheit und Aufrichtigkeit. Alles andere war Diepenbrock vom Wesen her fremd. Vor allem auch das gehörte zu den ausgezeichneten Eigenschaften seiner Persönlichkeit. In ihr lag größte Aufrichtigkeit und Redlichkeit. Das machte Diepenbrocks wahre Charaktergröße aus. Sie war geprägt von einer durchdringenden Wahrhaftigkeit sich selbst und allen anderen gegenüber.

Hier trifft man überhaupt auf das, was Diepenbrocks Persönlichkeit so anziehend macht, seine Ehrlichkeit und Geradheit, die aus seinem ganzen Auftreten und aus jeder einzelnen Handlung spricht, seine unbedingte Freimütigkeit, mit der er vertrat, wovon er überzeugt war, daß es richtig sei. Hervorstechend aber blieb in allem seine unbestechliche Wahrhaftigkeit, in allem Menschlichen wie Religiösen. Diese Haltung war kennzeichnend für seine ganze Persönlichkeit. Sie war auch der Schlüssel für seinen ganzen Charakter. Zeitlebens wurde Diepenbrock das von allen Seiten bescheinigt, von seinen Freunden wie von seinen Gegnern.

Diese Gesinnung wirkte freilich doppelt in Verbindung mit den geistigen Fähigkeiten, die Diepenbrock besaß. Denn so setzte er sich nie nur der Absicht nach für das sachlich Richtige ein, sondern vertrat es wirklich. Auch das war kennzeichnend für ihn. Diepenbrock eignete vorzüglich ein sicheres Erfassen und rasches Urteilen. Auch dafür war er in Kapitel und Ordinariat bekannt. So war es auch nicht übertrieben, wenn Clemens Brentano an Apolonia schrieb, ihm sei noch nie ein Mensch auf Erden vorgekommen, der eine solche Fertigkeit hätte, eine Menge der scharfsinnigsten Briefe und Erörterungen über die wichtigsten Gegenstände in der kürzesten Zeit zu schreiben. Diepenbrock selber schätzte diese Fähigkeit ganz offensichtlich nicht besonders hoch ein. Sie schien ihm eher selbstverständlich zur Pflichterfüllung seines Amtes zu gehören. Auch diese Haltung war für ihn charakteristisch. Er bildete sich auf seine Begabung, die ihn den meisten anderen weit überlegen machte, nie etwas ein, kehrte sie nie heraus. Andererseits aber wußte er um seine Überlegenheit und trat mit ihr, wenn es galt, entschieden hervor.

Auch das hielt Diepenbrock für seine Pflicht, nicht um seiner selbst, sondern um der verhandelten Sache willen. Hier stößt man wieder auf ein für ihn Charakteristisches, auf sein entschiedenes Auftreten, sei es in Kapitel und Ordinariat selbst, sei es dem Bischof oder der Regierung oder dem eigenen Diözesanklerus gegenüber. Auch dafür war Diepenbrock bekannt und oft genug auch gefürchtet. Er konnte hier aus grundsätzlich eigener Initiative handeln. Und war er von seinem Standpunkt überzeugt, so vertrat er ihn auch, selbst wenn er mit ihm allein stand oder andere wieder umschwenkten. Er scheute hier auch keine Schwierigkeiten und keine Auseinandersetzungen. So trifft man hier wieder zugleich auf die grundsätzliche Geradheit seines Charakters und seiner Haltung, allem und jedem gegenüber.

Freilich konnte Diepenbrock hier zugleich sehr heftig und schroff werden. Diepenbrock kannte diese Schwäche selber. Sie lag in seinem Wesen, lag an seinem leidenschaftlichen Temperament. Er konnte sehr aufbrausend und auffahrend sein und jäh und heftig werden und dabei oft genug auch wirklich verletzen. Auch Sailer hatte diese Seite immer wieder zu spüren bekommen und auch alle Freunde hatten manches unter ihr zu leiden. Sie war gewissermaßen das Gegenstück zu seiner Schwermütigkeit, die ihn dann wieder in allem lähmen konnte. Freilich bereute Diepenbrock solche Ausbrüche meist sofort wieder. Für sie war aber nicht nur sein Temperament verantwort-

lich, sondern auch seine chronische Kränklichkeit, die ihn oft zusätzlich reizbar machte. Vielleicht spielte hier auch der Widerwille mit hinein, den Diepenbrock vor allem wenn er krank war, gegen sein Amt hegte. Trotzdem hatte Clemens Brentano recht, wenn er behauptete, Diepenbrock sei für das Domherrnamt vorzüglich geeignet und würde an keiner anderen Stelle mehr Achtung, Wirksamkeit und gleichzeitige Ungebundenheit erlangen können[123]. Um all das mußte auch Diepenbrock selbst wissen. Dazu hatte es ihm Clemens Brentano oft genug gesagt. Freilich gab Diepenbrock auf Brentanos Worte nicht viel. Wenn ihn etwas hielt, so war es ausschließlich die Erinnerung an Sailers Mahnung. Andererseits aber sah er wohl auch selber ein, welches vorzügliche Wirken ihm seine Stellung in Regensburg wirklich bot.

Jetzt unmittelbar nach dem Tod Sailers wollte Diepenbrock auch die Biographie Sailers in Angriff nehmen. Dazu hatten ihn auch alle Freunde aufgefordert. Das war sogar auch öffentlich durch die Eos geschehen[124]. Man traute diese Arbeit vor allem ihm zu. Tatsächlich aber war Diepenbrock doch nur scheinbar am geeignetsten dafür. Das betraf nicht seine Fähigkeit, eine solche Biographie zu schreiben, sondern seine mangelnde Kenntnis über Sailers ganzes früheres Leben. Um diesen Mangel wußte er selber. So war er von vorneherein auch wieder sehr skeptisch, ob ihm die Arbeit überhaupt gelingen könne. So führte er auch den Freunden gegenüber immer wieder an, daß er ja Sailer nur die letzten zehn Jahre seines Lebens gekannt habe und um seine ganze frühere Wirkzeit, die zugleich seine Glanzzeit ausmachte, nur wenig wisse. Andererseits war auch Diepenbrock von der Notwendigkeit einer Biographie Sailers überzeugt, die vor allem die vielen Mißdeutungen um Sailers Person beseitigen sollte[125]. Wohl hatte auch Clemens Brentanos Aufenthalt in Regensburg den Zweck, ihm hier behilflich zu sein.

Tatsächlich war Diepenbrock sofort zu Werk gegangen. Er war ja im Besitz des ganzen, sehr umfangreichen schriftlichen Nachlasses Sailers. Mit ihm hoffte Diepenbrock auch das unmittelbar ergiebigste Material bereits zu besitzen. Zugleich aber zeigte sich, wie mühsam alles war. Denn der schriftliche Nachlaß Sailers bot offensichtlich ein völlig ungeordnetes Durcheinander der verschiedensten Schriftstücke und Briefe, die bis in das Jahr 1780 zurückreichten. Clemens Brentano schrieb an Apolonia, die Arbeit des Ordnens sei zum Erliegen und Melchior habe dazu alles auf langen Dielen auszubreiten begonnen[126].

Über das Vorhandene hinaus wollte Diepenbrock jetzt auch in einem Rundbrief alle Freunde Sailers um Beiträge, seien es Briefe Sailers oder eigene Erinnerungen, auffordern, um so ein möglichst geschlossenes Material zu erhalten[127]. Hierin unterstützten ihn vor allem Widmer und Clemens Brentano[128]. Denn ganz offensichtlich erwies sich Sailers Nachlaß doch als viel unergiebiger als erwartet. Dazu sollten die unterschiedlichen Beiträge das Lebensbild Sailers abrunden helfen. In diesem Sinn schrieb Diepenbrock am 7. Juni 1832 an Passavant: „Die großartige, echt menschliche Allgemeinheit, die nichts Menschliches, wo sie es immer fand, ausschloß, kann von einem

[123] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832. Schaub, Ein unbekannter Brief, 346 f.

[124] Eos, 26. Mai 1832 u. 30. Mai 1832.

[125] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 7. Juni 1832. Gedenkblätter an Passavant, 27 f.

[126] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832. Schaub, Ein unbekannter Brief, 349.

[127] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 16. Juni 1832, FDH HS 11386.

[128] Vgl. Schiel I 725–727 Nr. 880–883.

Einzelnen schwerlich ganz erfaßt und dargestellt werden, am wenigsten von mir; durch die mannigfachen Reflexe seiner Persönlichkeit in verschiedenartigen Individualitäten läßt sich erst ein umfassendes Bild von ihm zusammenstellen, das freilich kein Mosaik-Bild, sondern, im Geiste des Darstellers zum Flusse gekommen, ein lebendiges Bild, werden soll." [129] Hier zeigte sich doch, daß Diepenbrock, wenigstens was die Arbeitsweise betraf, bereits feste Vorstellungen und Pläne hatte.

Diepenbrocks Sailer-Biographie kam jedoch nicht zustande, so ernsthaft sie auch geplant war. Der Hauptgrund war, daß ihm nur äußerst unzureichendes Material zur Verfügung stand. Offensichtlich hatte auch sein Rundbrief nur geringes Echo ausgelöst [130]. Aus dem Vorhandenen aber konnte Diepenbrock unmöglich ein umfassendes Gesamtbild entwerfen. Er selber kannte Sailers Lebensgeschichte zwar in vielem von Sailers eigenem Erzählen her, aber eben nur episodenhaft. Auch in allen späteren Jahren drängte man Diepenbrock immer aufs neue, seine Arbeit zum Abschluß zu bringen. Diepenbrock sagte sie auch nie endgültig ab. Er hatte sie aber doch wohl nie richtig begonnen. Mehr war ihm auch gar nicht möglich gewesen. Dazu kam schließlich, daß er sehr bald durch neue Ämter und Pflichten gar nicht mehr die Ruhe und Zeit hatte, eine solche ausführliche Biographie nebenher niederzuschreiben, trotz aller Erwartungen, die man immer noch in ihn setzte. So schrieb Schenk noch im Jahr 1838 am Schluß seiner beiden Beiträge zur Biographie Sailers und Wittmanns, es möchte doch bald ein zweiter Ramsay von Sailer, dem zweiten Fénelon, ein vollständiges Lebensbild geben [131]. Er meinte damit natürlich Diepenbrock. Schenks Erwartung hinsichtlich Diepenbrocks Befähigung zu einer solchen Biographie war berechtigt. Aber Diepenbrock war es nicht möglich, sie auszuführen. Ganz offensichtlich hatte er auch jetzt den Plan der Sailerbiographie noch nicht endgültig aufgegeben. Trotzdem machte er im Juli 1839 Christoph Schmid den Vorschlag, diese Arbeit für ihn zu übernehmen, da er selber nicht dazu komme. Dazu wollte er ihm auch das gesamte Material, das er besaß, zur Verfügung stellen [132].

Erst am Ende seines eigenen Lebens schrieb Diepenbrock seinen Beitrag zu Sailers Leben nieder. Dabei beschränkte er sich auf ein rein persönliches Zeugnis über Sailer, beschrieb Sailers innere menschliche und christliche Lebensgestalt und ließ alles äußerlich Biographische beiseite. Ohne dieses Zeugnis wollte er, wie er vorausschickte, nicht aus der Welt gehen. Das war seine innere Veranlassung für die Niederschrift. Äußerer Anlaß war die Neuauflage seines Geistlichen Blumenstraußes. So entstand seine unvergleichliche „Erinnerung an Sailer", die zugleich ein so bezeichnendes Licht auf Diepenbrock selber wirft und eine Art eigenes Lebensbekenntnis war, vor allem im Zusammenhang mit den beiden Sailer gewidmeten Sonetten, die er ihr vorausschickte [133].

Im Herbst 1832 war es Diepenbrock doch noch möglich geworden, zu reisen, wie er es unmittelbar nach Sailers Tod gern getan hätte. Clemens Brentano hatte gegen Mitte September eine Einladung nach München angenommen. Er wollte dazu bereits am 19. September von Regensburg aufbrechen. Auch Diepenbrock wollte in diesen Tagen Regensburg verlassen. Er plante zunächst mit Zumfelde bis Heidelberg, viel-

[129] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 7. Juni 1832. Gedenkblätter an Passavant, 28.

[130] Diepenbrock an Luise Lavater, Regensburg, 10. August 1835. Schiel I 728 Nr. 884.

[131] Schenk, Sailer und Wittmann, 298.

[132] Diepenbrock an Christoph Schmid, Regensburg, 19. Juli 1839, StA Boch 1.1.7. 300.

[133] Diepenbrock, Geistlicher Blumenstrauß, 1852, VII–XXV (nicht vollständig abgedruckt in: Schiel I 729–735 Nr. 886 u. Schwaiger, Sailer, 174–178).

leicht auch bis Koblenz zu kommen[134]. Gegen Ende September traf er nun wirklich auch in Koblenz ein, bei Apolonia und Anton Diepenbrock, der inzwischen wieder in Koblenz wohnte. Clemens Brentano wollte dorthin nachkommen[135]. Er war von München nach Frankfurt weitergereist. Offensichtlich ging Diepenbrock nun nicht mit Zumfelde nach Bocholt und Münster, obwohl sich das unmittelbar angeboten hätte. Jedenfalls schrieb er am 2. November 1832 an seine Schwester Ludgard und ihren Gatten Alois Reigers nach Ulft, er bedauere es, daß er sie dieses Jahr nicht habe besuchen können[136].

Dafür hielt er sich, wohl zusammen mit Clemens Brentano, längere Zeit bei Schlosser auf Stift Neuburg auf[137]. Zweifellos war er dort, sowie überhaupt im ganzen um Schlosser gesammelten Freundeskreis, hoch angesehen, und zwar nicht nur um Sailers, sondern vor allem auch um seiner eigenen gebildeten und aufgeschlossenen Geistigkeit willen. Insbesondere seine literarisch-poetische Neigung schuf hier den Einigungspunkt, vorzüglich bei Schlosser selber, der für die ältere spanische und italienische mystische Dichtung größtes Interesse hatte. Zu einer engeren Freundschaft aber kam es nicht. In späteren Jahren kam es sogar zu einer sichtbaren Entfremdung, da sich Schlosser mehr und mehr der vorherrschenden strengkatholischen Richtung anschloß.

Gegen Ende Oktober waren alle wieder in Regensburg eingetroffen[138], allerdings ohne Zumfelde. Er war in Münster geblieben. Er wollte ins Kloster gehen und regelte nun alle notwendigen persönlichen wie formellen Angelegenheiten in der Heimat, die für seine endgültige Übersiedlung nach Bayern nötig waren. Erst gegen Ostern wollte er wieder nach Regensburg zurückkehren und dann in Metten als Novize eintreten[139]. Vielleicht war bereits die ganze Westfalenreise unter diesem Zweck gestanden. Denn Diepenbrock vertrat in dieser Beziehung für Zumfelde so etwas wie die Stelle Sailers. Diepenbrock konnte hier für Zumfelde vor allem auch aufgrund seiner Stellung als Domkapitular vieles tun. Er nahm sich des Freundes vorbehaltlos an. Dazu war Zumfelde ein Landsmann. Und darüberhinaus kannte Diepenbrock Pfarrer Nebauer[140], den ersten Prior des 1830 neueröffneten Klosters Metten, seit Jahren durch Sailer und hatte auch die ganze Vorgeschichte der Neugründung Mettens unmittelbar miterlebt. Auch mit der Familie des Freiherrn Johann von Pronath auf Gut Offenberg, in dessen Besitz sich das Klostergut befand, war Diepenbrock persönlich bekannt. Seit dem Jahr 1826 liefen die Metten betreffenden Verhandlungen, auch mit Pronath. Der Anfang mit nur zwei Konventualen aber war äußerst bescheiden und auch die äußeren Verhältnisse waren sehr arm[141].

[134] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 18. September 1832, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[135] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Koblenz, 30. September 1832, StA Boch 1.2.2.7. 30.

[136] Diepenbrock an Ludgard und Alois Reigers, Regensburg, 2. November 1832, ebenda, 1.1.4. 55.

[137] Vgl. Diepenbrock an Frau Tiedemann, Stift Neuburg, 15. Oktober 1832. Reinkens, Diepenbrock, 163.

[138] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 149.

[139] Diepenbrock an Prior Ildefons Nebauer, Regensburg, 10. Februar 1833, Archiv des Klosters Metten.

[140] Michael Nebauer, geb. 27. Januar 1768, Profeß 29. Juni 1788 im Benediktinerkloster Andechs mit dem Ordensnamen Ildefons, Priester 13. März 1791, 1814 Pfarrer von St. Peter in Straubing, Juni 1830 Prior in Metten, gest. 14. März 1844.

[141] Spindler, Briefwechsel, XXII–XXV. – Placidus Sattler, Die Wiederherstellung des Bene-

Diepenbrock unterstützte Zumfelde auch ganz persönlich in seinem Vorsatz, in Metten einzutreten. Er führte für ihn auch den gesamten Schriftverkehr, dem Zumfelde gern auswich. Das entsprach durchaus Zumfeldes zurückgezogenem und in diesen Dingen wohl auch ein wenig unbeholfenem Wesen. Diepenbrock half hier aus. So hatte er auch bereits im Sommer mit Prior Nebauer vereinbart, daß Zumfelde im August mehrere Wochen lang im Kloster mitleben könne[142]. Auch als Zumfelde jetzt von Münster her schrieb, er habe auf sein Gesuch um Aufnahme in das Noviziat noch keine verbindliche Antwort erhalten, wandte sich Diepenbrock erneut für ihn an Nebauer. Dazu bat er Nebauer, die Antwort an ihn nach Regensburg zu senden, da er ohnehin selber an Zumfelde nach Münster schreiben würde[143].

Die Reise nach Koblenz aber hatte doch auch noch einen anderen Sinn gehabt. Diepenbrock traf dort Apolonia und den Vater. Anton Diepenbrock wollte aber wieder von Koblenz nach Bocholt zurückkehren[144]. Offensichtlich aber sprach sich jetzt auch Diepenbrock nachdrücklich für den Plan aus, Apolonia und der Vater sollten zu ihm nach Regensburg ziehen. Dieser Wunsch war verständlich. Insbesondere Clemens Brentanos Koblenzbesuch hatte dann diesen Zweck. Er bedrängte vor allem Apolonia mit dieser Frage. Clemens Brentano war es anscheinend gelungen, hier eine Entscheidung herbeizuführen. Freilich bedauerte das zugleich der ganze Koblenzer Freundeskreis Apolonias[145]. Allerdings kam alles erst eineinhalb Jahre später zur Ausführung. Aber ein erster Entschluß war offensichtlich jetzt während Diepenbrocks und Brentanos Aufenthalt gefallen. Anton Diepenbrock sagte seinen Besuch in Regensburg schon für das kommende Frühjahr zu[146].

Wittmanns Tod

Im Dezember 1832 feierte Wittmann sein 50jähriges Priesterjubiläum. Das geschah in aller von ihm gewünschten Bescheidenheit. Diepenbrock hatte für Wittmann wieder ein längeres Jubelgedicht verfaßt, das auch gedruckt wurde[147]. Er brachte darin seine ganze persönliche und zugleich die allgemeine Verehrung zum Ausdruck, die Wittmann in ganz Regensburg genoß. Ludwig verlieh Wittmann das Ehrenkreuz des Ludwigs-Ordens. Nur mit Rücksicht darauf, daß diese Auszeichnung vom König stammte, ließ sich Wittmann den Orden feierlich im Saal des Priesterseminars überreichen. Schenk nahm die Verleihung vor. Und er erinnerte sich später, daß Wittmann

diktiner-Ordens durch König Ludwig I. von Bayern. I. Die Restaurationsarbeit in der Zeit Eduard von Schenks (= Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens, Ergänzungsheft 7 (1931) 70–156). – Wilhelm Fink, Geschichte der Benediktinerabtei Metten seit 1830, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktiner-Ordens 50 (1932) 278–314. – Max Spindler, Die kirchlichen Erneuerungsbestrebungen in Bayern im 19. Jahrhundert, in: Historisches Jahrbuch 71 (1952) 197–211. – Hamann, Geistliches Biedermeier, 113–116. – LThK 7 (1962) 375 f. – Germania Benedictina, hrg. v. Joseph Hemmerle, Bd. II (1970) 143–148.

[142] Diepenbrock an Prior Nebauer, Regensburg, 26. Juli 1832, Archiv des Klosters Metten.

[143] Diepenbrock an Prior Nebauer, Regensburg, 28. November 1832, ebenda.

[144] Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, 25. Januar 1832, StA Boch 1.2.2.7. 30.

[145] Joseph Hermann Dietz an Joseph Görres, Koblenz, 11. Dezember 1832. Görres Bd. 9, 413.

[146] Diepenbrock an Ludgard und Alois Reigers, Regensburg, 2. November 1832, StA Boch 1.1.4. 55.

[147] Separatdruck (= Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 41–46).

den Orden nur ein einzigesmal getragen habe, nämlich als er ihm am nächsten Tag persönlich dankte[148]. Diepenbrock schrieb über die Feier einen Bericht nieder und sandte ihn an den Katholik ein. Er bat dazu Schenk, ihm seine Rede im Wortlaut mitzuteilen[149]. Offensichtlich kam aber dieser Aufsatz dann doch nicht zum Abdruck.

Die Ernennung zum Bischof von Regensburg hatte Wittmann nur widerstrebend angenommen. Er verhielt sich auch bei dem ganzen, zur Präkonisation notwendigen Prozeß völlig passiv. Trotzdem war diese Haltung Wittmanns in keiner Weise, wie noch Schenk angab[150], ein Grund für die zehnmonatige Verzögerung der päpstlichen Präkonisation. Der ausschließliche Grund hierfür lag in einem offensichtlichen Mißverständnis des Münchener Nuntius, der Wittmanns Informativprozeß liegenließ[151]. So konnte Wittmanns Präkonisation nicht bereits im Dezember 1832, sondern erst im März 1833 stattfinden.

Im Februar war Wittmann schwer erkrankt. Er stand im 74. Lebensjahr. Gegen Ende des Monats aber war sein Tod absehbar. In den Kirchen und Schulen wurde sogar öffentlich für ihn gebetet. Wittmann aber, der um seine unmittelbar bevorstehende Präkonisation wußte, bat nun Schenk zu sich und erklärte seinen unwiderruflichen Verzicht auf das Bistum[152]. Er tat das freilich im Angesicht seines von ihm selber erwarteten, nahen Todes. Trotzdem drückte sich darin noch einmal sein ganzes Sträuben vor der Bischofswürde aus. Der Grund lag in seiner persönlichen hohen Auffassung dieses Amtes.

Um so bedeutsamer war es, wenn Wittmann jetzt auf dem Sterbelager mit Schenk über einen geeigneten Kandidaten für den Regensburger Bischofsstuhl sprach. Offensichtlich hatte Schenk selber diese Frage angeregt. Wittmann griff sie sofort auf und benannte ihm Diepenbrock. Allein er könne aus dem Regensburger Domkapitel in Frage kommen, denn er besitze die für dieses Amt erforderliche Beharrlichkeit, die constantia episcopalis, wie sich Wittmann ausdrückte, verbunden mit der nötigen Intelligenz. Das berichtete Schenk am 16. März dem König[153] und löste damit zugleich sein Wittmann gegebenes Versprechen ein, das zu tun. Freilich fügte Schenk in diesem Brief sofort hinzu, Diepenbrock sei noch zu jung. Offensichtlich hatte er das auch Wittmann selber, mit aller Rücksicht auf dessen Zustand, zu bedenken gegeben, stieß aber bei ihm auf entschiedenen Widerspruch. In ganz vorzüglicher Weise besitze Diepenbrock alle Eigenschaften, um die ein Bischof Gott bitten müsse, soll Wittmann Schenk, wenn nicht dem Wortlaut, so dem Sinn nach darauf entgegnet haben[154].

Wittmann hatte hier ein ausgezeichnetes persönliches Zeugnis für Diepenbrock abgelegt. Diese Worte mußten doppelt schwer wiegen, da sie aus seinem Mund kamen. Bezeichnend aber war, daß Wittmann alle anderen möglichen Kandidaten überging, etwa auch den älteren Bonifaz Urban, und Diepenbrock bei weitem den Vorzug gab. Wenn aber Schenk auch dem König gegenüber an seinen eigenen, Diepenbrock betreffenden Vorbehalten festhielt, so richtete sich das nicht gegen Diepenbrock persönlich. Dazu kannte ihn Schenk zu gut und schätzte ihn zu sehr. Diepenbrock aber war zu dieser Zeit 35 Jahre alt, also wirklich noch sehr jung. Charlotte von Neumayr, die das

148 Schenk, Sailer und Wittmann, 308.
149 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 2. Januar 1833, Bay Stabi Schenkiana II/4.
150 Schenk, Sailer und Wittmann, 307 f.
151 Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 576–582. – Mittermüller, Wittmann 231–252.
152 Schenk, Sailer und Wittmann, 309.
153 Schenk an Ludwig I., Regensburg, 16. März 1833. Spindler, Briefwechsel, 241 f.
154 Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 153 f.

alles wieder unmittelbar miterlebte, prägte das so bezeichnende wie treffende Wort, daß Diepenbrock Schenk zu dieser Zeit als ein zwar köstlicher, aber noch unausgegorener Wein erschien[155]. Wenn daher Wittmann von Diepenbrock eine ganz andere Meinung hatte, so wohl deshalb, weil er mehr auf die Zukunft blickte, während Schenk nur das Gegenwärtige sah. Und hier mußte man wirklich Diepenbrocks geringes Alter anführen. Dazu lag in dem von Charlotte von Neumayr angegebenen und auf Diepenbrocks Persönlichkeitsentwicklung bezogenen Bild manches Wahre.

Zu allem aber kam, daß Diepenbrock eine solche Ernennung kaum angenommen hätte. Er hätte wohl eher Regensburg verlassen als eingewilligt. Er wußte wohl durch Schenk, daß Wittmann seinen Namen genannt hatte. Denn es ist unwahrscheinlich, daß Wittmann selber zu ihm darüber sprach. Diepenbrock besuchte Wittmann regelmäßig. Am 26. Februar ging er auch mit Clemens Brentano zu ihm. Dabei forderte Wittmann Brentano noch einmal auf, sein Emmerickbuch drucken zu lassen. Die Niederschrift der Passionsbetrachtungen Anna Katharina Emmericks war ja zur eigentlichen Arbeit Clemens Brentanos in Regensburg geworden. Wittmann hatte Clemens Brentano offensichtlich insgesamt nur dreimal persönlich gesprochen, das erstemal sehr bald nach seiner Ankunft in Regensburg. Clemens hatte im August des vergangenen Jahres Apolonia berichtet, daß Wittmann ihn besucht habe und sich von Anna Katharina Emmerick erzählen ließ und ihn dringend aufforderte, seine Dülmener Aufzeichnungen fertigzuschreiben. Tatsächlich interessierten Wittmann diese Aufzeichnungen lebhaft und Clemens Brentano konnte sich zu Recht nicht zuletzt auf Wittmann berufen, der ihn zur Niederschrift und zum Druck angehalten habe[156]. Auch noch jetzt, bei dieser letzten persönlichen Begegnung, legte Wittmann das Brentano nahe. An Diepenbrock selber aber richtete Wittmann ein schlichtes, aber bewegtes Dankwort für alles, was er für ihn getan habe[157].

In den Morgenstunden des 8. Februar 1833 starb Wittmann. Wahrscheinlich war Diepenbrock in der Sterbestunde zugegen[158]. Er war sehr betroffen, wenngleich er auf Wittmanns Tod seit Wochen gefaßt war. Binnen zehn Monaten waren nun Sailer und Wittmann gestorben, die zwei wesentlichen Stützen der Regensburger Kirche. Auch persönlich hatte Diepenbrock mit Wittmann viel verloren. Wittmann war ihm seit seinen ersten Regensburger Studienjahren mit dem größten Zutrauen begegnet. Dazu hatte er nach Sailers Tod das Bistum ganz im Sinne Sailers fortgeführt. So hatte sich Diepenbrock Wittmann in Kapitel und Ordinariat stets unmittelbar anschließen können. Hier gab es keine wesentlichen Reibungspunkte. Mit der Frage des Nachfolgers Wittmanns wandte sich Diepenbrock nun aber am 11. März 1833 direkt an den König. Dabei trat er für Schwäbl ein[159]. Seine dringende Eingabe zeigt aber doch zugleich,

[155] Ebenda.

[156] Vgl. Vorwort des „Bitteren Leidens" von Clemens Brentano.

[157] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, Regensburg, 28. Februar 1833. Clemens Brentano, Bd. 9, 279.

[158] Mittermüller, Wittmann, 246.

[159] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 11. März 1833. – Dieser Brief ist offensichtlich verloren. Ludwig ließ Diepenbrock am 13. März 1833 durch Schenk für seinen Brief vom 11. März danken (Spindler, Briefwechsel, 241). Es muß sich um denselben Brief handeln, den Charlotte von Neumayr in ihren Aufzeichnungen über Diepenbrock nennt. Diepenbrock hatte seinen Brief an den König auch Schenk mitgeteilt. Und Charlotte von Neumayr hatte ihn auf diese Weise selber lesen können. So sind ihre den Inhalt dieses Briefes betreffenden Angaben auch unbedingt zuverlässig. (Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 154).

daß er tatsächlich die eigene Ernennung befürchtete und sich nun wehren wollte. Das ist aus seinem ganzen Brief herauszuspüren.

Diepenbrocks Besorgnis war verständlich und auch berechtigt. Man rechnete wohl im allgemeinen damit, daß der König durchaus ihn nominieren könnte. Dazu wußte Diepenbrock, daß Schenk dem König Wittmanns Vorschlag berichtet hatte, und wußte auch, welchen Eindruck solche Worte auf Ludwig unweigerlich machen mußten. Um so nachdrücklicher wies er nun auf Schwäbl hin. Daß er auf ihn kam, lag nahe. Schon früher hatte er Schwäbl beim König als Hilfsbischof für Sailer vorgeschlagen. Damals hatte Ludwig Wittmann bestimmt. Jetzt aber konnte Diepenbrock vor allem geltend machen, daß die Ernennung Schwäbls dem Wunsch Sailers selbst entsprechen würde. Tatsächlich konnte man damit rechnen, daß Schwäbl die Regensburger Bistumsverwaltung nahtlos im Sinne Sailers weiterführen würde. Durch die nahe Verbindung mit Sailer war Schwäbl ohnehin mit vielen Regensburger Eigentümlichkeiten unmittelbar vertraut. All das gab wohl auch beim König den Ausschlag, Schwäbl zu nominieren. Er tat das am 12. März, bereits vier Tage nach Wittmanns Tod[160]. Diepenbrocks Vorschlag aber hatte dazu ganz offensichtlich keinen Ausschlag gegeben. Denn sein Brief erreichte Ludwig zwar noch am selben Tag der Ernennung Schwäbls, aber nachdem sie schon geschehen war. Immerhin aber ließ ihm Ludwig durch Schenk sagen, daß er sich freue, daß seine Ernennung Schwäbls dem Wunsch Sailers entspreche[161].

Bis zu Schwäbls Amtsantritt hatte man in Regensburg Urban zum Kapitularvikar gewählt. Die Wahl war wieder einstimmig erfolgt[162]. Sämtliche durch Wittmanns Tod anfallenden Schreiben des Domkapitels an die Regierungen, an die übrigen bayerischen Bischöfe und Ordinariate, an den eigenen Diözesanklerus, auch an den Münchener Nuntius, an den man in lateinischer Sprache schrieb, entwarf wieder Diepenbrock. Sie datieren alle auf den 8. März 1833, den Todestag Wittmanns[163]. Noch einmal verfaßte er jetzt zwei Gedichte auf Wittmann. Sie wurden wieder separat gedruckt, erschienen zwar ohne Namensnennung Diepenbrocks, sprachen aber eindeutig seine Sprache[164]. Am 11. März wurde Wittmann im linken Seitenschiff des Domes beigesetzt. Die Feier war wie bei Sailers Begräbnis auf den Nachmittag gelegt. Im Trauerzug wurde der Sarg vom Priesterseminar zu Obermünster zum Dom geleitet.

Die allgemeine Teilnahme war noch größer als bei Sailer[165]. Das war erklärlich. Denn Wittmann war mit Regensburg auch weit mehr verwurzelt als Sailer. Fünfundvierzig Jahre wirkte er in der Stadt und wurde seit Jahren allseits als heiligmäßiger Priester verehrt. Seit 1788 war Wittmann Subregens im Priesterseminar, seit 1803 Regens. So wuchsen unter ihm ganze Priestergenerationen auf und auch das allgemeine kirchliche Glaubensleben in der Stadt prägte er maßgeblich mit, durch sein Beispiel, insbesondere den Kindern und Armen und Kranken gegenüber, durch sein Wort, vor allem aber durch sein persönliches, priesterliches Erscheinen. Freilich ging von Wittmann eine eigentümliche asketische Strenge aus, die wohl etwas Dunkles und Abgründiges an sich tragen mochte. Sie war aber zugleich Ausdruck seiner einzigartigen Priester-

160 Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 582–588. – BZAR BDK 79.
161 Ludwig I. an Schenk, München 13. März 1833. Spindler, Briefwechsel, 241.
162 Domkapitel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 8. März 1833, BZAR OA 1996.
163 BZAR OA 1996. – BDK 83.
164 BZAR OA 1996.
165 Schenk, Sailer und Wittmann, 311.

persönlichkeit. So charakterisierte Diepenbrock in seiner Trauerpredigt auch den Unterschied Sailers und Wittmanns treffend, indem er Sailer mit Johannes verglich, dem Jünger der Liebe, mit dem zahmen Rebhuhn im Schoß, Wittmann aber mit Jakobus, dem Gerechten, mit den Kamelschwielen an den Knien vom unaufhörlichen Beten. Diepenbrock sprach hier im Bild, traf damit aber den Kern beider menschlicher und priesterlicher Wesensgestalten.

Wie es üblich war, hatte Diepenbrock diese Predigt beim letzten Trauergottesdienst für Wittmann am 2. April um 9 Uhr morgens im Dom gehalten. Er hatte die Predigt freiwillig aus Verehrung für Wittmann übernommen. Er hielt Wittmann mit ihr einen geradezu klassischen Nachruf. Diepenbrock hatte seine Predigt auch gleichzeitig drucken lassen[166]. Es klang aber wie eine Art Kanonisation, wenn er am Schluß die beiden zur linken und rechten Seite des Altares begrabenen Bischöfe, Sailer und Wittmann, um ihre Fürbitte anrief. Daß Diepenbrock hier wirklich das allgemeine Empfinden der Gläubigen widergab, zeigte die sofort einsetzende Verehrung, insbesondere des Grabes Wittmanns[167].

Die päpstliche Präkonisation Schwäbls erfolgte diesmal überaus schnell, wohl wegen der vorangegangenen Versäumnisse bei der Ernennung Wittmanns. Sie fand bereits am 15. Mai 1833 statt. Am 26. Mai empfing Schwäbl im Münchener Dom durch Erzbischof Gebsattel die Bischofsweihe. Weihbischof Streber und Riccabona aus Passau leisteten ihm Assistenz. Bereits eine Woche später, am 1. Juni, fand dann im Dom zu Regensburg die feierliche Inthronisation Schwäbls statt[168].

Mit zu den ersten Arbeiten Schwäbls als Bischof gehörte es jetzt, die Errichtung eines Grabdenkmals für Wittmann im Dom zu veranlassen. Das geschah aus Pietät dem Verstorbenen gegenüber. Tatsächlich entsprach es auch der Erwartung der Allgemeinheit. Nachdem König Ludwig bereits die Errichtung des Sailerschen Denkmals übernommen hatte, traf nun die Initiative für ein Denkmal Wittmanns einzig das Ordinariat Regensburg. In diesem Sinne handelte Schwäbl. Noch dazu wurde Wittmann von der Mehrzahl der Bevölkerung weit mehr verehrt als Sailer. So schlug Schwäbl am 22. Juli die Ausgabe von Subskriptionslisten an alle Dekanate vor und übertrug die ganze damit verbundene Arbeit ausdrücklich Diepenbrock[169]. Der

[166] Melchior Diepenbrock, Trauerrede auf den verstorbenen Georg Michael Wittmann, Bischof von Miletopolis, Sulzbach 1833 (= Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 21–40).

[167] Schenk, Sailer und Wittmann, 312.

[168] Franz Xaver Schwäbl wurde am 14. November 1778 in Reisbach geboren. Er besuchte das Gymnasium in Salzburg, studierte in München, Ingolstadt und Landshut und wurde am 30. August 1801 in Regensburg zum Priester geweiht. Die Primizpredigt in Reisbach hielt ihm Sailer, zu dessen treuesten Schülern Schwäbl zählte. 17 Jahre lang (1805–1822) versah Schwäbl die Pfarrei Oberviehbach. Mit Unterstützung von Kronprinz Ludwig wurde er schließlich am 28. Januar 1825 in das Münchener Domkapitel aufgenommen. – Diepenbrock, Trauerrede auf den Hintritt des Hochwürdigsten Herrn Herrn Franz Xaver v. Schwäbl, Bischofs von Regensburg, Regensburg 1841. – LThK 9 ([1]1937) 362. – Joseph Staber, Kirchengeschichte des Bistums Regensburg, Regensburg 1966, 185–187. – Taras von Borodajkewycz, Bischof und Domdechant. Franz Xaver Schwäbl und Melchior von Diepenbrock, in: Festschrift für Karl Gottfried Hugelmann, hrg. v. Wilhelm Wegener, Aalen 1959, Bd. I, 107–132. – Winfried Hahn, Romantik und katholische Restauration. Das kirchliche und schulpolitische Wirken des Sailerschülers und Bischofs von Regensburg Franz Xaver von Schwäbl (1778–1841) unter der Regierung König Ludwigs I. von Bayern (= Miscellanea Bavarica Monacensia, hrg. v. Karl Bosl und Michael Schattenhofer, Bd. 24, München 1970). – Gatz, Bischöfe, 684 f.

[169] Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 22. Juli 1833, BZAR OA 2207.

offizielle Aufruf des Ordinariats erfolgte schließlich am 22. Oktober 1833[170]. Auch den hierzu nötigen Schriftwechsel mit der Regierung führte ausschließlich Diepenbrock. Selbst die Ordinariate der übrigen sieben bayerischen Diözesen rief man zu Spenden auf. Dem Beispiel König Ludwigs folgend wurde auch das Wittmannsche Denkmal bei dem Münchener Bildhauer Konrad Eberhard in Auftrag gegeben. Das war naheliegend, zumal Ludwig seine Genehmigung an die Bedingung geknüpft hatte, Wittmanns Denkmal, ebenso wie das von ihm geplante Sailersche, im gotischen Stil des Domes zu errichten[171]. Bereits im Dezember 1833 legte Eberhard Schwäbl einen ersten Entwurf vor, der Schwäbls Anregung verwirklichte, Wittmann auf einem Sarkophag ruhend mit gefalteten Händen und einem Kreuz darzustellen, ganz nach dessen Worten, er wolle unter dem Kreuz sterben[172].

Offensichtlich gingen aber die Spenden zunächst doch weit spärlicher ein, als man erwartet hatte. So dachte man auch an eine Vereinfachung des Denkmals. Ein Jahr später hatte Eberhard die endgültigen Modelle der beiden Denkmale, Sailers und Wittmanns, angefertigt. Sie fanden sowohl die uneingeschränkte Zustimmung des Königs wie auch Erzbischof Gebsattels. Beide hatten persönlich Eberhards Werkstatt besucht[173]. Die Korrespondenz mit Eberhard aber führte Schwäbl stets selber. Zuletzt konnte doch ein Kostenvertrag mit Eberhard abgeschlossen werden, der die stattliche Summe von 2400 Gulden für das Grabmal Wittmanns aufwies.

Schwäbl hatte zugleich die Geistlichen, die Wittmann kannten, aufgefordert, kurze Beiträge und Erinnerungen, auch originelle Begebenheiten und Erlebnisse niederzuschreiben und an das Ordinariat zu senden[174]. Dahinter stand die Absicht, ein Lebensbild Wittmanns zu entwerfen, das dann gedruckt werden sollte. Auch das entsprach einer verbreiteten Erwartung. Offensichtlich aber ging hier nur wenig Brauchbares ein. Jedenfalls kam es zunächst nicht zur geplanten umfassenden Biographie. Sie wurde erst durch Rupert Mittermüller, dem Mettener Konventualen, auf Veranlassung von Abt Gregor Scherr geschrieben[175].

Sehr bald nach Wittmanns Tod aber war jetzt ein anonymes Lebensbild erschienen. Da man als Verfasser Diepenbrock vermutete, distanzierte er sich mit einer öffentlichen Erklärung davon, die er auch im Katholik abdrucken ließ[176]. Darin beschrieb Diepenbrock diesen doch 100 Seiten starken Druck als Konglomerat aus Zeitungsberichten, aus Sailers letztem Hirtenbrief und aus seiner eigenen Trauerrede auf Wittmann, wobei die Abschnitte völlig aus dem Zusammenhang gerissen seien. Dazu wies Diepenbrock die Behauptung des Verfassers, Wittmann habe den Eingriffen römischer Kurialen in die Freiheit der Rechte der germanischen Kirche gewehrt, mit größter Entschiedenheit zurück. Sie zielte nur auf Wittmanns Integrität als Priester und Bischof, machte aber zugleich deutlich, von welcher Seite her dieser Druck veranstaltet war. Diepenbrock ging es hier also nicht nur um seine persönliche Ehre, sondern vor allem auch um die Ehre Wittmanns. Dazu forderte er den anonymen Verfasser auf, seine Behauptung entweder zurückzunehmen oder sie zu beweisen, und charakterisierte sie, solange das nicht geschehen sei, als doppelte Lüge.

170 Ebenda. – Mittermüller, Wittmann, Beilage XXXVIII, 423 f.
171 Bay HStA MK 14618.
172 Konrad Eberhard an Schwäbl, München, 8. Dezember 1833, BZAR OA 2207.
173 Konrad Eberhard an Schwäbl, München, 5. Dezember 1834, ebenda.
174 Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 22. Juli 1833, ebenda.
175 Mittermüller, Wittmann, Vorwort III f.
176 Erklärung von Melchior Diepenbrock, Regensburg, 18. Mai 1833, in: Der Katholik 49 (1833) 255 f.

Hier zeigte sich, welch waches Gespür Diepenbrock gerade in solchen Dingen besaß. Er reagierte sofort. Es zeigte sich aber auch, mit welch schneidender Schärfe er derartige Verleumdungen zurückweisen konnte, in aller Öffentlichkeit. Diepenbrock war da völlig im Recht. Er tat es insbesondere um des Ansehens und der Ehre der Kirche willen, gegen die solche Sätze letztlich gerichtet waren. Ihm ging es hier somit nicht nur um ein Unrecht gegen eine einzelne Person, sondern um mehr, um die Würde der Kirche als ganze. So fühlte sich Diepenbrock zum Sprechen verpflichtet.

Auch diese Haltung war kennzeichnend für sein ganzes kirchenamtliches Tätigsein. Hier handelte Diepenbrock stets entschlossen und unerschrocken, völlig unabhängig davon, gegen wen sich seine Richtigstellung und Zurückweisung richtete. Seine treue Kirchlichkeit sprach hieraus. Hinter ihr stand freilich seine hohe Auffassung von der Kirche selbst, ihrer Sendung, ihrer Würde, und zwar in der ganzen Sailerschen Innigkeit, aber eben auch Weite gedacht und empfunden. Überschaut man aber Diepenbrocks ganzes, insgesamt doch 23 Jahre währendes kirchenamtliches Wirken, zunächst im Regensburger Domkapitel als Kapitular, Dechant, schließlich Generalvikar, dann vor allem als Fürstbischof von Breslau, zuletzt als Kardinal, so fällt zwar die Entschiedenheit auf, mit der er stets und in allem, auch im scheinbar Kleinen, Würde und Ansehen, Recht und Freiheit der Kirche gleich wem gegenüber vertrat und soweit es an ihm lag, zu wahren suchte. In ihr lag eine letzte Entschlossenheit, aber eben auch Unbestechlichkeit. Aber ebenso fällt auf, daß Diepenbrock in keinem einzigen Fall das Maß und die Gerechtigkeit seiner Einwände, seiner Ansprüche verfehlte. Vor allem die Breslauer Jahre zeigen das. Charakteristisch war für Diepenbrock die absolute kirchliche Linie, seine unumstößliche Katholizität, sein unnachgiebiges Durchsetzen des kirchlichen Standpunkts, der kirchlichen Rechte und Freiheiten, in Breslau vor allem Preußen gegenüber. Dabei aber war ihm alles Überzogene, Kämpferische und Gewaltsame fremd. Hier wird Diepenbrock auch in keiner Weise etwa mit Johannes Geissel, dem Kölner Erzbischof und Kardinal, und dessen Generation vergleichbar. Diepenbrock blieb in allem der Schüler Sailers und wahrte dessen ausgeglichene Grundsätze. So aber hatte sein Wort und Urteil nicht zuletzt deshalb solches Gewicht, weil man um diese absolute Verläßlichkeit wußte.

Diese Linie zeichnete sich bereits jetzt am Anfang seines Wirkens, im Regensburger Domkapitel, deutlich genug ab. In dieser Hinsicht gab es in Diepenbrocks Persönlichkeit keine Entwicklung, sondern nur eine Entfaltung. Hinter allem aber stand wieder seine wahre und ideale Auffassung der Ansprüche, die sein Amt an ihn stellte, aber eben auch sein Wissen um die Realität. Nur von hierher läßt sich Diepenbrocks Wirken aufschließen, das wohl auch nach außen hin manche unnachgiebige Härte haben mochte, die aber stets berechtigt war, dazu eindeutige Klarheit in alles brachte, und in der es stets um ein Grundsätzliches ging, um die Ehre der Kirche und ihres Auftrags und damit verbunden um ihre Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit. In allem aber lag doch auch, vor allem in den späteren Jahren als Fürstbischof, eine eigentümliche Milde, mit der Diepenbrock um die Vorläufigkeit alles Diesseitigen wußte. Hier kam wieder sein mystisch-weltflüchtiger Zug zum Tragen, in dem für ihn alles wieder eine eigenartige Transparenz erlangte. Beides aber behinderte sich bei ihm nicht gegenseitig.

Zum Eintreffen Schwäbls zog auch Diepenbrock jetzt im Mai 1833 endgültig in die ihm zustehende Kanonikalwohnung unter den Schwibbögen F 106 an der Donau um. Er wollte dort eine völlig eigene Haushaltung anfangen. Clemens Brentano zog mit

ihm[177]. Zu diesem Zweck hatte Diepenbrock schon zu Ende des vergangenen Jahres seine Schwester Ludgard gebeten, ihm von seinem Erbanteil wenigstens 600 Gulden auszuzahlen[178]. Am 11. April 1832 hatte Anton Diepenbrock mit seinen Kindern einen Erbschaftsvertrag abgeschlossen und in ihm das meiste des beträchtlichen Familienvermögens aufgeteilt. Darin wurde Melchior Diepenbrock unter anderem an dem Besitz von Gut Asink beteiligt, das grundsätzlich Ludgard zugesprochen worden war[179]. Der Wert dieses Anteils betrug an die 2750 Gulden. Diepenbrock war jetzt bereit, diesen Anteil der Schwester und ihrem Mann Alois Reigers um die Hälfte seines Wertes zu überlassen, wollte aber möglichst bald 600 Gulden davon erhalten, um mit diesem Geld die Einkäufe zur eigenen Hauseinrichtung zu bestreiten.

Anton Diepenbrock hatte inzwischen sein Versprechen wahrgemacht und war im Frühjahr nach Regensburg gekommen. Er wollte nun dort endgültig seinen Lebensabend verbringen. Während der letzten Jahre hatte er mehrmals den Wohnort gewechselt. Er fühlte sich letztlich aber weder in Bocholt noch Koblenz wirklich wohl. An beiden Orten war es ihm nicht möglich, seinen Lebensabend so zu verleben, wie er es wünschte. Für Apolonia aber war es immer aufs neue eine Gewissensfrage gewesen, mit dem Vater, der ihrer bedurfte, mitzuziehen oder nicht. Erst mit der Übersiedlung nach Regensburg schien er wieder eine feste Heimat gewonnen zu haben.

Anton Diepenbrock kam von Koblenz her. Mit ihm reisten Apolonia und Zumfelde. Zumfelde kam aus seiner Heimat. Er wollte jetzt die nahen Ostertage noch in Regensburg verbringen und dann in Metten sein Noviziat antreten. Zumfelde brachte dazu die für das Kloster zu dieser Zeit bedeutende Mitgift von 2000 Gulden mit[180]. Apolonia aber kam mit, um dem Bruder den Haushalt einzurichten. Sie blieb vier Monate in Regensburg. Ihr gefiel es tatsächlich, zu Brentanos großer Genugtuung, in Regensburg weit besser als in Koblenz[181]. Diepenbrock hatte den Reisenden bis Bingen sogar einen eigenen Kutscher entgegengeschickt[182], nämlich Georg, den früheren Kammerdiener Sailers[183]. In den letzten Märztagen reiste er selber mit Clemens Brentano den Ankommenden bis Nürnberg entgegen[184]. Beide, Apolonia und Anton Diepenbrock, kamen zum erstenmal nach Regensburg. Bisher hatte man, trotz aller Einladungen, auch noch durch Sailer selber, stets den weiten Weg gescheut.

Unter Bischof Schwäbl

Schwäbl war tatsächlich der geeignetste Nachfolger Sailers und Wittmanns. Er führte die Aera Saileriana weiter, noch beinahe ein ganzes Jahrzehnt lang. Freilich traf

[177] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, Regensburg, 16. Mai 1833. Clemens Brentano, Bd. 9, 283.

[178] Diepenbrock an Ludgard und Alois Reigers, Regensburg, 2. November 1832, StA Boch 1.1.4. 55.

[179] Königlich preußisches Land- und Stadtgericht Bocholt, Erbschaftsvertrag zwischen Anton Diepenbrock mit seinen Kindern, Bocholt, 11. April 1832, ebenda, 1.2.1.1. 40.

[180] Diepenbrock an Prior Nebauer, Regensburg, 20. Februar 1833, Archiv des Klosters Metten.

[181] Clemens Brentano an Luise Hensel, München, 23. Oktober 1833. Clemens Brentano, Bd. 9, 287 f.

[182] Diepenbrock an Prior Nebauer, Regensburg, 15. März 1833, Archiv des Klosters Metten.

[183] Reisepaß für Georg Schepperl, Regensburg, 9. März 1833, StA Boch 1.3.1. 150.

[184] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 24. März 1833, Bay Stabi Schenkiana II/4.

Schwäbl jetzt am Anfang zugleich einige Neuverordnungen, die auch die Diözesanverwaltung betrafen. Sie brachten allerdings keine wesentlichen Änderungen, bedeuteten aber doch in einigen Dingen durchaus einen Neuanfang. Denn in manchem hatte sich doch bemerkbar gemacht, daß das Bistum in den vergangenen zehn Jahren von Bischöfen regiert war, die eigentlich am Ende ihres Lebens standen, deren beste Zeit und Kraft bereits vorüber war. Das war auch bei Sailer so gewesen. Sailers vorzügliches Anliegen aber war auch als Bischof die Seelsorge geblieben, die innere Erneuerung des Glaubens, in Volk und Klerus. Die Geschäfte der Diözesanverwaltung besorgte er zweifellos äußerst gewissenhaft. Sie waren aber nicht seine Stärke. Vor allem waren sie nicht sein eigentliches Anliegen, auch nicht als regierender Bischof von Regensburg. So mußte Schwäbl hier in vielem neu einsetzen. Er handelte aber in allem als Schüler Sailers und dazu in strenger Pietät allen Gegebenheiten gegenüber, die aus Sailers Bischofszeit stammten.

So war der Übergang nahtlos. Im Domkapitel war man mit Schwäbls Ernennung vollkommen zufrieden. Vor allem Diepenbrock freute sich auf seine Ankunft. Am 2. Juni 1833, einen Tag nach der Inthronisation, ernannte Schwäbl sofort Urban zu seinem Generalvikar[185]. Das lag nahe. Urban war Domdechant und, was seine Persönlichkeit und Durchsetzungskraft betraf, diesem Amt vor allen anderen gewachsen. Dazu war Urban Schwäbl vom Münchener Domkapitel her bekannt. Vor allem auch das gab jetzt wohl den Ausschlag bei seiner Wahl. Es zeigte sich nun doch, wie sehr das Regensburger Domkapitel jetzt durch Kräfte aus dem Münchener Kapitel aufgefrischt worden war. Die entscheidenden Stellen waren nun durch Münchener besetzt, der Bischofsstuhl durch Schwäbl, das Generalvikariat mit Urban. Zugleich aber bewahrheitete sich durch diese Entscheidung Schwäbls, was Schenk bereits vor einem Jahr anläßlich des Todes von Domdechant Mac Iver an König Ludwig geschrieben hatte, daß das Regensburger Domkapitel zwar wackere Männer besitze, aber nicht so ausgezeichnete, daß es nun einen Domdechant stellen und dieser dann den beiden Bischöfen Sailer und Wittmann eine wesentliche Stütze sein könne[186]. Schenk sagte das damals in Bezug auf das hohe Alter Sailers und Wittmanns. Beiden wollte man eine begabte jüngere Kraft zur Seite stellen. Deshalb hatte Schenk Ludwig auf das Münchener Kapitel verwiesen. Er meinte damit aber doch zugleich etwas Grundsätzliches, den Mangel an wirklichen Führungskräften im Regensburger Domkapitel. Diepenbrock mußte in diesem Urteil ausgeschlossen bleiben. Denn er war für diese Ämter noch zu jung. Er war aber zugleich mit Abstand der Jüngste im ganzen Domkapitel. In späteren Jahren vermochte aber gerade er diesen von Schenk bezeichneten Mangel, der wahr war, auszugleichen. Das zeigte sich sehr bald. Denn jetzt schon gehörte Diepenbrock neben Urban zu den wirklich richtunggebenden und tragenden Persönlichkeiten und Kräften in Kapitel und Ordinariat. Diese Stellung wurde ihm auch von allen übrigen zuerkannt. Sie entsprach auch Diepenbrocks ganzem Auftreten, seiner Begabung, seiner Arbeitskraft.

Insbesondere auch Schwäbl wußte darum und rechnete von Anfang an auf Diepenbrocks Unterstützung. Er räumte ihm auch in allem eine vorzügliche Vertrauensstellung ein. Das war selbstverständlich. Denn beide kannten sich seit Jahren. Dazu verband sie die Sailersche Grundhaltung. Vor allem um dieser Freundschaftsstellung willen wünschte Schwäbl Diepenbrock jetzt auch zu seinem Sekretär. Auch dieser Wunsch war naheliegend. Ganz offensichtlich aber hätte Diepenbrock diese Aufgabe

[185] BZAR BDK Generalia für das Jahr 1833. – Bay HStA MK 39071.

[186] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 6. März 1832. Spindler, Briefwechsel, 224.

lieber abgegeben. Er hatte dieses Amt lang genug geführt und er wußte von Sailer her, wieviel zusätzliche Arbeit mit ihm verbunden war, vorzüglich wieder Schreibarbeiten, die seiner Gesundheit so wenig zuträglich waren. Schließlich aber willigte Diepenbrock ein, Schwäbl zuliebe und auf dessen ausdrückliche Bitte hin. Das verrät auch die Formulierung, die Schwäbl bei seiner Ernennung gebrauchte, Diepenbrock würde die Stelle eines bischöflichen Sekretärs einstweilen noch und bis auf weitere erforderliche Anordnung versehen[187]. Tatsächlich kam Diepenbrock von dieser Aufgabe, die ihm nur eine Belastung war, die nächsten Jahre nicht los. So aber führte ihn auch weiterhin täglich der Weg ins Niedermünster.

Auch den Geschäftsverkehr im Ordinariat organisierte Schwäbl in einigem neu. Hier waren auch mehrere Personalfragen neu zu klären und mehrere Geschäftszweige neu zu verteilen. Dabei nahm Schwäbl stets Rücksicht auf die Wünsche der betreffenden Kapitulare. Die Ausführlichkeit aber, mit der er seine Anordnungen traf, zeigte doch, wie bestimmend er bei dieser Umbildung eingreifen wollte. Die entsprechenden Schriftstücke hatte Diepenbrock zu schreiben[188]. Aus allem aber sprach doch das grundsätzliche Anliegen einer möglichst straffen Führung und Durchbildung des Ordinariats. Zugleich drängte Schwäbl auf das unbedingte Geltendmachen der bischöflichen Jurisdiktion. Sie sollte von nun an stärker hervortreten.

Dazu forderte Schwäbl zunächst das Ordinariat auf, ihm alles, was jetzt bis zu seinem Amtsantritt liegengeblieben war, zusammen mit den betreffenden Akten vorzulegen. Ihm ging es hier darum, alles Aufgeschobene auf schnellstem Weg aufzuarbeiten. Freilich war sein Anliegen doch auch wieder umgreifender. Und es war ein grundsätzlich anderes, wenn er jetzt zugleich anordnete, ihm vierteljährlich sämtliche Beschlüsse des Generalvikariats in Form der Sitzungsprotokolle vorzulegen. Hier zeigte sich sein Bemühen, in alles unmittelbare Einsicht zu gewinnen, zugleich aber alles der unmittelbaren Kenntnis des Bischofs zu unterstellen. Das war die vordringlichere Absicht dieser Bestimmung. Alles, was das Ordinariat betraf, sollte zugleich dem ausschließlichen Wissen und Zugriff des Bischofs unterstellt sein. So wollte Schwäbl in allem gewissermaßen die Präsenz des Bischofs betonen und wahren. Hier trat also eine ganz andere Entschiedenheit der bischöflichen Amtsführung entgegen, als das bei Sailer der Fall war, der vieles schon aus Gesundheitsgründen abgeben und delegieren mußte.

Diesem Bemühen diente auch die weitere Anweisung Schwäbls, daß von nun an alle Eingaben an das Ordinariat an den Bischof gerichtet werden sollten. Und dem entsprach die Bestimmung, alle Einläufe auch dem Bischof zur Eröffnung zu überbringen[189]. Ihm als dem wahren Adressaten sollte auch die erste Kenntnisnahme zufallen. So aber hatte der ganze Ordinariatsbetrieb eine eindeutige Ausrichtung auf den Bischof hin erhalten. Um diese Straffung war es Schwäbl zu tun. Sie entsprach einer Straffung der Diözesanverwaltung insgesamt. Sie stellte die bischöfliche Gewalt heraus, der das Ordinariat grundsätzlich unterstand. Diese Vorkehrungen richteten sich freilich nicht gegen die bisherige Selbständigkeit und Unabhängigkeit, die im Regensburger Ordinariat wohl ausgeprägter war als in allen übrigen bayerischen Diözesen. Hier walteten vor allem auch die Sailerschen Grundprinzipien einer kollegialen Bistumsleitung, im Kollegium des Geistlichen Rats ebenso wie im Miteinander mit der

187 Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 2. Juni 1833, BZAR BDK Generalia für das Jahr 1833.

188 BZAR OA 1584.

189 Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 2. Juni 1833, BZAR Generalia für das Jahr 1833.

bischöflichen Amtsgewalt. Diese Verfaßtheit blieb dem Ordinariat grundsätzlich auch jetzt erhalten. Es arbeitete in Regensburg seit jeher aus durchaus eigener Initiative, auch dem Bischof gegenüber und manchmal dem Bischof entgegen. Rechtlich also blieb diese kollegiale Verfassung unangetastet. Aber alles hatte jetzt gewissermaßen ein neues Vorzeichen erhalten, die unmittelbare und unbedingte Präsenz der bischöflichen Autorität und Jurisdiktion. Diese betonte Prädominanz des Bischofs war das Neue.

Das war von Schwäbl her völlig zu Recht so durchgesetzt. Schwäbl übertrug wohl hier wieder Münchener Verhältnisse nach Regensburg. Hier bedeutete alles doch auch einige Umstellung. Und in den folgenden Jahren blieben Anlässe zu Reibungen nicht aus, die gerade dieses Verhältnis des Bischofs und des Kollegiums des Geistlichen Rates betrafen, das sich immer als eigenständige Größe dem Bischof gegenüber fühlte und in manchem auch ein förmliches Eigenrecht gegen den Bischof beanspruchte. Schwäbl drang hier doch auf Zentralisation. Freilich blieb in diesen Auseinandersetzungen die grundsätzliche Bereitschaft zur Zusammenarbeit unberührt. Vor allem sie war ein Charakteristikum für das Regensburger Domkapitel und die Regensburger Diözesanverwaltung. Hier gab es zweifellos auch hart geführte Streitfälle. Sie wurden aber immer offen und sachlich ausgetragen und zerstörten nie diese zugrundeliegende Bereitschaft, um die jede Seite bemüht blieb. Dieses offene und sachliche Klima aber wurde maßgeblich einmal von Schwäbl selbst, dann von Urban und Diepenbrock geschaffen und erhalten. Und dieses Miteinander war von Anfang an mit Schwäbls Amtsantritt gegeben. Es verlor sich auch über die späteren Jahre hin nicht.

Vor allem diese Atmosphäre unter Schwäbl ermöglichte das ruhige und befriedigende Fortarbeiten in Kapitel und Ordinariat, von dem Diepenbrock trotz allen unumgänglichen Ärgers, der auch immer wieder mit dieser Arbeit verbunden war, während dieser Jahre sprach und das er so schätzte. Unter Schwäbl entfaltete auch Diepenbrock seine volle Arbeitskraft. So war Schwäbls Bischofszeit zugleich die Zeit Diepenbrocks eigentlicher Wirksamkeit in und für die Diözese Regensburg und es begannen nun die Regensburger Jahre, in denen er auf der Höhe seiner Kraft wirken konnte.

Noch bei Sailers Tod hatte Diepenbrock daran gedacht, Regensburg wieder zu verlassen. Unter Schwäbl aber wurde er jetzt aufs neue heimisch. Nun wurde ihm Regensburg erst, wie er es später nannte, zur zweiten Heimat und Bayern zum zweiten Vaterland. Hierzu trug wohl auch bei, daß ihm jetzt mit der Übersiedlung des Vaters eine Art Familienleben erwachsen war. Dazu wohnte Clemens Brentano noch bei ihm. Und auch Apolonia war vorläufig bis Ende Juli dageblieben[190]. Mit ihrer Rückreise nach Koblenz stand jetzt wohl auch ihre nahe endgültige Übersiedlung nach Regensburg fest, jedenfalls wußte Apolonia, daß sowohl der Vater als auch der Bruder das sehr wünschten und neben Clemens Brentano wohl auch deutlich genug ausgesprochen hatten.

Obwohl sich damit Clemens Brentanos Wunsch erfüllt hätte, hatte er sich inzwischen dafür entschieden, nach München zu ziehen. Brentano wollte in Regensburg nur mehr die Drucklegung seines Bitteren Leidens nach den Visionen Anna Katharina Emmericks abwarten. Es war für ihn selbstverständlich gewesen, das Werk von Seidel

[190] Clemens Brentano an Luise Hensel, München, 23. Oktober 1833. Clemens Brentano, Bd. 9, 187 f.

in Sulzbach drucken zu lassen. Es erschien nun im August 1833[191]. Bereits am 25. Juli 1833 hatte Clemens Brentano an Görres aus Regensburg geschrieben, er vereinsame und versauere mannigfach in schwarz hypochondrischer, stummer Umgebung und müsse sein Herz etwas erfrischen[192]. Gewiß spielte Brentano hier auf die wirklich oft bedrückende und schwermütige Gemütsstimmung Diepenbrocks an, vielleicht auch auf die Hypochondrie des Vaters Anton Diepenbrock. Bei Melchior Diepenbrock war das stets die Folge seiner Unpäßlichkeit. Aber es war von Clemens Brentano weit übertrieben, wenn er das als dauernden Zustand ausgab. So lag der Grund Brentanos Scheiden aus Regensburg vor allem bei ihm selber. Dazu führte nicht etwa ein offenes Zerwürfnis zwischen ihm und Diepenbrock, sondern vielmehr die allmähliche Einsicht, daß das tagtägliche Zusammenleben auf Dauer nicht gutgehen konnte. Diese Einsicht hatte gewiß für beide Freunde etwas Schmerzliches. Beide konnten aber hier nichts ändern. In beider Wesen lag zwar sehr viel Verbindendes und Verwandtes, aber eben doch ein entscheidender Unterschied.

Die Hauptschuld lag hier eindeutig auf seiten Brentanos. Und sein Gefühl des Unbehagens in Regensburg, aus dem heraus er an Görres geschrieben hatte, war nichts anderes als der Ausdruck seines grundsätzlichen inneren Ungenügens und seiner Unstetigkeit, die ihn an keinem Ort zur Ruhe kommen, in keinem festen Kreis von Freunden und in keiner gleichbleibenden Umgebung länger aushalten ließ. Clemens Brentano war ursprünglich nicht gern nach Regensburg gekommen. Es hatte ihm dann aber sehr bald gefallen. Anders ist sein begeisterter Brief an Apolonia nicht zu erklären[193], auch nicht sein Streben, Apolonia nach Regensburg zu ziehen. Offensichtlich plante Clemens selber zunächst einen durchaus unbefristeten Aufenthalt. Ebenso schnell wie zuvor in Begeisterung war jetzt bei ihm aber alles in Ungenügen umgeschlagen. So war das Zusammensein für beide Seiten schließlich unerträglich geworden.

Brentano machte dafür ausschließlich Diepenbrocks häufiges Kranksein und die damit verbundene gedrückte Gemütsstimmung verantwortlich. Das war aber ungerecht. In Wirklichkeit hatte an allem vorzüglich sein eigenes wachsendes Mißbehagen schuld. Denn zweifellos hätte Diepenbrock den Freund gern länger in seiner Nähe gewünscht. Ihm tat Brentanos Entschluß und daß es so kommen mußte, aufrichtig leid. Sein späterer Brief an Görres ist recht aufschlußreich. Im Frühjahr 1834 schrieb Diepenbrock: „Es thut mir leid, daß unsres Clemens zufriedene Laune schon nachläßt; ich habe mir es aber nicht anders gedacht, und es ist ihm wohl aller Orten so gegangen und wird ihm überall so gehn. Anfangs überreizt er sich und Andre durch Mittheilung und Anregung; das kann auf die Dauer nicht bestehen, und wenn dann die nothwendige Rückwirkung der Erschlaffung eintritt, nachdem der Reiz der Neuheit vorüber ist, folgt auch bald der bittere Gegenreiz, und die Stimmung wird trübe. Man kann den Most nicht auf die Dauer täglich trinken; und zur süßen Weingärung und Klärung läßt er sich nicht Ruhe.“[194]

[191] Clemens Brentano an eine Freundin, Regensburg, Juli 1833. Ebenda, 285. – Clemens Brentano, Das bittere Leiden unseres Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen. († 9ten Februar 1824) nebst dem Lebensumriß dieser Begnadigten, Sulzbach 1834 (= Clemens Brentano, Historisch-kritische Ausgabe, Bd. 26, Stuttgart 1980, hrg. v. Bernhard Gajek).

[192] Clemens Brentano an Joseph Görres, Regensburg, 25. Juli 1833. Görres Bd. 9, 418.

[193] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832. Schaub, Ein unbekannter Brief, 346–350.

[194] Diepenbrock an Joseph Görres, Aschermittwoch 1834. Görres Bd. 9, 419.

Das war freilich geschrieben, nachdem sich Clemens auch in München sehr bald enttäuscht zeigte. Diepenbrock sprach hier aber aus eigener Erfahrung. Wieder gab er damit einen so charakteristischen Einblick in Brentanos Wesen. Auch über dessen Bitteres Leiden sprach er jetzt sehr offen zu Görres. Offensichtlich war Clemens Brentano enttäuscht über die, wie er empfand, ausbleibende große Wirkung des Buches. Tatsächlich aber fand es doch sehr rasche und weite Verbreitung, so daß der Seidelsche Verlag die Nachfrage kaum decken konnte. So konnte Clemens hier durchaus zufrieden sein. Freilich war das nicht die Wirkung, die er glaubte erwarten zu dürfen. Für ihn besaßen die Visionen der Emmerick unüberbietbaren Wert. Und die hieraus resultierende Anerkennung blieb aus, vor allem auch von seiten der Kirche selbst. Darin gründete Brentanos Enttäuschung. Sein Buch wurde nicht anders aufgenommen als alle andere religiöse Literatur auch. Immerhin aber wurde es das am weitesten verbreitete Erbauungsbuch des 19. Jahrhunderts. So war Clemens Brentano damit wirklich das geworden, was er ganz im Sinn der Mainzer Schule immer sein wollte, ein religiöser Volksschriftsteller[195]. Er hatte aber mit seinem Bitteren Leiden die Mainzer an Erfolg weit überflügelt.

Diepenbrocks Urteil an Görres aber war eindeutig, wenn er schrieb: „Mir ist am Buche das Leben der Seligen das Liebste; es enthält plastische Visionen, die ich in ihrer realen Schmerzensgestalt selbst mit angesehen. Das Übrige ist mir, in soweit es über die historische Ueberlieferung hinausgeht, ein frommes, Andacht, mitunter auch Graus und wieder Lächeln erregendes altdeutsches Bild, auf dem man mit kindischer Rachlust den gar zu boshaften Schergen die Augen auskratzen, den ausgelassenen Meßbuben Ohrfeigen geben etc. möchte. Aus vielen Gesichtern und Gesichten schaut mir der Clemens gar so leibhaft hervor; und da ich ihn so lieb habe, möchte ich ihn herzen, und nach ihm greifend, finde ich ein Bild. – Sagen Sie Clemens vom vorstehenden Geschwätz nichts; es möchte ihn kränken."[196] Das war also mit zarter Rücksichtnahme auf den Freund gesagt, zeigte aber Diepenbrocks Meinung deutlich genug. Im wesentlichen sprach er hier nur seine früheren Bedenken und Vorbehalte Brentanos Emmerickaufzeichnungen gegenüber aus. Sie konnten für ihn ausschließlich den Wert frommer und einfältiger religiöser Erbauung haben. Und vorzüglich auf Diepenbrocks Drängen hatte Clemens Brentano dem Buch auch im Vorwort diese Sinnausrichtung vorangestellt. In diesem Sinn wurde das Bittere Leiden dann auch tatsächlich aufgenommen. Und nur unter diesem Gesichtspunkt ist auch seine tatsächlich weite Verbreitung auszulegen. So mußte es sich auch von vornherein jeder wissenschaftlichen Auswertung entziehen, die von Clemens Brentano mithin erwartet worden war.

Die Fertigstellung des Bitteren Leidens hatte für Clemens Brentano zugleich seinen Abschied aus Regensburg bedeutet. Im Vorwort gedachte er auch der Umstände, die ihn sein Bitteres Leiden vollenden ließen, nannte dazu die Namen Friedrich Leopold Graf Stolberg, Overberg, Sailer und Wittmann, die für ihn alle eine Autorisierung und Empfehlung zugleich waren. Gewidmet hatte er das Buch aber Diepenbrock und Gallus Schwab[197], dem Regens des Priesterseminars. In dem dem Text vorangestellten

[195] Gajek, Sailer, Diepenbrock, Brentano, 153.

[196] Diepenbrock an Joseph Görres, Aschermittwoch 1834. Görres Bd. 9, 420.

[197] Gallus Wilhelm Schwab, geb. 12. Januar 1779, 12. Juni 1797 Profeß im Karmeliterorden mit dem Ordensnamen Gallus, Priester 19. Dezember 1801, 1832 Regens im Regensburger Priesterseminar als Nachfolger Wittmanns, gest. 1. Dezember 1837. Gallus Schwab gehörte zusammen mit Redl zu den guten Freunden Clemens Brentanos in Regensburg aus dem unmittelbaren Freudeskreis Diepenbrocks.

Gedicht dankte Brentano noch eigens für die gastfreie Aufnahme in Regensburg, sprach aber auch sein Fortgehenmüssen an. In allem lag freilich zugleich der wehmütige Ton, der so oft auch in den Briefen Clemens Brentanos anklingt, ungeachtet dessen, was wirklich Schicksal und was eigenes Verschulden war. Hier kam noch die Verletztheit über den notwendig gewordenen Abschied hinzu. Es ist verständlich, wenn Diepenbrock das sofort heraushörte und sich unmittelbar angesprochen fühlte. Und wenn er an Görres schrieb, Clemens hätte diese Empfindlichkeit, die er sehr wohl verstehe, besser unterdrücken sollen[198], so sprach daraus nur wieder die eigene Betroffenheit darüber, daß alles so gekommen war.

Diepenbrocks Freundschaft zu Clemens Brentano hatte unter all dem nicht gelitten. Anders war es bei Brentano. Er zeigte Diepenbrock gegenüber in allen späteren Jahren durchaus eine eigentümliche Verletztheit. So bedeutete Brentanos Abschied doch zugleich einen Bruch, der nicht mehr heilte. Trotzdem riß beider Verbindung nie. Sie lief meist über Apolonia. Andererseits nahm Brentano auch immer wieder Diepenbrocks Freundschaftsdienste in Anspruch, etwa vor allem wenn es sich um ihm mißliebige Verhandlungen mit Seidel handelte[199]. Auch das gehörte zu Diepenbrocks Charakter, daß er eine einmal gefaßte Freundschaft nicht einfachhin aufgab, sondern sie, soweit das an ihm lag, treu bewahrte und weitertrug. Freilich lag hier auch wieder viel an der Eigengeartetheit Clemens Brentanos, an dessen letztlich unglücklichem inneren Leben Diepenbrock tiefen Anteil nahm, ohne dabei wirklich helfen zu können, wie gern er das auch getan hätte.

Am 21. September 1833 feierte Clemens Brentano seinen Abschied von Regensburg. Diepenbrock war nicht dabei. Auch Schwäbl war während dieser Tage abwesend. Am nächsten Tag reiste Brentano nach München ab[200]. Seit Oktober wohnte er dort bei dem Maler und Akademieprofessor Joseph Schlotthauer[201], wo er sehr bald auch dessen Schülerin Emilie Linder kennenlernte.

Im Frühjahr 1834 kam Apolonia nach Regensburg. Der Abschied aus Koblenz, ihrer zweiten Heimat, wie sie es nannte, war ihr schwer gefallen[202]. Das war verständlich. Apolonia lebte und arbeitete seit Jahren in Koblenz. Hier hatte sich auch zuerst ihr Lebensberuf des karitativen Arbeitens verwirklichen lassen. Tatsächlich bot dazu gerade Koblenz so breite und reiche Möglichkeiten. Der Kreis um Dietz hatte eine sozial-karitative Bewegung angestoßen, die für den ganzen Mittelrhein eine weitreichende Bedeutsamkeit erlangte. Ihre bewegenden Kräfte lagen ausschließlich im Religiösen. So blieb auch Apolonias ganzes Arbeiten eingebettet in die große soziale Bewegung, die gerade das 19. Jahrhundert charakterisierte. An ihren Anfängen arbeitete sie mit. Freilich trug bei Apolonia Diepenbrock alles zugleich das ganz besondere Gepräge ihrer eigenen Religiosität und Persönlichkeit. Beide Linien, das allgemeine Anliegen der Zeit und Apolonias Persönlichkeit, müssen durchaus getrennt gesehen werden, laufen aber in derselben Richtung. Apolonia gehörte nie einem Orden an,

198 Diepenbrock an Joseph Görres, Aschermittwoch 1834. Görres Bd. 9, 419.

199 Vgl. etwa Clemens Brentano an Diepenbrock, München, 7. April 1835, FDH HS 16016.

200 Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, München, Mitte Oktober 1833. Frühwald, Clemens Brentano. Briefe an Emilie Linder, 7.

201 Clemens Brentano an Luise Hensel, München, 25. Oktober 1833 u. an seinen Bruder Franz, München, 20. November 1833. Clemens Brentano, Bd. 9, 286 u. 290 f. – Feilchenfeld, Brentano Chronik, 150 f. – Dazu insgesamt: Hermann Nestler, Klemens Brentanos Lebensabend. Seine Regensburger und Münchener Zeit. (1832–1842), Regensburg 1922.

202 Apolonia Diepenbrock an Luise Hensel, Koblenz, 23. März 1834, StA Boch 1.2.2.7. 30.

der ihr ihre äußere Existenz gesichert hätte. Sie war hier immer letztlich auf sich selbst gestellt geblieben, zunächst freilich im Miteinander Gleichgesinnter. So handelte sie auch stets aus eigener Initiative und in eigener Verantwortlichkeit, war in allem sich selber überlassen. Gerade auch das macht sie zu den großen Frauengestalten des 19. Jahrhunderts. Ihre Wirkung ging freilich nicht so sehr in die Breite als in die Tiefe. Denn Apolonias Wirkkreis blieb stets auf das beschränkt, was sie selbst mit ihrer eigenen Arbeitskraft bewältigen konnte.

In Koblenz erhielt Apolonia zweifellos eine nachhaltige Prägung, vor allem im Haus Dietz. Hier fand sie einmal Bestätigung und Förderung ihrer Neigung zu karitativem Wirken, dazu ein echtes Erfahrungsfeld. Beides fehlte ihr in Bocholt. So konnte sie in Koblenz ihren Lebensberuf erproben und sich selbst in ihn hineinfinden. Daher wurde auch in Koblenz Apolonia der Boden für das ganze spätere Wirken bereitet. Nicht zuletzt daher rührte ihr Empfinden, dort eine zweite Heimat gefunden zu haben. Zugleich gehorchte sie in allem den Gesetzen ihrer eigenen Persönlichkeit. Aus ihnen heraus wuchs ihre Lebensgestalt. Freilich gab es da auch bei Apolonia ein Suchen und Zweifeln. Ihre vertrauten Briefe an Luise Hensel und an ihren Bruder Melchior bezeugen das. Aber alles geschah doch mit einer großen inneren Sicherheit und Natürlichkeit. Auch daher rührte der Eindruck des Harmonischen bei Apolonia Diepenbrock, ihr in sich gründendes, gesichertes Wesen, schließlich auch die überzeugende Kraft ihres Wirkens und Arbeitens. Auch diese beiden Linien der äußeren Prägung und der innerlichen Entfaltung liefen getrennt und doch ineinander.

Wenn Apolonia jetzt Koblenz verließ, so war ihr das aber doch auch wieder erleichtert durch die offensichtlichen Uneinigkeiten, die sich inzwischen in ihrer unmittelbaren Umgebung ergeben hatten. Luise Hensel gegenüber deutete Apolonia das an[203]. Als neuer Aufenthalt aber kam für Apolonia eigentlich gar nichts anderes in Frage als Regensburg. Denn zurück nach Bocholt, in die Heimat, konnte sie und wollte sie nicht mehr gehen, um so weniger als jetzt der Vater in Regensburg lebte und auch Gut Horst in Holtwick verkauft worden war. So hatte sie im selben Brief an Luise Hensel geschrieben, in Bocholt sei ihr alles ziemlich fremd geworden. Darin klang wohl auch die Wehmut an, jetzt endgültig das Elternhaus verloren zu haben, wo sie die schönsten Jahre ihres Lebens zugebracht hatte. Noch manchmal sprechen das ihre späteren Briefe aus.

Auch so bedeutete für Apolonia die Übersiedlung nach Regensburg den Beginn eines neuen Lebensabschnittes. Das traf auch für ihr Arbeiten zu. Denn bisher hatte sie sich in Koblenz nur immer der Initiative anderer anschließen können, hatte nur immer aushelfen können, wo man ihrer bedurfte, und war letztlich immer nur auf Abruf tätig, vor allem auch mit Rücksicht auf den Vater. Eine ganz andere Möglichkeit eröffnete sich nun in Regensburg. Hier konnte sie erstmals ein eigenes Lebenswerk beginnen, konnte ganz aus eigener Initiative wirken, wie sie es für notwendig hielt. Freilich war sie nun zugleich auf ihre eigene Kraft und Verantwortung gestellt. So aber bedeutete für sie Regensburg ein Neuanfang.

Wie bewußt das Apolonia selber empfand, zeigt der Eintrag, mit dem sie ihr nun in Regensburg angefangenes Einschreibebuch begann. Sie schrieb darin, von einigen Freunden veranlaßt und unterstützt, habe sie begonnen, sich der Kranken und Armen in Regensburg anzunehmen. Am 1. August 1834 habe sie eine kleine Wohnung bezogen und nach und nach fünf kranke Frauen aufgenommen. Dazu habe sie täglich sieben bis acht Kranken Frühstück und Mittagessen gereicht und überdies andere

[203] Ebenda.

Bedürftige mit Geld, Kleidung und dergleichen versorgt. Und Apolonia schloß mit der Bitte, Gott möge das Unternehmen ferner segnen und den Wohltätern, die sie mit Geld unterstützten, tausendfach ihre Barmherzigkeit vergelten, hier und dort. Das sei ihr und der Armen tägliches Gebet[204]. Dieser Eintrag steht am Anfang von Apolonias Wirken in Regensburg. Aus ihm spricht zugleich die ganze Schlichtheit, die charakteristisch war für Apolonia Diepenbrocks ganzes, lebenslanges Wirken. Gerade auch hierin lag ihre Größe.

Aus diesem Anfang erwuchs Apolonias spätere St. Joseph Anstalt. Sie war von ihr zeitlebens nicht wesentlich vergrößert worden. Überhaupt richteten sich Apolonias Ausgaben für die Armen, die dort um Hilfe jeder Art nachsuchten, stets nach ihren Einnahmen. Sie bestanden zunächst zu einem wesentlichen Teil auch aus dem Vermögen ihrer eigenen Erbschaften, die unter anderem auch in den regelmäßig eingehenden Gewinnanteilen aus den beiden Eisenhütten in Ulft und bei Bocholt bestanden. Dazu kamen zahlreiche Spenden. Apolonia verzeichnete sie teilweise in ihren Büchern. Auf Lebenszeit hatte ihr Clemens Brentano den gesamten Reinertrag seines Bitteren Leidens, insgesamt die ersten sechs Auflagen, zugesagt und ihr dazu testamentarisch 1000 Gulden vermacht[205]. Auch Melchior Diepenbrock bestimmte für sie von jetzt an sämtliche Honorare seiner Schriften. Sie machten im Laufe der Jahre eine nicht unwesentliche Summe aus. Über ihr Wirtschaften legte sich Apolonia in eigens geführten Haushaltsbüchern Rechenschaft ab[206].

Später, im Jahr 1852, kaufte Diepenbrock für Apolonia das von ihr seit 1845 bezogene Haus neben der Obermünsterkirche E 187 b, zu dem auch ein Garten gehörte, das heutige St. Vincentius Haus am Obermünsterplatz 5, für 6000 Gulden[207]. Das Haus war bisher vom Domkapitel gemietet gewesen. Das war nur ein Beispiel, wie Diepenbrock stets und in allem die Arbeit Apolonias über die ganzen Jahre hin unterstützte, die sie ja ohne jede öffentliche Förderung, ausschließlich aus eigener Initiative leistete. Nach seinem Tod vermachte er ihr auch die jährlichen Erträge seiner Erbschaftsanteile aus der väterlichen Eisenhütte, die erst nach Apolonias Tod endgültig an den Neffen Reigers fallen sollten[208]. Aber gerade was die finanzielle Seite betraf, erwies sich Apolonia als äußerst kluge Wirtschafterin. Das zeigte sich nach ihrem Tod, als sie dem Regensburger Domkapitel, dem sie ihr St. Joseph Haus zur Weiterführung anvertraute, zugleich ein Vermögen von nicht weniger als 97986 Gulden zur Verwaltung hinterließ. Nicht zuletzt durch Aktienkäufe hatte sie diese Summe über Jahrzehnte hin erwirtschaftet[209].

Apolonia konnte sich jetzt zugleich auch unmittelbar um den Vater kümmern, der im Jahr zuvor nach Regensburg gezogen war. Ihr war das stets eine Gewissenspflicht gewesen. Trotzdem wohnte sie nicht bei Vater und Bruder im selben Haus, sondern bei ihren Kranken. Auch hier hatte Apolonia einen durchaus selbständigen Anfang gesetzt. Ihre stete Nähe aber war für beide wohltuend. Das lag vor allem wieder an Apolonias stiller, ausgleichender und harmonischer Wesensart. Um ihretwillen fühlte sich vorzüglich Clemens Brentano zu ihr hingezogen. Er glaubte an Apolonia

204 Eintragbuch Apolonia Diepenbrocks, Regensburg 1834, ebenda, 1.2.2.1. 125.

205 Schaub, Ein unbekannter Brief, 362.

206 Haushaltsbücher Apolonia Diepenbrocks in Regensburg, StA Boch 1.2.2.1. 80 u. 105–170.

207 Eintragbuch Apolonia Diepenbrocks für das Jahr 1852, ebenda, 1.2.2.1. 110.

208 Ebenda.

209 Plank, Apolonia Diepenbrock, in: Unser Bocholt 36 (1985) 144.

vor allem auch wahrzunehmen, was er als wahre Kindlichkeit empfand, Apolonias klares, schlichtes, wahres und unbefangenes Wesen, dazu ihre tief innerliche Religiosität, die zwar reich war, aber in allem einfach, demütig und natürlich blieb. In anderer Weise fand Brentano eben das auch bei Melchior Diepenbrock wieder. Freilich stand er hier der Schwester in vielem nach. Diepenbrocks leidenschaftliche und heftige Wesensart war bekannt. Sie entsprang seinem natürlichen Temperament, das ihn zugleich leicht reizbar machte. Nicht zuletzt darin lag die stets wohltuende Wirkung der ständigen Anwesenheit Apolonias in allen kommenden Jahren. Mit ihrem still verstehenden und mitempfindenden Wesen besaß sie für ihn etwas eigentümlich Ausgleichendes, Versöhnliches und Weitertragendes. Beide Geschwister ergänzten sich hier außerordentlich. Dabei trat Apolonia hier nie in den Vordergrund. Sie blieb in allem die Zurückgezogene, auch in ihrer eigenen Arbeit. Gerade darin aber gründete ihre stille Kraft. Hier lag auch der grundsätzliche Unterschied zum Bruder, der im Blick der Öffentlichkeit stand und nach außen wirkte.

Clemens Brentano verkehrte in München vor allem im Görresschen Freundeskreis. Was ihn aber bis zu seinem nahen Tod an München band, war Emilie Linder[210]. Sie hatte noch einmal im alternden Brentano tiefste Zuneigung zu erwecken vermocht. Das bezeugen Brentanos Briefe an sie, das bezeugt vor allem auch die Reihe der nun entstehenden Gedichte. Er traf aber auch hier auf Zurückweisung. Emilie Linder war Protestantin. So setzten auch Clemens Brentanos Versuche, sie zur Konversion zu bewegen, sehr bald ein. Neben seiner aufrichtigen katholischen Glaubensüberzeugung stand hinter ihnen freilich seine eigene Werbung. Beides war wieder eigentümlich miteinander vermischt. Clemens Brentano konnte aber auch gerade hier nie entscheidenden Einfluß über Emilie Linder gewinnen. Eher war das Gegenteil der Fall. Und es ist bezeichnend, daß Emilie Linder, die sich tatsächlich mit dem Gedanken der Konversion trug, erst nach dem Tod Clemens Brentanos im Jahr 1843 zum katholischen Glauben konvertierte.

[210] Emilie Linder wurde am 11. Oktober 1797 in Basel geboren. Zum Studium der Malerei kam sie im Jahr 1824 nach München. Ihre Romreise der Jahre 1829 bis 1831 brachte sie in unmittelbaren Kontakt mit der Nazarener Malerei. Insbesondere Friedrich Overbeck, der in Rom lebte und mit dem sie eine lebenslang anhaltende Freundschaft schloß, schloß ihr die religiösen Ideale des Nazarenertums auf, denen Emilie Linder auch mit ihren eigenen Bildern vorzüglich verpflichtet blieb. Im Jahr 1832 übersiedelte Emilie Linder endgültig nach München. Ihr beträchtliches Erbe setzte sie in den Stand völliger wirtschaftlicher Unabhängigkeit und ermöglichte ihr, großzügig ihrem ausgeprägten Wohltätigkeitssinn nachzukommen, dazu eine umfangreiche Kunstsammlung anzulegen mit bevorzugt nazarenischen Bildern. Am 12. Februar 1867 starb Emilie Linder in München. – Rosenthal, Convertitenbilder, Bd. 1/2, 237–253 (= Franz Binder, Emilie Linder. Ein Lebensbild, in: Historisch-politische Blätter, Bd. 59, München 1867). – Franz Binder, Erinnerungen an Emilie Linder (1797–1867). Zum Säculargedächtnis ihrer Geburt, München 1897. – Max Fürst, Emilie Linder und Friedrich Overbeck, in: Historisch-politische Blätter, Bd. 141, München 1908, 100–111. – Hermann von Ham, Aus Briefen des Kardinals Diepenbrock, in: Pastor Bonus 34 (1921/22) 261–273, 523–528 u. 35 (1922/23) 63–69, 231–247 (= Briefe Diepenbrocks an Emilie Linder). – Philomena Lehner, Emilie Linder und ihr Freundeskreis, Speyer 1935. – Frühwald, Clemens Brentano. Briefe an Emilie Linder. – Konrad Feilchenfeldt und Wolfgang Frühwald, Clemens Brentano: Briefe und Gedichte an Emilie Linder. Ungedruckte Handschriften aus dem Nachlaß von Johannes Baptista Diel SJ, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1976, 216–315. – Als durchaus gediegenes, neueres Gesamtlebensbild: Vera Jent, Emilie Linder 1797–1867. Studien zur Biographie der Basler Kunstsammlerin und Freundin Clemens Brentanos, Basel 1967 (Lit.).

Es war beinahe selbstverständlich, daß Clemens Brentano Emilie Linder mit Apolonia in Regensburg bekannt machte. Vor allem ihr stilles, zurückgezogenes und zurückhaltendes, beinahe verhaltenes Wesen machte sie Apolonia verwandt. Die Sympathie lag auf beiden Seiten. Über den ersten Besuch Emilie Linders in Regensburg im Mai 1834 schrieb Clemens Brentano an Apolonia, sie habe ihm gegenüber diesen Tag einen Festtag ihres Lebens genannt. Und sie danke ihm, daß er sie zu ihr geführt habe[211]. Das war von Clemens Brentano keineswegs übertrieben. Tatsächlich entfaltete sich zwischen Apolonia und Emilie Linder eine vertraute Lebensfreundschaft. Beide besaßen viel Verwandtes, vor allem ein durchaus selbständiges, in sich gegründetes Wesen, in dem stets der Ernst wahrer religiöser Innerlichkeit lag. Vor allem auch hierin war ein Einigungspunkt gegeben, obwohl beide verschiedenen Konfessionen angehörten. So hatte Emilie Linder offensichtlich jetzt sofort Apolonia auch für die geplante Krankenanstalt einige materielle Hilfe zugesagt[212]. Sie tat das unter denselben ausschließlich religiösen Beweggründen wie Apolonia. Auch hier rechnete sich Clemens Brentano manches zugute. Gewiß mit Recht. Er hatte die Begegnung Emilie Linders mit Apolonia vermittelt und damit beider Freundschaft, ganz ähnlich der zwischen Apolonia und Luise Hensel.

Dabei lebte Emilie Linder in München in grundsätzlich anderen Verhältnissen als Apolonia. Sie pflegte dort die Verbindung zu den bedeutendsten Männern der Stadt. Clemens Brentano hatte ihr dazu eine wöchentliche Tischeinladung in ihrem Haus am Karlsplatz vorgeschlagen. Emilie Linder ging darauf ein und lud so Woche für Woche einen Kreis von Künstlern und Gelehrten zu sich. Dabei besorgte Brentano für sie die Einladungen und führte auch bei Tisch den Vorsitz. Das war bis zu seinem Tod so[213]. Zu dieser Tafelrunde gehörten unter anderen Ringseis, die Brüder Eberhard, Schlotthauer und auch Görres. Auch ein beträchtliches Vermögen setzte Emilie Linder in den Stand völliger Unabhängigkeit, ganz im Gegensatz zu Apolonia, die sehr wohl wirtschaften mußte. Trotzdem bewahrte sich Emilie Linder in allem ihre schlichte, stille und verhaltene Wesensart. Sie machte beide Freundinnen innerlich so wesensverwandt. Und Emilie Linder kehrte immer wieder zu längeren Aufenthalten bei Apolonia in Regensburg ein. Es ist für die Dichte und Erfülltheit beider Freundschaft bezeichnend, wenn Apolonia nach dem Tod Emilie Linders im Jahr 1867 schrieb, sie müsse gegen ein Gefühl der Öde und Leere in sich ankämpfen[214].

Es konnte nicht fehlen, daß Emilie Linder bei ihrem ersten Regensburgbesuch auch mit Melchior und Anton Diepenbrock bekannt wurde. Auch hier lag der angenehme Eindruck auf beiden Seiten[215]. Sehr bald gehörte Emilie Linder zu Melchior Diepenbrocks unmittelbar vertrautesten Briefadressatinnen, zwar in ganz anderer Weise als Charlotte von Neumayr, aber ebenso vertraut. Diepenbrocks Briefe an Charlotte von Neumayr tragen stets zugleich einen vertraulichen neckenden Ton. Anders seine Briefe an Emilie Linder. Aus ihnen spricht in allem ein getragener Ernst, in dem immer wieder auch manches Leidende aufklingt, das aber doch immer in eine wahre Glaubenshoffnung und Zuversicht hinüberweist. Dieser Ton entsprach wohl ganz Emilie

[211] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 10. Juni 1834. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 57.

[212] Ebenda.

[213] Jent, Emilie Linder, 66 f.

[214] Plank, Apolonia Diepenbrock, in: Unser Bocholt 36 (1985) 144.

[215] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 10. Juni 1834. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 57.

Linders eigener Haltung. In ihrer ganzen Persönlichkeit lag etwas Leidendes und Schwermütiges, dazu eine große Hingabefähigkeit. Wohl vor allem letztere machte sie für Clemens Brentano so anziehend. Diepenbrock aber traf hier auf ein grundsätzlich Wesensverwandtes. Dazu besaß Emilie Linder wie er ein sehr feines Gespür für alles Wahre und Schöne. Zu allem aber kam das sich allmählich einstellende unbedingte Vertrauensverhältnis. So zeichnet seine Briefe an sie gerade auch diese unmittelbare Nähe aus. Aus ihr aber tritt zugleich die ganze menschliche Größe Diepenbrocks Persönlichkeit entgegen, für die in allem seine größtmögliche Redlichkeit und Wahrhaftigkeit, sich selbst und allem gegenüber, kennzeichnend war. Auch das zeigt gerade dieser Briefwechsel mit Emilie Linder. Neben das schlichte Erzählen von Alltäglichkeiten aber treten dann wieder herrliche Absätze zeitlos gültiger Worte über das menschliche und christliche Dasein. In allem konnte Diepenbrock hier mit einer letzten Offenheit und Vertrautheit aussprechen, was ihn selber bewegte. Auch darin liegt die Aussagekraft dieser Briefe.

So aber zählte Emilie Linder neben Apolonia und Charlotte von Neumayr zu den großen Frauengestalten um Diepenbrock. Vor allem hier fand Diepenbrock stets ein tiefes und warm anteilnehmendes Verstehen, fand eine stille, wirklich echte und weitertragende Begleitung. So riß dieser vertraute Briefwechsel später auch über die große äußere Entfernung nach Breslau nicht ab, weder mit Charlotte von Neumayr noch mit Emilie Linder. Freilich nahm hier Apolonia eine vorzügliche Stellung ein. Mit ihr verband Diepenbrock eine letzte Nähe.

Eine Spiegelung ins Vornehme und aristokratisch Edle, damit aber zugleich auch ins Unnahbare, erfuhr das alles in Diepenbrocks Freundschaft mit der Gräfin Ida von Hahn-Hahn[216], insbesondere aber mit der Herzogin Dorothea von Sagan[217]. Deutlich genug belegt das der erhaltene Schriftwechsel. Diese Korrespondenz begann freilich erst während Diepenbrocks Breslauer Jahre. So trug sie auch in allem das Vorzeichen der zwar vertrauten, aber eben unbedingten Abstand schaffenden Hoheit Diepenbrocks fürstbischöflicher Würde. Aber auch diese Briefe sind bezeichnend für ihn. Aus ihnen spricht größte Einfühlungsgabe, trotz allen äußeren Zwanges der Etikette, dazu eine unüberbietbare Eleganz der Sprache und Beherrschung der Form. Auch hier konnte sich Diepenbrock völlig frei bewegen. Darüberhinaus drückte sich darin gerade auch das Hoheitsvolle aus, das schon Diepenbrocks äußeres Erscheinen besaß. Es ist aber charakteristisch für Diepenbrock, daß er in allem nicht dem bloß Förmlichen verhaftet blieb, sondern auch hier alles mit seiner kraftvollen Persönlichkeit durchdrang. So besitzen auch diese Briefe große persönliche Wärme und Aussagekraft.

Clemens Brentano hatte Emilie Linder wohl gerade auch mit der Absicht mit den beiden Geschwistern Diepenbrock bekannt gemacht, damit diese auf ihre Konversion Einfluß nähmen. Für Apolonia und Melchior war das aber zunächst gar keine Frage. Beider Haltung entsprach hier ganz der Sailers, der gerade in den Dingen des Glaubens grundsätzliche Freiheit forderte. Tatsächlich aber nahmen beide Geschwister doch auf die innere religiöse Entwicklung Emilie Linders, die schließlich zu ihrer Konversion führte, bedeutenden Einfluß. Hier war aber nie ein Drängen, wie das

[216] Alfons Nowack, Briefwechsel des Kardinals Diepenbrock mit Gräfin Ida Hahn-Hahn vor und nach ihrer Konversion, München 1931.

[217] Hermann Hoffmann, Kardinal Melchior von Diepenbrock und die Herzogin Dorothea von Sagan. Ein Briefwechsel, Breslau 1931 (= Einzelschriften zur Schlesischen Geschichte, Bd. 7).

Clemens Brentano tat, sondern ein Mittragen und Weiterhelfen. So fand Emilie Linder bei beiden Geschwistern gleichermaßen Zuspruch, Orientierung und Halt. Hier lag zugleich die Bedeutung dieser Freundschaft für Emilie Linder selber. Gewiß färbte auf sie die durch und durch katholische Münchener Umwelt ab, vor allem weil sie für alles Religiöse empfänglich und aufgeschlossen war. Hinzu kam endlich ihre eigene innere Neigung zur katholischen Kirche. Ohne die gerade hier mittragende Freundschaft zu Apolonia und Melchior Diepenbrock aber wäre ihre Konversion vielleicht doch nicht zustandegekommen, jedenfalls nicht in derselben wirklich beruhigenden Innigkeit und Erfülltheit von ihr vollzogen worden. Clemens Brentano hätte das nicht vermocht, mehr noch, um seinetwillen hatte Emilie Linder diesen Schritt bis über seinen Tod hinaus verschoben. Freilich gab es dafür auch innere Gründe, die in ihr selber lagen.

In diese Zeit fiel auch der Beginn der Freundschaft Diepenbrocks mit Alfred Stolberg, dem Sohn des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg. Alfred Stolberg war nur zwei Jahre jünger als Diepenbrock selber und wie er Westfale. Von hierher war schon ein erster unmittelbarer Anknüpfungspunkt gegeben. Stolberg war im Herbst 1833 nach Regensburg gekommen. Diepenbrock wie Clemens waren gleichermaßen begeistert von seinem schlichten und natürlichen Wesen[218]. Stolberg kam von einem halbjährigen Romaufenthalt nach Regensburg. Er wollte dort sein begonnenes Studium der Theologie fortsetzen. Vielleicht wirkte hier noch der Eindruck nach, den Sailers persönlicher Besuch im Herbst des Jahres 1818 bei der Familie hinterlassen hatte. So wandte sich Stolberg mit einer Empfehlung direkt an Schwäbl. Bei ihm traf ihn Diepenbrock auch gleich in den ersten Tagen nach seiner Ankunft. Man bot Stolberg für den Zweck des Studiums ein Zimmer im Priesterseminar an.

Stolbergs zurückhaltendes Wesen schloß sich Diepenbrock bald auf und beide kamen einander näher. Dazu besuchte Stolberg Diepenbrock mehrmals die Woche am Nachmittag. Dann trank man zusammen mit dem Vater und auch anderen gerade eintreffenden Freunden Tee, wie das norddeutscher Sitte entsprach. Bei diesen Begegnungen erschloß sich Diepenbrock nach und nach Stolbergs ganzes Wesen. Dieses Zutrauen aber lag auf beiden Seiten. Diepenbrock traf in Stolberg in allem auf einen durchaus gleichwertigen Freund, vor allem was dessen gesunde und kraftvolle Persönlichkeit anlangte, die aber geprägt war von einer fein ausgebildeten und empfindenden Geistigkeit, vorzüglich von einem absolut redlichen Charakter. In allem aber lag eine letzte Ernsthaftigkeit, aber auch Klarheit, Tiefe und Konsequenz. Dazu besaß Stolberg große Welterfahrenheit. Er hatte fast alle bedeutenden Städte Europas bereist. Nicht zuletzt auch hierin gründete die Umsichtigkeit und Sicherheit seines Urteils über Menschen und Verhältnisse. So lag in beiden ein grundsätzlich Wesensverwandtes, neben derselben reichen Begabung derselbe Adel der Gesinnung. Daher mußten beide Freunde einander anziehen. Und Stolberg spürte das ebenso wie Diepenbrock.

Nur ein Beunruhigendes gab es, Stolbergs Unentschiedenheit über seinen Beruf. Sie verursachte ihm selber größte innere Kämpfe. Diepenbrock hatte er daran Anteil gegeben. Gerade er erwies sich hier als verständiger Freund. In dieser Unentschlossenheit aber lag, wie Diepenbrock bestätigte, nicht Mangel, sondern im Gegenteil eine vielleicht allzu hohe und ideale Auffassung vom Priesterberuf. In ihn einzutreten hielt Stolberg, was seine augenblickliche Reife anlangte, als eine Vermessenheit. Freilich

[218] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, München, 20. November 1833. Clemens Brentano, Bd. 9, 293 f. – Diepenbrock an Joseph Görres, Aschermittwoch 1834. Görres Bd. 9 420 f.

suchte Diepenbrock ihn hier zu beruhigen und allmählich zu einem festen Entschluß zu bringen. Ebenso wie Schwab, der Regens des Priesterseminars, war er überzeugt, daß Stolberg in ausgezeichneter Weise für diesen Lebensberuf geeignet sei und in der damit verbundenen Wirksamkeit auch wirkliche Beruhigung erfahren könne.

Diepenbrock kannte Stolbergs Entschluß, den er vor sich selbst gelobt hatte, ausschließlich Gott und der Kirche dienen zu wollen. Dazu hatte er seine begonnene Karriere abgebrochen und war auch bereit, sein beträchtliches Vermögen, das ihn völlig unabhängig machte, einzusetzen. Auch Schwäbl und Schwab hatte er dieses persönliche, aber bindende Versprechen mitgeteilt. So hätte auch von hierher dem Entschluß, Priester zu werden, nichts entgegengestanden. Eben hier aber lag der wunde Punkt, Alfred Stolbergs Unentschiedenheit darüber, in welcher Art und Weise er wirken solle. Hier lag er gebunden, trotz der redlichsten Gesinnung, trotz des Bewußtseins seiner reichen Kräfte, trotz seines Dranges, zu handeln und zu wirken. Und wenn Diepenbrock ihn zu beruhigen suchte durch den Hinweis auf sein Studium, das er mit größter Gewissenhaftigkeit durchführte, so entgegnete ihm Stolberg mit der Frage, was nütze ihm alles Lesen, alles Studieren; das sei kein Leben; das Christentum sei Leben und wolle Leben; Leben aber sei Handeln, Wirken; das fehle ihm[219]. In diesen Worten lag wieder seine ganze innere Not.

Gewiß brachte Stolberg hier Diepenbrock volles Vertrauen entgegen. Aber es half nichts. Er ließ sich zwar die Tonsur erteilen. Weiter aber glaubte er sich nicht wagen zu dürfen. Stolberg hatte in Regensburg beste Aufnahme und Freundschaft gefunden, vor allem auch im Priesterseminar selbst. Schwab stellte ihm das beste Zeugnis aus. Stolberg wohnte im Seminar als außerordentlicher Gast. Seines Standes wegen hatte man ihm ein eigenes Zimmer zugewiesen. Auch zu den Mahlzeiten saß er am Tisch der Vorstände. In beide Vorzüge aber hatte er sich nur widerwillig eingefügt. Er nahm aber, obwohl er dazu gar nicht verpflichtet gewesen wäre, an allen Übungen der Seminaristen teil, und zwar mit einem für alle übrigen vorbildlichen Ernst. Auch was die Kleidung betraf, war er äußerst bescheiden, so daß man ihn ohne weiteres für einen einfachen Landkaplan hätte halten können. Eine Freundschaft besonderer Art pflegte Stolberg mit Anton Dätzel, der jetzt, 82jährig, seinen Lebensabend im Seminar verbrachte. Dätzel war Diepenbrocks erster Landshuter Universitätslehrer gewesen. Stolberg besuchte ihn täglich. Es war ein Verhältnis wie zwischen Vater und Sohn.

Ganz offensichtlich fühlte sich Stolberg selber in Regensburg sehr wohl. Um so überraschender kam sein Entschluß, zu verreisen. Den äußeren Anlaß bot seine Absicht, seine lange nicht gesehene Mutter, dazu mehrere Geschwister, die sich auf einem Familiengut bei Dresden treffen wollten, wiederzusehen. Stolbergs Reise war aber auch ein Ausdruck seiner inneren Unentschiedenheit. Auch Diepenbrock begriff das in diesem Sinn. Und Stolberg machte ihm gegenüber daraus wohl keinen Hehl. Er versprach zwar wiederzukehren, machte aber den Vorbehalt, ganz gewiß könne er es selbst nicht sagen. In diesem Versprechen lag kein falscher Hintergedanke, nur die Unsicherheit der eigenen Zukunft gegenüber. Der Abschied fiel allen schwer. So reiste Alfred Stolberg am 14. April 1834 von Regensburg ab, kaum ein halbes Jahr, nachdem er dort angekommen war. Diepenbrock aber tröstete sich, wie er später bekannte, mit der festen Zuversicht, daß er bald wiederkehren würde. Tatsächlich aber vernahm er von ihm kein einziges Lebenszeichen mehr.

[219] Melchior Diepenbrock, Zum Andenken an Alfred Stolberg des Grafen Friedrich Leopold zu Stolberg sel. Sohn, Regensburg 1835, 21 (Nachdruck in: Frankfurter zeitgemäße Broschüren XVIII (1897) 301–332).

Zunächst faßte Diepenbrock dieses Verhalten Stolbergs eigenem Versprechen gemäß auf, zwar zu schreiben, aber erst, wenn sich mit ihm etwas entschieden habe. So verging das Jahr, bis Diepenbrock schließlich im November aus einer kurzen Zeitungsnotiz las, der junge Graf Stolberg, der Karl V. seit zwei Monaten mit Anstrengung gedient habe, sei auf der spanischen Grenze an einer Brustentzündung gestorben[220]. Freilich zweifelten alle Regensburger Freunde zunächst daran, daß das Alfred Stolberg sei. Anders Diepenbrock. Er kannte Stolberg, wußte, welche Möglichkeiten in ihm lagen.

Wenn Diepenbrock überzeugt war, daß Stolberg diesen Plan bei seiner Abreise von Regensburg noch in keiner Weise erwogen hatte, so hatte er damit gewiß recht. Bei seiner vertrauten Freundesstellung und Stolbergs Aufrichtigkeit ihm gegenüber, hätte er ihm das wenigstens angedeutet. Dazu kommt, daß Stolberg durchaus bereit war, seine Reise von der Entscheidung Schwabs abhängig zu machen. Darüberhinaus ließ er bei Diepenbrock eine Kiste mit Effekten zurück. So hatte Diepenbrock sicher auch mit seiner Erklärung recht, wie es zu Stolbergs auffallendem Entschluß schließlich gekommen war. Er sah in ihm nur dieselbe Gesinnung am Werk, mit der Stolberg vor sich selber gelobt hatte, ausschließlich für Wahrheit und Recht wirken zu wollen und das aus einem rein religiös-christlichen Beweggrund. Dafür schien sich ihm nun plötzlich in der spanischen karlistischen Sache eine Bahn zu öffnen. Freilich zweifelte Diepenbrock zu Recht, inwieweit Stolberg dann dort in der Wirklichkeit sein Ideal vorgefunden haben mochte. Aber daß Stolberg mit der ganzen ihn beherrschenden idealen Gesinnung hingezogen und allein aus dieser Überzeugung zu diesem Entschluß gekommen war, daran gab es für ihn keinen Zweifel. Und diese Gewißheit bestätigte ihm schließlich auch der Briefwechsel, den er jetzt mit Stolbergs Mutter, der Gräfin Sophie zu Stolberg, führte. Die Zeitungsnachricht hatte ihn dazu veranlaßt. Diepenbrock wollte von ihr näheren Aufschluß über Schicksal und Tod des Freundes erlangen.

Die Gräfin antwortete ihm sofort, am 4. Dezember 1834[221]. Sie rührte die treue Anteilnahme Diepenbrocks, den sie durch die Erzählungen Alfreds kannte und von dem sie wußte, daß er sein erster Freund in Regensburg war und einen so wohltuenden Einfluß auf ihn ausgeübt hatte. So hatte sie gehofft, wie sie Diepenbrock jetzt schrieb, Alfred würde bald wieder nach Regensburg zurückkehren. Dahinter stand die Hoffnung, daß er dort, in der Umgebung so wohlwollender Freunde, zu seinem Lebensberuf, zum Priestertum hinfinden würde. Sie drängte Alfred aber zu nichts. Nur manchmal forderte sie ihn auf, doch an seine Regensburger Freunde zu schreiben. Er habe das aber jedesmal abgelehnt mit der Begründung, er könne erst schreiben, wenn er über seinen Lebensweg entschlossen sei. Ende Juli trat er schließlich mit dem Entschluß hervor, für Don Carlos zu kämpfen. Stolberg hielt dessen Sache für die des Glaubens, des Rechts. Anfang August schied er von der Mutter. Seitdem hatte auch sie nur mehr wenige kurze Lebenszeichen erhalten, in denen Stolberg offensichtlich ein tiefes Unglücklichsein andeutete. Mehr wußte auch sie jetzt nicht, nur das eine, daß die Zeitungsnotiz richtig war.

Bereits in den nächsten Wochen aber trafen bei Diepenbrock weitere Briefe aus Münster ein. Die Gräfin berichtete Diepenbrock in ihnen immer sofort, wie sie nun selber nach und nach von Schicksal, Krankheit und Tod ihres Sohnes erfuhr. Stolberg war am 9. November 1834 in dem französischen Ort Sare, nahe der spanischen

220 Ebenda, 28.

221 Gräfin Sophie zu Stolberg an Diepenbrock, Münster, 4. Dezember 1834. Diepenbrock, Alfred Stolberg, 31–33.

Grenze, an einem Gehirnfieber gestorben. Er war dort in treue Pflege gekommen. Insbesonders der französische Geistliche des Ortes besuchte ihn, sooft es sein Gesundheitszustand erlaubte. So hatte Alfred Stolberg noch in den letzten Oktobertagen an seine Mutter geschrieben und sie herzlich gebeten, sofort zurückzuschreiben. Der Brief blieb aber liegen und gelangte erst Wochen nach seinem Tod in ihre Hände. So kam die von ihm so ersehnte Verbindung nicht mehr zustande. Stolberg starb äußerst unglücklich, aber, wie der französische Pfarrer in seinem ausführlichen Brief an die Gräfin versicherte, mit äußerster Ergebenheit. Seine ganze Krankheit hatte er in dieser Haltung durchlitten.

Diese Briefe sind ergreifende Zeugnisse dieses tief unglücklichen, tragischen Schicksals. So war es verständlich, wenn sie Diepenbrock jetzt in seiner Alfred Stolberg gewidmeten Erinnerung mitveröffentlichte. Seine Schrift hatte die äußere Form eines Briefes, mit dem er über seine erste Begegnung mit Alfred Stolberg, seine Freundschaft, dessen Regensburger Aufenthalt, Abschied und Lebensschicksal berichtete. Das entsprach zugleich dem Entstehen dieser Schrift, die schließlich fünfzig Druckseiten umfaßte. Diepenbrock hatte diesen Brief zunächst als Antwort auf die Anfrage eines Freundes niedergeschrieben. Auf Wunsch mehrerer Freunde, die ihn lasen,ließ er ihn jetzt drucken. Er hatte ihn dazu mit einigen Erweiterungen versehen, wie er selber im Vorwort anführte. Unter sie fiel vor allem das Einfügen der aus Münster erhaltenen Briefe. Diepenbrock hatte diesmal gern in den Druck eingewilligt, zum Andenken an den verlorenen Freund, wohl auch zur Rechtfertigung seiner nach außen hin nicht ohne weiteres verständlichen Handlungsweise.

Sie schloß Diepenbrock von innen her auf, von Alfred Stolbergs innerer Gesinnung. Seine Schrift ist eine meisterhafte Charakterstudie, niedergeschrieben mit größter Einfühlungsgabe. Aus ihr spricht die ganze Wärme der Freundschaft Diepenbrocks mit Alfred Stolberg, aber eben auch seine ganze innere Betroffenheit über den Verlust dieses Freundes. So besitzt diese Schrift beinahe die bewegende und unmittelbar anrührende Kraft einer tragischen Erzählung.

Hierin drückte sich nur wieder Diepenbrocks meisterhafte Sprachbeherrschung und lebendige Darstellungskraft aus. Zugleich aber wirft diese Schrift wieder ein bezeichnendes Licht auf ihn selber zurück, auf seine Persönlichkeit, seine eigene Gesinnung, seinen eigenen Charakter. In Alfred Stolberg hatte er einen ihm durch und durch verwandten Freund angetroffen. Daher rührte auch die große Bestürzung über seinen Verlust, auch der Entschluß, ihm dieses literarische Denkmal zu setzen. Wohl war es hier ebenso wie in vielen seiner Briefe, in denen sich Diepenbrock manches vom Herzen schrieb. Das Schreiben selber brachte Erleichterung. Alfred Stolberg war für Diepenbrock der einzige gleichaltrige, wirklich gleichwertige Freund gewesen, in allem, was seine Persönlichkeit, Geistigkeit und Gesinnung anlangte. Beide waren durch und durch gleichgestimmt. Beide mußten das gespürt haben. Dabei fiel Diepenbrock zunächst der führende Teil zu. Er war der beruflich Festgelegte und Gesicherte, Stolberg der noch Suchende. Das änderte aber an der grundsätzlichen Gleichwertigkeit dieser Freundschaft nichts. Beide wußten darum. Und beide zogen einander gleich an. Hier mochte gewiß auch die gemeinsame westfälische Herkunft, die doch in vielem prägend war, mitgespielt haben. Tragend wurde aber die tiefe geistige Ebenbürtigkeit und Gleichgestimmtheit in Gesinnung und Charakter. So fühlte Diepenbrock den Verlust des Freundes tief und sehr lange. Wirklich fand er auch in allen späteren Jahren nie mehr einen derart und in allem ebenbürtigen Freund wie Alfred Stolberg. Freilich war beider Freundschaft gar nicht zur vollen Entfaltung gekommen. Dazu war Stolberg viel zu kurz in Regensburg geblieben. So war bisher zwischen

beiden immer noch ein zurückhaltender Abstand verblieben, eine letzte vertraute Nähe noch ausgeschlossen, wie sehr sie auch in der ganzen Freundschaft angelegt war.

Diepenbrock hatte das Büchlein bei Pustet drucken lassen. Es erschien zu Anfang des Jahres 1835. Er sandte es selbstverständlich sofort auch Stolbergs Mutter zu. Ganz offensichtlich hatte er ihre Briefe aber ohne ihr Wissen abdrucken lassen. Die Gräfin legte ihm das nun aber sehr übel aus. Sie wußte zwar vom Druck eines solchen Nachrufs auf ihren Sohn Alfred. Das entsprach sogar ihrem eigenen Wunsch[222]. Sie empfand den Abdruck der Briefe aber als Indiskretion, mehr noch, als Vertrauensbruch. Das hielt sie nun Diepenbrock scharf genug vor Augen. Diepenbrock fühlte sich hier aber keineswegs im Unrecht, da diese Briefe die Familie in keiner Weise bloßstellten. Im Gegenteil. Trotzdem wandte er sich nun an Aurbacher[223]. Ihm übersandte er das gedruckte Büchlein mit der Bitte, er möge dafür eine Rezension schreiben[224]. Aurbachers Wort als Rezensent war allgemein anerkannt. So nimmt es nicht wunder, daß sich Diepenbrock jetzt an ihn wandte. Dazu verband ihn mit Aurbacher ohnehin eine persönliche Freundschaft. Daher konnte er sich ihm gegenüber recht offen aussprechen. Aurbacher sollte die eben erschienene Erinnerung an Stolberg vor möglichen Mißdeutungen bewahren, indem er ihr rezensierend eine eindeutige Ausrichtung gab. Dazu trug ihm Diepenbrock seine Beweggründe der Niederschrift vor, mit dem Zweck, daß sie Aurbacher in seiner Besprechung verwende.

Es war bekannt, daß Alfred Stolberg im Regensburger Priesterseminar gewohnt hatte. So aber mußte sein Entschluß, wie überraschend auch immer er an sich war, auf dieses zurückfallen, so als habe er dort die Eindrücke erhalten, die ihn dann dazu brachten, sich als Glaubenskämpfer für Don Carlos zu verpflichten. Diepenbrock hatte Stolbergs Entschluß dagegen aus seinem inneren Wesen heraus zu erklären versucht. Daß er aber hier das Richtige getroffen hatte, das belegten dann in vorzüglicher Weise die abgedruckten Briefe. Deshalb hielt er ihre Veröffentlichung für seine Pflicht, Bischof Schwäbl sowie dem Ruf des Regensburger Priesterseminars gegenüber, auch auf den möglichen Vorwurf hin, indiskret geworden zu sein. Dieser Beweggrund war für ihn sehr wesentlich gewesen. Er war zugleich einsichtig und bündig. Diepenbrock hatte gerade ihn auch der Gräfin Stolberg vorgetragen. Und diese berichtigende Wirkung des Büchleins sollte wohl auch Aurbacher deutlich genug herausarbeiten.

Freilich tat das dem anderen Beweggrund der Freundschaft Diepenbrocks zu Alfred Stolberg keinen Abbruch. Das mußte nicht eigens betont werden. Denn das sprach aus jedem Wort seiner Schrift. Aber gerade was die Übernahme der Briefe von Stolbergs Mutter betraf, führte Diepenbrock noch ein weiteres Motiv an. Er beabsichtigte mit ihnen ein Beispiel christlicher Mutterliebe aufzustellen. Das war von ihm durchaus

222 Diepenbrock an Zumfelde, Regensburg, 6. Februar 1835, Archiv des Klosters Metten.

223 Ludwig Aurbacher (1784–1847) brach sein Noviziat im Benediktinerkloster Ottobeuren ab. Die Jahre 1809 bis 1834 unterrichtete er in München Deutsch und Ästhetik. Er war vor allem auch mit Görres befreundet. Als Volksschriftsteller prägte ihn insbesondere das volkstümlich Gemütvolle. – Kosch, Literatur-Lexikon (1969) 20f. – NDB I (1953) 456. – Wilhelm Kosch, Ludwig Aurbacher der bayerisch-schwäbische Volksschriftsteller. Seine Jugenderinnerungen (1784–1808) nebst Briefen an ihn von Melchior von Diepenbrock, Ladislaus von Pyrker, J. M. Sailer, Eduard von Schenk und Joh. Friedrich Heinrich Schlosser sowie einem Abriß seines Lebens und Schaffens, Köln 1914.

224 Diepenbrock an Ludwig Aurbacher, Regensburg, 22. Februar 1835. Kosch, Ludwig Aurbacher, 96–98.

ernst gemeint. Darin klingt doch zugleich wieder die erzieherische Absicht an, die eigentlich aus der ganzen Schrift spricht. Gewiß war sich Diepenbrock dessen selber völlig bewußt. So war auch dieses Andenken an Alfred Stolberg eine Art religiöses Erbauungsbuch, und zwar viel ernster und eindringlicher, weil alles darin wirklich geschehen war. Daher kam auch in diesem Werk das allgemeine erzieherische Prinzip zum Tragen, das Diepenbrock bei allen Veröffentlichungen leitete, freilich in ganz einzigartiger Art, sowohl was die Entstehung als auch die Form betrifft.

V. Domdechant in Regensburg

Diepenbrocks Ernennung

Am 4. Oktober 1834 war Dompropst Prentner gestorben. Er war Wittmann in diesem Amt nachgefolgt[1]. Der Papst hatte ihn am 15. April 1833 ernannt, König Ludwig am 14. Mai bestätigt. Für das durch das Nachrücken der übrigen Kapitulare vakant gewordene achte Kanonikat hatte Ludwig Pfarrer Schmalzbauer von St. Jodok in Straubing[2] ernannt. Obwohl das Konkordat das Ernennungsrecht der Dompröpste ausschließlich dem Papst vorbehielt[3], beanspruchte der König eine Art Vorschlagsrecht. Wie sehr Ludwig von Anfang an auf diesem Recht beharrte, machte ein von Schenk abgezeichneter Erlaß des Innenministeriums deutlich, der am 14. April 1831 an alle bayerischen Bischöfe ergangen war. Ausdrücklich war darin verfügt, daß zur Würde des Dompropstes nur derjenige Kandidat gelangen könne, der vom König dazu eigens empfohlen worden sei[4]. Diese Praxis widersprach dem Sinn des Konkordats. Man hatte sie aber in Rom, wenn auch zögernd und widerstrebend, angenommen, um eine größere Auseinandersetzung mit der bayerischen Regierung zu vermeiden. Man wußte, wie hartnäckig der König an ihr festzuhalten entschlossen war. Eine Eintrübung des guten Verhältnisses mit König Ludwig um dieser Frage willen aber wäre nicht nur unangemessen, sondern zudem unnötig gewesen. Denn wie es dem König bei der Besetzung der Bistümer immer um kirchentreue Bischöfe zu tun war, wollte er diesen Bischöfen auch ebensolche Mitarbeiter zur Seite stellen. Diese Gesinnung des Königs kannte und achtete man in Rom. Daher fügte man sich um so eher der Praxis der bayerischen Regierung bei der Besetzung der Dompropststellen und respektierte die Empfehlungen und Wünsche Ludwigs. Er selber aber rechnete auf dieses Entgegenkommen.

Nur so konnte es dazu kommen, daß Innenminister Oettingen-Wallerstein[5], gewiß im Auftrag des Königs, am 16. Oktober 1834 bei Schwäbl anfragte, ob es nicht angemessener sei, daß nun nach dem Tod Prentners Domdechant Urban vom König für die Propstwürde empfohlen würde, da dieser ja bereits als künftiger Weih- und Suffraganbischof in Aussicht genommen und die Stelle eines Weihbischofs besser mit der des Propstes als des Dechanten verbunden sei[6]. In dieser Anfrage des Ministers zeigt sich aber zugleich die Rücksichtnahme, die seitens der Regierung auf Bischof und Kapitel bei der Wiederbesetzung der Dompropststellen doch auch wieder genommen wurde. Schwäbl antwortete dem Minister sofort. Er sprach sich für Urban als Nachfolger Prentners aus, da es ja nur natürlich sei, daß Urban als Weihbischof zugleich die erste Dignität im Domkapitel bekleide. Tatsächlich entsprach das auch dem Wunsch

[1] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 699–702. – Bay HStA MK 39067. – BZAR BDK 56, Johann Baptist Prentner.

[2] BZAR BDK 46, Franz von Paula Schmalzbauer. – Schmalzbauer, geb. 25. November 1771, Priester 30. August 1801, seit 1828 Pfarrer in Straubing, als Domherr installiert 4. September 1833, gest. 16. Januar 1845.

[3] Konkordat vom 5. Juni 1817, Artikel X. Hausberger, Staat und Kirche, 324.

[4] BZAR OA Generalia Dompröpste (= Döllinger, Verordnungen, Bd. VIII 310). – Zum Ganzen: Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 736–745.

[5] Ludwig Fürst von Oettingen-Wallersteins Amtszeit bildete den Übergang vom liberalen Aufbruch unter Schenk zum strengen Konservativismus unter Abel. – Spindler, Handbuch IV/1 (1974), 175–197.

[6] Oettingen-Wallerstein an Schwäbl, 16. Oktober 1834, BZAR OA GR Dompröpste.

Urbans selber[7]. Und ganz offensichtlich war das auch der ausdrückliche Wunsch des gesamten Domkapitels. Jedenfalls begründete Schwäbl damit dem König gegenüber seine dringende Empfehlung Urbans zum Propst[8]. Wurde aber Urban wirklich zum Propst ernannt, so mußte im Regensburger Domkapitel auch ein neuer Dechant ernannt werden. Das Recht der Ernennung des Domdechanten aber sprach das Konkordat dem König zu.

Im Kapitel war man von diesen Vorgängen durch Schwäbl unterrichtet worden. Wohl hatte sich Schwäbl vor allem auch mit Diepenbrock selber darüber besprochen. Dabei war dann gewiß auch jedesmal die Rede auf den neuen Domdechant gekommen. Und beide waren sich einig, daß die Wahl König Ludwigs sehr wohl und sehr wahrscheinlich Diepenbrock selber treffen könne. Vor allem Schwäbl wünschte das. Diepenbrock aber befürchtete es. Auch im Kapitel erwartete man, daß das so kommen würde.

In Diepenbrock aber brach jetzt wieder dasselbe alte Widerstreben vor einem höheren Amt hervor, das allen Freunden bereits hinlänglich bekannt war. Diepenbrock machte auch aus seiner Abneigung keinen Hehl, vor allem nicht Schwäbl gegenüber, auch nicht vor dem Vater und Apolonia. Ganz offen und freimütig bekannte er, daß er sich alle Schritte vorbehalte und auch bereit sei, seine Ernennung dann, wenn sie wirklich an ihn ergangen sei, beim König selbst abzulehnen. Vor allem Schwäbl, dem noch die Kämpfe um die Domherrnfrage lebhaft genug vor Augen standen, drang nun wieder in ihn. Es war aber vergebens. Wieder weigerte sich Diepenbrock hartnäckig. Zunächst aber blieb allen nur übrig, den wirklichen Gang der Dinge abzuwarten. Auch für Diepenbrock war es noch zu früh, zu handeln. Immerhin konnte er noch hoffen, daß ihm Kapitular Johann Baptist Oberndorfer vorgezogen werden würde. Denn als Kapitelältester stand er der natürlichen Reihenfolge entsprechend dem Domdechantenamt am nächsten, jedenfalls was die Kandidaten aus dem Regensburger Kapitel selbst betraf. Eine gewisse Ablenkung von allem aber war für Diepenbrock jetzt die Niederschrift seiner Erinnerung an Alfred Stolberg. Sie fiel gerade in diese Zeit.

Am 13. Dezember 1834 war Urban durch Papst Gregor XVI. zum Dompropst ernannt worden. Auch die päpstliche Präkonisation Urbans zum Bischof von Teonaria und Weihbischof von Regensburg war bereits am 19. Dezember 1834 erfolgt[9]. Seitdem stand nun das Amt des Domdechanten zur Wiederbesetzung an. Erst auf den 30. Januar 1835 aber datierte ein diesbezüglicher Antrag Innenminister Oettingen-Wallersteins an König Ludwig[10]. Wallerstein wies nun sehr dringlich auf die Wiederbesetzung hin, die längst ausstand. Noch ein anderer Grund ließ ihn zur Eile mahnen, die konkordatsmäßige Vereinbarung, daß das Ernennungsrecht aller Domkanonikate, die in ungeradzahligen Monaten vakant würden, dem König zufalle. Wenn daher Ludwig noch im laufenden Monat Januar den Regensburger Domdechanten ernennen würde, so würde ihm damit zugleich die Ernennung der dadurch vakant werdenden Domkapitularenstelle zufallen.

Zur schnelleren Erledigung schlug Oettingen-Wallerstein dem König darum auch sogleich einen Kandidaten vor. Wallerstein nannte ihm zunächst Martin Deu-

[7] Schwäbl an Oettingen-Wallerstein, Regensburg, 20. Oktober 1834, Bay HStA MK 39067.
[8] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 703.
[9] Ebenda, 702–705. – BZAR BDK 56, Bonifaz Urban u. OA 2256. – Bay HStA MK 39067.
[10] Oettingen-Wallerstein an Ludwig I., München, 30. Januar 1835, Bay HStA MK 39069.

tinger[11], den ältesten Kapitular aus dem Münchener Domkapitel. Zugleich gab er aber zu bedenken, daß Deutinger derzeit dem Staatsministerium des Innern ein unentbehrlicher Mitarbeiter sei und wohl auch einmal von Ludwig unmittelbar aus seiner jetzigen Stellung heraus in eine noch höhere Würde als die des Domdechanten erhoben werden dürfte.

Mit Deutinger wäre dem Regensburger Kapitel erneut eine fremde Kraft an die Spitze gestellt worden, ebenso wie mit Urban, der vor vier Jahren ebenfalls aus dem Münchener Metropolitankapitel ernannt worden war. Nach Möglichkeit aber bevorzugte man einen Kandidaten aus dem betreffenden Kapitel selbst, nicht zuletzt um den übrigen Kapitularen das Nachrücken zu ermöglichen. Daß im Regensburger Domkapitel hierzu nur Diepenbrock in Frage kommen konnte, sprach Wallerstein dem König jetzt sehr deutlich aus. Das war durchaus gerechtfertigt. Tatsächlich überragte Diepenbrock die übrigen Mitglieder bei weitem. Das war allgemein bekannt, auch bei der Regierung in München. Das Regensburger Domkapitel setzte sich zu dieser Zeit aus den acht Kanonikern Johann Baptist Oberndorfer, Augustin Michael Rothfischer, Diepenbrock, Franz Xaver Redl, Gregor Grundler, Jakob Oberndorfer, Franz von Paula Schmalzbauer und Johann Baptist Weigl[12] zusammen[13]. Auch Johann Baptist Oberndorfer konnte hier nicht in die engere Wahl kommen, auch wenn er der Kapitelälteste war. Für Diepenbrock mußte das alles freilich wieder die Peinlichkeit haben, als weitaus Jüngster allen Älteren vorgezogen zu werden. Für den Fall seiner Ernennung aber brachte Wallerstein nun dem König zugleich für das vakant werdende achte Kanonikat Joseph Franz Allioli[14] zum Vorschlag.

Tatsächlich reagierte Ludwig sofort. Bereits am nächsten Tag, den 31. Januar 1835, ließ er Wallerstein wissen, daß er vorhabe, Diepenbrock, den der päpstliche Stuhl sogar zum Dompropst ernennen wollte, zum Domdechanten in Regensburg zu machen[15]. Da aber bereits der letzte Tag des Monats war, in dem das Ernennungsrecht der Kapitulare beim König lag, Ludwig aber entschlossen war, das Ernennungsdekret Diepenbrocks noch am selben Tag auszustellen, forderte er Wallerstein auf, ihm sofort einen Kandidaten für das im Regensburger Kapitel freiwerdende achte Kanonikat vorzuschlagen, damit auch diese Ernennung noch rechtzeitig geschehen könne. Ludwig war also zu Alliolis Berufung nicht sogleich entschlossen gewesen. Andernfalls hätte er jetzt Wallerstein nicht aufgefordert, ihm noch einmal einen Kandidaten zu nennen. Auch Ludwigs Vorschlag, die Ernennung Diepenbrocks zum Domdechanten bis zum März hinauszuschieben, um Zeit zu gewinnen für eine ruhige Besetzung des achten Domkanonikats, wäre dann überflüssig gewesen. Ohne weiteres allerdings ließ sich die seit Dezember des vergangenen Jahres anstehende Besetzung der Dom-

[11] Martin Deutinger, geb. 11. November 1789, Priester 21. März 1813, 1814 Generalvikar in Freising, 1821 Domkapitular in München, 1826 an das Münchener Innenministerium berufen, 1836 Generalvikar in München, 1841 Dompropst, gest. 30. Oktober 1854. – Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 731f.

[12] Johann Baptist Weigl, geb. 26. März 1783, Priester 31. Mai 1806, als Domherr installiert 26. Juni 1834, gest. 6. Juli 1852.

[13] Schematismus für das Jahr 1835.

[14] Joseph Franz Allioli, geb. 10. August 1793, Priester 11. August 1816, 1806 auf ausdrücklichen Vorschlag Sailers hin an die Universität München berufen als Professor für biblische Exegese (Sailer an Schenk, 9. Mai 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23). – Engelbert Maximilian Buxbaum, Joseph Franz von Allioli (1793–1873), in: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, hrg. v. Heinrich Fries und Georg Schwaiger, Bd. 2 (1975) 233–268 (Lit.).

[15] Ludwig I. an Oettingen-Wallerstein, München, 31. Januar 1835, Bay HStA MK 39069.

dechantenstelle nicht noch einmal über ein Monat hin verschieben. Das hatte Wallerstein dem König klar vor Augen gestellt. So empfahl er ihm nun noch einmal Allioli. Ludwig griff diesen Vorschlag nun auf. So mußte auch die beschlossene Ernennung Diepenbrocks nicht weiter verschoben werden. Sie erfolgte noch am selben Tag, den 31. Januar 1835[16]. Die Domdechantenstelle war mit 3000 Gulden jährlich dotiert[17].

Bischof Schwäbl war, wie das bei jeder personellen Veränderung im Domkapitel geschah, direkt durch das Münchener Innenministerium von der erfolgten Ernennung Diepenbrocks in Kenntnis gesetzt worden[18]. Auch Diepenbrock war das königliche Ernennungsdekret direkt von München her zugeschickt worden. Er hielt es am 2. Februar 1835 in Händen. Dem Domkapitel waren somit am 5. Februar drei Schreiben durch Regierungspräsident Schenk zugegangen, die Abschrift der landesfürstlichen Genehmigung der päpstlichen Ernennung Urbans zum Dompropst[19], die Ernennung Diepenbrocks zum Domdechanten[20] und die Ernennung Alliolis auf das achte Kanonikat[21]. Alle drei Schriftstücke waren vom König am selben 31. Januar 1835 unterzeichnet worden. Sie wurden in der Sitzung vom 9. Februar im Kapitel verlesen[22].

Überrascht war unter den Kapitularen freilich niemand mehr. Denn die päpstliche Berufung Urbans war längst bekannt. Ebenso waren die Ernennungen Diepenbrocks und Alliolis nichts völlig Neues mehr. Bereits am 30. Dezember des vergangenen Jahres hatte nämlich Allioli beim Kapitel um die Verleihung des achten Kanonikats nachgesucht, das durch die angeblich bereits erfolgte Ernennung Diepenbrocks zum Dechanten vakant geworden sei[23]. Hierauf konnte man allerdings zunächst nichts erwidern, da über die wirkliche Ernennung Diepenbrocks zu dieser Zeit noch keinerlei Gewißheit herrschte[24]. Die Anfrage Alliolis war also völlig überraschend gekommen. Freilich schien sie zugleich die allgemeine Erwartung der Ernennung Diepenbrocks zu bestätigen. Woher allerdings Allioli seine Information hatte und wie er zu dem Schluß kam, Diepenbrock sei bereits ernannt, bleibt unklar. Es liegt nahe, daß er sie von Wallerstein hatte, mit dem er gut befreundet war. Offensichtlich aber war Diepenbrock zu dieser Zeit vom König bereits fest in Aussicht genommen worden. So bleibt aber die Frage, warum man seine Ernennung bis zum letzten Januartag hinausgezögert hatte.

Diepenbrock aber mußte, nachdem Alliolis Bewerbung eingetroffen war, fest mit seiner Ernennung rechnen. Was seit Herbst des vergangenen Jahres in der Schwebe war, schien sich nun zu verwirklichen. Er war aber entschlossen, mit allen Mitteln, die ihm zu Gebot standen, die drohende neue Ernennung von sich zu wenden. Gewiß war dieses Thema auch der tagtägliche Gesprächsstoff bei Tisch, wo der Vater und Apolonia, oft auch der eine und andere Freund zugegen waren. Hier im Kreis der ihm zuallernächst Stehenden wurde Diepenbrock zwar Verständnis entgegengebracht. Für alle altbekannten Einwände aber, die er nun erneut geltend machte, dürfte er kaum allzu großes Gehör gefunden haben. Wieder führte man ihm vor Augen, daß er

[16] StA Boch 1. 1. 1. 40.
[17] Konkordat vom 5. Juni 1817, Artikel IV. Hausberger, Staat und Kirche, 321.
[18] BZAR OA 2255, BDK GR, Domdechant Diepenbrock.
[19] BZAR BDK 56, Bonifaz Urban.
[20] BZAR BDK 54, Melchior Diepenbrock.
[21] BZAR BDK 46, Franz Joseph Allioli.
[22] BZAR Protokoll des Domkapitels, 9. Februar 1835.
[23] Allioli an das Domkapitel, München, 30. Dezember 1834, BZAR BDK 46.
[24] BZAR Protokoll des Domkapitels, 16. Januar 1835.

sich nicht mit Recht der neuen Aufgabe, wenn sie wirklich an ihn herangetragen würde, verweigern und entziehen könne. Erst recht bei Schwäbl stieß Diepenbrock hier wieder auf den stärksten Widerstand. Vor allem er erinnerte ihn wohl auch immer wieder daran, was wohl Sailer zu allem gesagt hätte.

Wieder verharrte Diepenbrock in seinem Widerstand. Aus ihm sprach erneut seine ganze innere Abneigung gegen höhere Ämter, dazu sein Widerstreben, nun noch fester in die Kapitelsgeschäfte hineingebunden zu werden. Es war dieselbe Abneigung, die er damals, nach seiner Resignation, Charlotte von Neumayr beschrieben hatte, die Abneigung gegen die ausschließliche Arbeit mit den Akten, von der er sein ganzes inneres geistiges und geistliches Leben bedroht glaubte, die dazu seiner Gesundheit ernsthaft zusetzte. Zu allem aber kam wohl ein weiterer entscheidender Beweggrund. Diepenbrock wußte, daß diese Beförderung auf ein nächsthöheres Amt im Kapitel nur weitere Beförderungen nach sich ziehen mußte, wußte, daß er damit nur immer mehr auf die Bahn einer geistlichen Karriere gedrängt wurde, wie er es nannte. Ihr widerstrebte sein innerstes Wesen. So wird sein Widerstand auch wieder verständlich.

Diesmal aber zog er gleich zweifach gerüstet zu Feld. Er wollte nicht nur die Ernennung, sobald sie wirklich an ihn ergangen war, ablehnen, sondern versuchte nun schon im vorhinein, noch ehe eine förmliche Ernennung geschehen sein konnte, von sich abzulenken und auf andere aufmerksam zu machen. Er wollte es so gar nicht zu einer Ernennung kommen lassen, von der er wußte, daß sie nur schwer rückgängig zu machen war. Daher hatte er sich nun an den König gewandt und ihn gebeten, von seiner Ernennung abzusehen[25]. Aber ebenso wie es bei der Ernennung zum Domherrn gewesen war und mit seiner Resignation, blieb Diepenbrock auch diesmal erfolglos. Ludwig war nicht geneigt, seinen Entschluß aufzugeben und ernannte Diepenbrock.

Diepenbrocks Widerstand war damit aber noch nicht gebrochen. Er wies jetzt die königliche Ernennung vom 31. Januar selbst zurück. Er tat das gegen die Stimmen aller Freunde, vor allem Schwäbls, auch gegen die ernsten Bedenken, die ihm gewiß auch der Vater und wohl auch die zurückhaltendere Apolonia machten. Noch am selben 2. Februar, sofort nachdem er das Ernennungsdekret empfangen hatte, schrieb er ein zweitesmal an den König, und zwar einen wahrhaft meisterhaften Brief[26]. Rückhaltlos offen und freimütig stellte er ihm darin noch einmal seine Beweggründe vor. Sie waren Ludwig im wesentlichen von seiner Resignation her bekannt. Schließlich bat er Ludwig sogar in Form eines Gedichts, eines Sonetts, um Rücknahme seiner Ernennung und suchte ihn damit von der empfänglichsten Seite seines Gemüts für sich zu gewinnen. Wirklich hatte Diepenbrock damit den Ton getroffen, der Ludwig am ehesten bewegen konnte. Aber eben die frische und geistvolle Art, mit der er zum König sprach, mußte diesen nur noch mehr für ihn einnehmen. So hat Diepenbrock mit seinem Brief bei Ludwig auch kaum große Betroffenheit oder gar Verletztheit hervorgerufen. Wohl war eher das Gegenteil der Fall. Ludwig fühlte sich in seiner Entscheidung nur bestätigt.

Am 6. Februar berichtete Diepenbrock an Zumfelde nach Metten, daß nun die

[25] Das geht aus dem Brief Diepenbrocks an Zumfelde vom 6. Februar 1835 hervor (Archiv des Klosters Metten). Der Brief Diepenbrocks an den König dürfte allerdings verloren sein.

[26] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 2. Februar 1835, StA Boch 1. 1. 7. 160. – Auch dieser Brief ist im Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 88/3/V (Briefe Diepenbrocks an Ludwig) nicht vorhanden, ebenso nicht im die Regensburger Domdechanten betreffenden Akt des Innenministerium (Bay HStA MK 39069). – Reinkens, Diepenbrock, 157f. zitiert diesen Brief vollständig.

Wahl inzwischen doch auf ihn gefallen sei, daß er aber den König um Rücknahme gebeten habe. Zumfelde stand gerade am Ende seines Noviziats. In den nächsten Wochen sollte er die ewigen Gelübde ablegen. Schon lange zuvor aber hatte ihm Diepenbrock versprochen, die Profeßpredigt in Metten zu halten. „Beten Sie", so forderte er jetzt den Freund auf, „daß alles zu meinem Heile und zu der Kirche Besten ausfalle. Und ich hoffe, daß es an mir vorübergeht."[27]

Freilich konnte diese Hoffnung bei Diepenbrock nicht groß sein. Denn er kannte Ludwigs Entschiedenheit. Daher ahnte er, daß er dem Domdechantenamt gar nicht mehr ausweichen konnte. Auch Schwäbl wünschte ihn dringend dorthin. Trotzdem waren seine Briefe an König Ludwig absolut ernst gemeint. Dabei war sich Diepenbrock bewußt, daß ihm ein hartnäckiges Sträuben unmöglich war, vor allem auch deshalb, weil er damit auch alle wohlwollenden Freunde verbittern mußte. Dennoch ist für ihn bezeichnend, daß er erneut so weit gegangen war, wieder alles so weit hinausgetrieben hatte. Er wollte dem neuen Amt so lange und so entschieden ausweichen wie nur möglich. Dabei stellte sein Brief vom 2. Februar zugleich die äußerste Grenze dar. Und er mußte sich der noch ausstehenden Antwort Ludwigs fügen, gleich wie sie lautete. Schwäbl aber war über dem ganzen Hin und Her förmlich krank geworden.

Die Entscheidung Ludwigs ließ nicht lange auf sich warten. Bereits am 6. Februar, an dem Tag, an dem Diepenbrock an Zumfelde geschrieben hatte, hatte er seine Erwiderung an Diepenbrock abgefaßt. Schon die Adresse und die Anrede dieses Briefes machten seine Gesinnung klar. Denn Ludwig hatte den Brief ausdrücklich an den „Domdechanten Diepenbrock" adressiert. Wohlwollend, aber kurz und unwiderruflich bestimmt, wies er darin Diepenbrocks Bitte zurück. Zwar ehre er seine Bescheidenheit, aber er habe gewußt, welcher Überzeugung er folgte, als er ihm diese höhere Stellung verlieh. Und an dieser Stelle erinnerte ihn Ludwig an Sailer[28].

So war nun alles entschieden. Diepenbrock mußte die Ernennung annehmen. Und er nahm sie nun bereitwilliger an. Denn im Willen des Königs, der jeden Widerspruch ausschloß, anerkannte er nun zugleich den Willen und Ruf Gottes selbst. In diesem Sinn antwortete er nun auch dem König[29]. Offensichtlich bedurfte Diepenbrock dieses äußeren Zwanges, um zu einer inneren Gewißheit zu kommen, die aber immer wieder angefochten war. Das war letztlich auch bei der Annahme der Ernennung zum Domkapitular so gewesen, dann auch bei der Zurückweisung seiner Resignation. Erst die äußerliche Unausweichlichkeit, die ihm jede Möglichkeit nahm, zurückzutreten, schien ihm Kraft und Mut zu gewähren, sein Amt anzutreten. Diese Notwendigkeit war für Diepenbrock wie eine Rückversicherung. Und wie, um sie sich zu verschaffen, war er auch jetzt ein zweitesmal bis an die Grenze des ihm möglichen Widerstandes gegangen. Nur von hier her wird letztlich sein Widerstreben verständlich. In ihm lag bei Diepenbrock nichts Vorsätzliches. Denn nur so konnte er seine echte innere Abneigung überwinden, die ihn freilich immer wieder hart bedrängte. Aber eben auch hierin lag die Größe und die Wahrhaftigkeit, die unbedingte Redlichkeit seiner Persönlichkeit und seines Charakters. Denn Diepenbrock war dann bereit, sich in das Unvermeidliche zu fügen, war bereit, dann seine ganze Kraft einzubringen, sich allem, was an ihn herantrat, rückhaltlos zu stellen. Und die Unerschrockenheit, Festigkeit und Entschiedenheit, mit der er hier zu Werk ging, war bekannt.

[27] Diepenbrock an Zumfelde, Regensburg, 6. Februar 1835, Archiv des Klosters Metten.

[28] Ludwig I. an Diepenbrock, 6. Februar 1835, StA Boch 1. 3. 2. 90.

[29] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 9. Februar 1835, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, HS 262.

Vor allem von hier her rührte auch die wirklich prägende Kraft seiner Persönlichkeit. Tatsächlich bewältigte Diepenbrock seine Aufgabe vorzüglich, wurde seinem Amt in allem gerecht. Und tatsächlich war er in seinem Arbeiten den meisten im Kollegium des Domkapitels weit überlegen. So anerkannte man auch den Vorsitz, den er als Dechant im Kapitel führte, obwohl er mit Abstand der Jüngste war. Diepenbrock war jetzt siebenunddreißig Jahre alt. Der ihm an Alter zunächststehende Weigl war aber im Jahr 1783 geboren, also fünfzehn Jahre älter als er. Ihm folgte Redl, der im Jahr 1780 geboren war. Sonst betrug der Altersunterschied meist zwanzig Jahre und mehr.

Das wahr wohl auch ein nicht unwesentlicher Grund für Diepenbrocks Weigerung. Unter diesem Gesichtspunkt aber wird seine Ernennung noch bedeutsamer. Sie war letztlich eine Auszeichnung und Anerkennung für Diepenbrock. Tatsächlich aber war Diepenbrock im Kapitel führend und tragend und prägte das ganze Profil, auch das Ansehen des Regensburger Domkapitels nach außen hin wesentlich mit. Unter diesem Vorzeichen begann nun auch sein Wirken als Domdechant. Freilich herrschte im Kollegium des Kapitels ganz entschieden das demokratische Prinzip der Mehrheitsabstimmung. Aber Diepenbrocks Wort hatte für die Meinungsbildung entscheidendes Gewicht. Man kannte seine Sicherheit in Urteil und Ausführung.

Für Diepenbrock selber brachte das neue Amt nur eine weitere Arbeitsbelastung mit sich und damit eine weitere Einschränkung seiner persönlichen Neigungen, insbesondere seiner literarischen. Andererseits aber behielt auch jetzt immer noch Clemens Brentano mit seinem Urteil recht, daß Diepenbrock in Regensburg eine vorzügliche Unabhängigkeit besitze und, wie er sich Apolonia gegenüber im Überschwang ausdrückte, sich gar keine angenehmere Stellung auf der Welt wünschen könne[30]. Im Grund verhielt es sich wirklich so, jedenfalls was diese Seite des Amts betraf.

Da Schwäbl erkrankt war und absehbar war, daß er auch in absehbarer Zeit die anstehenden kanonischen Institutionen Diepenbrocks zum Dechanten und Urbans zum Propst nicht selber vornehmen konnte, bevollmächtigte er die beiden Neuernannten, sich gegenseitig zu instituieren. Schwäbl hatte dazu den 11. Februar 1835 vorgesehen. Auf diesen Tag hatte man dieses Jahr das Fest Kathedra Petri, das sonst auf den 22. Februar trifft, vorverlegt. Dabei hatte Diepenbrock, wie es dem Turnus der Domkapitulare entsprach, das Hochamt im Dom zu halten. Danach instituierte er Weihbischof Urban zum Propst. Er selber wurde unmittelbar darauf von diesem als neuer Domdechant instituiert. Man begab sich daraufhin in das Kapitelzimmer, wo die versammelten Kapitulare Diepenbrock ihr Handgelübde leisteten[31].

Schon einige Tage vor der Institution hatte Diepenbrock Schwäbl schriftlich erklärt, daß er nunmehr endgültig das bisher versehene Amt als bischöflicher Sekretär niederlege. Das war verständlich. Dennoch gab ihn Schwäbl nur ungern frei. Am 9. Februar hatte er den bisherigen Konsistorialsekretär, Domvikar Joseph Lipf[32], zum neuen Sekretär ernannt und am selben Tag auch das Ordinariat von dieser Verände-

[30] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Regensburg, 17. August 1832. Schaub, Ein unbekannter Brief, 346 f.

[31] BZAR Protokoll des Domkapitels, 11. Februar 1835.

[32] Joseph Lipf, geb. 17. November 1805, Priester 4. August 1829, 1832 Domvikar, 1855 Domkapitular in Regensburg, gest. 21. Juli 1876. Lipf war ein Neffe Schwäbls und von 1833–1845 bischöflicher Sekretär. Er begleitete Diepenbrock von 1845–1847 nach Breslau. Er gab 1853 die gesammelten oberhirtlichen Verordnungen für das Bistum Regensburg heraus, dazu eine Diözesanmatrikel.

rung informiert[33]. Dieses Schreiben hatte noch Diepenbrock als Sekretär Schwäbls niedergeschrieben.

In diesen Tagen erreichte Diepenbrock ein Brief Zumfeldes, der ihn und die Seinen zur Feier seiner Profeß am 24. März 1835 nach Metten einlud. Diepenbrock mußte aber an ihn zurückschreiben, daß er gerade jetzt beim Antritt seiner neuen Stelle Regensburg nicht verlassen und nach Metten kommen könne und somit auch sein Versprechen, ihm die Profeßpredigt zu halten, nicht einlösen könne, so gern er das auch getan hätte. Auch Apolonia mußte fernbleiben. Und der Vater litt an heftigem Husten, so daß für ihn in der noch winterlichen Jahreszeit die Reise nach Metten wenig ratsam war. Dafür aber wollten alle am Tag der Feier an Zumfelde denken. Gewiß aber werde, so versicherte Diepenbrock dem Freund, Ereignis und Feier der Profeß selbst beredter und eindringlicher zu ihm sprechen, als er das mit seiner Predigt gekonnt hätte. Zum Ersatz sandte er ihm sein Büchlein über Alfred Stolberg, das inzwischen erschienen war. Auch es sollte Zumfelde eine Art Predigt sein, da er nun in einen festen Beruf eintrete, zu dem sich Stolberg nicht hatte entschließen können. Wieder tritt hier die durchaus erbauende Absicht des Buches hervor. Dazu schrieb Diepenbrock an Zumfelde: „Ich bin über Ihren Lebensweg in der tiefsten Seele beruhigt. Die Gnade wird Sie nicht verlassen, und Sie werden in Ihrem Beruf den Herrn, und in ihm Frieden finden; das glaube ich zuversichtlich. –“[34] Spätestens für den Sommer versprach er Zumfelde aber seinen Besuch in Metten. Schon im April kündigte er ihm das Kommen des Vaters und Apolonias an. Beide wollten eine der drei Schwestern Imsland[35], mit denen man gut befreundet war, nach Offenberg zur Familie Pronath begleiten und dabei auch Zumfelde wiedersehen[36]. Auch Diepenbrock selber kehrte, sooft er in die Mettener Gegend kam, regelmäßig bei den Pronaths ein. Vor allem durch die Verhandlungen um Metten war er mit der Familie näher bekannt geworden.

Domdechant

Ohne Zögern und mit der bekannten Entschiedenheit hatte Diepenbrock sein neues Amt angetreten. Nur knapp zwei Wochen nach seiner Institution als Domdechant nahm er die Umgestaltung des Chorgebetes vor, zu dem die Kapitulare verpflichtet waren. Am 24. Februar brachte er diesen Antrag in der Kapitelssitzung zur Sprache[37]. Mit dieser Initiative aber griff Diepenbrock einen durchaus berechtigten allgemeinen Wunsch auf, der wohl schon seit längerem immer wieder ausgesprochen worden war. Man strebte eine Verkürzung des öffentlichen Chorgebetes im Dom an. Wirklich wurde in keiner anderen Domkirche Bayerns so viel Zeit auf das öffentliche Chorgebet verwandt wie in Regensburg. Diepenbrock selber hatte diesen Umstand oft genug als belastend empfunden. Auf seinen mündlichen Vortrag hin wurde im Kapitel beschlossen, daß beim täglichen Morgengebet im Dom nur mehr die Matutin öffentlich,

[33] Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 9. Februar 1835, BZAR OA 1597.

[34] Diepenbrock an Zumfelde, Regensburg, 14. Februar 1835, Archiv des Klosters Metten.

[35] Fanny, Nanny und Seppa von Imsland waren drei adelige, verwaiste Schwestern, die in Regensburg mit einer alten Magd zusammen wohnten, Beichtkinder Wittmanns waren und deren natürliche Unbefangenheit und schönen dreistimmigen Gesang vor allem Clemens Brentano bewunderte. – Frühwald, Clemens Brentano. Briefe an Emilie Linder, 209.

[36] Diepenbrock an Zumfelde, Regensburg, 16. April 1835, Archiv des Klosters Metten.

[37] BZAR Protokoll des Domkapitels, 24. Februar 1835.

die Laudes aber privat zu Hause gebetet werden sollte, so wie man es schon lange mit den kleinen Horen machte. Das Morgengebet füllte so gerade die Dauer der Chormesse aus.

Diepenbrocks Antrag, an den gewöhnlichen Tagen auch die Vesper privat und nicht mehr im Chor zu beten, stieß jedoch auf geteilte Meinung. Diepenbrock wies hier vor allem auf die Praxis des Münchener Metropolitankapitels hin, wo nicht nur das Morgengebet wesentlich gekürzt, sondern auch die Vesper abgeschafft war und darüberhinaus zur Zeit der Herbstferien drei Monate lang überhaupt kein öffentliches Chorgebet stattfand. Diepenbrock war über diese Münchener Verhältnisse vor allem durch Schwäbl informiert, der wohl seinen Antrag grundsätzlich befürwortete. Trotzdem wollte die Mehrheit von fünf Kapitularen das öffentliche Abendgebet, die Vesper, nicht aufgeben, nicht zuletzt deshalb, weil es seit jeher zusammen mit dem Morgengebet die beiden Angelpunkte des täglichen Stundengebets der Kirche bildete. Dieses Argument war durchaus berechtigt. Dazu aber sollte den Gläubigen weiterhin möglich sein, an diesen zwei vornehmsten Gebetszeiten teilzunehmen, mehr noch, sie sollten durch das öffentlich abgehaltene Gebet im Dom als solche bewußt gemacht werden. Das Kapitel sollte hier ein Beispiel geben. Auch in diesem Gegenargument lag größte Berechtigung. So wurde mit fünf zu vier Stimmen Diepenbrocks Antrag vorerst zurückgewiesen. Man einigte sich vorläufig nur darauf, das tägliche Vespergebet zu kürzen.

Noch am selben Tag dieser Sitzung führte Diepenbrock in einem Antrag an Schwäbl schriftlich aus, was er in der Kapitelssitzung zuvor mündlich vorgetragen hatte[38]. Zugleich führte dieser Antrag ganz seine Sprache. Er wurde in der nächsten Sitzung am 27. Februar gelesen und ohne Änderung oder Korrektur verabschiedet. Diepenbrock machte darin vor allem zwei Argumente geltend, die eine Verkürzung der öffentlichen Chorgebetspflicht angebracht und erforderlich machten, zum einen die Pflichten und Geschäfte, die die Kapitulare in der Diözesanverwaltung mitzutragen hatten und denen gegenüber insbesondere der nachmittägliche Chorbesuch eine große zusätzliche Belastung sein mußte, zum andern die kalte und zugige Domkirche selber. Tatsächlich setzte das vor allem in den Wintermonaten der Gesundheit aller heftig zu. So stellt Diepenbrock sogar die Frage, ob nicht auch hierin ein Grund für die hohe Sterblichkeit gerade im Regensburger Domkapitel anzutreffen sei. Auch er selber litt unter den häufigen und ungesunden Aufenthalten im Dom und war deshalb immer wieder erkrankt.

Selbstverständlich erteilte Schwäbl am 2. März diesem Antrag des Kapitels seine Genehmigung. Er wünschte aber, daß in der umstrittenen Frage der Vesper noch Einigkeit erzielt würde. Dabei befürwortete Schwäbl nach dem Beispiel des Münchener Kapitels zu handeln, wünschte also, daß ganz im Sinne Diepenbrocks Vorschlag abgestimmt würde[39]. Trotz seiner Aufforderung aber beharrte die Majorität der fünf Kapitulare auf ihrer Meinung und setzte das öffentliche Vespergebet durch. Den Ausschlag gab das Hauptargument, daß andernfalls durch das grundsätzliche Wegfallen des Nachmittagchores der Dom geschlossen bleiben müßte und auch den Gläubigen, die ohnehin nicht mehr so zahlreich erschienen, kein Beispiel mehr gegeben würde[40]. Die Minorität aber mußte diese Entscheidung annehmen. Das Prinzip der Entscheidung nach Stimmenmehrheit wurde im Kapitel stets konsequent durch-

[38] Domkapitel an Schwäbl, Regensburg, 24. Februar 1835, BZAR BDK Chorgebet.
[39] Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 2. März 1835, ebenda.
[40] BZAR Protokoll des Domkapitels, März 1835.

geführt. Jeder war bereit, einen so gefaßten Entschluß auszuführen und durchzutragen. Diese Bedingungen wurden im Regensburger Kapitel stets eingehalten. Sie waren Voraussetzung für die Zusammenarbeit im Kapitel und Ordinariat. Freilich gab es hier auch immer wieder große Reibungspunkte und auch manche hart geführte Auseinandersetzung in den Sitzungen. Hier konnte vor allem Diepenbrock sehr entschieden auftreten und oft genug auch sehr heftig werden. Und um der Wortgewaltigkeit willen und Konsequenz seines Handelns war er wohl bisweilen auch gefürchtet. In allem aber war auch er bereit, sich dann dem Mehrheitsbeschluß zu beugen.

All das aber war noch ohne Beisein Allioli geschehen. Denn obwohl Allioli zusammen mit Urban und Diepenbrock am 31. Januar 1835 ernannt worden war, hatte er noch nicht nach Regensburg kommen und seine Stelle antreten können. Er war noch in München festgehalten. Allioli wollte dort seine Vorlesungen an der Universität nicht mitten im Semester abbrechen und auch die treffenden Prüfungen noch selbst abnehmen. Er hatte dafür das Domkapitel um Verständnis gebeten und sein Kommen für Ostern zugesagt. Er wollte dann auch die kanonische Institution erhalten[41]. Im Kapitel gab man dieser Bitte selbstverständlich statt[42]. Man tat das vor allem auch deshalb gern, weil man darauf stolz war, gerade in Allioli, dem bekannten Bibelübersetzer und Universitätslehrer, einen neuen Mitarbeiter zu besitzen. Zweifellos stellte er für das Regensburger Domkapitel eine Bereicherung dar, auch was dessen Ansehen nach außen hin betraf. Eben das empfand wohl auch Diepenbrock. Er wußte ja, daß damals, als die Universität von Landshut nach München verlegt worden war, gerade auch Sailer Allioli für die exegetischen Fächer vorgeschlagen hatte[43]. Auch Alliolis über Jahrzehnte hin gültige deutsche Übersetzung des Alten und Neuen Testaments war auf Sailers Anregung hin zustandegekommen[44]. Daher war die Freude, die man Allioli nun für sein endliches Kommen an Ostern ausdrückte, durchaus ehrlich gemeint. Das Antwortschreiben des Kapitels an Allioli vom 24. März 1835 stammte von der Hand Diepenbrocks[45].

Da aber suchte Allioli am 16. April, eineinhalb Wochen vor seiner versprochenen Ankunft in Regensburg, bei Bischof Schwäbl um Beurlaubung von seinem Amt nach. Er wollte zwar zu Ostern kommen und auch die kanonische Institution erhalten, dann aber sofort wieder nach München zurückkehren. Grund dafür war seine geplante Bearbeitung der sonntäglichen und feiertäglichen Perikopen[46]. Dieser Antrag überraschte in Regensburg allgemein. Das war verständlich. Denn im Regensburger Domkapitel bedurfte man jeder einzelnen Arbeitskraft. Dazu erschien es einfach unfair, daß Allioli zwar die Präbende beziehen, aber sich für die ganze auf ihn fallende Arbeit vertreten lassen wollte. Denn darauf lief letztlich alles hinaus. So mußte Alliolis Eingabe größte Verstimmung hervorrufen. Tatsächlich war sie der Anfang einer jahrelangen Auseinandersetzung. Sowohl Schwäbl als auch das Kapitel wehrten sich gegen dieses Ansinnen Alliolis. Den ganzen Allioli betreffenden Schriftwechsel führte Diepenbrock, wohl vor allem auch deshalb, weil diese Frage das Kapitel als ganzes und somit ihn selber als Dechant unmittelbar anging[47].

[41] Allioli an Domkapitel, München, 20. März 1835, BZAR BDK 46, Franz Joseph Allioli.
[42] BZAR Protokoll des Domkapitels, 21. März 1835.
[43] Sailer an Schenk, Regensburg, 9. Mai 1826, BZAR Sailer Nachlaß A 23.
[44] Buxbaum, Allioli, 257.
[45] Domkapitel an Allioli, Regensburg, 24. März 1835, BZAR BDK 46.
[46] Allioli an Schwäbl, München, 16. April 1835, BZAR OA 2258, Domkapitular Allioli.
[47] BZAR Protokolle des Domkapitels, April 1835 – Februar 1838. – BDK 46, Allioli. – OA 2258, Allioli.

Allioli begründete sein Vorhaben damit, daß es der Wunsch des Königs selber sei, zu seiner ferneren Verwendung in München den bischöflichen Urlaub von Regensburg zu erlangen. Die Richtigkeit dieser Aussage sollte ein Schreiben Innenminister Oettingen-Wallersteins an Schwäbl belegen, das Allioli bereits in Händen Schwäbls glaubte. Es war aber noch nicht eingetroffen. Es hätte aber an Schwäbls Meinung zur ganzen Sache auch nichts geändert. Er war hier grundsätzlich einig mit den übrigen Kapitularen. Schwäbl gab den Brief Alliolis sofort an das Domkapitel weiter. Zugleich notierte er auf ihm seine grundsätzliche Stellung in dieser Sache. Das ausschlaggebende Argument war dabei, daß Allioli gegen die konkordatsmäßige, für alle ordentlichen Domherrn festgelegte Residenzpflicht[48] verstoße. Dazu wehrte sich Schwäbl, eine derartige Aufsplitterung und Schwächung der Arbeitskräfte im Kapitel zuzulassen.

Aus der ganzen Formulierung Schwäbls sprach aber zugleich die tiefe Verärgerung über Alliolis Verhalten, das recht besehen für das Kapitel nichts anderes als eine Zumutung war. So war es auch verständlich und berechtigt, wenn Schwäbl entschlossen war, Allioli erst dann die notwendige bischöfliche kanonische Institution zu erteilen, wenn er wirklich dauernden Aufenthalt in Regensburg zu nehmen bereit war und so seiner Residenzpflicht genügen und sein Amt wirklich antreten würde[49]. Im Domkapitel stimmte man Schwäbl einstimmig zu[50]. Denn aus Erfahrung wußte man, daß die Verwaltungsarbeiten der verhältnismäßig großen Regensburger Diözese nur dann ausreichend bewältigt werden konnten, wenn eben alle Kapitulare nach Kräften zusammenwirkten. Hier sollte nur eine vom Bischof selbst angeordnete Mission zu einem besonderen geistlichen Zweck eine Ausnahme bilden können. Diesen Fall glaubte man aber bei Allioli nicht eingetreten. Wohl vor allem auch Diepenbrock hatte sich für diese Meinungsbildung im Kapitel eingesetzt und Schwäbls Ansicht entschieden vertreten. Es bedurfte hier aber keiner langen Aussprache, denn man war sich einig. Diepenbrock setzte Schwäbl auch schriftlich von der Reaktion und Haltung des Domkapitels in Kenntnis[51].

Inzwischen aber traf tatsächlich das von Allioli angekündigte Schreiben Wallersteins ein. In ihm sprach der Minister davon, daß der König hohen Wert darauf lege, daß Allioli vorerst in München bleibe, um dort das in Aussicht genommene Perikopenbuch zu bearbeiten. Freilich war so die Frage naheliegend, warum man Allioli, wenn er schon aus Gesundheitsgründen sein Lehramt niederlegen mußte, der König ihn aber für seine Arbeit in München haben wollte, nicht in das Münchener Kapitel berufen hatte. Dieser Frage kam Wallerstein mit der kurzen Bemerkung zuvor, daß das nicht möglich gewesen sei[52]. Durch diesen offensichtlichen Willen des Königs aber war nun doch auch Schwäbls Handeln bestimmt. Schwäbl fühlte sich Ludwig zu sehr verpflichtet, als daß er nun Alliolis Bitte noch hätte zurückweisen können.

So kam Allioli zu Ostern nach Regensburg und stellte sich am 24. April bei Schwäbl vor. In diesem Gespräch versicherte er Schwäbl, daß er erst, nachdem er sein Gesuch um das Regensburger Domkanonikat niedergeschrieben und abgesandt hatte, den Auftrag zur Bearbeitung der Perikopen erhalten habe, daß er daher nicht bewußt, so wie es ihm jetzt unterstellt würde, beide einander widersprechenden Aufgaben angestrebt und übernommen habe. Schwäbl erteilte Allioli nun mündlich die Erlaubnis, für ein Jahr nach München zurückzukehren. Er forderte ihn aber zugleich auf, sein

[48] Konkordat vom 5. Juni 1817, Artikel X. Hausberger, Staat und Kirche, 325.
[49] Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 19. April 1835, BZAR OA 2258.
[50] BZAR Protokoll des Domkapitels, 21. April 1835.
[51] Domkapitel an Schwäbl, Regensburg, 21. April 1835, BZAR BDK 46.
[52] Oettingen-Wallerstein an Schwäbl, 17. April 1835, BZAR OA 2258.

Versprechen, unverzüglich nach Jahresfrist, wenn möglich noch früher, nach Regensburg zurückzukehren, auch schriftlich bei ihm zu hinterlegen. Allioli tat das noch am selben Tag. Zugleich suchte er um Erteilung der kanonischen Institution nach[53]. Beides, die Bewilligung des Urlaubs und die Erteilung der kanonischen Institution hatte Schwäbl von Alliolis schriftlichem Gelöbnis abhängig gemacht. Dahinter stand nicht bloßes Mißtrauen. Aber Schwäbl wollte sich absichern. Vor allem bedurfte er dieses schriftlichen Versprechens, um seine Handlungsweise vor dem Domkapitel zu rechtfertigen.

Am nächsten Tag, den 25. April, unterrichtete er das Kapitel[54]. Auch das schriftliche Gelöbnis Alliolis übergab er dem Kapitel zur Einsichtnahme[55]. Im Kapitel war man mit diesem Fortgang der Sache nicht einverstanden. Und man legte Schwäbl den eigenen Standpunkt deutlich genug dar. Dieses Schreiben des Kapitels an Schwäbl stammte aus der Feder Diepenbrocks. Es datierte noch vom selben Tag und ging Schwäbl sofort zu[56]. Grundsätzlich war man bereit, Schwäbls Entscheidung zu respektieren, wollte sie aber ausschließlich als den einzig möglichen Fall einer bischöflichen Mission zu einem besonderen kirchlichen Zweck anerkennen. Das betonte man. Denn nur diese Ausnahme konnte es bei der im Konkordat geforderten Residenzpflicht geben. So wollte man in allem auch keine weiteren Einwände erheben. Sehr deutlich und nachdrücklich aber gab man nun Schwäbl zu erkennen, daß man im Kapitel allerdings an der Notwendigkeit einer Beurlaubung Alliolis sehr zweifle, da Allioli die beabsichtigte Bearbeitung der Perikopen auch in Regensburg vornehmen könne. Und auch die Frage, warum sich Allioli so dringend um das Regensburger Domkanonikat beworben habe, obwohl er voraussehen konnte, daß die damit verbundenen Verpflichtungen alle anderweitigen wissenschaftlichen Arbeiten ausschließen würden, stellte man zwar, wollte sie aber im Fall der geschehenen Entscheidung Schwäbls nicht weiter verfolgen. All das aber zeigte die gereizte Stimmung, die im Kapitel herrschte. Man mußte aber Schwäbls Entscheidung als bischöfliche Entscheidung respektieren. Aber man legte nun bei Schwäbl entschieden Verwahrung dagegen ein, daß durch das Beispiel Alliolis ein Präjudiz gegen die gebotene Residenzpflicht der Domkapitulare geschaffen würde.

Zu dieser Verwahrung, die sich ja direkt gegen Schwäbl richtete, glaubte sich das Kapitel, insbesondere Diepenbrock als Domdechant verpflichtet. Wohl vor allem er war im Kapitel für diese freimütige und entschiedene Eingabe bei Schwäbl eingetreten. Sie führte seine scharfe Sprache. Freilich wahrte er in allem dabei die gebührende Ehrfurcht vor der Würde und Autorität des bischöflichen Amtes, sprach aber unmißverständlich die eigene Meinung zum Ganzen aus. Diepenbrock sprach hier zwar für das ganze Kapitel und im Auftrag des Kapitels. Aber diese Offenheit, diese scharfe Konsequenz in strittigen Fragen entsprach doch ganz seinem Wesen. So ist auch der Fall Allioli charakteristisch für Diepenbrocks ganze Domdechantenzeit. Ihm war es hier um ein Grundsätzliches zu tun, um die Aufrechterhaltung der kirchlichen Ordnung. Alliolis beantragte Beurlaubung schien ihm nicht nur gegen das Konkordat zu verstoßen. Vielmehr schien ihm damit zugleich wieder eben derselbe Mißstand der alten Domkapitel einzureißen, gegen den sich diese Bestimmung des Konkordats richtete. Vor allem schien ihm Alliolis Verhalten schlichtweg gegen alle Kollegialität im Kapitel

[53] Allioli an Schwäbl, München 24. April 1835, ebenda.
[54] Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 25. April 1835, BZAR BDK 46.
[55] BZAR Protokoll des Domkapitels, 25. April 1835.
[56] Domkapitel an Schwäbl, Regensburg, 25. April 1835, BZAR OA 2258.

zu verstoßen. Denn über ein Jahr hin mußten alle andern seine Arbeit mittragen, während er die Pfründe genoß. Hier war Diepenbrock im Recht. Das galt auch, wenn wirklich wahr war, was Allioli behauptete, daß er den Auftrag der Bearbeitung der Perikopen erst erhalten habe, nachdem er sich um das Kanonikat beworben hatte. Beide Dinge aber schlossen einander aus. Und wenn Allioli trotzdem beidem nachkommen wollte, so fiel das nicht auf die äußeren Umstände, sondern allein auf ihn selbst zurück. Er hätte hier entscheiden müssen. So kann es auch nicht verwundern, wenn man im Kapitel allgemein Allioli mißtraute und an der Redlichkeit seiner Absichten zweifelte, dazu die Notwendigkeit seines Münchener Aufenthalts nicht einsehen konnte.

Trotzdem hatte Schwäbl Urban am 25. April beauftragt, Allioli in den nächsten Tagen die kanonische Institution zu erteilen[57]. Auch Allioli verständigte er davon und verpflichtete ihn noch einmal auf sein Versprechen[58]. Als Termin wurde schon der nächste Tag gewählt. In herkömmlicher Weise installierte Urban Allioli am Morgen nach dem Hochamt im Dom. Wie üblich begaben sich danach alle anwesenden Kapitulare mit Allioli in das Kapitelzimmer. Dort wurde ihm sein Platz angewiesen. Dabei hielt Diepenbrock als Vorstand des Kapitels folgende Anrede: „Werther Herr Mitbruder! Was wir Ihnen auf die durch Zufall verspätete Anzeige Ihrer Ernennung zum Domkapitular und der Annahme dieser Ernennung, damals schriftlich und von Herzen erwiederten, daß wir nämlich uns Glück wünschten, Sie den Unsrigen nennen zu können, und daß wir uns darauf freuten, Sie bald in unsrer Mitte zu sehn, um es Ihnen auch mündlich zu sagen, das möchte ich Ihnen jezt, bey Ihrer persönlichen Einführung ins Kapitel, im Namen des Kapitels wirklich aussprechen – wenn ich es könnte! Allein ich kann es leider nicht unter den dermaligen Umständen. Sie kommen nämlich hieher, nicht um unter uns zu bleiben, sondern um uns sogleich wieder zu verlassen; ja, es ist, nach allem was verlautet, sogar zweifelhaft, ob Sie je wieder zu uns zurückkehren werden.

Je mehr Gründe daher das Domkapitel gehabt haben mag, sich Ihrer Ernennung, Ihrer Einverleibung zu freuen, weil es in Ihrer Person nicht bloß gelehrten Ruhm, sondern auch einen durch geistige Kraft und frommen Sinn ausgezeichneten Mitarbeiter an den gemeinsamen Kapitels- und Bisthums-Geschäften zu gewinnen meinte, um so unlieber muß es nun dem Kapitel seyn, sich in dieser Erwartung insofern getäuscht zu sehn, als die Erfüllung derselben, nämlich Ihr Bleiben unter uns, vor der Hand gar nicht statt hat, und für die Zukunft wenigstens ungewiß ist. –

In diesen wenigen Worten habe ich Ihnen die *Empfindung* des Domkapitels über das *Subjective* der Sache ausgesprochen. Sie hat aber noch eine andere *objective* Seite, die des *Rechtes*, und auch über diese glaube ich Ihnen die *Gesinnung* des Domkapitels kund machen zu müssen, indem ich Ihnen die schriftliche Erklärung vorlese, welche wir gestern an den hochwürdigsten Herrn Bischof abgegeben haben, als Hochselber uns die von ihm ertheilte Bewilligung Ihrer Entfernung eröffnete. Sie lautet: „Hochwürdigster Herr Bischof! Das ehrerbietig unterzeichnete Domkapitel hat aus der heutigen Mittheilung E. B. Gnaden ersehen, daß Hochselbe, um dem besondern Wunsche Sr. M. des Königs zu entsprechen, dem ernannten Domkap. Dr. J. Allioli auf ein Jahr Urlaub bewilligt haben, damit derselbe die ihm übertragene Bearbeitung der evangelischen Perikopen in München – weil es ihm hier nicht möglich (?) – vollbringen

[57] Schwäbl an Urban, Regensburg, 25. April 1835, ebenda.
[58] Schwäbl an Allioli, Regensburg, 25. April 1835, ebenda.

könne. Insofern nun hierin eine eigentliche bischöfliche Mission zu einem wichtigen kirchlichen Zwecke begriffen ist, kann und will das ehrerbietig unterzeichnete Domkapitel gegen die Nicht-Residenz des Domkapitulars Allioli keine weitere Einwendung machen, und will auch den auffallenden Umstand nicht weiter in Betracht ziehen, daß Hr. Dr. Allioli sich so dringend um das hiesige Canonicat beworben, da er doch die Nicht-Vereinbarkeit der damit verknüpften Pflichten mit seinen übernomenen anderweitigen literärischen Arbeiten auch damals schon einsehn mußte.

Wir glauben jedoch, der vollen Zustimung Ew. Bisch. Gnaden versichert seyn zu dürfen, wenn wir uns hiermit feyerlich dagegen verwahren, daß durch diese, aus besondern zunächst durch einen speziellen Wunsch Sr. Königl. Majestät begründeten Rücksichten bewilligte Dispens von der kirchlichen, im Concordat Art. X in fine ausdrücklich erwähnten Residenzpflicht ein Präjudiz gegen dieselbe erwachse, und die anderweitige Verwendung der Domkapitulare als zu der in ihrer kirchlichen Stellung liegenden Bestimmung in Gebrauch komme, da die vielen Geschäfte, welche zumal im hiesigen ausgedehnten Bisthume dem Domkapitel als solchem und noch mehr dem Ordinariate obliegen, das Zusammenhalten und Zusammenwirken aller Kräfte unerläßlich erfordern, wie dies E. B. Gnaden selbst am besten bekannt ist.

Mit dieser so ehrerbietigen als freymütigen und pflichtgemäßen Erklärung und Verwahrung verharrt in schuldigem Respect E. B. Gnaden ehrerbietig gehorsames Domkapitel. Regsbg, 25. April 1835."

Durch diese Erklärung hat nun das Domkapitel seine, ihm gleichsam abgenöthigte, Einwilligung zu Ihrer Entfernung gegeben, und dadurch auch seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, Ihren Antheil an den allgemeinen Kapitels- und Ordinariats-Arbeiten zu übernehmen. Allein es gibt ausser diesen allgemeinen Verpflichtungen noch spezielle, persönliche, als da sind die kirchlichen Functionen, Chormesse, Amthalten, Levitiren etc, welche der Reihe nach unter den Kapitelgliedern wechseln; dann die Führung des Domkapitelschen Protokolles, welche der Observanz gemäß dem achten Canonicus obliegt. Für die Erfüllung dieser persönlichen Verbindlichkeiten müssen Sie daher während Ihrer Abwesenheit durch geeignete Stellvertretung sorgen; und überhaupt dürfte es nöthig seyn, daß Sie einen Mandatar ernennen, an welchen man in allen Sie persönlich betreffenden Angelegenheiten sich wenden und halten könne, da oft dringende Vorfälle das Hin- und Herschreiben nicht gestatten.

Dies alles Ihnen frey und offen sagen, hielt ich für meine Pflicht; der Dekan heißt und ist ja der „Mund des Kapitels" os capituli, und soll als solcher die Gesinnung des Kapitels aussprechen; und daß Sie in dieser Sache die Gesinnungen des Kapitels wissen, und daß das Kapitel wisse, daß Sie sie wissen, hielt ich für nothwendig, und dem offenen, geraden Verhältnisse, wie es zwischen Männern, Priestern und Mitbrüdern bestehen soll, für angemessen und würdig.

Ihnen Unerfreuliches zu sagen, hätte ich gern vermieden; allein unerfreulich ist der Gegenstand, den ich berühren mußte, für uns alle. In rein persönlichen Beziehungen kann man, und soll gar oft, solche Unannehmlichkeiten schweigend hinnehmen und sich gefallen lassen. Allein eine geistliche Corporation hat höhere Selbstachtungs- und Selbsterhaltungs-Pflichten, als das Individuum; sie repräsentirt nicht bloß, sondern ist ein geistliches, kirchliches Prinzip, und muß jede Beeinträchtigung dieses Lebensprinzips und selbst die entfernteste Gefährdung desselben sich zum Bewußtseyn bringen, und mit festem Sinne zurückweisen oder unschädlich zu machen suchen, damit nicht aus einzelnen abnormen Zuständen eine bleibende Gefahr, und allmälige Zerrüttung entstehe. Anderwärtige Beyspiele dienen hier als Warnung.

Diese wesentliche Unterscheidung zwischen korporativer und individueller Per-

sönlichkeit wollen Sie denn auch, werther Herr Confrater, das ist meine schließliche Bitte – auf dasjenige anwenden, was ich Ihnen bisher, meiner Amtspflicht gemäß, gesagt habe; meine individuelle Hochachtung und Werthschätzung Ihrer Person und Ihres Verdienstes ist dabey nicht betheiligt, als in so fern sie es mir schwerer und peinlicher machte, meine Pflicht aufrichtiger Rede gegen Sie zu erfüllen."[59]

Diepenbrock hatte hier noch einmal alles Wesentliche berührt. Er tat es mit größter Offenheit. Allioli sollte die Haltung des Kapitels kennen, sollte wissen, woran er war. Dabei sprach Diepenbrock in allem nur im Namen des Kapitels. Allerdings konnte zugleich nur er so sprechen. So wirft diese Rede ein bezeichnendes Licht auf ihn selber zurück, auf seine Haltung in diesem konkreten Fall, auf sein allgemeines Auftreten als Domdechant. Aus allem sprach größte Entschlossenheit, aber auch ein durchdringender Gerechtigkeitssinn. In diesem Sinn war diese Rede eindeutig gewesen. Sie konnte auch kaum als Bloßstellung oder gar Maßregelung mißverstanden werden, die Diepenbrock dem zweifellos hochverdienten und viel älteren Allioli gegenüber nicht zugestanden wäre.

Tatsächlich aber fühlte sich Allioli durch die deutliche Sprache, die Diepenbrock hier führte, tief verletzt. Er fühlte sich angeklagt. Das war auch bei der nachfolgenden Anrede durch Urban so[60]. In diesem Sinn erwiderte Allioli auch mehreres aus dem Stegreif heraus. Zunächst aber sorgte Allioli, der Aufforderung Diepenbrock gemäß, für seine Vertretung. Redl war bereit, für ihn die Wochenmessen zu übernehmen und zugleich Alliolis Mandatar zu sein. Grundler übernahm für ihn Vespern und Ämter, Weigl die Protokollführung im Kapitel[61].

Eine förmliche Rechtfertigung aber sandte Allioli dann am 8. Mai von München aus nach Regensburg[62]. Er hatte sie an Diepenbrock adressiert. Allioli ging es darum, das auch schriftlich niederzulegen. So bat er Diepenbrock auch, diesen Brief bei den Akten zu hinterlegen, da er annahm, daß dort auch Diepenbrocks Anrede vom 26. April abgelegt worden sei. Das hatte Diepenbrock auch wirklich getan durch eine eigenhändige Abschrift. Dazu hatte er diese Rede auch ins Protokoll des Domkapitels aufnehmen lassen, der Wichtigkeit der Sache halber, wie er selber ausdrücklich vermerkte. Auch hieraus wird deutlich, daß es hier um ein Grundsätzliches ging. Der Streit richtete sich nicht in erster Linie gegen Allioli selbst, sondern gegen den von ihm geschaffenen Präzedenzfall, der gegen das Konkordat verstieß, und gegen die in ihm ausgesprochene Residenzpflicht der Domherrn. Freilich lastete man alles doch wieder zugleich Allioli selber an, der das offensichtlich ganz bewußt angestrebt habe, dazu Schwäbl in eine Lage gebracht habe, aus der heraus er seine Beurlaubung gar nicht mehr verweigern konnte. Gegen diese beiden Vorwürfe rechtfertigte sich Allioli jetzt.

Zum einen versicherte er, erst nach seiner Bewerbung um das Regensburger Kanonikat mit der Bearbeitung der Perikopen betraut worden zu sein, zum andern berief er sich darauf, Schwäbl die Entscheidung über Annahme oder Ablehnung dieser Arbeit beziehungsweise des Kanonikats anheimgestellt zu haben. Das entsprach der Wahr-

[59] BZAR BDK 46, Allioli: Anrede des Domdechants an den Domkapitular Allioli bei dessen Einführung in das Kapitel am 25. April 1835. (Eigenhändige Abschrift Diepenbrocks; die ganze Rede „der Wichtigkeit der Sache wegen" auch wörtlich in das Protokoll des Domkapitels vom 26. April 1835 übernommen).

[60] BZAR Protokoll des Domkapitels, 26. April 1835.

[61] Allioli an Domkapitel, Regensburg, 28. April 1835, BZAR BDK 46.

[62] Allioli an Diepenbrock, München, 8. Mai 1835, ebenda.

heit. In allem aber übersah Allioli doch, daß es an ihm gewesen wäre, hier zu entscheiden. Denn Schwäbl glaubte sich durch das Schreiben Wallersteins gebunden. So hatte er Allioli Dispens gewährt. Freilich urteilte man im Domkapitel über Schwäbls Handeln anders. Vor allem Diepenbrock tat das. Man sah die Notwendigkeit der Entscheidung Schwäbls nicht unbedingt ein. Aber es war eben durch sie jetzt eine feste Tatsache geschaffen. Und daß sie zustande gekommen war, lastete man vor allem Allioli selber an. Denn er hatte Schwäbl in die Lage gebracht, für oder gegen den Willen des Königs zu entscheiden.

Allerdings stellte sich das später wieder in ganz anderem Licht dar, stellte sich heraus, daß die entscheidenden Wendungen im Schreiben Wallersteins eher ministerielle Phrasen waren als Ausdruck der unmittelbaren Willensmeinung König Ludwigs. Hier beruhte offensichtlich vieles auf Mißverständnis und mangelnder Absprache, vor allem auch zwischen Schwäbl und dem Münchener Ministerium. Später zog dann das Regensburger Domkapitel, auch im Auftrag Schwäbls, gerade was die angeblich von höchster Stelle übertragene und gewünschte Bearbeitung der Perikopen betraf, nähere Informationen ein. Dabei kam es zu sehr widersprüchlichen Auskünften. Denn offenbar war weder seitens der Kirche noch der Regierung der Auftrag der Bearbeitung offiziell an Allioli vergeben worden. Alliolis Stellung wurde dadurch aber nur noch zweifelhafter. Man mißtraute ihm nun grundsätzlich.

Im Auftrag des Kapitels schrieb Diepenbrock am 5. Juni an Allioli. Das war zugleich die Antwort auf dessen Rechtfertigungsbrief vom 8. Mai. Diepenbrock setzte Allioli dabei schonungslos auseinander, welchen Einblick und Eindruck man in seine Sache inzwischen gewonnen hatte. Vor allem stützte sich Diepenbrock dabei auf das Ergebnis, das die Rücksprache mit dem Münchener Ordinariat gebracht hatte. Aus ihr ging hervor, daß die fragliche Evangelienbearbeitung noch gar niemanden übertragen worden war, sondern daß nur soviel klar war, daß ihr die Bibelübersetzung Alliolis zugrunde gelegt werden sollte. Welche Forderung man aus all dem in Regensburg ziehen mußte, lag auf der Hand. Diepenbrock verhehlte sie Allioli gegenüber nicht. Das war ja der Anlaß dieses Schreibens. So endete Diepenbrock „... so möge der Hr. Domkapitular Allioli selbst ermessen, wiefern seinem Vorgeben: er sei mit dieser Bearbeitung beauftragt, und müsse sich deshalb in München aufhalten, und hier von der Residenzpflicht sich dispensiren lassen – Bestand und Geltung zuerkannt werden könne." [63] Das war unmißverständlich deutlich. Schon die distanzierte und spitze Formulierung ließ über die Haltung des Kapitels keinen Zweifel. So zeigte sich spätestens jetzt, daß es nur allzu berechtigt gewesen war, wenn Schwäbl bereits am 26. April Wallerstein gebeten hatte, Allioli mit nächster Gelegenheit in das Münchener Domkapitel zu versetzen, da sein Kommen im Regensburger Kapitel nur größte Unruhe stiften würde[64]. Schwäbl hatte dabei zunächst an Alliolis eigene Unzufriedenheit gedacht, wenn er schließlich gezwungen würde, sich in Regensburg einzufinden. Jetzt aber konnte auch die allgemeine Verstimmung über Allioli im Kapitel kaum mehr größer werden.

Am 10. Juni suchte sich Allioli auch diesem Schreiben des Kapitels gegenüber noch einmal zu rechtfertigen[65]. Sein Brief klingt ein wenig resignierend. Offensichtlich fühlte er sich inzwischen nur allzusehr ins Unrecht gesetzt und offensichtlich hatte sich für ihn wirklich manches recht unglücklich entfaltet, so daß man nun zu Unrecht

[63] Domkapitel an Allioli, Regensburg, 5. Juni 1835, ebenda.
[64] Schwäbl an Oettingen-Wallerstein, Regensburg, 26. April 1835, BZAR OA 2258.
[65] Allioli an Domkapitel, München, 10. Juni 1835, BZAR BDK 46.

grundsätzlich an der Wahrheit seiner Aussagen zweifelte. Jedenfalls konnte er bereits zwei Wochen später die endgültig an ihn ergangene Beauftragung des Münchener Ordinariats nach Regensburg senden[66]. So war die Sache zunächst erledigt und Alliolis Aufenthalt in München wenigstens von dieser Seite her gerechtfertigt.

Aber auch jetzt noch blieb der berechtigte Vorwurf, daß sich Allioli zwischen den zwei Aufgaben der Perikopenausgabe und des Domherrnamts hätte entscheiden müssen. Er hatte es nicht getan, auf Kosten des Regensburger Domkapitels. Hier lag zweifellos sein Versagen. So traf vielleicht Schwäbls Vorwurf, Allioli habe aus gelehrtem Dünkel und aus dem Glauben an seine Unentbehrlichkeit heraus gehandelt[67], doch auch ein Richtiges. Allioli hatte seines Halsleidens wegen seine bisherige Arbeit als Universitätsprofessor nicht mehr fortführen können. Deshalb hatte er sich um das Regensburger Domkanonikat beworben, hing aber an seinem Beruf und hatte jetzt eine Möglichkeit gefunden, eine Zeit lang in ihm weiterzuarbeiten, wenigstens durch diese Bearbeitung der Perikopen. Sie sollte aber den Zweck des Volks- und Schulgebrauchs erfüllen. Und so traf wohl vor allem auch Diepenbrocks immer erneut hervorgebrachter Einwand das Richtige, wenn er zu bedenken gab, daß eine solche Aufgabe wohl kaum einen ausgedehnten wissenschaftlich-kritischen Apparat benötige und sie daher Allioli ebensogut in Regensburg besorgen könne, wo es überdies auch sehr gute Bibliotheken gäbe. Diesen Einwand hatte Diepenbrock Allioli auch selber ausgesprochen[68]. So lag doch der Schluß nahe, daß Allioli gar nicht nach Regensburg kommen wollte.

Das belegte dann tatsächlich das ganze weitere Verhalten Alliolis. Als im April 1836 die Jahresfrist seines Münchenaufenthalts um war und Allioli nach Regensburg zurückkehren sollte, hatte er sich durch den Münchener Nuntius Argenteau eine päpstliche Dispens verschafft, wonach er weitere sechs Monate von Regensburg fernbleiben konnte[69]. Dabei hatte Allioli mit Schwäbl vorher keinerlei Rücksprache genommen. Er stellte ihn vor vollendete Tatsachen. Ebenso verhielt er sich dem Domkapitel gegenüber. Die Dispens datierte auf den 5. April 1836. Freilich ist Alliolis Handlungsweise auch wieder verständlich. Er war mit seiner Arbeit nicht fertig geworden. Er konnte aber davon ausgehen, daß ihn Schwäbl kaum weiterhin beurlauben würde. Andererseits wußte er, daß er im Kollegium des Regensburger Domkapitels ohnehin nur sehr unfreundlich aufgenommen werden würde. Auch deshalb zog es ihn nicht nach Regensburg. Ganz im Gegenteil. In allem aber zeigte sich doch seine dringende Hoffnung, sehr bald in das Münchener Kapitel berufen zu werden und gar nicht nach Regensburg zurückkehren zu müssen.

In Regensburg reagierte man äußerst verärgert. Tatsächlich hatte Allioli nun seine Zumutung an Schwäbl und an das Kapitel auf die Spitze getrieben. So hatte auch jetzt die Verstimmung über ihn ihren Höhepunkt erreicht. Man fühlte sich ganz zu Recht von ihm hintergangen. Vor allem bei Schwäbl war das so. Ihm hatte Allioli mündlich und schriftlich seine Rückkehr nach einem Jahr versprochen. Hinzu aber kam noch ein anderes. Schwäbl mußte das Verhalten des Nuntius als sehr kränkend empfinden. Tatsächlich war hiermit sehr nachhaltig in seine Rechte und Autorität als Bischof eingegriffen, insbesondere weil alles hinter seinen Rücken geschehen war. Auch das hatte Allioli veranlaßt. Und es bedeutete für Schwäbl eine unerhörte Zumutung. Einer

[66] Allioli an Domkapitel, München, 26. Juni 1835, ebenda.
[67] Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 29. Mai 1835, ebenda.
[68] Domkapitel an Allioli, Regensburg, 5. Juni 1835, ebenda.
[69] Nuntius Argenteau an Schwäbl, München, 12. April 1836, BZAR OA 2258.

päpstlichen Dispens gegenüber aber war er grundsätzlich machtlos. Er konnte und wollte hiergegen nicht angehen. In diesem Sinn berichtete Schwäbl dem Domkapitel diese erneute Wendung im Fall Allioli[70]. Freilich wußte man im Kapitel, daß man sich letztlich alles gefallen lassen mußte.

Es ist verständlich, wenn man jetzt in Regensburg weniger denn je zuvor Alliolis Kommen wünschte. Trotzdem mußte man nach außen hin reagieren. So hatte Schwäbl dem Kapitel vorgeschlagen, dem Nuntius gar nicht zu antworten und Allioli eine bloße Abschrift des Nuntiaturschreibens durch das Ordinariat zugehen zu lassen, ohne weitere Stellungnahme, nur um Allioli zu zeigen, daß man sie zur Kenntnis genommen habe. Deutlicher hätte Schwäbl seine Empörung nicht ausdrücken können. Er wollte aber hier die Meinung des Domkapitels berücksichtigen. Hier wurde vor allem wieder Diepenbrock tätig, obwohl man sich im Kapitel in diesem Fall grundsätzlich einig war. Man wollte es aber Allioli nicht ganz so einfach machen. Allerdings war man sich klar, daß Allioli von sich aus gar nicht mehr nach Regensburg kommen wollte. Dazu wollte man ihn jetzt auch gar nicht mehr haben. Aber man wollte ihn dazu zwingen, in allem wenigstens die rechte Form einzuhalten. Daher schlug man Schwäbl vor, Allioli durch den Nuntius dazu zu veranlassen, selbst die päpstliche Dispens zur Kenntnis zu geben und bei Schwäbl um dessen beschöfliche Genehmigung nachzusuchen. Auch für seine Vertretung im Kapitel sollte Allioli aufs neue sorgen[71]. Schwäbl griff diesen Vorschlag auf[72]. Allioli kam dieser Aufforderung allerdings sofort nach[73].

Alliolis Hoffnung auf ein Münchener Domkanonikat aber zerschlug sich schließlich doch. Trotzdem kam es deshalb im Oktober, als er endgültig nach Regensburg kommen sollte, noch einmal zu einer Verzögerung. Am 20. Oktober 1837 schrieb Allioli an Schwäbl und das Domkapitel, Legationsrat Abel, der spätere Innenminister, habe ihn dazu veranlaßt, seine Abreise nach Regensburg bis auf weiteres aufzuschieben[74]. Offensichtlich stand Alliolis Berufung in das Münchener Kapitel unmittelbar bevor. Sie kam aber doch nicht zustande. So kündigte Allioli am 29. Dezember Schwäbl sein baldiges Eintreffen in Regensburg an[75].

Nach einer weiteren dreimonatigen Verzögerung mußte Allioli nun also doch nach Regensburg gehen. Am 20. Januar 1838 wurde er als bischöflicher Geistlicher Rat eingeführt[76]. Im Protokoll des Domkapitels erschien sein Name erstmals in der Sitzung vom 7. Februar 1838[77]. Von da an führte Allioli auch das Sitzungsprotokoll. Offensichtlich verhielt man sich ihm gegenüber zwar zurückhaltend, aber nicht allzu nachtragend. Die Umstände seines endlichen Kommens waren ja demütigend genug gewesen. Wie die Protokolle des Ordinariats und Kapitels zeigen, arbeitete Allioli in allem äußerst gewissenhaft und zuverlässig. Im Herbst 1838 aber endete sein Regensburger Aufenthalt bereits wieder. Allioli war am 12. September 1838 zum Dompropst von Augsburg ernannt worden[78]. Freilich war das Glückwunschschreiben des Dom-

[70] Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 14. April 1836, BZAR BDK 46. – Protokoll des Domkapitels, 14. April 1836.

[71] Domkapitel an Schwäbl, Regensburg, 15. April 1836, BZAR OA 2258.

[72] Schwäbl an Nuntius Argenteau, Regensburg, 15. April 1836, ebenda.

[73] Allioli an Schwäbl u. Domkapitel, München, 20. April 1836, BZAR BDK 46.

[74] Allioli an Schwäbl u. Domkapitel, München, 20. Oktober 1837, ebenda.

[75] Allioli an Schwäbl, München, 29. Dezember 1837, ebenda.

[76] BZAR Protokoll des Domkapitels, 20. Januar 1838.

[77] Ebenda, 7. Februar 1838.

[78] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 724–730.

kapitels, das Diepenbrock aufgesetzt hatte, zwar sehr anerkennend, aber immer noch merklich kühl gehalten[79].

Unter Schwäbl

Zweifellos hatte das Domdechantenamt Diepenbrock eine Fülle zusätzlicher Arbeiten gebracht. Trotzdem wurden die Jahre des Arbeitens und Wirkens als Domdechant unter Schwäbl zugleich seine heiterste und froheste Regensburger Zeit[80]. Diese Grundgestimmtheit klingt auch aus den meisten Briefen dieser Jahre. Diepenbrock war nun endgültig in Regensburg heimisch geworden, vor allem nach den unruhigen Jahren nach Sailers und Wittmanns Tod. Da war nun das schöne Zusammenleben mit dem Vater und Apolonia. Da war der schöne Kreis gleichgesinnter Freunde, der sich um ihn zusammengefunden hatte, unter ihnen Eduard von Schenk, Bonifaz Urban, Redl und der ältere Kanonikus Zech von der Alten Kapelle, mit dem Diepenbrock vor allem das gemeinsame Interesse und die gleiche Begabung für Sprachen verband und mit dem Diepenbrock noch von Breslau aus einen einzigartigen Briefwechsel führte und ihn dabei beinahe liebkosend sein „Zechle" nannte[81], da war der Lyzealprofessor Georg Wagner[82], der zweifellos zu Diepenbrocks besten Regensburger Freunden zählte, und der ältere Graf Fugger-Glött, der sich gern zum nachmittäglichen Tee bei Diepenbrock und seinem Vater einfand, den auch Diepenbrock selber häufig besuchte, da war vor allem auch der Thurn- und Taxische Prinzenerzieher Joseph Strobl[83], der auch oft mit den Kindern des Fürsten in die Domdechantei in der Schwarzen Bärenstraße kam, wobei sich Diepenbrock dann ganz und gar von der knabenhaften Seite zeigen konnte, die ihn früher selber zu den verwegensten Streichen angetrieben hatte. Vor allem Strobl stand ihm hier an Einfällen nicht nach, was gerade den Reiz dieser Freundschaft ausmachte. Da war vor allem aber auch das wirklich herzliche und harmonische Verhältnis zu Schwäbl und das ruhige Zusammenarbeiten im Domkapitel. Dazu hatte sich Diepenbrocks Gesundheitszustand allgemein gebessert. Alles das gab diesen Jahren eine freundliche Färbung.

Diepenbrocks Stellung im Kapitel konnte nicht günstiger sein. Nach Dompropst Urban nahm er das zweithöchste Amt ein. Diepenbrock wurde ihm vorzüglich gerecht. Auch im Kollegium des Domkapitels schloß man sich ihm ohne weiteres an.

[79] Domkapitel an Allioli, Regensburg, 22. Oktober 1838, BZAR BDK 46.

[80] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 158.

[81] Philipp Neri Zech, geb. 21. September 1775, Priester 9. März 1799, Mai 1831 Kanoniker an der Alten Kapelle in Regensburg, gest. 5. Januar 1850. – Heinrich Tritz, Fürstbischof Diepenbrocks heitere Chronikberichte für Kanonikus Zech in Regensburg, in: ASKG 24 (1966) 232–255.

[82] Georg Wagner, geb. 1. Juni 1788, Priester 1810, seit 1833 Professor für Geschichte und Philologie am Regensburger Lyzeum, seit 1834 Rektor des Lyzeums, am 18. Februar 1841 zum Domkapitular u. am 2. Juli 1854 zum Domdechant in Eichstätt ernannt, 1843–1853 zugleich Professor am dortigen Lyzeum, gest. 14. September 1854.

[83] Joseph Strobl (1805–1881), im April 1837 von Fürst Maximilian Karl von Thurn und Taxis (1802–1871) als Erzieher und Lehrer der drei Prinzen Maximilian (1831–1867), Egon (1832–1892) u. Theodor (1834–1876) angestellt. – Wilhelm Strobl, Kardinal Melchior Freiherr von Diepenbrock, Fürstbischof von Breslau und der fürstlich Thurn und Taxische Rat und Prinzenerzieher Joseph Strobl. Eine Freundschaft in Briefen, Nürnberg 1953. – Alle Briefe Diepenbrocks an Joseph Strobl in: StA Boch 1.1.7. 320–365.

Freilich gab es da auch wieder Reibungspunkte, die dann auch zu Auseinandersetzungen führten. Sie blieben aber immer auf die Sache bezogen, schlugen nie ins Persönliche um. So kam es auch nie zu förmlichen Spaltungen und anhaltenden Parteiungen. Trotz aller Differenzen war man hier grundsätzlich gleichgestimmt. Daß das so war, beruhte nicht zuletzt auf den glücklichen Berufungen, die noch Sailer veranlaßt hatte. Und hierin gründete auch die letztlich reibungsfreie Zusammenarbeit, die über alle Jahre hin dieselbe blieb. Darum lag auch in dem späteren Dank Diepenbrocks für dieses schöne Verhältnis keine Beschönigung. Es war tatsächlich so gegeben, trotz aller unvermeidlicher, oft auch unnachgiebig geführter Streitfragen. Zu allem aber hat Diepenbrock, der als Dechant den Vorsitz im Kapitel führte, das Seinige beigetragen. Vor allem sorgte er für eine uneingeschränkte Klarheit und Offenheit in den Aussprachen. Das entsprach seinem eigenen Wesen, das sich hier für alle sehr wohltuend auswirkte. Andererseits aber konnte gerade er wieder sehr heftig und entschieden auftreten. Auch das lag in seiner Wesensnatur.

Das Domkapitel trat Schwäbl gegenüber als durchaus eigenständiges Kollegium auf. Vor allem unter Diepenbrock war das so. Er vertrat die Selbständigkeit und die Eigenrechte des Kapitels dem Bischof gegenüber sehr konsequent. In manchen Fragen ging das sogar so weit, daß man bis zur letztentscheidenden Instanz der Regierung ging. Sie neigte freilich dazu, das dem Kapitel in einzelnen Bereichen ausschließlich zustehende Verwaltungsrecht grundsätzlich in die Jurisdiktionsgewalt des Bischofs einzubinden und ihr unterzuordnen. Das suchte Schwäbl dem Kapitel gegenüber in allem durchzusetzen, ohne dabei dessen grundsätzliche Selbständigkeit aufheben zu wollen.

In allem blieb also die Geltung der überkommenen, allgemeinen Verfassung der Regensburger Bistumsverwaltung erhalten, die grundsätzlich kollegial ausgerichtet war. Dieses Prinzip prägte auch das Verhältnis des Ordinariats zum Bischof. Die von Schwäbl bei seinem Bischofsantritt veranlaßten Bestimmungen änderten an dieser grundsätzlichen Ausrichtung nichts. Das konnte aber nicht eine Einschränkung der bischöflichen Jurisdiktion zugunsten des Ordinariats bedeuten, sondern entsprach einem betonten Miteinander. Andererseits war mit allem doch ein großer Handlungsspielraum von Kapitel und Ordinariat dem Bischof gegenüber verbunden. Und hier gab es wieder genügend Beispiele der Auseinandersetzung zwischen Schwäbl und dem Kollegium der Kapitulare und Geistlichen Räte. Vor allem Diepenbrock betonte hier wieder die Rechte von Kapitel und Ordinariat Schwäbl gegenüber sehr konsequent, freilich stets im Rahmen des bisher gewohnten Bereichs. Grundsätzlich aber war man sich hier einig. So kam es über all die Jahre hin zu keinem nennenswerten Steit, auch nicht zu einem Entscheiden Schwäbls, das man im Ordinariat oder Kapitel als Übergriff hätte empfinden müssen. So gibt es auch wieder unzählige Beispiele wirklich schöner Zusammenarbeit zwischen Ordinariat und Bischof. Tatsächlich funktionierte dieses Zusammenwirken letztlich reibungslos. Das setzte aber große Bereitschaft auf beiden Seiten voraus, auch gegenseitigen Respekt und Rücksichtnahme.

Grundsätzlich aber war vor allem Schwäbl bereit, den Rat des Ordinariats zu befragen und zu hören. Immer wieder forderte er in den einzelnen Fällen ausdrücklich dazu auf. Das darf man aber nun umgekehrt nicht als Schwäche Schwäbls auslegen. Vielmehr sprach hieraus die in Regensburg beinahe selbstverständlich geübte kollegiale Verwaltung der Diözese. Und man muß anerkennen, daß sie stets zum Vorteil ausgeübt wurde. Freilich setzte das auf seiten des Ordinariats und Kapitels zugleich die Befähigung zu solcher Selbständigkeit voraus. Sie war während dieser Jahre vor allem durch die beiden markanten und führenden Persönlichkeiten Urban und Diepenbrock

gewährleistet. So bestimmten neben Schwäbl vor allem auch Urban und Diepenbrock Klima und Bedingungen der Diözesanverwaltung in Regensburg mit. Letztlich führte man hier aber nur weiter, was vor allem von Sailer her vorgeprägt war[84].

Schwäbl selber knüpfte ganz bewußt an Sailer an, den er als das eigene Vorbild verehrte. Dabei setzte er in vielem neu an. So hat seine Bischofszeit auch eine durchaus eigene Prägung, auch eigene Verdienste. Zu nennen ist hier vor allem die Wiedereinführung der alten Dekanatsverfassung mit frei gewählten Vorständen und jährlich abgehaltenen Dekanatssynoden, dazu die Einforderung jährlicher Berichte der Ortspfarrer. Auch durch die weiten Visitations- und Firmungsreisen suchte sich Schwäbl persönlich einen unmittelbaren Überblick über sein Bistum zu verschaffen. Zu nennen ist auch seine Sorge um die Volksschulen, deren Mängel er sehr offen an die Regierung weitergab, vor allem um das Priesterseminar, zu dem er stets persönlichen Kontakt hielt, um das Kloster Metten, in dem 1837 eine Lateinschule errichtet wurde, um das katholische Krankenhaus, in dem er die Barmherzigen Schwestern einführte, auch um die Stiftung der Armen Schulschwestern für die weibliche Landjugend mit Therese Gerhardinger, die von Wittmann zwar initiiert war, aber erst unter Schwäbl aufblühte[85]. Hier waren wohl verschiedene Schwerpunkte gesetzt, vor allem was die Präsenz des Bischofs und die Belebung des kirchlichen Lebens in den Pfarreien betraf. Denn keinen anderen Sinn hatte die Wiedereinführung der Dekanatsverfassung. Dazu faßte Schwäbl gern die kirchlichen Kräfte in kirchliche Institutionen zusammen. Zudem besaß Schwäbl einen ausgeprägten Wohltätigkeitssinn. Die grundsätzliche, allgemeine geistige Ausrichtung der Bistumsverwaltung aber blieb die Sailersche. Hier trug Schwäbl nichts Fremdes herein, wiewohl vielleicht manches seinen eigenen Münchener Erfahrungen und dem Münchener Vorbild Entsprechende. Darin lag auch das Gewohnte und Selbstverständliche der ganzen Bischofszeit Schwäbls. Nur brachte er eine größere Straffung in alles, dazu eine größere Kontinuität. Das lag aber auch wiederum an der Länge seiner Amtszeit, die immerhin acht Jahre währte.

Bei allem aber konnte Schwäbl auf die mittragende Hilfe des Ordinariats rechnen. Das erleichterte vieles. Vor allem Diepenbrock nahm hier zu Schwäbl eine vorzügliche Vertrauensstellung ein, in ausnahmslos allen Fragen, auch denen, die ausschließlich ihn selber als Bischof angingen. Hier wirkte die unter Sailer geschlossene Freundschaft fort. Grundsätzlich gab es da kein Geheimnis zwischen beiden. So aber bestimmte Diepenbrock vieles unmittelbar mit, mehr als anderen je möglich war. Diepenbrock nützte diese Vorzugsstellung nie aus. Vielmehr bedauerte Schwäbl, daß Diepenbrock hier oft allzu zurückhaltend sei, mehr als ihm als Freund gebühre[86]. Das war bezeichnend. So scheint auch hierin das Verhältnis auf, in dem beide zueinander standen.

Schwäbl wirkte mit seiner frischen, herzlichen und warmen, durch und durch altbayerischen Natur auf Diepenbrock ungemein wohltuend und ausgleichend. Das war die ganzen Jahre über so. Und das widersprach auch nicht Diepenbrocks durchaus selbständiger Stellung in Regensburg. Aber Schwäbl war auch zwanzig Jahre älter als Diepenbrock. So lag in der Art, wie er ihm begegnete, doch auch wieder zugleich die sorgende Geste eines älteren Bruders. Nicht zuletzt deshalb hatte ihm Diepenbrocks anfängliche Weigerung, das Domdechantenamt zu übernehmen, so sehr zusetzen können. Andererseits war Schwäbl zugleich überzeugt gewesen, daß niemand aus

[84] BZAR Protokolle des Domkapitels, 22. März 1833–Juli 1841. – Protokolle des Ordinariats, März 1833 – Juli 1841 (erste und zweite Abteilung).

[85] Diepenbrock, Trauerrede auf Schwäbl, 16–23.

[86] Aufzeichnungen von Charlotte von Neumayr. Reinkens, Diepenbrock, 156.

dem Kapitel geeigneter für dieses Amt sei als er. Diepenbrock hatte sich schließlich fügen müssen. Er selber war jetzt bereits 37 Jahre alt. So fand Schwäbl in ihm zugleich auch einen, wenn nicht gleichaltrigen, so doch durchaus gleichwertigen Freund.

Auch Diepenbrock selbst empfand dieses Verhältnis wohl so. In allem aber blieb doch der fast väterlich fürsorgende Charakter erhalten, mit dem sich Schwäbl ihm gegenüber gewissermaßen in der Rolle Sailers fühlte. Das wirkte aber für Diepenbrock nirgends belastend. Im Gegenteil. Schwäbl zählte ihn zu seinem unmittelbar vertrautesten Mitarbeiter. Und wirklich ging ihm Diepenbrock in allem zur Hand. Vor allem war er ihm der wirklich vertraute und treue Freund, dessen Schwäbl bei seiner sehr weichen Gemütsart bedurfte. In ihr gründete die große Wärme, die für Schwäbls ganze Persönlichkeit charakteristisch war. In allem aber lag nicht Weichlichkeit oder mangelnde Durchsetzungskraft, aber eine große Sensibilität. Sie war wohl unterstützt durch Schwäbls Kränklichkeit, vor allem während der letzten Lebensjahre. Schwäbl hatte sich als Pfarrer von Oberviehbach einen bleibenden gesundheitlichen Schaden zugezogen, der ihn seitdem gegen alle Erkältungskrankheiten sehr anfällig machte.

Wenn Schwäbl über Diepenbrocks Zurückhaltung klagte, im Vertrauen und bei Freunden, wohl auch ihm selber gegenüber, so konnte es auf seiten Diepenbrocks dafür nur den einen Grund geben, daß er erneuten Neid vermeiden wollte. Denn tatsächlich nahm Diepenbrock in Regensburg immer schon eine bevorzugte Stellung ein. Das war seit der Zeit Sailers so. Immer sprach er an vorderster Stelle mit. Das hatte ihm bereits genügend Eifersucht eingebracht. Und daß Diepenbrock hier vermeiden wollte, was in seinen Kräften stand, war nur zu verständlich. Vor allem hatte er sich auch nie selber in diese Stellung gedrängt. So wollte er auch nicht überall den Einfluß ausüben, den ihm Schwäbl einzuräumen bereit war.

Aber auch Schwäbls Klage hierüber war verständlich. Er fühlte sich in seiner Freundschaft getroffen. Freilich kam hier doch auch ein anderes zur Auswirkung, die unterschiedliche Herkunft Schwäbls und Diepenbrocks. Schwäbl war Altbayer, mit seinem ganzen Wesen. Diepenbrock Westfale. Schwäbl eignete schon von daher ein warmes, vertrauensseliges, gemütsvolles und herzliches Wesen. Eine durch und durch ehrlich gemeinte Offenheit und Aufrichtigkeit sprach aus allem. Diese grundsätzliche Offenheit kennzeichnete auch Diepenbrocks Persönlichkeit. In ihr aber lag stets etwas Unnahbares. Gerade dieser Wesenszug gab seinem ganzen Auftreten etwas beinahe Zurückweisendes und Einhalt Gebietendes. Wenn man später immer wieder das wirklich Hoheitsvolle in Diepenbrocks Erscheinen betonte, so wirkte sich darin aber vor allem auch seine eigene Persönlichkeit aus mit ihrem Adel und ihrer prägenden Geistigkeit. Alles hatte aber eben auch diese ganz natürliche Wurzel. Hier war Diepenbrock ganz Westfale. Es war verständlich, wenn hier Schwäbl manchmal empfindlich reagierte. In Wirklichkeit rieben sich hier nur bayerische und westfälische Wesensnatur.

Bei Sailer war das von vornherein anders gewesen. Zwischen ihm und Diepenbrock bedeutete unmittelbar vertraute Nähe etwas anderes. In ihr blieb immer der große Abstand des Alters erhalten. Hinzu kam die wirklich dankbare Verehrung, die ihm Diepenbrock entgegenbrachte. In einer gleichgearteten Freundschaft aber fiel das weg. Nicht zuletzt deshalb verstand sich Diepenbrock mit Alfred Stolberg sofort und unmittelbar. Hier war er auf einen Landsmann getroffen, mit dem ihn noch dazu dieselbe Gesinnung und Begabung verband. Auch darum wirft Diepenbrocks Erinnerung an Stolberg ein so bezeichnendes Licht auf ihn selber zurück.

Freilich war dieser Mentalitätsunterschied kein unversöhnlicher. Das bezeugen die vielen Lebensfreundschaften, die Diepenbrock in Regensburg geknüpft hat. Sie

konnte auch die Berufung nach Breslau nicht auflösen. Trotzdem stach Diepenbrock in Regensburg stets von seiner Umgebung ab, wie vertraut und heimisch auch immer er inzwischen dort geworden war. Zu seinem westfälischen Wesen trat aber sein eigenes, heftiges Temperament, dazu seine konsequente Entschiedenheit in Handeln und Entschluß. So verwundert es nicht, daß er in Kapitel und Ordinariat oft genug gefürchtet war. Gewiß kam hier zugleich die Überlegenheit seiner persönlichen Begabung hinzu, dazu überhaupt seine charakterstarke Persönlichkeit. So wirkte seine Anwesenheit auch immer dominierend, ohne daß er das selber wollte, oft auch ohne daß er sich selber dessen bewußt war.

Von Schwäbls bischöflicher Wohnung im Niedermünster, auch von den Gebäuden des Kapitels und Ordinariats hatte Diepenbrock nur wenige Minuten zur Domdechantei zu gehen. Bei der Neuerrichtung des Regensburger Domkapitels im Jahr 1821 war dazu das Haus in der Schwarzen Bärenstraße G 88, heute Nr. 2, ausgewiesen worden[87]. Diepenbrock wohnte dort zusammen mit dem Vater. Täglich, zum Mittagstisch, fand sich auch Apolonia dort ein. Sie sorgte auch für alle häuslichen Bedürfnisse. Am 1. Januar 1835 schrieb Diepenbrock über sie an Bernard: „Wir haben viele Freude mit ihr ..." [88] Wohl meinte er damit vor allem auch Apolonias warmes Wesen, mit dem sie in alles eine stille Ordnung und Häuslichkeit brachte. Andererseits unterstützten sie er und der Vater in ihrer Krankenarbeit, wo immer sie konnten.

Vor allem auch diese vertraute Familienumgebung tat Diepenbrock sehr wohl. Hier konnte er auch im Bocholter Plattdeutsch reden, vor allem wenn es um die Verhältnisse daheim in Bocholt und um die dortigen Neuigkeiten ging, die man aus den Briefen der Geschwister erfuhr. Darüber schrieb Diepenbrock wieder an Bernard: „... Es würde Euch ergötzen, wenn Ihr unseren vertraulichen Tisch- und Billardgesprächen (nach Tisch werden nämlich gewöhnlich ein paar Partien gespielt, wobei Appelchen den marqueuer macht) zuhören könntet. Ihr könntet Euch überzeugen, daß wir Euch wahrlich nicht vergessen. –" [89] Zeitlebens sprach Diepenbrock gern im Bocholter Platt. Das zeigen vor allem seine Briefe an die Geschwister, in denen fast ausnahmslos plattdeutsche Wendungen eingestreut sind, oft nur einzelne, gerade passende Ausdrücke, dann auch wieder ganze Abschnitte. Selbst die Briefe an Zumfelde enthalten solche Wendungen, später vor allem die Briefe an Apolonia aus Breslau. In der Regensburger Umgebung selber konnte Diepenbrock nicht so sprechen, da man ihn nur schwer verstanden hätte. Umgekehrt aber dürfte Diepenbrock mit der bayerischen Sprache kaum mehr Schwierigkeiten gehabt haben. Selber aber hatte er sich das Bayerische nur in einzelnen Sprüchen angeeignet. Sie verwendete er auch gelegentlich später, meist in humorvoller Weise, in seinen Briefen nach Regensburg.

In der Domdechantei waren auch alle Freunde Apolonias heimisch. Eine vorzügliche Stellung nahm unter ihnen Emilie Linder ein, die jedes Jahr mehrere Wochen bei Apolonia in Regensburg wohnte. Das tat auch Charlotte von Phillips, die Frau des Rechtsgelehrten George von Phillips[90], die Apolonia später auch immer wieder unter-

[87] Protokoll der Übergabe der Wohnungen des Bischofs und Kapitels in Regensburg, 6. November 1821, BZAR BDK 215 u. 120.

[88] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 1. Januar 1835, StA Boch 1.1.4. 15.

[89] Ebenda.

[90] George von Phillips (1804–1872) Konvertit, Professor des Rechts und der Kanonistik in München, war strengkirchlich gesinnt. 1848 wurde er im Zusammenhang mit der Lola Montez Affaire von der Universität entlassen. – LThK 8 (1963) 468. – Johannes Neumann, George von Phillips (1804–1872), in: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, hrg. v. Heinrich Fries und Georg Schwaiger, Bd. 2 (1975) 293–318.

stützte. Sie wohnte im Frühsommer 1835 vierzehn Tage lang bei ihr. Luise Hensel beschrieb sie Apolonias aufopfernde Krankenpflege, ihr karitatives Wirken an den Armen und Kranken der ganzen Stadt, beschrieb, wie schon Apolonias Erscheinen wohltätig und beruhigend auf die Umgebung wirke[91]. Diese Wirkung bewunderte schon Clemens Brentano so sehr an Apolonia. Sie gründete in Apolonias eigener, harmonischer Persönlichkeit, auch in ihrem tiefen Empfinden der materiellen und menschlichen Not anderer. Die letztlich tragende Kraft aber wurzelte im Religiösen. Von hierher gewann Apolonia die innere Bewegungsfreiheit für ihr Lebenswerk. Clemens Brentano charakterisierte es treffend genug, wenn er sagte, Apolonia mit ihrem kleinen Hospital sei die Bewunderung, die Erbauung und der Segen Regensburgs[92].

Charlotte von Phillips hob aber auch das heitere Wesen Diepenbrocks hervor, das stets die ganze Tischgesellschaft belebe. Sie meinte damit seine schnellwendige Launigkeit, in der ein knabenhafter Mutwille liegen konnte. Grundsätzlich aber zeigte sich hier Diepenbrocks durchaus heiteres, unbefangenes und freies Wesen, das ihn im persönlichen und vertrauten Umgang so liebenswürdig machte. Es zeichnete sich durch größte geistige Wendigkeit aus. Hier war Diepenbrock in seinem eigentlichen Element. Und hier konnte er auch seinem ganzen Temperament die Zügel schießen lassen, vor allem im Kreis seiner vertrauten Regensburger Freunde, mit denen er sich allabendlich traf. Diepenbrocks reicher Witz war bekannt. Er konnte mit ihm aber auch sehr treffend Personen und Verhältnisse charakterisieren. Grundsätzlich war hier kein Thema ausgeschlossen. Diese Heiterkeit stand nicht in Gegensatz zu seiner schwermütigen Wesensnatur. Sie konnte aber von ihr her auch wieder eine sehr plötzliche und dunkle Eintrübung erfahren. Hier war Diepenbrock durchaus auch von seinem gesundheitlichen Befinden abhängig.

Die Verbindung mit den Geschwistern daheim war die Jahre über nicht abgerissen. Das belegt der vor allem durch Anton Diepenbrock aufrechterhaltene Briefwechsel. Wohl traf auch immer wieder die Einladung in Regensburg ein, die Heimat zu besuchen. Den Geschwistern selber freilich war es umgekehrt weniger leicht möglich, nach Regensburg zu kommen. Sie waren meist verheiratet und daher gebunden. Diepenbrock aber wollte dieses Jahr ins Gebirge reisen. Er tat das vor allem seiner Gesundheit wegen. Die Reise nach Bocholt hätte dagegen nur tagelanges Sitzen im Wagen bedeutet. Die Badekuren aber hatte er bereits seit Sailers Tod aufgegeben. Wirklich hatten sie ihm nie wesentlichen Erfolg gebracht. Ganz anders aber erging es ihm jetzt mit seiner Gebirgsreise. Am 24. Oktober 1835 schrieb er darüber an Frau Tiedemann: „Daß Sie den Sommer in einer ländlichen Villa an dem herrlichen Neckarufer zubrachten, war Ihnen gewiß wohlthätig. Ich selbst habe auf meiner jüngsten Gebirgsreise den wohlthätigen Einfluß der reinen Natur auf Körper und Geist wieder dankbar erfahren. Ich war seit vielen Jahren leidend an den Folgen des sitzenden Lebens, habe Arzneien und Bäder vergeblich gebraucht und hatte fast den Glauben an meine Gesundheit verloren. Nun weiß ich aber, wo mein Heilkraut wächst: nämlich auf den höchsten Bergen, bei den Alpenröslein und wo die Gemse springt. Das beschwerlichste Bergsteigen auf 8–10000 Fuß hohe Spitzen und Gletscher war mir eine wahre Lust und gab mir ein Gefühl von Kraft und Gesundheit wieder, wie ich es seit Jahren nicht mehr gehabt. Ich würde jedem Hypochondristen, dem es nicht an einer guten Brust, guten Füßen und einem schwindelfreien Kopfe fehlt, keine andere Cur rathen, als die

[91] Charlotte Phillips an Luise Hensel, 22. Mai 1835, StA Boch 1.3.7. 255.

[92] Clemens Brentano an Luise Hensel, München, 21. Januar 1838. Clemens Brentano, Bd. 9, 371.

einer muthigen Fußreise ins Hochgebirge. Ich werde diese Cur nun, so Gott will, jährlich gebrauchen, und wenn Sie, werthe Freundin, Ihre niedlichen Neckarberge bis zu einer zehnfachen Höhe könnten wachsen machen, so würde ich mich gewiß recht bald bei Ihnen sehen lassen. Wüchsen Berge wie Sorgen, so könnte es ja geschehen." [93]

Aus diesem Brief schien zugleich Diepenbrocks ganze frühere Begeisterung für die freie Natur zu sprechen. Tatsächlich war sie lebenslang in ihm wach. Hier wurde gewissermaßen die ganze Jugend wieder lebendig in ihm. Freilich konnte Diepenbrock später immer seltener dieser Freude nachkommen. Diese offensichtlich erste Reise ins Hochgebirge aber hatte ihn begeistert, vor allem auch um der Gewaltigkeit des Natureindrucks willen. Andererseits aber sprach aus diesem Brief vor allem seine neugewonnene Zuversicht, was seine Gesundheit betraf. Insbesondere diese Freude aber ist verständlich nach den jahrelangen Rückschlägen. Denn tatsächlich hatte ihn sein chronisches Kranksein immer wieder tief deprimiert und schwermütig gemacht. So war auch die anhaltende Klage über seine vorwiegend sitzende Arbeits- und Lebensweise stets berechtigt. Jetzt aber hatte sich erstmals eine Besserung eingestellt.

Offensichtlich hatte Diepenbrock hier ein echtes Heilmittel für sich gefunden. Er war es längst müde, sich in dauernde ärztliche Behandlung zu begeben. Dabei mochte wohl die eigene Ungeduld mitgespielt haben, vor allem aber der offensichtliche Mißerfolg solcher Behandlungen. So war wohl auch diese Reise ins Gebirge nicht auf ausdrücklichen ärztlichen Rat hin erfolgt, auch nicht auf den Proskes. Seit Sailers Tod hatte sich Proske ganz von Diepenbrock zurückgezogen. So hatte Diepenbrock beispielsweise von Proskes Romreise im Frühjahr des Jahres 1835 zunächst gar nichts gewußt. Diese Reise galt ganz Proskes kirchenmusikalischen Forschungen. Tatsächlich stieß Proske auf dieser Italienfahrt auf reichste Ausbeute, insbesondere was alte musikalische Handschriften betraf. Über alles hatte Proske Diepenbrock nichts gesagt, ihm auch nicht von Rom aus geschrieben. Diepenbrock erfuhr hierüber nur über andere, auch daß Proske den Domorganisten Joseph Hanisch zu sich nach Rom wünschte, damit er ihm beim Abschreiben behilflich sei. Hanisch reiste bald zu Proske[94]. Freilich zerbrach das alte unter Sailer geschlossene Freundschaftsverhältnis nie ganz. Aber durch Proske war vieles in ein Mißverhältnis gebracht worden. Zweifellos spielte hier sein Neid auf Diepenbrock eine große Rolle. Trotzdem setzte sich Diepenbrock auch weiterhin für Proske in vielem ein, vor allem was dessen kirchenmusikalische Reformpläne betraf. Hier waren beide durchaus einig. Sogar von Breslau aus legte er später noch einmal für ihn bei König Ludwig selbst ein Wort ein[95].

Die nahe Freundschaft mit Proske war aber die einzige Freundschaft Diepenbrocks, die unter Sailer geschlossen worden war und nach dessen Tod zerbröckelte. Das galt selbst für so ferne Freunde wie die Schweizer. So hatte Luise Lavater im Sommer 1835

[93] Diepenbrock an Frau Tiedemann, 24. Oktober 1835. Reinkens, Diepenbrock, 159. – Friedrich Tiedemann lehrte in den Jahren 1806–1816 an der Landshuter Universität Anatomie und Physiologie und ging anschließend nach Heidelberg. Aus den Landshuter Jahren aber rührte die enge Freundschaft Frau Tiedemanns mit Sailer, die nach dem Wegzug vor allem mit Briefen fortgesetzt wurde. Nach Sailers Tod aber wandte sich Frau Tiedemann direkt an Diepenbrock mit der Bitte, für sie nun gewissermaßen die Stelle Sailers zu vertreten. Aus dieser Bitte wurde eine lebenslange Korrespondenz, die ähnlich vertraut war wie die mit Emilie Linder, mit der sie in ihrem ernsten christlichen Grundton durchaus vergleichbar war.

[94] Diepenbrock an Zumfelde, Regensburg, 4. März 1835 u. 16. April 1835, Archiv des Klosters Metten.

[95] Diepenbrock an Ludwig I., Breslau, 20. März 1850, Bay HStA MK 39070.

bei Diepenbrock um die Sailerbiographie nachgefragt. Diepenbrock mußte sie vertrösten. Zwei Gründe machte er vor ihr geltend, seine eingeschränkte Zeit, insbesondere seitdem er Domdechant war, vor allem aber den Mangel an Material über Sailers Leben, ehe er ihn kennengelernt hatte[96]. Beide Gründe waren wirklich stichhaltig. Und Diepenbrock ahnte zu dieser Zeit wohl selber, daß er Sailers Biographie kaum niederzuschreiben imstande sein würde, obwohl er Luise Lavater zugleich noch alle Hoffnungen dazu machte.

Trotz der eingeschränkten Zeit widmete er sich doch auch wieder seinen literarischen Interessen. Auch Schenk hielt ihn dazu indirekt an. Jedenfalls besprach Diepenbrock mit ihm immer wieder alle möglichen Bucherscheinungen. Zwar gibt es aus diesen Jahren nur wenige Briefe Diepenbrocks an Schenk, da Schenk seit dem Jahr 1831 in Regensburg lebte und sich deshalb ein ausführlicher Briefwechsel erübrigte[97]. Dennoch verraten diese wenigen Briefe Diepenbrocks an Schenk seine ausgezeichnete Belesenheit und Kenntnis der allgemeinen großen Literatur. Auch über die gegenwärtige Literatur hielt sich Diepenbrock auf dem laufenden. Daher rührte auch sein stets richtiges und treffendes Urteil allem Alten und Neuen gegenüber. Diepenbrock besaß dafür ein sehr feines, aber eben auch sehr sicheres Gespür und Empfinden. In ihm drückte sich eben zugleich wieder seine vorzügliche Belesenheit aus. Gewiß hatte ihm hier gerade die Freundschaft mit Clemens Brentano viel genützt. Vor allem aber von Sailer hatte er dann den sicheren Maßstab des Urteilens empfangen. In allem freilich kam sein eigenes Interesse, seine eigene Begabung zum Tragen. So bewegte er sich gerade auch auf diesem Gebiet mit seltener Sicherheit. In Regensburg war für ihn für alle diesbezüglichen Fragen zweifellos Schenk der denkbar beste Gesprächspartner.

Schenk hatte beabsichtigt, für das Jahr 1834 ein Taschenbuch herauszugeben. In seinem Brief vom 16. März 1833 legte er König Ludwig die Absicht dieses Buches vor[98]. Es sollte sowohl Gedichte als auch Prosatexte enthalten. Der Inhalt aber sollte zwar nicht eine ausschließlich religiöse Tendenz haben, aber in sittlicher wie religiöser Hinsicht unbedenklich sein, so daß, wie Schenk sich ausdrückte, das Taschenbuch jedem christlichen Jüngling und jeder Jungfrau unbedenklich als Geschenk in die Hände gegeben werden könne. Schenk dachte also an ein Buch, in dem die einzelnen Beiträge lose und ohne feste programmatische Abfolge aufeinander folgten, ganz ähnlich wie in Diepenbrocks Geistlichem Blumenstrauß. In allem aber machte sich doch auch wieder die betont christlich erzieherische und erbauende Absicht geltend, die zu dieser Zeit allgemein verwirklicht wurde und dazu mit allen möglichen schöngeistigen Tendenzen durchsetzt war. Ganz in diesem Sinn war auch Schenks „Charitas", wie er das Buch nannte, ausgerichtet. Das belegen auch die an den Anfang gestellten Abbildungen, Entwürfe meist zeitgenössischer Münchener Künstler. Auch hier zeigt sich, wie die verschiedenen Bestrebungen, geistige, religiöse, künstlerische, in dieser Zeit ineinandergriffen und miteinander vereinbar waren. Sie lassen sich alle unter den geprägten Begriff des Nazarenertums bringen und von hierher beschreiben. Auch Diepenbrocks geistliche, mystische Übersetzungen paßten sich hier vorzüglich ein. Das belegte bereits die Ausgabe seines Geistlichen Blumenstraußes. So war es beinahe selbstverständlich, daß ihn Schenk jetzt auch um Beiträge für seine Charitas anging[99].

[96] Diepenbrock an Luise Lavater, Regensburg, 10. August 1835. Schiel I 718 Nr. 884.

[97] Bay Stabi Schenkiana II/4.

[98] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 16. März 1833. Spindler, Briefwechsel, 242 f.

[99] Die Charitas erschien in insgesamt 11 Jahrgängen zwischen 1834–1847. Nach dem Tod Schenks 1841 gab Sebastian Daxenberger die letzten vier Jahrgänge heraus, unter dem Pseudonym Carl Fernau. – Goedeke, Grundriß VIII 580 f. – Spindler, Briefwechsel, 439.

Am 13. Februar 1833 sandte ihm Diepenbrock mehreres zu, diesmal neben spanischen Übersetzungen auch italienische, von Manzoni und Jacopone[100]. Auf beide hatte ihn zunächst Clemens Brentano aufmerksam gemacht. Offenbar hätte Diepenbrock auch gern etwas über das Leben Jacopones dazugeschrieben, so wie es Clemens Brentano früher für Böhmer vorgesehen hatte. Ihm fehlten dazu aber die notwendigen Hilfsmittel, wie er Schenk wissen ließ. Offensichtlich versagten hier auch die Regensburger Bibliotheken, die Diepenbrock sonst immer als ausgezeichnet lobte. Die erste Charitasausgabe erschien im Jahre 1834. Sie enthielt insgesamt zwanzig geistliche Gedichte von Diepenbrock, darunter ein eigenes Gedicht, „Der gotische Dom", ein Sonett, das Diepenbrock allerdings anonym und an letzter Stelle seiner Beiträge abdrucken ließ. Es fügte sich aber ohne weiteres dem geistlichen Inhalt seiner Übersetzungen ein. Ihnen hatte Diepenbrock als Anhang auch einige Erläuterungen beigefügt[101]. Auf Schenks Bitte hin hatte König Ludwig den Band mit zwei eigenen Gedichten eröffnet. Hieraus sprach wieder Schenks Ergebenheit dem König gegenüber. Sonst aber waren ausschließlich Beiträge bayerischer Dichter aufgenommen, von denen die bedeutendsten Ludwig Aurbacher, Friedrich Rückert und Schenk selber waren. Diepenbrocks Übersetzungen bildeten hier also durchaus eine Ausnahme. Sie zählten aber zugleich zu den wertvollsten Beiträgen.

Auch in der nächsten Charitasausgabe vom Jahr 1835 war Diepenbrock mit sechs Übersetzungen vertreten[102]. Darin zeigte sich doch, daß er sich immer wieder nach und nach solchen Arbeiten widmete. Später nahm Diepenbrock die hier eingestreuten Beiträge auch alle in die zweite Auflage seines Geistlichen Blumenstraußes vom Jahr 1852 auf. Diese in der Charitas abgedruckten Gedichte aber waren eigentlich nichts anderes als Gelegenheitsarbeiten. Zum systematischen Übersetzen hatte Diepenbrock weder die Zeit noch den Willen. Das hätte auch dem ersten Zweck solcher Arbeiten widersprochen, eine erheiternde und zugleich innerlich erbauende Beschäftigung in trüberen Stunden zu sein. Etwas anderes suchte Diepenbrock in allem nicht. So war ja auch schließlich der Geistliche Blumenstrauß zustande gekommen. Und daher konnte und wollte sich Diepenbrock auch nie an feste und regelmäßige Beiträge binden lassen, ganz gleich wo.

Es fehlte nicht an Versuchen, ihn dafür zu gewinnen. Mehrmals trug man das an ihn heran. So wollte Pustet in Regensburg eine katholische Zeitschrift begründen. Clemens Brentano hatte in ihm diesen Plan initiiert, offensichtlich noch während seines Regensburger Aufenthaltes. Pustet wandte sich damit immer erneut an Diepenbrock, fragte ihn um Rat, wohl in allem was Inhalt, Aufbau und Form einer solchen Zeitschrift betraf. Diepenbrock hatte ihn aber damit an Friedrich Beck verwiesen, den er persönlich flüchtig bei Sailer kennengelernt und dessen nacheinander erscheinende Schriften er mitverfolgt hatte[103]. Beck ging jetzt offensichtlich davon aus, daß auch Diepenbrock an einer solchen Zeitschrift mit regelmäßigen Beiträgen mitarbeiten würde. Darauf aber wollte sich Diepenbrock nicht einlassen. Das war ihm schon seines Amtes wegen gar nicht möglich. So lehnte er auch diesmal mit einem sehr freundlichen, aber bestimmten Brief ab[104].

[100] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 13. Februar 1833, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[101] Charitas für das Jahr 1834, 113–184.

[102] Charitas für das Jahr 1835, 233–250.

[103] Friedrich Beck, katholischer Dichter und Lehrer, seit 1836 Studienlehrer in München, seit 1850 Gymnasiallehrer. – LThK 2 ([1]1931) 79 f.

[104] Diepenbrock an Friedrich Beck, Regensburg, 7. Januar 1835, Bay Stabi, Beckiana I.

Ganz anders verhielt es sich mit seinen Beiträgen für die Charitas. Hier konnte Diepenbrock abgeben, was sich bei ihm so nach und nach an Übersetzungen angesammelt hatte. Eine Ausnahme bildeten dabei Diepenbrocks Beiträge zur Charitas für das Jahr 1836. Hier ließ Diepenbrock durchwegs eigene Gedichte abdrucken. Wohl hatte ihn Schenk dazu ermuntert. Jedenfalls war es das einzigemal, daß Diepenbrock namentlich in der Öffentlichkeit als Dichter auftrat. Die Gedichte auf Wittmann waren etwas anderes. Sie hatten stets den Anlaß einer Feier und waren dazu anonym erschienen, wenn man auch im Kreis um Diepenbrock immer wußte, daß er der Verfasser war. Die bevorzugte Form, die Diepenbrock gewählt hatte, war die des Sonetts. Auch das Sonett an König Ludwig, aus dem Brief anläßlich der beabsichtigten Nichtannahme der Ernennung zum Domdechanten vom 2. Februar 1835, hatte Diepenbrock abdrucken lassen. Ähnlich diesem Gedicht waren auch die meisten anderen Personen gewidmet[105], hatten also weltlichen Charakter. Darauf zielte jetzt auch die Kritik Clemens Brentanos. Er sprach sie wohl Diepenbrock selber gegenüber nicht aus, dafür aber Apolonia. Ihr schrieb er, mit Melchiors Sonetten seien mehr Leute als er nicht ganz zufrieden in Hinsicht des Stoffs. Sie seien nicht alle für's Fach eines Domdechants, wenngleich auch sie gut gemeint seien[106].

Hier zeigte sich doch, wie sehr das Verhältnis Clemens Brentanos und Diepenbrocks gelitten hatte. Sonst hätte Brentano nicht in dieser Art an Apolonia geschrieben. Die ganze Formulierung verrät doch, daß Diepenbrock durch Apolonia erfahren sollte, was er ihm selber nicht schreiben wollte. Tatsächlich war die früher so ausführliche Korrespondenz zwischen beiden zwar nicht völlig abgerissen, aber doch auf das Nötigste beschränkt. So schrieb Clemens Brentano im Juni 1836 an Apolonia, er grüße Melchior herzlich und danke ihm, daß er über sein Schweigen nicht zürne, es sei kein Unwille in ihm, aber er wüßte gar nichts zu schreiben, lasse die Briefe liegen und schäme sich dann, sie wieder hervorzuholen[107]. Auch die Klage über die Not des Briefschreibens war bei Clemens Brentano eine stehende Rubrik. Hier in Bezug auf Diepenbrock aber hatte sie noch den ganz bestimmten Hintergrund beider Entzweiung. Mit seiner Kritik an Diepenbrocks Gedichten aber stand Clemens Brentano ganz offensichtlich nicht allein. Tatsächlich muten diese Gedichte seltsam an. Andererseits war es zu dieser Zeit ganz einfach Mode, mit eigenen Versen hervorzutreten. Die zahllosen Gedichtsammlungen und Almanache dieser Jahrzehnte legen dafür beredtes Zeugnis ab. In ihnen findet sich jeder irgendwie bekanntere Name vor. Ausschließlich in diesem Sinn trat nun auch Diepenbrock mit seinen Gedichten hervor. In allem lag in keiner Weise irgendeine Absicht oder gar Eitelkeit. Das mußten alle wissen, die ihn kannten.

Darüberhinaus aber lag in Diepenbrocks Gedichten nichts, was ihn persönlich oder in seinem Amt als Domkapitular und Domdechant bloßgestellt hätte. Daß Diepenbrock hierfür ein feines Gespür hatte, zeigte seine eigene Kritik an der Veröffentlichung der Gedichte König Ludwigs im Jahr 1829. So scheint Brentanos Kritik durchaus übertrieben, jedenfalls widerspricht sie dem, was allgemein in der Zeit üblich war und allein von hierher Stellenwert und Wertung empfangen kann. Aber

[105] Vgl. Aufzählung S. 161 Anm. 241.

[106] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 26. Dezember 1835. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 60. – Der Brief datiert zwar noch in das Jahr 1835. Diese Stelle kann sich aber nur auf die Gedichte Diepenbrocks in der Charitas für das Jahr 1836 beziehen.

[107] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 2. Juni 1836. Ebenda 61.

hier zeigte sich doch vor allem wieder die Fixiertheit Clemens Brentanos auf ausschließlich religiöse Inhalte in jeder Gattung von Literatur und Kunst, wie sie für die Lebenszeit nach seiner Bekehrung kennzeichnend war, aber eben in einem sehr verengenden Sinn. Auch darin lag mancher Reibungspunkt zwischen ihm und Diepenbrock. Allerdings forderte Brentano hier zugleich, was er selber gerade während dieser Jahre nicht einlöste, wie seine Gedichte an Emilie Linder zeigen.

Diepenbrocks Freundschaft mit Schenk wurde aber vor allem auch für das Domkapitel, auch Ordinariat bedeutsam. Insbesondere als Domdechant trat Diepenbrock mit Schenk immer wieder von Amts wegen in unmittelbaren Kontakt. Überhaupt kam ihm hier eine ausgezeichnete Stellung zu. Man wußte um das Vertrauensverhältnis, in dem Diepenbrock zu Schenk stand. So liefen auch viele Verhandlungen mit der Regierung schon aus diesem Grund über ihn, der hier manches mehr bewegen konnte. In ihm war eine ganz unmittelbare Verbindung zwischen Domkapitel und der Regenburger Regierung geschaffen. Manche umständlichen Vorverhandlungen und Gesuche fielen dadurch ganz einfach weg. Dazu verbürgte seine Unterschrift stets die Angemessenheit der Eingaben und Forderungen. Gewiß blieben hier genügend Reibungspunkte. Während Diepenbrock stets entschieden die Rechte des Kapitels und der Regensburger Kirche geltend machte, setzte Schenk konsequent die staatskirchlichen Grundsätze durch. Letztlich aber blieb das ein spielendes Gleichgewicht. Beide Seiten handelten hier aufs Ganze besehen stets klug und durchaus ausgewogen, freilich im Rahmen des in der Zeit Möglichen.

Ein unbedingt einender Grund blieb Schenks Katholizität. Schenk war Konvertit. Er neigte aber nie zu der Einseitigkeit, die für so viele Konvertiten des 19. Jahrhunderts geradezu kennzeichnend wurde. Schenk blieb in allem von der Geistigkeit Sailers geprägt. Auch das war ein vorzüglicher Einigungspunkt, der ihn mit Diepenbrock verband. Regensburg aber war vor allem, was die Oberschicht der Stadt betraf, durchaus protestantisch geprägt[108]. Das galt bis in den Magistrat hinein. So setzte hier Schenk als Regierungspräsident ein betont katholisches Gegengewicht. Auch Diepenbrock wirkte hier durchaus prägend für das geistige Antlitz der Stadt. Darin nahmen aber beide nur auf, was mit Sailer eingesetzt hatte, was auch Schwäbl als Bischof fortführte. Zugleich waren damit die Rahmenbedingungen vorgezeichnet, die Sailersche irenische Haltung, die auch die Wahrung der Parität und den unbedingten Respekt vor der protestantischen Konfession miteinschloß. Auch im Domkapitel war man sich hier grundsätzlich einig. An den vielen Entscheidungen, die zugleich die Rücksichtnahme auf den protestantischen Bevölkerungsanteil in Regensburg selber sowie im ganzen Bistum belegen, wirkte aber vor allem auch Diepenbrock mit.

Darüberhinaus zog Schenk Diepenbrock offensichtlich in vielen kirchlichen Fragen zu Rate, deren Entscheidung bei der Regierung lag, insbesondere was die landesherrliche Besetzung von Pfarreien betraf. Diepenbrock sprach hier seine Meinung und sein Urteil, auch über bestimmte Personen und Kandidaten, sehr offen aus. Auch das deutet der private Briefwechsel mit Schenk an. Man konnte sich hier des gegenseitigen Vertrauens sicher sein. Auch manches Gesuch, manchen Bericht vermittelte und empfahl Diepenbrock an Schenk weiter. Hier war er gewissermaßen in die Rolle Sailers getreten. Schenk räumte ihm diese Stellung von sich aus ein. Dahinter stand sein Wissen um die Zuverlässigkeit und das Verantwortungsbewußtsein Diepenbrocks.

[108] Andreas Kraus u. Wolfgang Pfeiffer (Hrg.), Regensburg in Bilddokumenten, München 1979, 163. – Dieter Albrecht, Regensburg im Wandel. Studien zur Geschichte der Stadt im frühen 19. und 20. Jahrhundert (= Studien und Quellen zur Geschichte Regensburgs Bd. 2, 1984).

Alles beruhte auf unbedingter Gegenseitigkeit. Das betraf auch alle streng vertraulichen Informationen, die Schenk an Diepenbrock weitergab und die dieser ihm umgekehrt gewährte.

Auch im Privaten pflegte Diepenbrock die ganzen Jahre über mit der ganzen Schenkschen Familie die alte selbstverständliche Freundschaft fort. Auch das beruhte auf Gegenseitigkeit. So lud Diepenbrock immer wieder Schenk, auch seine Gemahlin, dazu Charlotte von Neumayr zu sich ein. Es bedurfte dazu gar keines besonderen Anlasses. Es genügte die Anwesenheit eines auswärtigen Freundes, etwa wenn Oettl, der Münchener Domdechant[109], nach Regensburg kam. Auch Schwäbl kam dann in die Domdechantei und selbstverständlich waren Anton Diepenbrock und meist auch Apolonia zugegen[110].

Das entsprach überhaupt Diepenbrocks stets gastfreier Wohnung in der Domdechantei. Hier führte er durchaus die in Sailers Haus üblich gewesene Gastfreundschaft weiter. Wesentlich blieb um Diepenbrock auch derselbe alte Sailersche Freundeskreis versammelt. Andererseits gewann Diepenbrock zahlreiche neue Freunde. Dazu kam, daß an ihn manche Reisende empfohlen wurden, oft bedeutende Persönlichkeiten, die Regensburg noch nicht kannten. Diepenbrock wich solchen Empfehlungen, die ja stets durch Bekannte vermittelt waren, nie aus. Das war auch eine der Selbstverständlichkeiten gerade des 19. Jahrhunderts. Viele neue Verbindungen wurden hier geschaffen. Zugleich aber zeigte sich, daß Diepenbrock zweifellos zu den bekannten und bedeutenden Persönlichkeiten der Stadt Regensburg zählte. Auch traf kaum ein großer Besuch in Regensburg ein, der nicht auch ihm vorgestellt, mit ihm bekannt gemacht worden wäre, weder bei Schwäbl noch bei Schenk[111].

Im Sommer des Jahres 1836 plante Diepenbrock erneut eine Reise ins Hochgebirge. Wieder war wohl Strohmaier der Initiator gewesen. Strohmaier war Pfarrer von Inkofen und einer der engsten Freunde Diepenbrocks[112]. Diepenbrock griff seinen Plan begeistert auf, insbesondere in der Erinnerung an das Vorjahr. So drang er jetzt mit nahezu schwärmerischen Worten und Bildern in seinen Bruder Bernard, doch diese Reise mitzumachen[113]. Tatsächlich konnte das auch ohne weiteres geschehen. Anton Diepenbrock war nämlich nach Bocholt gereist. Er wollte noch einmal die Heimat und seine Kinder besuchen. Wohl ahnte man, daß das seine letzte Reise sein würde. So hatte sich Anton Diepenbrock auch entschlossen, noch den ganzen Juli über in Bocholt zu bleiben. Offensichtlich war zunächst vorgesehen gewesen, daß ihn eines der Geschwister, da man ihn nicht mehr allein reisen lassen wollte, auf der Rückreise bis nach Koblenz begleiten sollte und ihm Apolonia bis dorthin von Regensburg entgegenreisen würde. Dieser Plan erübrigte sich jetzt aber, da Bernard den Vater im August von Bocholt bis nach Regensburg begleiten wollte[114]. Diese Gelegenheit aber griff nun Diepenbrock auf, um Bernard, der ihm von allen drei Brüdern schon von Kindheit an am nächsten stand, zur Mitreise ins Gebirge zu bewegen.

[109] Georg Oettl, geb. 26. Januar 1794, Schüler Sailers in Landshut, Priester 15. September 1817, auf Vorschlag Sailers hin Religionslehrer der Kinder von Kronprinz und König Ludwig von 1821–1829, 1832 Domdechant in München, 3. Oktober 1846 zum Bischof von Eichstätt ernannt, gest. 6. Februar 1866. – Gatz, Bischöfe, 542–544 (Lit.).

[110] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 9. August 1834, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[111] Zum Ganzen: Briefe Diepenbrocks an Schenk aus den Jahren 1833–1841, ebenda.

[112] Joseph Strohmaier, geb. 11. August 1791, Pfarrer und Dechant zu Inkofen, gest. 17. Januar 1874.

[113] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 18. Juni 1836, StA Boch 1.1.4. 15.

[114] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Regensburg, 27. Juni 1836, ebenda, 1.2.2.7. 20.

Alles bedurfte aber jetzt einer genauen zeitlichen Planung und Vorbereitung. Denn Diepenbrock wollte diese Tour noch zusammen mit zwei Reisebegleitern machen, mit Wagner und eben mit Strohmaier. Mit Wagner hatte Diepenbrock auch die genaue Reiseroute festgesetzt. Mit Rücksicht auf den Semesterbetrieb konnte man erst gegen Ende August von Regensburg abreisen. Am 26. August wollte man aufbrechen, nach Inkofen gehen und dort Strohmaier abholen. Über München und Starnberg sollte es dann nach Partenkirchen gehen, das bereits im Gebirge liegt und von wo aus man einige Aufstiege zu den Gletschern unternehmen wollte. Von dort wollte man das Oberjuntal aufwärts gehen bis zum Paß über das Wormser Joch am Ortler. Dabei schilderte Diepenbrock dem Bruder diesen Paß in den überschwenglichsten Worten, als den höchsten Alpenpaß überhaupt und als ein Wunder- und Meisterwerk österreichischer Ingenieure, den zu befahren allein die ganze Reise lohne. Man wollte den Weg noch bis zum Comer See weiterverfolgen und dann umkehren. Danach aber wollte man Bernard bis nach Konstanz am Bodensee begleiten, von wo aus dieser dann in wenigen Tagen rheinaufwärts wieder Bocholt erreichen konnte.

Es ist verständlich, wenn gerade das Hochgebirge mit seiner Bergwelt auf Diepenbrock einen großartigen Eindruck machte, da er ja aus der Gegend des Niederrhein stammte, die ein ausgesprochenes Flachland ist. Um so eindrucksvoller erlebte er das Gebirge. Und dieses Erlebnis wünschte er auch für den Bruder. So drang er sichtlich mit allen Überredungskünsten in ihn, sich alles so einzurichten, daß er wenigstens einen Teil der Tour mitmachen könne. Wirklich traf Bernard mit dem Vater im August in Regensburg ein. Ende August brach man zusammen von Regensburg auf, offensichtlich auch mit Apolonia und dem Vater. Apolonia und Anton Diepenbrock reisten bis München mit und kamen dort einer Einladung Emilie Linders nach. Längere Zeit wohnten sie bei ihr am Karlsplatz. Für Anton Diepenbrock war das der erste längere Aufenthalt in München. Jedenfalls bedankte er sich später herzlich bei Emilie Linder für die gewährte Gastfreundschaft und insbesondere für alles in München Gesehene[115]. Die gemeinsame Gebirgsreise Strohmaiers, Wagners und der beiden Brüder Diepenbrock fiel offensichtlich zu aller Zufriedenheit aus. Dafür zeugen jedenfalls die Grüße Strohmaiers und Wagners, die Diepenbrock dem Bruder in den späteren Briefen immer ausrichtete.

Diesmal aber war Diepenbrock die anhaltende wohltuende gesundheitliche Wirkung der Gebirgsreise versagt geblieben. Gerade den Winter über setzte ihm sein altes chronisches Leiden wieder heftig zu, so sehr, daß es schließlich fraglich war, ob er die angesagte Silvesterpredigt überhaupt halten könne. Die Predigt fand in der Gymnasiums- und Luzeumskirche, der ehemaligen Dominikanerkirche in Regensburg statt, einem sehr großen und hohen Kirchenraum, in der zu sprechen tatsächlich sehr anstrengend war. Dazu dauerte sie über eine Stunde.

Diese Predigt Diepenbrocks am Silvesterabend des Jahres 1836 aber hinterließ größten Eindruck. Sie wurde zum förmlichen Stadtgespräch. Das belegt auch ein Brief Anton Diepenbrocks, in dem er nach Bocholt schrieb, Melchiors Predigt habe auf das große ansehnliche Publikum durch die Tiefe seiner Auffassung eine so gewaltige Sensation gemacht, daß der Nachklang heute in allen Gesellschaften noch widerhalle[116].

[115] Anton Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 12. Oktober 1836. Reinkens, Diepenbrock, 178.

[116] Anton Diepenbrock an seine Kinder, in: A. Donders, Zur Predigtweise des Kardinals Melchior von Diepenbrock, in: Kirche und Kanzel. Blätter für homiletische Wissenschaft, Paderborn 1918, 238. – Der Brief ist nicht näher datiert. Dem Inhalt nach fällt seine Niederschrift eindeutig in die ersten beiden Januarwochen 1836.

Diese Wirkung haftete eigentlich allen Predigten Diepenbrocks an. Diepenbrock war ein Meister des gesprochenen Wortes. Das war gewissermaßen die andere Seite seiner außergewöhnlichen Sprachbegabung. Sie kam vor allem in seinen Predigten zum Tragen. Von ihnen ging eine unmittelbar fesselnde Macht aus. Sie lag zweifellos in der überzeugenden Kraft seines lebendigen Vortrags, dann aber vor allem auch in der Anschaulichkeit und Plastik seiner Sprache und Gedanken. Beides zusammen ergab diese so oft bezeugte, bleibende und eindringliche Wirkung seiner Predigten. So war es auch immer ein Ereignis besonderer Art, wenn Diepenbrock die Kanzel bestieg, sei es im Dom oder anderswo. Bei besonderen Anlässen aber bedurfte es im Domkapitel nie einer langen Frage, wem Aufgabe und Amt der Predigt zufallen sollte.

Vor allem auch diesmal forderte man von Diepenbrock den Druck. Wieder weigerte er sich strikt dagegen. Sein Beweggrund war grundsätzlicher Art, nämlich seine allgemeine Abneigung vor gedruckten Predigten. Nachdem er schließlich doch in die Drucklegung eingewilligt hatte, erklärte er sich hierüber im Vorwort genauer. Er schrieb darin: „Die Predigt ist mir ein lebendiges Wort, das seinen Werth, seine Bedeutung und Wirksamkeit erhält durch die lebendige und belebende Beziehung, in welche sich der christliche Prediger zu der ewigen Wahrheit und zu seinen Zuhörern, als Vermittler zwischen beiden, zu setzen hat. Der durchdringende elektrische Funke der inneren Begeisterung – nicht einer selbst gemachten, sondern der von oben kommenden – das ist der erleuchtende Strahl und der befruchtende Keim einer christlichen Predigt. Eine gedruckte ist – der lebendige Hauch, zur todten Eisblume erstarrt an der kalten Fensterscheibe."[117] Auch hieraus sprach wieder Diepenbrocks Bildersprache, zugleich seine Auffassung des Predigens überhaupt, das ihm etwas grundsätzlich Anderes war als ein bloßer mündlicher Vortrag. Trotzdem hatte er dieser Silvesterpredigt noch eine weitere, frühere Predigt hinzugefügt, die er am Ostertag des Jahres 1834 im Dom gehalten hatte und die thematisch und inhaltlich diese Silvesterpredigt ergänzte. Von hier rührte auch der beiden Predigten gegebene Titel „Leben und Tod nach dem Schein und Seyn betrachtet". Auch die bedeutendsten späteren Predigten Diepenbrocks erschienen nachher im Druck. Ihr Erlös floß ausnahmslos wohltätigen Zwecken zu, meist Apolonias Krankenhaus.

Das Jahr 1836 hätte für Diepenbrock wirklich bedeutungsvoll werden können. König Ludwig wollte ihn zum Bischof von Speyer ernennen[118], anstelle von Johannes Geissel[119], der dann statt Diepenbrock ernannt wurde[120]. Diepenbrock aber hatte gehandelt, wie es nicht anders zu erwarten war. Er schlug den offenbar dringenden Vorschlag des Königs aus. Ganz offensichtlich reagierte Ludwig diesmal sehr empfind-

[117] Melchior Diepenbrock, Leben und Tod, nach Schein und Seyn betrachtet. Zwei Predigten, Regensburg 1837 (Vorwort, Regensburg, 21. Januar 1837) (= Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 47–83).

[118] Clemens Brentano an seinen Bruder Franz, München, 12. Januar 1836. Clemens Brentano, Bd. 9, 336. – In den erhaltenen Briefen Diepenbrocks findet sich hierzu keine einzige Äußerung.

[119] Johannes von Geissel, geb. 5. Februar 1796, erhielt seine geistige Prägung durch die Mainzer Theologenschule Liebermanns. Diese geistige und theologische Ausrichtung trug er zeitlebens durch. 1818 wurde er zum Priester geweiht, 1822 zum Domkapitular in Speyer, 1836 zum Domdechant und dann Bischof in Speyer ernannt, 1841 wurde er Koadjutor in Köln, 1850 Kardinal. – LThK 4 (1960) 608. – Otto Pfülf, Cardinal von Geissel, 2 Bd.e, Freiburg 1895–1896. – Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 600–611. – Gatz, Bischöfe, 239–244.

[120] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 600. – Bay HStA MK 744 (Ernennung der Bischöfe von Speyer) verbrannt.

lich. Bezeichnend ist jedenfalls, daß das das letztemal war, daß er an Diepenbrock mit einer Ernennung herantrat. In den folgenden Jahren verschärfte sich dieser Bruch zwischen dem König und Diepenbrock. Freilich lag der Grund hierfür vor allem auch in der mit dem Kölner Ereignis einsetzenden allgemeinen kirchlichen und kirchenpolitischen Wendung. Die strengkirchliche Richtung gewann jetzt die Oberhand und auch der König wurde von ihr ergriffen, während Diepenbrock die Sailersche Irenik verteidigte. Dieser Reibungspunkt führte zu einer regelrechten Entfremdung. Im Persönlichen aber begann diese Entzweiung zwischen Ludwig und Diepenbrock bereits jetzt mit dieser erneuten Ablehnung.

Diepenbrocks Gesundheitszustand hatte sich auch während der Frühlingsmonate nicht gebessert, sondern noch zusehends verschlimmert. Im März und April 1837 war er wieder so krank, daß er seinen Amtspflichten größtenteils nicht mehr nachkommen konnte. Vor allem diese Einschränkung setzte ihm sehr zu. Die Krankheitssymptome aber blieben immer dieselben, sein anhaltendes Magen- und Darmübel und die damit verbundene völlige Appetitlosigkeit, dazu eine allgemeine Benommenheit des Kopfes, die ihm alles längere und angestrengtere Arbeiten unmöglich machte. Die unmittelbare Ursache dafür war auch dieselbe geblieben, die unumgängliche sitzende Arbeitsweise. So entschloß er sich gegen Ende April zu einer Reise. Sie führte ihn über Linz nach Wien und bis nach Prag[121]. Im Kapitel ließ er sich diese Zeit über von Johann Baptist Oberndorfer vertreten. Erst das Sitzungsprotokoll vom 26. Mai 1837 ist wieder von Diepenbrock selber unterzeichnet[122].

Auch der Vater, Anton Diepenbrock, der jetzt am 14. Mai 1837 76 Jahre alt wurde, kränkelte. Er litt immer wieder an heftigem Husten und an Gichtanfällen[123]. Obwohl die Geschwister mit dem Schlimmsten rechnen mußten, machte sie sein Tod doch sehr betroffen. Anton Diepenbrock starb am 28. August 1837, am Nachmittag, um vier Uhr. Apolonia fügte diese kurze Nachricht als letzten Nachtrag in Anton Diepenbrocks Tagebuch ein, verbunden mit dem Totengebet[124]. Am unmittelbarsten getroffen waren Apolonia und Melchior. So schrieb Diepenbrock noch neun Monate später an seine Schwester Katharina nach Ahlen: „Deinen Schmerz über den Verlust des lieben Vaters fühle ich auch noch täglich mit. Jeder Schritt im Hause, und im Gärtchen erinnert mich an ihn." [125] Aber er tröstete die Schwester und damit auch sich selbst mit dem wirklich sanften Sterben des Vaters, der während der letzten Zeit auch seine frühere Gewissensängstlichkeit ganz überwunden hatte. Emilie Linder berichtete Diepenbrock auch die ernst mahnenden Worte, die der Vater noch eine halbe Stunde vor seinem Tod zu ihm gesagt hatte: „Melchior, widersetze Dich den Führungen der Vorsehung nicht!" [126] Sie waren aus Anton Diepenbrocks Glaubenshaltung heraus zu verstehen. Er dachte dabei wohl vor allem an die Ablehnung des Speyerer Bischofsstuhles.

Momentan war Diepenbrock so getroffen, daß sich seine ohnehin angegriffene Gesundheit schlagartig verschlechterte. So stellte sich auch ein Gallenerbrechen ein,

121 Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Regensburg, 5. Mai 1837, StA Boch 1.2.2.7. 20.

122 Den Sitzungen war Diepenbrock vom 14. April 1837–26. Mai 1837 ferngeblieben, BZAR Protokolle des Domkapitels.

123 Diepenbrock an seine Schwester Katharina, Regensburg, 4. April 1837 u. 18. April 1837, StA Boch 1.1.4. 30.

124 Tagebuch von Anton Diepenbrock, ebenda, 1.2.1.1. 10.

125 Diepenbrock an seine Schwester Katharina, Regensburg, 9. Mai 1838, ebenda, 1.1.4. 30–35.

126 Reinkens, Diepenbrock, 180.

dazu die heftigsten rheumatischen Rückenschmerzen, so daß er nach des Vaters Begräbnis wieder einige Tage im Bett zubringen mußte[127]. Tatsächlich war sein Gesundheitszustand diesmal äußerst bedenklich geworden. Das bestätigte auch Apolonias Brief an Frau Dietz vom 28. Oktober 1837[128]. Sie schrieb ihr darin, daß der Bruder den ganzen Sommer über keinen einzigen Tag mehr ohne Arznei gewesen sei. So rieten ihm die Regensburger Ärzte dringend zu einer Kur. Gewiß machte Diepenbrock gerade dagegen seine Abneigung und sein Mißtrauen geltend. So war es für ihn ein Glück, daß kurz nach des Vaters Tod die ihm ebenso wie Apolonia gut befreundete Gräfin Tarnowska aus Wien in Regenburg eintraf. Beide Geschwister waren mit ihr im Jahr 1836 bekannt geworden. Seither bestand ein freundschaftlicher Briefwechsel. Ganz offensichtlich aber war sie es, die ihn jetzt dazu veranlaßte, noch im Herbst die Wasserkur im schlesischen Gräfenberg bei Dr. Prießnitz anzutreten[129]. Die Gräfin wollte ihn auch zusammen mit einer weiteren Freundin dorthin begleiten[130]. Dazu wollte man so schnell als möglich aufbrechen.

Ende August hatte Schenk Diepenbrock das fertige Manuskript seiner Beiträge zur Biographie Sailers und Wittmanns zugesandt. Schenk hatte Diepenbrock gebeten, es durchzusehen, dazu später die Druckbögen zu korrigieren. Diepenbrock sandte es an Schwäbl weiter, der noch einige chronologische Berichtigungen vornahm. Dazu schlug er Schenk nun vor, Zech sollte für ihn die Korrektur des Druckes übernehmen[131]. Schenks Beitrag erschien dann in der Charitasausgabe für das Jahr 1838[132]. Das Manuskript Schenks hatte Diepenbrock noch krank zu Bett liegend gelesen. Ob er daher an der Einweihung der beiden Grabdenkmäler für Sailer und Wittmann im Dom teilnehmen konnte, bleibt dahingestellt. Schwäbl hatte diese Feier auf den 2. September 1837 gelegt. Vor zwei Jahren hatte Schwäbl eine jährliche Gedächtnisfeier für Sailer und Wittmann eingeführt. Sie sollte immer am Michaelstag, am 29. September, begangen werden[133]. Sie wurde jetzt auf den 2. September vorverlegt[134]. Das Traueramt im Dom hielt Schwäbl selber, dazu eine eigene kurze Ansprache jeweils am Grabmal Sailers und Wittmanns[135]. Neben dem Domkapitel waren die Geistlichkeit der beiden Kollegiatstifte Regensburgs und der Stadt anwesend, dazu die Vertreter der weltlichen Behörden.

Mitte September reiste Diepenbrock von Regensburg ab. Im Domkapitel vertrat ihn wieder Johann Baptist Oberndorfer[136]. Den ganzen Winter über hielt er in Gräfenberg aus. Ganz offensichtlich erfuhr er dort bei Prießnitz und seiner Heilmethode zum erstenmal die für ihn richtige ärztliche Behandlung. Die Kur basierte auf einer strengen Diät, verbunden mit Wassertrinken, und auf einer Kaltwasserbehandlung. Auf stundenlanges schweißtreibendes Schwitzen im Bett folgten kalte Bäder, kalte Umschläge und Abwaschungen des ganzen Körpers. Diepenbrock machte diese An-

[127] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 5. September 1837, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[128] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Regensburg, 28. Oktober 1837, StA Boch 1.2.2.7. 20.

[129] Diepenbrock an seine Schwester Katharina, Regensburg, 9. Mai 1838, ebenda, 1.1.4. 30–35.

[130] Diepenbrock an Ferdinand Reigers, Regensburg, 14. September 1837, ebenda, 1.1.4. 35.

[131] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 5. September 1837, Bay Stabi Schenkiana II/4.

[132] Vgl. S. 234.

[133] Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 11. September 1835, BZAR OA 2237.

[134] Schwäbl an Ordinariat, Regensburg, 26. August 1837, BZAR OA 2207.

[135] Ansprache Schwäbls, ebenda. – Abgedruckt in: Schematismus für das Jahr 1838, 140–143.

[136] BZAR Protokoll des Domkapitels, 9. September 1837.

wendungen anfangs nur mit großem Widerwillen mit, aber zugleich mit größter Ausdauer und Pünktlichkeit. Bereits nach wenigen Wochen stellten sich die ersten spürbaren Erfolge ein. Vor allem auch die frühere Eingenommenheit des Kopfes und die damit verbundenen Schwindelanfälle ließen nach[137]. Trotzdem zeugte Diepenbrocks Kur von größter Willensstärke. Der wachsende Heilerfolg aber erleichterte ihm hier vieles. Tatsächlich durfte er hoffen, hier in Gräfenberg von seinem chronischen Leiden kuriert zu werden. Vor allem diese Hoffnung ließ ihn jetzt auch in Gräfenberg so lange aushalten, fast sieben Monate lang. Dabei war es durchaus günstig, daß er gerade den Winter über in Gräfenberg war, da zu dieser Zeit nur wenige Kurgäste da waren und sich Prießnitz jedem Patienten sehr eingehend widmen konnte. In Gräfenberg schloß Diepenbrock seine Lebensfreundschaft mit Graf O'Donnell, der Diplomat im österreichischen Dienst in Wien war. O'Donnell war der Schwager der Gräfin Tarnowska.

Apolonia war im Herbst 1837 zusammen mit Clemens Brentano nach Tirol gefahren[138]. Diese Reise war schon im Sommer geplant worden, auch zusammen mit Emilie Linder und dem Ehepaar Phillips. Auf ihr wollte man auch Dietz treffen[139]. Der Tod Anton Diepenbrocks hatte zunächst alles wieder in Frage gestellt. Ziel der Reise war der Besuch bei der Visionärin Maria von Mörl[140]. Sie lebte in Kaltern und trug seit dem Jahr 1834 die Stigmata. Seit Jahren bewegte sich zu ihr ein förmlicher Strom von Besuchern, unter ihnen auch Joseph Görres, der ihre Erscheinung in seiner „Mystik" verwendete, vor allem aber Clemens Brentano, der hier Ähnliches wie in Dülmen fand. In Kaltern traf Apolonia auch Dietz an. Ebenso wie bei Anna Katharina Emmerick rief auch Maria von Mörl zum einen Ablehnung, zum andern tiefe Verehrung hervor. Im Kreis ihrer Bewunderer fanden sich aber sehr bedeutende Männer der Zeit. Apolonia beschrieb Frau Dietz ihren Anblick als erbaulich und erhebend, so sehr, daß der Ungläubige gläubig und der Schwachgläubige stark und befestigt werden müsse[141]. Hieraus sprach aber nicht schon die Überschwenglichkeit Clemens Brentanos solchen Erscheinungen gegenüber. Das hätte Apolonias Natürlichkeit widersprochen, die für ihre ganze Persönlichkeit kennzeichnend war, im Menschlichen wie im Religiösen. Wohl aber sprach aus dieser Äußerung ein ähnliches Bewegtsein, wie es Apolonia auch bei Anna Katharina Emmerick erlebt hatte.

Die große Zugänglichkeit für derartige Erscheinungen aber zeigt doch zugleich, daß Apolonia hier durchaus ihrer Zeit verpflichtet war, die für solche und ähnliche Erscheinungen äußerst empfänglich war, ihrer vielleicht bedurfte nach der strengen Rationalität der Aufklärung, nicht zuletzt um den eigenen Glauben abzustützen und äußerlich greifbar zu halten. Das tat der tiefen Innerlichkeit und der Wahrheit und Echtheit dieses Neuaufbruchs der religiösen Kräfte nach der Aufklärung keinen Abbruch, war aber bezeichnend und kennzeichnend für ihn. So war hier bei Apolonia auch weniger der Einfluß Clemens Brentanos ausschlaggebend, als das allgemeine religiöse, geistige Klima, das gerade in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine gewisse

[137] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Regensburg, 28. Oktober 1837, StA Boch 1.2.2.7. 20.

[138] Clemens Brentano an Luise Hensel, München, 21. Januar 1838. Clemens Brentano, Bd. 9, 370.

[139] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, 20. Juli 1837. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 63 f.

[140] LThK 7 (1962) 637.

[141] Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Regensburg, 28. Oktober 1837, StA Boch 1.2.2.7. 20.

Überschwenglichkeit charakterisierte, deren Wurzeln in der Romantik lagen, beziehungsweise zu ihr hinführten. Trotzdem hätte sich Apolonia kaum in den Kreis der ausgesprochenen Verehrerinnen von Maria von Mörl einreihen lassen, ebensowenig wie von Anna Katharina Emmerick. Eine noch größere Selbstständigkeit solchen Erscheinungen gegenüber, auch eine gewisse Zurückhaltung bewahrte sich Melchior Diepenbrock. Auch er besuchte Maria von Mörl, im Jahr 1839.

Während Diepenbrocks Abwesenheit wurden am 14. Oktober 1837 die Barmherzigen Schwestern in das katholische Krankenhaus eingeführt[142]. Das Krankenhaus wurde vom Domkapitel geleitet. So hatte Diepenbrock die hierzu notwendigen Verhandlungen geführt. Vor allem Schenk hatte er um die nötige Mithilfe gebeten[143]. Der Plan, die Barmherzigen Schwestern in Regensburg einzuführen, wurde von Schwäbl und Diepenbrock gleichermaßen verfolgt[144]. Wohl wirkte hier, mehr oder weniger unmittelbar, das Koblenzer Beispiel von Hermann Joseph Dietz als Vorbild. Diepenbrock kannte die Verhältnisse dort sowohl durch Apolonia als auch durch Clemens Brentano. Auch Clemens Brentanos Buch über die Barmherzigen Schwestern hatte hier zweifellos den Boden bereitet. Diese Wirkung nahm er ganz zu Recht für sich in Anspruch, nicht nur für Regensburg, sondern für die allgemeine Verbreitung des Ordens in mehreren Städten Bayerns[145]. Bereits am 11. April 1837 war der Vertrag zwischen dem Domkapitel und dem Orden abgeschlossen worden. An erster Stelle hatte ihn Diepenbrock als Domdechant unterzeichnet.

Nach siebenmonatiger Abwesenheit war Diepenbrock kurz vor den Ostertagen, am Mittwoch, den 11. April 1838, nach Regensburg zurückgekehrt[146]. Am 17. April nahm er zum erstenmal wieder an der Sitzung des Domkapitels teil[147]. Tatsächlich war er völlig genesen zurückgekommen. In jedem seiner Briefe sprach er davon und versicherte, daß er nun von seinem 15jährigen chronischen Magen- und Darmübel befreit sei und seit seiner Jugend keinen so guten Appetit und Schlaf mehr gehabt habe wie jetzt. Aus allem sprach eine unverkennbare Freude, dazu die Begeisterung für die Prießnitzsche Heilmethode. So war Diepenbrock auch entschlossen, die Kur, soweit das ging, auch in Regensburg fortzusetzen. Den Geschwistern berichtete er darüber[148]. So ging er täglich, sofort nach dem Aufstehen um fünf Uhr in die Waschküche, wo er sich fünf Minuten lang kalt abwusch. Dasselbe wiederholte er abends durch ein viertelstündiges kaltes Sitzbad, bei dem er auch wieder den ganzen Körper mit kaltem Wasser abwusch. Dazu trank er tagsüber ausschließlich und viel Wasser, sechs bis acht Flaschen, wie er den Geschwistern schrieb. Auch das Frühstück und Abendessen bestand lediglich aus einem Glas kalter Milch und Schwarzbrot. Dafür aber aß er Mittags mit ausgiebigem Appetit, wie er versicherte. Auch hieraus sprach wieder große Willenskraft, aber eben auch die Zuversicht, sich hierdurch die wiedererlangte Gesundheit erhalten zu können. Wirklich war der Erfolg diesmal anhaltend[149].

142 BZAR Protokoll des Domkapitels, Oktober 1837.

143 Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 5. September 1837, Bay Stabi Schenkiana II/4.

144 BZAR OA 2265. – Protokolle des Domkapitels für das Jahr 1837.

145 Clemens Brentano an Luise Hensel, München, 21. Januar 1838. Clemens Brentano, Bd. 9, 371.

146 Diepenbrock an Alois und Ludgard Reigers, Regensburg, 2. Mai 1838. Reinkens, Diepenbrock, 150 f.

147 BZAR Protokoll des Domkapitels, 17. April 1838.

148 Vgl. S. 296 Anm. 146. – Diepenbrock an seine Schwester Katharina, Regensburg, 9. Mai 1838, StA Boch 1.1.4. 30–35.

149 Apolonia Diepenbrock an Frau Dietz, Regensburg, 26. Juni 1838, ebenda, 1.2.2.7. 20.

So ließ sich auch Apolonia zur Wasserkur und zum Wassertrinken bewegen. Offensichtlich schlug das auch ihr sehr gut an. Auch viele Regensburger Freunde hat Diepenbrock schließlich vom Wassertrinken überzeugt und der Erfolg gab ihm recht. So schrieb er einmal an Bernard, jeder befinde sich wohl dabei, und fügte im Scherz hinzu, außer die Regensburger Ärzte und Apotheker, die ihm, wie er glaube, inzwischen alles Üble wünschten[150].

Auch den Geschwistern empfahl er diese Behandlung, selbst für die Kinder, die durch zu vieles Warmhalten, wie er ihnen anriet, zu verzärtelt würden. Das klang doch ein wenig rauh, zeigt aber, wie sehr er sich selber von Jugend an an Abhärtungen gewöhnt hatte, vor allem während seiner Militärzeit. Andererseits sprach aus solchen Ermahnungen die unmittelbare Anteilnahme, die er und auch Apolonia von Regensburg aus an allen übrigen Geschwistern und deren Familien nahmen. Das war auch umgekehrt so. Man lebte sich auch in der Ferne nicht auseinander. Dafür zeugen gerade auch die zahlreichen Briefe, die hin und her gingen und in denen man einander mitteilte, was den einzelnen gerade bewegte[151]. Freilich standen sich die Geschwister untereinander auch wieder mehr oder weniger nahe. Das war ganz natürlich und durch ihre große Zahl mitbedingt. Nie aber hob sich das grundsätzliche und recht ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl auf, auch jetzt nicht nach dem Tod des Vaters. Melchior und Apolonia aber nahmen in der Familie eine besondere Stellung ein. Sie waren als einzige, neben Joseph, dem jüngsten Bruder, unverheiratet und schon daher für alle Belange der anderen um so zugänglicher. Beide besaßen aber auch durch ihre herausragende Stellung in Regensburg unter den Geschwistern eine besondere Autorität. Kam es aber wirklich einmal zu Spannungen, so bildeten sie beide stets eine gemeinsame Front oder, je nachdem, auch das gemeinsame Schiedsgericht.

Ernsthafte Sorgen aber machten nur Ferdinand und Joseph. Später kam es gerade zwischen diesen beiden Brüdern und Melchior Diepenbrock zu ernsthaften Auseinandersetzungen, insbesondere weil beide durch ihr Verhalten dem Familiennamen schadeten und vor allem Diepenbrock in seiner Stellung in immer neue Verlegenheit setzten. Zunächst kümmerte er sich mit der ganzen Fürsorge eines älteren Bruders um Joseph. Noch von Gräfenberg aus hatte er ihn gebeten, ihn in Regensburg zu besuchen[152], wohl in der Absicht, mit ihm auch über seine Zukunft zu sprechen. Joseph wollte erneut zum Militär, diesmal in den österreichischen Dienst, nach seiner fehlgeschlagenen Griechenlandfahrt, wo er unter König Otto Dienst tun wollte. Diepenbrock hätte ihn gern davon zurückgehalten. Über seine Beziehungen in Wien, wohl vor allem über O'Donnell, half er ihm in seinen Plänen aber schließlich doch weiter[153]. Auch dieser Versuch Josephs aber mißlang. Schon im Herbst 1839 verließ er auch wieder den österreichischen Dienst[154]. Dieses ständige ruhelose Wechseln war charakteristisch für Joseph Diepenbrocks ganzes Leben. Er war zwar zweifellos begabt und darin ganz seinem Bruder Melchior ähnlich. Er gab aber allzusehr der ihm anhaftenden unglücklichen Abenteuerlust nach, dazu seinem leidenschaftlichen und jähen Temperament, womit er sich selber vieles verdarb und immer wieder in die nachteiligste Lage brachte. Vor allem in Joseph Diepenbrocks Leben spiegelte sich das typische

[150] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 22. Januar 1839, ebenda, 1.1.4. 15.

[151] Briefwechsel Melchior und Apolonia Diepenbrocks und ihrer Geschwister, ebenda, 1.1.4. 5–80, 1.2.2.4. 5–25, 1.2.3.2. 5 u. 1.2.3.4. 5–10.

[152] Diepenbrock an seinen Bruder Joseph, Freiwaldau, 19. März 1838, ebenda, 1.1.4. 25.

[153] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 22. Januar 1839, ebenda, 1.1.4. 15.

[154] Diepenbrock an Ferdinand Reigers, Regensburg, 24. Oktober 1839, ebenda, 1.1.4. 35.

Diepenbrocksche Charaktererbe wider, ein zeitlebens unruhiges Hinausgetriebensein und jähes Aufstreben neben einer tiefen Schwermütigkeit. Bezeichnenderweise fehlte es auch in Josephs Leben nicht an einem Selbstmordversuch. Dieselben Züge aber hafteten auch Melchior Diepenbrock an. Joseph hatte sich damit ein Leben lang dahintreiben lassen. Sein eigentlich gescheitertes Leben aber mochte wohl für Diepenbrock auch immer Anlaß zu der Frage gewesen sein, was aus ihm selber geworden wäre, wenn er nicht zu Sailer gekommen wäre und durch ihn zum Priesterberuf hingefunden hätte.

Dabei mochte für Joseph ein Leben lang gegolten haben, was Diepenbrock jetzt Bernard über ihn schrieb, daß er gutmütig sei, zwar leichtsinnig, aber nicht sittenlos[155]. Wie sehr er sich für ihn verantwortlich fühlte, zeigte sich auch, wenn er jetzt sogar mit Nachdruck in die heikle Frage der augenblicklichen Heiratspläne Josephs eingriff, freilich ohne ihn zu bedrängen, aber mit um so deutlicherer Sprache, weil das Scheitern absehbar war[156]. Auch die großzügige materielle Unterstützung, die er ihm zeitlebens gewährte, selbst wenn damit nur immer neue Enttäuschungen verbunden waren, zeigt seine Sorge um den jüngeren Bruder. Zu einem endgültigen und völligen Bruch kam es nie, obwohl Joseph dazu in späteren Jahren durchaus mehrmals Anlaß gab[157].

Ein ernster Schlag war für die Geschwister der Tod von Johannes von Bostel am 1. Februar 1839, des Ehemannes von Marianne, der ältesten der Diepenbrockgeschwister. Die überraschende Todesnachricht hatte Apolonia, die gerade am selben Tag gefährlich auf der Straße gestürzt war, so angegriffen, daß sie auf den Tod erkrankte und selber glaubte zu sterben. Sie erholte sich nur allmählich. Diepenbrock hatte sie schließlich Anfang April zu sich in die Domdechantei geholt, wo sie mehr Ruhe hatte[158]. Marianne aber wollte man auch materiell unterstützen. So wollte Apolonia die älteste Tochter, Franziska, die 28 Jahre alt war, zu sich nehmen, Diepenbrock aber den ihm namensgleichen Neffen Melchior von Bostel[159] auf seine Kosten in Regensburg studieren lassen, ebenso wie er auch für die Ausbildung des Sohnes von Ferdinand, Hugo, in Koblenz aufkam, dessen Taufpaten er und Apolonia waren. Marianne selber lud man ein, eine Zeit lang nach Regensburg zu kommen[160].

Schwäbl, Diepenbrock und Abel

Die wiederhergestellte Gesundheit genoß Diepenbrock sichtlich. Manche Briefstelle deutet das an. Vor allem war er in seiner Arbeit in Kapitel und Ordinariat nicht mehr ständig durch sein häufiges Kranksein behindert. Auch das empfand er als große Erleichterung. Tatsächlich war Diepenbrock neben Urban zu einer wirklich tragenden Kraft in der ganzen Regensburger Bistumsverwaltung geworden. Besonders Schwäbl

[155] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 13. Februar 1839, ebenda, 1.1.4. 15.

[156] Diepenbrock an seine Schwester Katharina, Regensburg, 17. Oktober 1838 u. 10. April 1839, ebenda, 1.1.4. 30–35.

[157] Vgl. Bäseler, in: Bröker, Diepenbrock Gedenkschrift, 25–27. – Dazu die Briefe Melchior Diepenbrocks an seinen Bruder Bernard, vor allem der Jahre 1839–1845, StA Boch 1.1.4. 15.

[158] Diepenbrock an seine Schwester Katharina, Regensburg, 10. April 1839, ebenda, 1.1.4. 30–35.

[159] Melchior von Bostel (1825–1851) wurde wie seine beiden Brüder Aloys und Anton Priester. Er trat in den Franziskanerorden ein, als Pater Firmius, und starb sehr früh.

[160] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 13. Februar 1839, St Boch 1.1.4. 15.

war er unentbehrlich. Das belegen vor allem auch Schwäbls Freundesbriefe an Abel[161], der seit dem 4. November 1837 anstelle Wallersteins bayerischer Innenminister war. Am 20. Februar 1837 schrieb ihm Schwäbl über Diepenbrock: „Überhaupt läßt sich mehrfach die Beobachtung machen, daß nur wenige Räte so auf den Höhepunkt ihrer berufsmäßigen Stellung sich erschwingen können. Den übrigens trefflichsten Männern wohnt gewöhnlich ein falsches Humanitätsgefühl bei, welches mit jenem entschiedenen Ernst, der durchgreift und den Stellen Respekt verschafft, unvereinbar ist. Vorzüglich gilt dies mit Bezug auf die Handhabe der Klerikal-Disziplin. So z. B. wäre ich – ohne Diepenbrock – schlechterdings nicht im Stande, Zucht und Ordnung unter dem Clerus aufrecht zu erhalten. Mit und durch ihn aber, welcher Talent, Kenntnis und Gewandtheit mit der entschiedensten Energie verbindet, gelingt es mir, Gott leider, die Bösen zu schrecken und zu zähmen, die Guten aber zu befestigen. Unglücklich muß ich einen Bischof nennen, in dessen Rat jene Elemente sich nicht vorfinden, da ja der tätigste Bischof selbst auch in einer kleinen Diözese seinen Räten so gar vieles überlassen muß." [162] In diesem Sinn schrieb Schwäbl auch am 30. Januar 1839, Diepenbrock sei ihm durch sein glänzendes Talent, den Reichtum seines Geistes und seiner Wissenschaft, durch den Adel seines Gemütes, durch die Entschiedenheit seiner Orthodoxie und durch seine unerschütterliche Standhaftigkeit in Wahrung der kirchlichen Rechte wie in der Aufrechterhaltung der Klerikaldisziplin ein vorzüglich tüchtiges Rüstzeug zur Unterstützung in der Leitung der großen Regensburger Diözese[163].

Solche Stellen des uneingeschränkten Lobes für Diepenbrock wiederholen sich in den Briefen Schwäbls an Abel. Dabei betonte Schwäbl vor allem immer eines, Diepenbrocks energische Entschiedenheit und Durchsetzungskraft. Das war zugleich das Charakteristikum Diepenbrocks ganzer Amtsführung. Diepenbrock war dafür bekannt und oft auch gefürchtet.

Andererseits ging Diepenbrock in allem einen sehr geraden und offenen Weg, so daß man stets wußte, woran man mit ihm war. Auch dafür war er bekannt. Und vor allem auch deshalb brachte man ihm größten Respekt entgegen. Grundsätzlich aber war Diepenbrock bereit, wenn kein Vermitteln half, mit letzter Konsequenz zu handeln und zu entscheiden. Darin lag zugleich die Kraft seiner eigenen Persönlichkeit. Hinter allem verbarg sich aber nicht kleinliches Beharren, auch nicht menschliche Härte, etwa wenn es um Disziplinsachen ging. Vielmehr war es ihm um ein grundsätzlich anderes zu tun, um die Ehre und das Ansehen, vor allem um die Glaubwürdigkeit der Kirche, nach innen und nach außen hin. Ihr galt sein konsequentes Durchgreifen und Handeln.

Im Archiv des Domkapitels und Ordinariats gibt es eine Vielzahl von Fällen und Streitsachen, die ausschließlich Diepenbrock führte und die eben diese charakteristische Seite seiner Amtsführung belegen. Tatsächlich brachte Diepenbrock in den ganzen Geschäftsgang von Kapitel und Ordinariat einen sehr straffen Zug, dazu eine klare Linie. Wohl auch darum räumte man ihm in allem größten Einfluß ein. Diepenbrock verlieh allem ein klares Gepräge. So nimmt es nicht wunder, daß man in den Nachbar-

[161] Die weit über 100 Briefe Schwäbls an Abel, aus den Jahren 1836–1841 (Bay HStA GHA Nachlaß Abel F 8), sind im zweiten Weltkrieg verbrannt. Borodajkewycz, Schwäbl und Diepenbrock, konnte sie noch verwenden. – Abdruck mehrerer Briefe auch bei Hahn, Schwäbl, 269–289.

[162] Schwäbl an Abel, Regensburg, 20. Februar 1837. Borodajkewycz, 108 f.

[163] Schwäbl an Abel, Regensburg, 30. Januar 1839. Ebenda 114, (= Hahn, Schwäbl, 297).

diözesen immer wieder auf das Regensburger Ordinariat wie auf ein Vorbild blickte und in manchem dort um Rat anfragte. Auch dafür gibt es in den Akten des Regensburger Ordinariats und Kapitels zahlreiche Beispiele. Dieses hohe Ansehen des Regensburger Domkapitels hatte maßgeblich Diepenbrock mitbegründet, insbesondere durch die klare Entschiedenheit, die er in alles brachte, nach innen und nach außen hin. Freilich kam in Regensburg die letztlich reibungsfreie Zusammenarbeit hinzu, sowohl innerhalb des Kapitelskollegiums als auch mit Bischof Schwäbl. Jedenfalls stimmte man in allen grundsätzlichen Fragen überein. Hier war zweifellos die von Sailers Bischofszeit ausgegangene Prägung und Ausrichtung wirksam, deren Grundprinzipien man unbefragte Geltung zuerkannte.

Daß es Diepenbrock in allem nicht um bloße Rechtsgrundsätze ging, sondern um die Kirche, ihre Würde und ihren Auftrag, wird überall deutlich. Es ging ihm hier also um einen grundsätzlich inneren, idealen Wert. Für ihn hatte Diepenbrock ein sehr feines Gespür. Beispielhaft mag die persönliche Eingabe sein, die er am 29. Oktober 1839 an Schwäbl machte. Anlaß war ein Artikel in der Münchener Zeitung „Die Bayerische Landbötin“ [164]. Darin stand berichtet, wie man auf einer Landpfarrei aus Verehrung für die Königin Theresia deren Namenstag am 15. Oktober mit einem feierlichen Hochamt und unter Aussetzung des Allerheiligsten gefeiert hatte. Der betreffende Pfarrer selbst hatte ganz offensichtlich diesen Artikel in die Zeitung gegeben, dazu ein selbstverfaßtes Gedicht, dabei mehrere Attribute, die gewöhnlich der Gottesmutter vorbehalten waren, auf die Königin, die Landesmutter, übertragen.

Diepenbrocks Entrüstung war berechtigt. Dagegen, daß das Namensfest der Königin seitens der Kirche durchaus hervorgehoben und gefeiert würde, daß dabei insbesondere für die königliche Familie gebetet würde, hatte er nichts einzuwenden. Er hielt das für eine allgemeine Christenpflicht. Er kritisierte aber die in diesem Fall gegebene Übertreibung, die vor allem auch durch das Aussetzen des Allerheiligsten geschehen war, zu dem an diesem Tag keinerlei liturgischer Anlaß bestand. So schrieb er an Schwäbl: „... Wahrlich, wenn etwas den katholischen Gottesdienst und die Würde und Wirksamkeit des katholischen Priesterstandes in den Augen der ganzen Welt herabwürdigt, so ist es diese Art von kriechender Schmeicheley gegen die Großen der Erde, zu welcher nicht der heilige Geist Gottes, sondern nur ein Lakayengeist inspiriren kann; oder etwa die selbstsüchtige Absicht auf Erlangung einer bessern Pfründe.“ [165] Das waren deutliche und scharfe Worte. In ihnen lag aber ein letzter Ernst. Diepenbrock ging es hier um die Würde der Kirche, um die Heiligkeit ihres Auftrags. Hier reagierte er äußerst empfindlich. In ihr machte sich seine eigene hohe und ideale Auffassung von der Kirche und vom Priestertum geltend. Diese Auffassung blieb für ihn auch der eigentliche Entscheidungsmaßstab in seinem Handeln und Entscheiden im Ordinariat, selbst in den förmlichsten Disziplinarfällen. Sie blieb es auch der Regierung gegenüber, wo Diepenbrock sehr scharf und entschieden auftreten konnte, wenn es darum ging, die der Kirche zukommenden Rechte und Freiheiten einzufordern. Auch für diese Grundsatztreue und Festigkeit war Diepenbrock überall bekannt.

Jetzt aber antwortete ihm Schwäbl freilich beschwichtigend. Er anerkannte zwar seine Kritik als ganz und gar berechtigt, fügte aber hinzu, die betreffende Pfarrei gehöre glücklicherweise nicht der Regensburger Diözese an [166]. Das wußte auch

[164] Die Bayerische Landbötin, Nr. 130, München, 29. Oktober 1839.
[165] Diepenbrock an Schwäbl, Regensburg, 29. Oktober 1839, BZAR OA Königshaus.
[166] Schwäbl an Diepenbrock, Regensburg, 30. Oktober 1839, ebenda.

Diepenbrock. Aber es war bezeichnend für ihn, daß er seine Ansicht so deutlich ausgesprochen hatte.

Im Jahr 1839 hielt Diepenbrock wieder eine bedeutende Predigt, die auch gedruckt wurde. Der Anlaß war denkbar feierlich. Diepenbrock hatte die Festtagspredigt für den Pfingstsonntag am 19. Mai übernommen. Mit dieser Predigt sollte aber zugleich der restaurierte Dom wiedereröffnet werden. Diepenbrock hatte sie nur auf dringendes Zureden hin übernommen. Das schrieb er Emilie Linder und fügte hinzu: „Beten sie ein wenig mit für mich, daß mir der heilige Geist einige Funken seines Feuers ins Herz und auf die Zunge lege. Ich fühle mich niemals ärmer, als wenn ich den Reichthum Gottes auslegen soll. Und das ist recht; denn nicht vom Meinigen, sondern vom Seinigen soll ich spenden." [167]

Die Arbeiten am Dom hatten sich vier Jahre lang hingezogen [168]. Der Regensburger Dom war der einzige vollständig erhaltene hochgotische Kathedralbau in Bayern. So war es verständlich, daß König Ludwig von Anfang an auf ihn besonderes Augenmerk gelegt hatte. Tatsächlich bedurfte der Dom seit langem einer gründlichen Reinigung und mancher Ausbesserungsarbeiten. Vor allem Schwäbl nahm dieses Vorhaben schon in den ersten Monaten seiner Bischofszeit in Angriff [169]. Die Art und Weise aber, wie man in den anschließenden Jahren die Domrestaurierung vornahm, war bezeichnend. Sie trug ganz die Vorzeichen des katholisch restaurativen Zeitgeistes, der die ganze Regierungszeit Ludwigs kennzeichnete und deren geistige Ausrichtung deutlich machte. Die grundsätzliche Zielsetzung war die Erneuerung und Wiederbelebung der religiösen Kräfte. Dabei fühlte sich Ludwig als genuin katholischer Monarch in allem vorerst der Sailerschen Irenik verpflichtet.

Kennzeichen der katholischen Restauration in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Vorliebe für das Mittelalter. Diese betonte Rückbesinnung hatte freilich zugleich einen ganz bestimmten Sinn. Man wollte mit den Zeugnissen der eigenen großen Glaubensvergangenheit die Gegenwart durchtränken und neu beleben. Das galt für alle Lebensbereiche. Hierin wurzelte auch die Vorliebe für die deutsche mittelalterliche Mystik, die eigentlich einer Neuentdeckung gleichkam. Das alles entsprach aber zweifellos der eigenen, nach der Aufklärungszeit neugewonnenen religiösen Innerlichkeit und Sensibilität und dem eigenen religiösen Bedürfnis. Man fand hier die Vorbilder, die man für die eigene Zeit geltend machen konnte, mit denen man die eigene Religiosität kanalisieren konnte. Man fühlte sich der mittelalterlichen Frömmigkeit mit ihrer mystischen Innerlichkeit wesensverwandter als dem Barock, in dem alles ins Welthafte gewandt schien.

Hinter allem aber stand eben doch auch ein ausgesprochenes Bemühen. Man wollte ganz bewußt die eigene Zeit mit diesen Vorbildern durchdringen, sie zum Maßstab des eigenen Denkens, Empfindens und Handelns machen. Diese willentliche Erneuerung von der eigenen Vergangenheit her gab aber doch der ganzen Epoche das unverkennbare Vorzeichen des Epigonenhaften. Zugleich wird ein anderes sichtbar, das bewußt erzieherische Anliegen, das in allem waltete. Es ging in erster Linie nicht um diese

[167] Diepenbrock an Emilie Linder, ohne Datum. Reinkens, Diepenbrock, 192.

[168] Veit Loers, Die Barockausstattung des Regensburger Doms und seine Restauration unter König Ludwig I. von Bayern (1827–1839), in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) 229–266. – Susette Raasch, Der Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert, in: ebenda, 267–299. – Dieselbe, Restauration und Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert, in: ebenda 14 (1980) 137–303.

[169] Loers, 247.

Glaubenszeugnisse der Vergangenheit selbst, sondern um deren Wirkung für die eigene Gegenwart. Mit ihrer Wiederherstellung sollte zugleich der Geist der Andacht wiederhergestellt werden, der solche Zeugnisse hatte erstehen lassen. Je reiner sie aber wiederhergestellt würden, desto eindringlicher würde, so glaubte man, auch die in ihnen niedergelegte Glaubensüberzeugung sprechen und wirken. Das war gewissermaßen die pädagogische Gleichung der Restaurationszeit. Sie lag grundsätzlich jedem Bemühen der Wiederherstellung der alten Glaubenszeugnisse zugrunde. Das Anliegen war ein zutiefst erzieherisches.

In dieses Bemühen blieb auch die Domrestaurierung in allen Phasen ihrer Durchführung letztlich eingebettet. Es ging ihr nicht in erster Linie um die möglichst authentische Reinigung und Wiederherstellung. Es ging um das katholisch restaurative Ideenprogramm, zu dessen Verwirklichung man der Rückbesinnung auf das Mittelalter und seiner Glaubenszeugnisse, der Neubelebung seiner religiösen Kräfte bedurfte. Sie sollten in die eigene Zeit herüber übersetzt werden, als Vorbild gelten und erneut anschaulich werden. Allein von daher wird auch verstehbar und erklärbar, wie man bei der Restaurierung des Domes vorging, auch der unglückliche Mißgriff, daß man bedenkenlos die gesamte Barockausstattung des Domes opferte.

Hinter allem stand wieder das deutliche Bemühen, die Geistigkeit und Gläubigkeit der eigenen Zeit in die des Mittelalters zurückzuspannen und zu verankern. Dabei wurde freilich die mittelalterliche Glaubenswelt idealisiert. Doch glaubte man eben von dort her die religiöse Verflachung und Auflösung der Aufklärungszeit überwinden zu können. Diese Absicherung aber galt nicht nur der eigenen unmittelbaren Vergangenheit gegenüber, die von der Säkularisation geprägt war, sondern auch der eigenen unmittelbaren Zukunft gegenüber, deren Vorboten Revolution, wachsende Industrialisierung und damit verbunden geistiger Materialismus waren. So will es scheinen, daß hier ein letzter Versuch gemacht wurde, das bisher selbstverständlich gegebene christlich religiöse Weltbild, das alle Lebensbereiche umschloß und einbegriff, noch einmal herzustellen und neuzubegründen. Hier mußte man aber unterliegen, wie die Geschichte in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zeigt. Bereits nach wenigen Jahrzehnten klafften Kirche, Religion, Christentum und Welt unversöhnlich auseinander.

In diesem Sinn war Diepenbrocks Eröffnungsrede programmatisch. Sie war ganz diesem Geist der katholischen Restauration verpflichtet. Nicht anders ist auch Schenks Urteil dem König gegenüber zu verstehen, daß Diepenbrocks Predigt des Festes würdig gewesen wäre[170]. Freilich sprach daraus auch der überwältigende Eindruck, der stets von Diepenbrocks Predigten ausging. Zwei Schlüsselworte prägte Diepenbrock in seiner Predigt, Reinheit des Stils und Einheit des Raums, und machte sie zugleich als Leitbegriffe der geschehenen Renovierungsarbeit geltend. Tatsächlich spiegelte sich in beiden Worten das ganze Programm der katholischen Restauration. Mit der Reinheit des Stils rechtfertigte Diepenbrock zugleich die Entfernung alles nachträglich in das Dominnere Eingefügten. Dieses charakterisierte Diepenbrock darüberhinaus als von einer vergangenen, kleinlich empfindenden Zeit hineingebaut, so als sei ihr der Raum zu groß gewesen für ihren Atem und ihre Begeisterung. Daraus sprach zum einen eine gewisse Ernüchterung von der Überladenheit des Barock, zum andern aber vor allem die klare Wertung, daß die Gotik vor dem Barock der erhabenere, reinere Stil sei. Mit der Einheit des Raums meinte Diepenbrock die jetzt sofort wieder erkennbare Grundgestalt des Domes, die Kreuzform.

[170] Schenk an Ludwig I., Regensburg, 5. Juni 1839. Spindler, Briefwechsel, 325.

Mit beidem betonte Diepenbrock, daß nun der Dom in seiner ursprünglichen Gestalt und Würde wiederhergestellt sei, das hieß aber nichts anderes als in seiner ursprünglichen bedeutungsvollen Aussage- und Symbolkraft. Das war der eigentliche Zweck der vierjährigen Restaurierungsarbeit. Der Dom in der Reinheit und Einheit seiner ursprünglichen Gestalt sollte als einzigartiges Zeugnis der Glaubensvergangenheit Vorbild für die eigene Zeit sein. Es ging also um den Geist der Andacht, aus dem heraus dieses Bauwerk erstanden war und zu dem es den Betrachter anregte. Hierin lag die eigentliche Absicht. Diepenbrock sprach das selber in der vierten Strophe seines vor Jahren verfaßten Sonetts „Der gothische Dom" aus, mit dem er ja den Regensburger Dom meinte und wo er die Empfindung eines solchen Betrachters mit den Worten widergab: „Sagt: ist's ein Zaubergarten dieses ganze? / Das *Paradies* ist's: ward's durch *Schuld* zu nichte, / So weiß die *Andacht*, wie sie neu es pflanze."[171]

Es sprach nun für die Prägekraft Diepenbrocks Sprache und Gedanken, wenn er in seiner Predigt diese beiden Worte, Reinheit und Einheit, auf die versammelte Gemeinde selbst übertrug und schließlich die Wiederherstellung des Domes insgesamt nur als Anlaß für die geistig-geistliche Bedeutung des Tempelbaus Gottes in der Menschheit nahm und ausdeutete. Dieses Thema wählte Diepenbrock denn auch als Titel für den Druck seiner Predigt[172]. Hier geschah also eine zweifache Spiegelung ins Sinnbildhafte. Auch das konnte nur eine Zeit tun, in der nahezu ausschließlich alles zur Nutzanwendung für die eigene religiöse Bildung und Erbauung gebracht und umgedeutet wurde. Diese Tendenz war auch in allen übrigen Predigten Diepenbrocks enthalten. Darin lag einerseits ihre große fesselnde Bildkraft und rhetorische Wirkung, das Parabelhafte ihrer Aussage, andererseits aber ihre Zeitgebundenheit. Insgesamt aber zeigt sich, wie sehr Diepenbrock hier ein führender und weitertragender Exponent der Zeit- und Geistesbewegung der katholischen Restauration war. Trotzdem bewahrte er sich zugleich grundsätzlich allem gegenüber geistige Selbständigkeit und Distanz. Auch das gehört wesenhaft zu seiner Erscheinung, daß er nicht allein und vollständig aus seiner Zeit heraus beschrieben werden kann, sondern grundsätzlich ins allgemein Menschliche und Christliche hinausgriff, ähnlich Sailer.

Wertmaß in allen restaurativen Bestrebungen blieb für Diepenbrock die Geistigkeit und Kirchlichkeit Sailers, seine irenische Grundhaltung, im persönlichen Glauben sowie in seinem kirchenamtlichen Wirken. Tatsächlich aber war diese irenische Grundhaltung nicht nur eine Folge der Zeit, als Möglichkeit zur gebotenen Sammlung aller christlichen Kräfte nach dem Einbruch der Aufklärung, die den christlichen Glauben als ganzen zersetzte, so daß man nun gemeinsam und ungeachtet der konfessionellen Unterschiede die christliche Glaubensgrundlage und Identität als solche bewahren und neubegründen mußte. Vielmehr setzte diese Irenik im Sinn Sailers zugleich eine große geistige Weite und persönliche Reife voraus. Das Verhältnis zu den anderen Konfessionen, voran zu den Protestanten, war getragen von einem tiefen Wissen um die gemeinsame christliche Glaubensgrundlage. Das bedeutete nie die Aufgabe der eigenen Glaubensmitte, besagte aber gegenseitige Achtung und Respekt. Das Einende wurde betont ohne das Trennende zu verleugnen.

Hier markierte der Regierungsantritt Abels[173] eine eindeutige Wende. Schwäbls

[171] Charitas für das Jahr 1834, 174.

[172] Melchior Diepenbrock, Der Tempelbau Gottes in der Menschheit, Rede bei der feierlichen Wiedereröffnung des Domes zu Regensburg am heiligen Pfingstfest 1839 (= Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 85–110).

[173] Karl von Abel (1788–1859). Seine Zeit als Innenminister war zugleich der Höhepunkt

Freundschaft mit Abel reichte in den Herbst 1836 zurück, als man gemeinsam für den Fortbestand des Klosters Metten eintrat und seine endgültige Selbständigkeit sicherte[174]. Auch künftig bildete dieses gemeinsame Interesse an der Wiederherstellung der Benediktinerklöster ein einendes Band. Vor allem Schwäbl anerkannte in Abel einen vertrauten persönlichen Freund. Tatsächlich blieb Abel für Schwäbl bis zu dessen Tod im Jahr 1841 der vertrauteste Freund, stand ihm in manchem näher als Diepenbrock. Dafür zeugt der umfangreiche und durch alle folgenden Jahre hin regelmäßig fortgesetzte Briefwechsel, in dem auch sehr Persönliches ausgetauscht wurde. Dabei wirkte sich Abels Wende von einer aufgeklärt-liberalen und eher kirchenfeindlichen Gesinnung hin zu einer betont katholischen Haltung nirgendwo belastend aus. Dieser Wandel hat schon zu Lebzeiten Abels manches Befremden, auch Argwohn ausgelöst. Bis heute bleibt er umstritten. Festzuhalten ist dabei aber doch, daß ihm auf seiten Abels ein echtes persönliches Bekehrungserlebnis entsprach, vor allem angesichts des Todes seiner ersten Frau und seiner Wiederverheiratung mit Friederike von Rineker. Befremdend bleibt dabei, daß er mit Abels politischer Karriere zeitgleich zusammenfiel. Offensichtlich hegte auch Diepenbrock von Anfang an Abel gegenüber in dieser Frage einige Vorbehalte. Das legt jedenfalls ein späterer Brief, aus dem Jahr 1848, an Charlotte von Neumayr nahe[175].

Schwäbl dagegen erblickte in Abel den Minister, der sich rückhaltlos für die Kirche einzusetzen bereit war. Das war tatsächlich so. Und Abels beinahe zehn Jahre lang währendes Ministerium bekam von hierher sein charakteristisches Gepräge. Er war der „kirchliche Minister", allerdings vor allem in dem abwertenden Sinn, der diesem Wort anhaftet und Abels strengkirchliche Gesinnung meint, mit der er sich immer nachhaltiger durchsetzte und maßgeblich das kirchenpolitische Klima in Bayern prägte, hin zum Ultramontanismus. Das war zugleich das Kennzeichnende der ganzen „Ära Abeliana". Die geistesgeschichtliche Voraussetzung hierzu bildete das sogenannte Kölner Ereignis. Seine Wirkungsgeschichte brachte einen grundsätzlichen Wandel des kirchlich-katholischen Lebens in Deutschland mit sich. Von ihm her empfing auch Abels Ministerium seine wesentliche Stoßkraft, die aber eben von Abel ganz bewußt und überall geltend gemacht wurde.

Das Kölner Ereignis[176] wirkte auslösend. Anlaß war die Mischehenfrage. Der Kölner Erzbischof Clemens August von Droste zu Vischering war der preußischen Regierung gegenüber hier nicht mehr zu denselben Konzessionen bereit gewesen wie sein Vorgänger Graf Ferdinand August von Spiegel[177]. Im Gegenteil. Er wollte konse-

seiner politischen Karriere. 1847 wurde er entlassen, weil er Lola Montez das bayerische Indigenat verweigerte. – Eine umfassende Biographie Abels steht aus. Die Dissertationsarbeit von Heinz Gollwitzer, Carl von Abel und seine Politik, 1837–1847, München 1944, ist ungedruckt. – NDB I (1953) 9 f. – Spindler, Handbuch IV/1 (1974), 197–213.

[174] Borodajkewycz, 109 f. – Fink, Metten, 286 f.

[175] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Breslau, 17. Dezember 1848. Reinkens, Diepenbrock, 361.

[176] LThK 6 (1961) 394 f. – Rudolf Lill, Die Beilegung der Kölner Wirren, 1840–1842. Vorwiegend nach Akten des Vatikanischen Geheimarchivs (= Studien zur Kölner Kirchengeschichte Bd. 6), Düsseldorf 1962, hier: 13–58. – Bernhard Welte, Zum Strukturwandel der katholischen Theologie im 19. Jahrhundert, in: ders., Auf der Spur des Ewigen, Freiburg, Basel, Wien 1965, 380–409. – Jedin, Handbuch VI/1 (1971) 392–404 (Lit.). – Spindler, Handbuch IV/1 (1974), 193–197. – Gollwitzer, Ludwig I., 571–577.

[177] Graf Ferdinand August von Spiegel (1764–1835), Priester 1799, seit 1824 Erzbischof von Köln. – Gatz, Bischöfe, 716–721.

quent den Standpunkt des tridentinischen Eherechts durchsetzen, wonach eine Mischehe nur unter Zusicherung der katholischen Erziehung aller Kinder durch die katholische Kirche eingesegnet werden darf. Ein weiterer Reibungspunkt war Drostes rigoroses Vorgehen gegen den Hermesianismus, das die preußische Regierung als ausdrücklich gegen die von ihr neuerrichtete Bonner Universität und damit gegen sich selbst gerichtet empfand. Es kam zum offenen Konflikt. Alle Verhandlungen scheiterten an der Unnachgiebigkeit beider Seiten. Und das Ultimatum der Regierung an Droste, entweder einzulenken oder sein Amt niederzulegen, stieß selbstverständlich auf dessen Ablehnung. So wurde Droste am 20. November 1837 verhaftet und auf die Festung Minden gebracht. Dieses gewaltsame Vorgehen der Regierung war freilich rechtlich nicht zu rechtfertigen.

Görres in München verfaßte dazu seinen „Athanasius". Er war eigentlich eine Kampfschrift, dazu da, das katholische Bewußtsein wachzurufen. Görres machte die Sache Drostes gewissermaßen zur Sache aller deutschen Katholiken. Er stellte Droste als den Vorkämpfer des Katholizismus und der kirchlichen Freiheit dar. In diesem Sinne war der „Athanasius" von zündender Wirkung. Er war die erste förmliche katholische Programmschrift von prägender Kraft, in den breitesten Kreisen des katholischen Volkes. Görres hatte seinen „Athanasius" persönlich König Ludwig überreicht. Vor allem Ludwig fühlte sich in diesem Streit als Schutzherr der Kirche. Die Zeit engster Zusammenarbeit mit der römischen Kurie begann. Zugleich zeigte sich gerade hier, wie sehr es Ludwig verstand, Staatskirchentum und katholische Reform miteinander zu vereinen. Auch der Presse gestattete er ihre Polemik gegen Preußen ohne weitere Einschränkung. So hatte er eine klare Position bezogen. Und vor allem von Bayern aus wurde die das Kölner Ereignis besprechende öffentliche Diskussion geführt, die es in diesem Ausmaß bisher noch nicht gegeben hatte und die insbesondere die Masse des katholischen Volkes ansprach und zur Verteidigung der Kirche aufrief.

In diesen Zusammenhang gehört auch die Gründung der Historisch-politischen Blätter in München durch Joseph und Guido Görres und George von Phillips. In ihnen herrschte ein ausgesprochen polemischer Grundton, der bei allen Gemäßigten auf Kritik stoßen mußte. Das war aber nur Ausdruck des allgemeinen kirchenpolitischen Klimas der Zeit. Es ging dabei um ein Grundsätzliches, um das Recht der Kirche vor dem absolutistisch einengenden Zugriff des Staates. Die Freiheit der Kirche, ihr Recht auf Eigenbestimmung waren die Stichworte. Die diesbezüglichen Kräfte lagen schon länger bereit. Sie traten nun aber mit einem Mal in scharfer Prägung hervor. Die Verteidigung des katholischen Glaubens und der Kirche aber enthielt ein ausgesprochen kämpferisches Moment. Alles war eigentümlich überreizt und überhitzt geworden. Man machte offen Front gegen die protestantische Konfession, immer mehr in gehässiger, verletzender und polemischer Weise. Der aufgeschlossene, weite, irenische, auf Ausgleich, Respekt und Versöhnung bedachte Katholizismus Sailers war aufgegeben, mehr noch, ihm warf man mangelnde Katholizität und Treue zur Kirche vor.

Ein zweites wesentliches Merkmal aber war die bewußt angestrebte, immer engere Rückbindung an Rom. So gestaltete sich die vom Kölner Ereignis veranlaßte Sammlung und Mobilmachung der katholischen Kräfte ganz von selber zu einer streng nach Rom orientierten, ultramontanen Bewegung. Rom wurde fortan als das jeder Eigenbewegung allererst Schwerkraft verleihende Zentrum angesehen. Auch diese betonte Vorrangstellung des Papstes war verschiedenerorts bereits vorbereitet gewesen, durch die Mainzer Theologenschule, durch die Arbeit der Nuntien, auch durch

einzelne Lehrer der Theologie. Diese Entwicklung fand schließlich im Unfehlbarkeitsdogma des Ersten Vatikanischen Konzils ihren Höhepunkt und Abschluß.

All dem entsprach die grundsätzlich veränderte Struktur des Geisteslebens insgesamt. Dem großartigen Aufbruch des theologischen Denkens der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stand die eigentümliche Verengung in der zweiten Hälfte gegenüber. Zunächst war Sailers weitgefaßte Geistigkeit prägend. Sailer stand in lebendigem Gedankenaustausch mit den geistig Großen seiner Zeit, über alle konfessionellen Schranken hinweg. Dazu war Sailer der angesehenste theologische Lehrer in ganz Deutschland. So aber war in der Person Sailers gewissermaßen die theologische Denkbarkeit selber hineinverwiesen in das Denken der Zeit und seine Möglichkeiten. Hier erfolgte eine offene Auseinandersetzung. Charakteristisch für die philosophische und theologische Denkbemühung dieser Zeit aber war die Idee der Einheit, des allem zugrundeliegenden einenden Prinzips, von dem aus dann die organische Entfaltung des Vielen und des Lebendig-Konkreten geschah. Das war zugleich die Höhe, die man in der Theologie nach dem Einbruch der Säkularisation gewonnen hatte. Sie setzte ein umgreifendes und zusammenschauendes Denken voraus, dazu eine grundsätzlich offene Glaubenshaltung, die aber trotzdem die Mitte des eigenen katholischen Glaubens bewahrte. Sailer hatte hier die Bahn gewiesen, die dann vorzüglich durch die Vertreter der Tübinger Theologenschule[178] beschritten wurde.

Gegen die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hin wurde ein anderes Wirklichkeitsverständnis prägend. Das Denken zielte nun nicht mehr auf die das Ganze einbegreifende Idee. Vielmehr wurde das Einzelne wichtig. Dieser Bruch wurde ganz allgemein im ganzen kirchlich-katholischen Leben sichtbar. Aus ihm hatte sich die frühere Weite herausverloren zugunsten isolatorischer Bestrebungen. Der protestantischen Konfession gegenüber betonte man jetzt das Trennende, und das mit unüberhörbarer Schärfe, schließlich mit einer letzten Unversöhnlichkeit. Hinzu kam ein anderes, die mit der Betrachtung des Einzelnen und seiner Erscheinung wachsende positivistische Denk- und Bewußtseinshaltung. Sie entsprang dem Fortschritt in Technik und Naturwissenschaft. Das theologische Denken überhaupt aber war nun in die Selbstverteidigung gedrängt. Sie wurde aber immer mehr mit einer nahezu krankhaften Selbstbehauptung geführt, mit der sich die Kirche selbst schließlich völlig aus der eigenen Zeit ausgrenzte. Auch diese Bewegung fand im Ersten Vatikanischen Konzil ihren Höhepunkt.

So führt letztlich ein großer Entwicklungsbogen durch das 19. Jahrhundert, von dem romantischen Aufbruch der katholischen Restauration über ihre strengkirchliche Fortsetzung im Ultramontanismus bis hin zum Ersten Vatikanum. Das Kölner Ereignis markierte dabei die erste deutliche Verschiebung innerhalb der katholischen Glaubenshaltung. Bestimmend wurde von nun an die strengkirchliche Richtung mit ihrer kämpferisch-polemischen Spitze gegen alles Nicht-Katholische, zunächst vor allem gegen die protestantische Konfession. Ihr entsprach eine entschiedene Verengung des katholischen Glaubensbewußtseins insgesamt. Vor allem auch König Ludwig war von dieser neuen Richtung erfaßt. Er ließ Abel, der sie in allem förderte, völlig freie Hand. Diepenbrock hatte diese Wendung mit wachem Gespür mitverfolgt. Letztlich aber mußte er vor ihr resignieren. Im April 1840 schrieb er an Emilie Linder die so bezeichnenden Worte: „Wie glücklich, wie beneidenswerth sind Sie, daß Ihre äußere Lebensstellung Sie wenigstens von unmittelbarer Berührung und nothwendiger Verflechtung

[178] Martin Grabmann, Die Geschichte der katholischen Theologie seit dem Ausgang der Väterzeit, Freiburg 1933, 226–248. – LThK 10 (1965) 390–392.

mit jenem irrenden, leidenschaftlichen und lichtlosen Treiben fern hält! Mir, der ich nothwendig davon berührt werde, kommt hundertmal die Lust, Alles von mir zu werfen und weit, weit davon hinwegzugehen. Aber wohin, da es überall dasselbe ist?“ [179] Das ist zugleich eine der ersten Briefstellen, in denen sich Diepenbrock so deutlich aussprach. Ihnen folgten in den kommenden Jahren zahllose weitere, oft sehr resignierende. Aus ihnen sprach größte Betroffenheit über die allgemeine kirchliche Entwicklung, von der Diepenbrock wußte, wie sehr sie gerade auch in München vorangetrieben wurde. Freilich blieben zunächst in Regensburg, unter Schwäbl, die bisherigen Verhältnisse bestehen. Allerdings sollte Diepenbrock gerade in Abel, dem Freund Schwäbls, nach und nach ein förmlicher Gegenspieler erwachsen.

Erstmals zeigte sich das anläßlich der Frage der Wiedereinführung des Jesuitenordens in Bayern. Mit der Wiedererrichtung der Benediktinerklöster war wie von selber die Frage der Wiedereinführung auch anderer Orden in Bayern aufgetaucht. Sie stellte sich die Jahre über immer aufs neue. Sie stieß aber ebenso wie die der Wiedereinführung der Benediktiner auf sehr geteilte Meinung [180]. König Ludwigs Vorliebe für die Benediktiner und Bettelorden war bekannt, ebenso aber seine Abneigung gegen die Jesuiten, auch Redemptoristen. Trotzdem suchte man in München ganz gezielt auf die Wiedereinführung der Jesuiten in Bayern hinzuwirken. So war es im April 1839 zu dem förmlichen, sehr ausführlichen Gutachten Abels gekommen, der die Wiedereinführung befürwortete [181]. Es hatte nur die erneute klare Ablehnung Ludwigs zur Folge. Inzwischen war auch Diepenbrock in diese Frage verwickelt und von den Befürwortern der Wiedereinführung des Ordens ganz klar in das Lager seiner Gegner verwiesen worden. Der Hergang war seltsam genug gewesen. Er warf aber in seinem Verlauf ein bezeichnendes Licht auf die bestehenden kirchlichen Verhältnisse, vor allem auch auf die Beziehung zwischen Abel, König Ludwig und Diepenbrock.

In der Ausgabe der Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 13. Januar 1839 berichtete ein Regensburger Korrespondent, daß das neue Aktienunternehmen, an dessen Spitze Domdechant Melchior Diepenbrock stünde und das durch den Verkauf von Aktien die Errichtung eines Jesuitenkollegs in Landsberg und damit die Einführung der Jesuiten in Bayern finanzieren wolle, sich offenbar keiner besonderen Gunst erfreue, trotz der ausgesetzten hohen Dividende, und nur die höhere katholische Geistlichkeit diesem Unternehmen Vertrauen schenke [182]. Der hämische und herausfordernde Ton dieses Artikels war unüberhörbar. Alles war aber eine auch ganz bewußt auf Diepenbrock zielende Verleumdung. Dementsprechend heftig reagierte Diepenbrock. Diesmal ging ihn alles ganz persönlich an, ging es um sein eigenes Ansehen, seine Glaubwürdigkeit und Ehre. Denn tatsächlich waren auch in Regensburg solche Aktien angeboten worden, so daß der Artikel durchaus glaubwürdig erschien. Dazu hatte man Diepenbrock von mehreren Seiten her das Befremden über seine vermeintliche Beteiligung spüren lassen, und zwar um so mehr, je freimütiger er zuvor die Unvereinbarkeit eines solchen Geldgeschäftes mit dem damit verfolgten religiösen Zweck erklärt hatte. So ließ Diepenbrock bereits zwei Wochen später eine Erklärung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abdrucken [183]. Darin erklärte er den Regensburger Korrespon-

[179] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 2. April 1840. Ham, Briefe Diepenbrocks, Pastor Bonus 34 (1921/22) 262.

[180] Gollwitzer, Ludwig I., 523–527.

[181] Ebenda, 526.

[182] Leipziger Allgemeine Zeitung, 13. Januar 1839, Nr. 13, S. 136.

[183] Augsburger Allgemeine Zeitung, 27. Januar 1839, Nr. 27, S. 210.

denten zum öffentlichen Lügner und fügte hinzu, wer ihn kenne, wisse, daß seiner Denk- und Handlungsweise nichts ferner liege, als die Förderung religiöser Zwecke mit solchen Mitteln, er daher jede ihm zugemutete Teilnahme an jenem Unternehmen zurückweise. Zugleich forderte er die Redaktion der Leipziger Allgemeinen Zeitung auf, diese Erklärung in ihr Blatt aufzunehmen und dazu den Regensburger Berichterstatter zu nennen, andernfalls würde sie diese Lüge auf ihre eigene Rechnung nehmen.

Diese Worte waren eindeutig. Diepenbrock wußte, daß sie nicht ohne Wirkung bleiben konnten. Überdies war die Augsburger Allgemeine Zeitung zu dieser Zeit die am meisten gelesene Zeitung Deutschlands. Tatsächlich verschärfte Diepenbrock die ganze Kontroverse. Denn seine Erklärung enthielt neben der Zurückweisung seiner Beteiligung an dem Aktienunternehmen auch das klare Urteil, daß ein solches Unternehmen überhaupt unangemessen sei. Damit hatte Diepenbrock eine grundsätzliche Stellung bezogen und sich zum Gegner des ganzen Unternehmens erklärt. Das brachte ihm jetzt große persönliche Anfeindungen ein, vor allem weil an dem Unternehmen wirklich hochgestellte Persönlichkeiten beteiligt waren. An seinen Bruder Bernard aber schrieb er darüber: „Ich kümmere mich wenig darum, und gehe meinen geraden offenen Weg."[184]

Man legte es Diepenbrock als äußerst unkluges Verhalten aus, mit einer so scharfen Vorstellung hervorgetreten zu sein, die noch dazu gar nicht nötig gewesen wäre für eine bloße Distanzierung vom eigenen Mitbeteiligtsein an dem Aktienunternehmen. Auch Schwäbl verurteilte das und hatte mit Diepenbrock eine harte mündliche Auseinandersetzung. Der Sache nach stimmte er ihm durchaus zu. Aber diese öffentliche Stellungnahme, noch dazu in dieser Schärfe, verurteilte Schwäbl als nicht nur unkluge, sondern äußerst maßlose und unbeherrschte Reaktion[185].

In allem zeigte sich aber wieder Diepenbrocks Wesenseigenart. Er war grundsätzlich bereit, seine Meinung, die er im Kreis seiner Regensburger Freunde ausgesprochen hatte, auch öffentlich zu sagen und zu vertreten. Dazu ging es hier um die grundsätzliche Frage der Angemessenheit der Mittel zur Verwirklichung religiöser Zwecke. Sie schien ihm unvereinbar mit dem Geist und der Ehre der katholischen Kirche als solcher. Sie stand für ihn auf dem Spiel. So benutzte Diepenbrock auch diese Gelegenheit zu einer grundsätzlichen Stellungnahme. Die unverkennbare Schärfe allerdings, mit der er seinen Standpunkt aussprach, richtete sich letztlich gegen den Jesuitenorden selbst, dem er die entscheidende Initiative zu diesem Geldgeschäft zuwies. Das machte vor allem sein Brief an König Ludwig deutlich, in dem er seine Handlungsweise rechtfertigte[186].

In München nämlich hatte alles noch ein besonderes Nachspiel gehabt. Offensichtlich hatte sich Ludwig selber über Diepenbrocks Erklärung sehr negativ geäußert. Sein Ausspruch, Diepenbrock hätte sie schon um Sailers willen unterlassen sollen, da Sailer selber Novize des Jesuitenordens gewesen war bis zu dessen Aufhebung im Jahr 1773, wurde aber Diepenbrock erst sehr spät glaubwürdig mitgeteilt. So wandte er sich am 20. Otober 1839 mit einem förmlichen Rechtfertigungsbrief an den König. Wohl ganz zu Recht hatte er befürchtet, daß dem König Umstände und Zustandekommen seiner Richtigstellung in der Augsburger Allgemeinen Zeitung verzerrt dar-

[184] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 13. Februar 1839, StA Boch 1.1.4. 15.

[185] Schwäbl an Abel, Regensburg, 10. Oktober 1838 u. 14. März 1839. Borodajkewycz, 112 f. u. 120 f.

[186] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 20. Oktober 1839, Bay HStA GHA 85/3/II.

gestellt worden seien. So schilderte er nun den sachlichen Hergang und die inneren Beweggründe seiner Reaktion.

Aus dem ganzen Brief spricht großes Vertrauen. Zugleich aber wußte Diepenbrock, daß in München bereits andere Kräfte am Werk waren. Den Umschwung markierte das Ministerium Abel, dem Ludwig immer mehr Einfluß einzuräumen bereit war. Auch die versuchte Wiedereinführung der Jesuiten in Bayern blieb letztlich in diese strengkirchliche Bewegung eingebettet. So war Diepenbrocks Erklärung gegen das Aktienunternehmen zugleich eine Distanzierung von der neuen, strengkirchlichen Richtung gewesen, die sich gerade in München überall durchsetzte. Darin lag die Brisanz und eigentliche Bedeutung seiner Erwiderung und Stellungnahme. Auch Diepenbrock selber wußte, daß es hier um ein Grundsätzliches ging. Aber er ahnte wohl kaum, welche Gegnerschaft ihm dadurch gerade unter den strengkirchlich gesinnten Kreisen, vor allem in Abel erwuchs, der zweifelsohne der maßgebliche und ausschlaggebende Befürworter und Wegbereiter dieser neuen Richtung auf seiten der Regierung war.

Tatsächlich reichte auch Ludwig Diepenbrocks Brief sofort an Abel weiter und forderte ihn zu einer Stellungnahme auf[187]. Abel aber nutzte diese Gelegenheit sofort. Er konnte hier dem König ganz offen und von ihm offiziell dazu aufgefordert seine Meinung über Diepenbrock aussprechen. Sie fiel durchweg negativ aus, und zwar nicht nur, was Diepenbrocks öffentliche Zeitungserklärung, sondern vor allem was seine ganze Persönlichkeit und seinen Charakter betraf. Erstmals trat hier ganz eindeutig die offene Gegnerschaft Abels zutage. Längst hatte Abel in Diepenbrock den unbestechlichen Verteidiger der von Sailers Irenik geprägten Kirchlichkeit erkannt. Der grundsätzliche Unterschied war zunächst nur in vielen Kleinigkeiten hervorgetreten. Und da Abel um den hohen Stellenwert, den Diepenbrock immer noch beim König einnahm, wußte, war er hier sehr zurückhaltend gewesen. Um so nachdrücklicher und ausgiebiger nutzte er die jetzige Gelegenheit.

Abels Gutachten war sehr geschickt angelegt[188]. An den Anfang stellte er die uneingeschränkte Anerkennung Diepenbrocks ausgezeichneter Geistigkeit, seines Gesinnungsadels, seiner Bildung. Das entsprach durchaus Abels eigener Überzeugung, war von ihm also ohne Übertreibung gesagt. Zugleich knüpfte Abel daran aber die letztlich vernichtende Kritik an Diepenbrocks Persönlichkeit. Er lastete Diepenbrock an, daß seine hervorstechende Begabung in ihm ein hohes Selbstgefühl erzeugt habe, das alles, was nicht ebenbürtig sei, schroff verwerfe und aburteile, und daher zu Einseitigkeit neige. Dem fügte Abel ein zweites hinzu, Diepenbrocks Erregbarkeit und Heftigkeit, die in Regensburg tatsächlich gefürchtet war. Sie gründete in seinem Temperament und immer wieder auch in seiner gesundheitlichen Unpäßlichkeit. Es war aber doch weit übertrieben, wenn Abel am Schluß seines doch elfseitigen Gutachtens die Folgerung zog, was an Diepenbrock am meisten zu fürchten sei, müsse wohl seine große, durch Selbstgefühl gesteigerte Reizbarkeit sein. Hiermit bescheinigte er Diepenbrock nichts anderes als mangelnde persönliche Reife und Unberechenbarkeit. Dafür aber hatte Abel einen anderen Ausdruck gefunden. Er sprach im Bild aus, was er mit Worten nicht sagen wollte, indem er in seinem Gutachten schrieb, für Diepenbrock sei Sailer zu früh gestorben. Hier war das Stichwort gefallen, das Abel auch später dem König gegenüber gegen Diepenbrock gebrauchte und mit dem er Diepenbrocks mangelnde persönliche Reife und Selbstbeherrschung meinte.

187 Ludwig I. an Abel, München, 23. Oktober 1839, ebenda.
188 Abel an Ludwig I., München, 24. Oktober 1839, ebenda, XIV, 185.

Diepenbrocks grundsätzliche Verurteilung des Aktienunternehmens zur Wiedereinführung der Jesuiten führte Abel auf seinen eingewurzelten Jesuitenhaß zurück, wie er sich dem König gegenüber ausdrückte. Wenn diese Formulierung auch zweifellos übertrieben war und nur Abels eigene Gegnerschaft zu Diepenbrock anzeigte, so war hier doch etwas Wahres angesprochen, Diepenbrocks Abwehr alles Jesuitischen. Ihr lagen nicht nur die Vorbehalte zugrunde, die Diepenbrock gegen den Orden und die Klöster allgemein hegte, eben weil er nicht an ihre wirkliche innere Erneuerung glaubte, sondern eine echte Abneigung. Hier war Diepenbrock wohl wirklich befangen. Grund dafür war das offensichtliche Unrecht, das Sailer durch die Exjesuiten zugefügt worden war und das schließlich zu seiner Entfernung von Dillingen geführt hatte[189]. Die Verleumdungen von seiten des Ordens verfolgten Sailer aber zeitlebens. So waren Diepenbrocks betonte Vorbehalte verständlich, auch seine Befangenheit.

Ein grundsätzlich anderes aber war es, wenn Diepenbrock die Erziehungsweise des Jesuitenordens kritisierte. Er kannte mehrere neuerrichtete jesuitische Erziehungsanstalten aus eigener Anschauung. An den König hatte er geschrieben, er könne in sie kein Vertrauen fassen, denn bei der zu großen Zahl der Zöglinge sei sie mehr ein äußeres Abrichten und Dressieren, als ein inneres Bilden und Entwickeln. Vor allem dieses Urteil Diepenbrocks hatte König Ludwig veranlaßt, Abel zur Stellungnahme aufzufordern. Es ging hier um den Kern der Frage der Wiedereinführung des Jesuitenordens. So entwertete Abel auch Diepenbrocks Vorwurf ganz im Sinn seines früheren Antrags zur Wiedereinführung des Ordens. Das konnte freilich keinen Einfluß nehmen auf die bereits gefallene negative Entscheidung Ludwigs.

Diepenbrocks Gründe für die Ablehnung des Jesuitenordens waren aber andere als die des Königs. Diepenbrock befürchtete, daß mit der Zulassung des Ordens die ultramontane Richtung nur noch mehr an Boden gewinnen würde. Diese Furcht war berechtigt. Für Diepenbrock war dabei beispielhaft, wie man Sailer begegnet war. Man hatte Sailer vor allem zum Vorwurf gemacht, daß er die herkömmliche scholastische Schultheologie verlassen habe, um den Weg zu einer zeitgemäßen wissenschaftlichen Theologie zu finden, auch daß er grundsätzlich Freundschaften zu Protestanten unterhielt. Die grundsätzlich einbegreifende und weite Geisteshaltung Sailers, seine Irenik, schien Diepenbrock also durch den Orden und die von ihm ausgehende Erziehung gefährdet. Letztlich ging es in der ganzen Auseinandersetzung um diese beiden grundsätzlichen Positionen, die von Sailer her geprägte Irenik und die strengkirchliche Richtung. Dabei war Diepenbrock jetzt erstmals auf den unversöhnlichen Widerstand Abels geprallt. Er selber aber konnte von diesem Gutachten Abels nichts wissen, auch nicht über Schwäbl, dem Abel wohl kaum hiervon berichtete. Inwieweit sich aber König Ludwig dieser Meinung Abels über Diepenbrock gegenüber Selbständigkeit bewahrt hatte, ist zweifelhaft. Jedenfalls zog er sich immer deutlicher von Diepenbrock zurück. Darin spielte zweifellos auch Diepenbrocks beharrliche Weigerung, ein höheres Amt anzunehmen, eine Rolle, vor allem aber sein wachsendes Eingenommensein für die neue strengkirchliche Richtung. So ließ Ludwig Abel in allen kirchlichen Fragen völlig freie Hand, vor allem was die königlichen Ernennungen auf kirchliche Stellen betraf, die Abel während dieser Jahre sehr bewußt und konsequent mit ultramontanen Kandidaten besetzte. Freilich geschah hier auch vieles, ohne daß Ludwig die Folgen überblickt hätte. Hier muß dem König eben die naive Unbefangen-

[189] Schwaiger, Sailer, 40–43 (Lit.).

heit zugute gehalten werden, von der Diepenbrock schon früher einmal gesagt hatte, daß er mit ihr leicht hinters Licht geführt werden könne[190].

Das harte und abwertende Urteil Abels über Diepenbrock muß aber verwundern, wenn man bedenkt, daß Abel Diepenbrock bisher nur sehr flüchtig persönlich kannte. Hinzu kommt, daß Diepenbrock für Schwäbl in der Bistumsverwaltung eine unersetzliche Hilfe war und Schwäbl das Abel in seinen Briefen auch immer wieder bestätigt hatte. Danach hätte Abel gerade von Schwäbl her ein ganz anderes Bild von Diepenbrock haben müssen. Wirklich war Schwäbl für Abel der erste und ausschlaggebende Leumund für Diepenbrock gewesen. Aber Schwäbl hatte eben auch dieses negative Urteil Abels über Diepenbrock mit ausgeprägt. Er tat das unbewußt und ohne alle Absicht.

Schwäbl hatte Abel in seinen Briefen auch immer wieder über seine Auseinandersetzungen mit Diepenbrock geklagt. Der vorzügliche Reibungspunkt lag dabei in Diepenbrocks ablehnender Haltung den Klöstern gegenüber. Schwäbl verfolgte die Wiedererrichtung der Benediktinerklöster mit einer gewissen Vorliebe. Sie war zugleich das einende Band seiner Freundschaft mit Abel. Diepenbrock aber verhielt sich hier äußerst zurückhaltend. Offensichtlich kam es in dieser Frage immer erneut zu offenen Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden, so sehr, daß Schwäbl einmal auch an Abel schrieb, er habe es aufgegeben, mit Diepenbrock über die Klöster zu sprechen[191]. Daraus sprach die ganze Resignation Schwäbls, aber eben auch die unnachgiebige Haltung Diepenbrocks in diesem Punkt.

Die Wiederherstellung der Klöster war eine Lieblingsidee König Ludwigs. Vor allem der Benediktinerorden bestach den König durch seine außerordentliche Verbundenheit mit Bayern. Dazu spielte gewiß auch Ludwigs historische Liebhaberei, wie Clemens Brentano es nannte[192], eine wesentliche Rolle. Zugleich aber blieb die Wiederherstellung des Ordens als ganze eingebettet in die Bewegung der katholischen Restauration. So hatte Ludwig von Anfang an auch viel ausgreifendere Pläne der Klosterrestauration, als sich dann verwirklichen ließen. Den Benediktinern sollte allmählich wieder das höhere Schul- und Erziehungswesen übergeben werden. Vor allem das war der Sinn der Wiederherstellung des Ordens für den Staat. Auf ihm lag der Ton. Und schließlich wurde das auch als die Daseinsberechtigung des Ordens angesehen. So trat aber der eigentliche erste, religiöse Zweck zurück. Auf ihn aber kam es Diepenbrock an. Diepenbrock war es in allem vorzüglich um die innere religiöse Erneuerung des Ordenslebens zu tun und um die dann von den Klöstern ausgehende religiöse Wirkung und Bedeutung für das allgemeine kirchliche Leben. Allein dieser geistig-geistliche Gewinn sollte die Wiedereinführung rechtfertigen können. Grundsätzlich aber mißtraute Diepenbrock der inneren Erneuerungskraft des Ordens. Darin gründeten seine Vorbehalte und seine völlige Passivität in dieser Frage. Tatsächlich gaben ihm die Anfänge der Neubegründung recht. Von den insgesamt 293 noch lebenden ehemaligen Benediktinern waren nur 11 bereit, in das Kloster zurückzukehren. Auch Sailers diesbezügliches Gutachten vom 9. September 1826 hatte zunächst wenig zuversichtlich gelautet[193]. Allerdings wollte sich Sailer grundsätzlich nicht dieser Lieblingsidee des Königs in den Weg stellen.

[190] Diepenbrock an Joseph Görres, Barbing, 3. Juni 1829. Görres Bd. 9, 355.

[191] Schwäbl an Abel, Regensburg, 2. Februar 1839. Borodajkewycz, 114.

[192] Clemens Brentano an Joseph Görres, Koblenz, 14. Juni 1826. Görres Bd. 9, 259.

[193] Sailer, Gutachten zur Wiedererrichtung der Klöster, 9. September 1826, in: Sattler, Wiederherstellung des Benediktinerordens, 34 f.

Schwäbl ging es in allem wohl insbesondere um die angestrebte volle Entfaltung des kirchlichen Lebens, einem wesentlichen Programmpunkt der bayerischen katholischen Restauration. Deshalb hatte er sich die Wiedereinführung der Orden zu einer nicht unwesentlichen Aufgabe seiner bischöflichen Amtszeit gemacht. Diepenbrock aber verweigerte hier die Mithilfe, auf die Schwäbl sonst so sicher rechnen konnte. Offensichtlich kam es hier zu regelrechten Auftritten zwischen ihm und Schwäbl. Schwäbl fühlte sich durch sie um so tiefer verletzt, je näher ihm Diepenbrock stand und je größer die Vertrauensstellung war, die er ihm in allem einräumte. Aber hierfür war nicht nur Diepenbrocks schroffe Entschiedenheit schuld, sondern auch Schwäbls eigene große Verletzbarkeit, die in seiner großen menschlichen Milde und Sensibilität gründete. Auch Diepenbrock wußte um diese ausgesprochene Gemütsweichheit des Bischofs, die vor allem später, in den Zeiten seiner wachsenden Kränklichkeit immer mehr zunahm. Er glaubte aber hier nicht anders handeln zu dürfen. Sein entschiedenes und schnell aufbrausendes Wesen aber mußte Schwäbl oft empfindlich treffen, vor allem weil er Diepenbrock, gleich Sailer, beinahe fürsorgend zugetan war. So stand hier ein wirklich Trennendes zwischen Schwäbl und Diepenbrock, das beider harmonisches Verhältnis zwar nicht grundsätzlich trübte, aber an dem sich beide doch immer wieder rieben. Vor allem Schwäbl bedauerte das tief. In diesem Sinn schrieb er über Diepenbrock am 14. März 1839 an Abel: „Da ich ihn so aufrichtig liebe und seiner Geschäftstüchtigkeit so vieles verdanke, so begreifen Sie, verehrtester Freund, wohl am besten, wie sehr mein Herz unter diesen zwiespältigen Verhältnissen leidet."[194]

Auf diesem Hintergrund sind Schwäbls Äußerungen über Diepenbrock zu verstehen. In ihnen lag weder etwas Anklagendes noch eine Absicht. Nur glaubte Schwäbl, sich hier Abel gegenüber, den er als durchaus verstehenden Freund ansah, rückhaltlos aussprechen zu können. Und nur so wird auch die unbefangene Offenheit verstehbar, mit der Schwäbl am 30. Januar 1839 sein Gutachten über Diepenbrock niederschrieb. Abel hatte ihn förmlich dazu aufgefordert. Dahinter stand der offensichtliche Auftrag des Königs. Ludwig wollte, wie er Abel auftrug, nähere Aufschlüsse über die augenblickliche kirchliche Richtung Diepenbrocks, namentlich über dessen Einstellung zu den Klöstern gewinnen. Der ganze Vorgang war wieder bezeichnend genug. Er zeigte jedenfalls, wie vorsichtig Ludwig Diepenbrock gegenüber geworden war. Andernfalls hätte er kaum über Dritte gesonderte Informationen über ihn eingezogen, sondern es hätte ihm genügt, zu wissen, daß Diepenbrock der unverbrüchlich treue Schüler Sailers war. Die ganze beginnende Unsicherheit und Entfremdung im Verhältnis Ludwigs zu Diepenbrock zeichnet sich hier ab. Ganz offensichtlich aber wollte sich Ludwig mit allem noch einmal über Diepenbrocks Befähigung für ein Bischofsamt vergewissern. Offenbar hatte er auch jetzt eine Ernennung Diepenbrocks noch nicht endgültig ausgeschlossen, trotz aller früheren diesbezüglichen Enttäuschungen durch Diepenbrock und trotz seiner eigenen wachsenden Bedenken. Diese Bedenken aber wurden nun durch Schwäbls Gutachten wesentlich verstärkt.

Schwäbl nämlich schrieb an Abel, Diepenbrock sei zwar kein Feind der Klöster und schätze namentlich die Benediktiner, könne sich aber auch zu keiner Mitwirkung an der Wiedererrichtung und Förderung derselben entschließen. Schwäbl machte dafür Diepenbrocks Erfahrungsmangel verantwortlich, durch den er die guten Wirkungen eines Klosters für Kirche und Volk nie erlebt habe, dazu die Verbundenheit des bayerischen Volkes mit den Klöstern gar nicht kenne und so nur die Schattenseite der

[194] Schwäbl an Abel, Regensburg, 14. März 1839. Borodajkewycz, 114.

Klöster anführe, die ihnen wirklich zur Zeit der Säkularisation anhaftete. Das klang wie eine Entschuldigung für Diepenbrock und war wohl von Schwäbl auch so gemeint. Aber Schwäbl lastete Diepenbrock nun doch an, daß er in allem die eigentliche Aufgabe der Klöster im Sinn der Kirche und der Ordensstifter übersehe und sich in Idealen gefalle, die im wirklichen Leben nicht realisierbar seien.

Dieses Urteil betraf zunächst nur die Einzelfrage der Klöster. Schwäbl wandte sich nun aber einer allgemeinen Bewertung von Diepenbrocks Persönlichkeit zu. Er hob zwar dessen glänzendes Talent hervor, mit dem er ihm eine unentbehrliche Stütze in der Bistumsverwaltung geworden sei, bescheinigte ihm aber, daß er noch der nötigen Erfahrung, Klugheit und Mäßigung ermangle, sowie der Herablassung zu dem gemeinen Volk und zu dem auf einer tieferen Bildungsstufe stehenden Klerus[195]. In seinem diesem Gutachten beigelegten persönlichen Brief an Abel aber sprach Schwäbl noch deutlicher aus, wie er das meinte, nämlich daß Diepenbrock im Augenblick noch nicht die nötige Reife besitze, um auf einem selbständigen Posten, wo seine Stimme den letzten Ausschlag gäbe, den Ansichten der Kirche und des Königs zu entsprechen[196]. Dieses Urteil war eindeutig. Schwäbl sprach damit Diepenbrock ganz klar die augenblickliche Befähigung ab, ein bischöfliches Amt zu übernehmen.

Das Gutachten Schwäbls war bereits wenige Tage später durch Abel, der ihm in seiner beigefügten Bemerkung noch eine zusätzlich Schärfe verlieh, direkt an König Ludwig gelangt[197]. Zweifellos schwang in diesem Gutachten zugleich Schwäbls große Verärgerung über Diepenbrocks schroffe öffentliche Zeitungserklärung zur Wiedereinführung der Jesuiten mit. Trotzdem meinte Schwäbl sein Urteil über Diepenbrock durchaus ernst. Das belegen auch die übrigen, in ähnlichem Sinn über Diepenbrock sprechenden Briefstellen Schwäbls an Abel. Dabei hatte Schwäbl alles, von einigen Ausnahmen größter Verstimmtheit über Diepenbrock abgesehen, stets ohne den Ton des Vorwurfs gesagt und in der Überzeugung, daß Diepenbrock zweifellos einmal die persönliche Reife erlangen würde, die ihm jetzt noch mangele. Nur so ist verstehbar, daß Schwäbl zugleich immer wieder Diepenbrocks ausgezeichnete Fähigkeiten betonte. Nur schien er ihm, ähnlich Schenk, ein zwar köstlicher, augenblicklich aber eben noch unausgegorener Wein. Diepenbrocks jüngste Zeitungserklärung schien ihm das nur aufs neue zu belegen.

Ein zusätzlicher Reibungspunkt lag wohl auch in beider unterschiedlichem Wesen. Schwäbl ließ bei aller Entschiedenheit und bei allem Durchsetzungswillen immer eine eigentümlich versöhnliche Milde walten. Sie war seinem Wesen eigen. Diepenbrock dagegen konnte sich durchaus zu regelrechten Temperamentsausbrüchen hinreißen lassen. Das machte aber sein Urteil keineswegs befangen. Das wußte auch Schwäbl. Darauf bezog sich auch sein Lob. Nur legte Schwäbl Diepenbrock die Leidenschaftlichkeit zu Lasten, mit der er manches vertrat, aufgriff und durchsetzte und mit der er in manchem zu einer zu schroffen Entschiedenheit und Konsequenz hinzuneigen schien.

Bezeichnenderweise aber kehrten eben die beiden hauptsächlichen Fehler, die Schwäbl an Diepenbrock beschrieb, die zu hohen Ansprüche, mit denen Diepenbrock seiner Mitwelt begegne, und die allzu große Erregbarkeit, aus der heraus er handle,

[195] Gutachten Schwäbls an Abel, Regensburg, 30. Januar 1839, Bay HStA GHA II, 182 (= Hahn, Schwäbl, 297 f.).

[196] Schwäbl an Abel, Regensburg, 30. Januar 1839. Borodajkewycz, 115.

[197] Abel an Ludwig I., München, 1. Februar 1839, Bay HStA GHA II, 182 (= Hahn, Schwäbl, 297).

auch im Gutachten Abels für den König vom 24. Oktober 1839 wieder. Nur hatte sie Abel ganz und gar ins Negative gekehrt, indem er Diepenbrock ein übersteigertes Selbstgefühl und persönliche Unberechenbarkeit anlastete. Schwäbl hatte hier Abel fraglos unterschätzt, der seine vertraulichen Mitteilungen unmittelbar gegen Diepenbrock ausnutzte und verwertete. Das geschah in Abels Gutachten auch ganz nachweisbar. Denn mehrmals bezog er sich darin, auch namentlich, auf Mitteilungen Schwäbls und gründete darauf sein negatives Gesamturteil über Diepenbrock. Dazu gab freilich auch Abels eigene strengkirchliche Position den Ausschlag. Das Rüstzeug aber hatte ihm Schwäbl geliefert, wenn auch ohne es zu wollen und ohne diese Wirkung seiner vertrauten Briefe an Abel auch nur zu ahnen.

Wenn daher Diepenbrock in München, bei Abel und durch ihn beim König, so rasch in Mißgunst fiel, so trug daran Schwäbl selber eine nicht unwesentliche Schuld. Freilich entschuldigte ihn wieder die Ahnungslosigkeit und Absichtslosigkeit, mit der er das verursachte. Schwäbl sah in Abel zu sehr den vertrauten Freund, dem er sich offen mitteilen konnte, während Abel alles sofort in sein politisches Handeln und Entscheiden umprägte. Von hierher fällt doch zugleich ein bezeichnendes Licht auf die Freundschaft zwischen Schwäbl und Abel. Ihre Gewichte waren sehr ungleich verteilt. Denn Abel dürfte Schwäbl wohl kaum darüber ins klare gesetzt haben, daß er Diepenbrock ganz gezielt als möglichen Bischofskandidaten ausschließen wollte, vor allem weil für Diepenbrock überall das Maß der Sailerschen Irenik galt. So aber hatte Abel Schwäbl letztlich auch über die eigene strengkirchliche Position im unklaren gelassen. Auch das macht sein Verhältnis zu Schwäbl eigenartig schillernd.

Im Jahr 1838 hatte Diepenbrock mit Rücksicht auf seine halbjährige Abwesenheit zur Gräfenberger Kur die gewohnte Herbstreise unterlassen. Jetzt, im Spätsommer 1839, aber wollte er zusammen mit Passavant ins Gebirge reisen. Offensichtlich hatte sich Apolonia seit ihrem Sturz im Februar wieder völlig erholt. Diepenbrock wollte Passavant in der Umgebung von München treffen. Passavant kam aber doch direkt nach Regensburg, wo er am 14. August eintraf, bei Diepenbrock wohnte und mit ihm Apolonias Krankenhaus, dazu vor allem den neurestaurierten Dom besichtigte und auch Diepenbrocks Freunde Graf Fugger und Wagner traf. Bereits am 16. August brach man gemeinsam auf. Die Reise ging nun ins Österreichische, zunächst durch die Steiermark und das Etschtal. Das eigentliche Reiseziel aber war Wien[198]. Dort besuchten beide auch Anton Günther[199]. Zusammen mit zwei seiner Schüler machte man anschließend einen Ausflug nach Salzburg und bestieg gemeinsam den Gaisberg. Johann Emanuel Veith[200], der eine der beiden mitreisenden Güntherschüler, erinnerte sich noch später an diese Gebirgstour. Diepenbrock sei die Berge rüstig auf- und niedergestiegen, in gerader Haltung, wie ein Offizier. „Im Dom zu Salzburg sah ich ihn dann eine halbe Stunde lang still hinkieen, beschaulich in Gebet versunken, äußerlich in einer klassischen silbernen Ruhe, innerlich voll glühender Erregung heiliger Andacht ...“[201]

[198] Passavant Tagebuch, August/September 1839, StA Boch 1.3.1. 90.

[199] Anton Günther (1783–1863), Priester 1821, seit 1824 Theologe und Privatgelehrter in Wien, sein wissenschaftlich-theologisches Werk wurde 1857 indiziert. – LThK 4 (1960) 1276–1278. – Joseph Pritz, Anton Günther (1783–1863), in: Katholische Theologen Deutschlands im 19. Jahrhundert, hrg. v. Georg Schwaiger u. Heinrich Fries, Bd. 1 (1975) 348–375.

[200] Johann Emanuel Veith (1787–1870), Priester 1821, war Güntherschüler, 1831–1845 Domprediger von St. Stephan in Wien. – LThK 10 (1965) 653.

[201] Veith berichtete das im Jahr 1867 Reinkens persönlich. – Reinkens, Diepenbrock, 192.

Insgesamt waren Diepenbrock und Passavant nicht sehr lange unterwegs. Bereits am 8. September verließ Passavant Diepenbrock wieder in Regensburg. Vielleicht machte Passavant jetzt auf der Rückreise den Besuch bei Christoph Schmid in Augsburg, den ihm Diepenbrock im Juli angekündigt hatte[202]. Beide kannten einander noch nicht. Passavant und Diepenbrock hatten auf dieser Fahrt auch Maria von Mörl in Kaltern besucht und waren auch nach Meran gekommen, wo Schwäbl zusammen mit Abel und Charlotte von Phillips einen mehrwöchigen Aufenthalt genommen hatte[203].

Die Freundschaft zwischen Passavant und Diepenbrock war für beide bedeutsam. In ihr fand ein echter Gedankenaustausch statt. Dazu trugen vor allem Passavants philosophisch-theologische Fragen bei, insbesondere auch seine bevorzugten Ideen zur Möglichkeit der Wiedervereinigung der beiden christlichen Konfessionen[204]. Darin war Passavant ganz Kind seiner Zeit. Er machte vor den Schranken der eigenen Konfession nicht halt. Hierin erwies sich Passavant aber zugleich als aus dem näheren Freundeskreis Sailers stammend. Diepenbrock hatte Passavants Werk über den Magnetismus[205] als grundsätzlich mit der christlichen Ansicht übereinstimmend erklärt. Er bewunderte an Passavant vor allem die große Klarheit, die er in alle spekulativen Fragen zu bringen vermochte, womit er ganze philosophische Systeme, insbesondere auch der eigenen Zeit auf wenige Kernaussagen zusammenziehen konnte. Auch Diepenbrock bewies Vertrautheit mit diesen Gedanken. Freilich war er hier mehr der Nehmende.

Passavant trug ihm aber auch weitgreifende und durchaus moderne Gedanken zur Lehre der Kirche vor. Auch darin zeigte Passavant eine durchdringende spekulative Begabung. Dabei wandte er sich nirgendwo gegen das katholische Dogma, sondern brachte ihm als Protestant weitestgehendes Verständnis entgegen und suchte es durch eine tiefere gedankliche Durchdringung zu bestätigen. Auch über eine mögliche und notwendige Änderung der hierarchischen Verfassung der Kirche sprach Passavant zu Diepenbrock. Diese Gedanken lagen eingebettet in sein Grundanliegen einer möglichen Wiedervereinigung. Passavant machte aufmerksam auf die zu scharfe Trennung zwischen Priesterstand und Laien, auf den Vorteil, aber auch schwerwiegenden Nachteil des Zölibats und möglicher Lösungswege, forderte die Anteilnahme der Gemeinden an der Wahl der Bischöfe in angemessener Form, dazu eine grundsätzlich kollegialere Kirchenverwaltung, auch die gebotene Berücksichtigung der Kultur in den verschiedenen Ländern. Ähnliches forderte Passavant auch für die Papstwahl, bei der alle Bischöfe aller Länder beteiligt sein sollten, damit der Papst ein wahrhaft katholisches Oberhaupt, nicht nur ein römischer Papst sei. Die grundsätzliche Trennung der politischen Gewalt von der kirchlichen war für Passavant eine Selbstverständlichkeit. Allgemein zielten solche Gedanken auf eine entschiedene Anteilgabe der Laien am Leben der Kirche und somit auf eine größere Belebung des kirchlichen Lebens überhaupt. Dazu sollte den Bischöfen sowie den Landeskirchen überhaupt größte Selbständigkeit zukommen. Hier machte sich doch wieder das entschieden protestantische Element in Passavants Gedanken geltend, das Passavant aber hier so ausführte, daß es

[202] Diepenbrock an Christoph Schmid, Regensburg, 19. Juli 1839, StA Boch 1.1.7. 300.

[203] Apolonia Diepenbrock an Hermann Dietz, Regensburg, 13. November 1839, ebenda, 1.2.2.7. 20.

[204] Gronow, Christliche Einheit in Frankfurt, 64–73.

[205] Johann Karl Passavant, Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, Frankfurt 1837.

durchaus mit der katholischen Auffassung vereinbar war. Hinter allem stand das große Anliegen der christlichen Einheit.

Passavant konnte vor allem mit Diepenbrock solche Gedanken austauschen. Diepenbrock erwies sich hier, vor allem was die rein theologischen Fragen anging, als der geeignete und wirklich verstehende Gesprächspartner[206]. Dazu regte Diepenbrock immer neue Fragen an und forderte Passavant auch auf, den einen oder anderen Aspekt mehr zu bedenken, beziehungsweise noch klarer und schärfer herauszuarbeiten. Grundsätzlich stimmte Diepenbrock mit Passavants Gedanken überein, so revolutionär sie schienen, und das um so mehr, je konsequenter die strengkirchliche Partei, vor allem was die kirchlich hierarchische Verfassung betraf, gerade die entgegengesetzte Richtung beschritt. Insbesondere deshalb forderte Diepenbrock Passavant immer wieder auf, seine Gedanken auch öffentlich auszusprechen. Er schlug ihm vor, die Briefform zu wählen, die Passavant eine weitaus größere Freiheit sich auszusprechen lasse als eine streng systematische Abhandlung. Er selber war bereit, daß sein Name als der Adressat, der er ja auch wirklich war, verwendet würde[207]. Geplant war wohl, daß Passavant seine Briefe an Diepenbrock durchaus wörtlich übernehmen sollte. Zu einer solchen, auch von Passavant selber ins Auge gefaßten Veröffentlichung kam es jedoch nicht. Als aber zwei Jahrzehnte später, nach Diepenbrocks und auch Passavants Tod, die Witwe Passavants diesen Briefwechsel in Auszügen veröffentlichte, zum Andenken an Passavant, legte man Diepenbrock diese Korrespondenz sehr zum Nachteil aus. Grund dafür waren insbesondere die scheinbar viel zu weit gehenden Zugeständnisse, die er Passavant etwa in der Frage der katholischen Lehre der ungetauften Kinder, vor allem aber hinsichtlich seiner Vorschläge zur Kirchenverfassung gemacht hatte. Auch Apolonia hätte diese Veröffentlichung gern verhindert[208]. Freilich argumentierte man hier aus dem Bewußtsein heraus, daß Diepenbrock selber in der kirchlichen Hierarchie aufgestiegen war und daher diese Worte doppelt schwer wiegen mußten.

Andererseits sprach aus dieser Kritik doch auch wieder eine gewisse befangene Enge. In Diepenbrocks Korrespondenz mit Passavant spiegelte sich nur seine geistige Selbständigkeit wider. Zugrunde aber lag ihr die irenische Weite der Geistigkeit und Religiosität Sailers. Das war zugleich das Verbindende in der Freundschaft mit Passavant. Zeitlebens stimmten hier beide überein, Diepenbrock als katholischer Priester und Passavant als Protestant. Darin lag überhaupt die Bedeutung beider Freundschaft füreinander. Passavant blieb für Diepenbrock lebenslang der vertrauteste Freund protestantischer Konfession, mit dem er gerade auch alle geistigen und religiösen Fragen besprechen konnte. Dasselbe galt umgekehrt für Passavant. Diepenbrock aber war ihm noch mehr als ein vertrauter Freund, der ihm gegenüber den katholischen Standpunkt vertrat, nämlich das Ideal des katholischen Priesters. Vor allem nach Sailers Tod mußte Diepenbrock dem Freund die hierdurch entstandene Lücke ausfüllen helfen. In diesem Sinne war in späteren Jahren vor allem immer wieder Diepenbrock der Gebende in dieser Freundschaft. Passavant fand an ihm auch in allen persönlichen Lebens-und Glaubensfragen Halt. Gerade in solchen Freundschaftsbeziehungen spiegelt sich Diepenbrocks Persönlichkeit am reinsten und schönsten wider in ihrer reichen Geistigkeit und Menschlichkeit, die in allem von einer tiefen religiösen Innerlichkeit und Mitte her durchdrungen und getragen war.

[206] Vgl. vor allem den umfangreichen Briefwechsel des Jahres 1840. Gedenkblätter an Passavant, 57–138.

[207] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 28. April 1840. Ebenda 87 f.

[208] Gronow, Christliche Einheit in Frankfurt, 67.

Im Jahr 1840 feierte man in Regensburg das 1100jährige Bestehen des Bistums. Diese Feier war zweifellos der äußere Höhepunkt Schwäbls Bischofszeit. Die Festlichkeit sollte eine Woche lang dauern. Am 23. Juli 1840 machte Schwäbl dem Domkapitel zur Gestaltung konkrete Vorschläge[209]. Zugleich lud er die Kapitulare ein, eine der für jeden Tag um acht Uhr morgens vorgesehenen Predigten zu übernehmen. Die Übernahme war freilich freiwillig. Schwäbl selber wollte nicht predigen, dafür sich aber mit einem Hirtenbrief an das ganze Bistum wenden. Aus dem Kapitel übernahmen Diepenbrock, Rothfischer, Weigl und Lemberger[210] eine Predigt. Dabei sollte aber, entgegen Schwäbls Vorschlag, jedem Prediger die Wahl des Predigtthemas selber überlassen sein[211]. Einen genauen Vorschlag des Programms der festlichen Woche legte Schwäbl dem Kapitel am 12. August vor[212]. Die wenigen Änderungsvorschläge seitens des Kapitels wurden diesmal mündlich abgemacht[213]. Der Anlaß aber schien bedeutend genug, um für die acht Tage der Feier einen vollkommenen päpstlichen Ablaß zu erwirken[214].

Die kirchliche Festwoche begann am Samstag, den 5. September, um dreivierteldrei Uhr nachmittags mit dem einsetzenden viertelstündigen Geläut aller Glocken der Stadt. Die anschließende Vesper im Dom wurde vom Münchener Erzbischof Gebsattel gehalten. Am folgenden Tag, am Sonntag, um acht Uhr morgens, hielt dann Diepenbrock die erste Predigt. Er hatte sie ganz bewußt auf die feierliche Eröffnung der nachfolgenden Festwoche ausgerichtet. Das unmittelbar anschließende Hochamt um neun Uhr hielt wieder Erzbischof Gebsattel. Am Nachmittag fand nach der Vesper, um drei Uhr, die feierliche Prozession statt, in der man die Reliquien der drei Bistumspatrone, Wolfgang, Emmeram und Erhard von der Emmeramskirche in den Dom überführte. Eine Schlußandacht um acht Uhr abends im Dom beendete diesen Tag. Er wurde im ganzen Bistum in dieser Form begangen.

Auch an jedem Tag der anschließenden Woche wurde um acht Uhr morgens eine einstündige Predigt im Dom gehalten, anschließend das Hochamt gefeiert, um drei Uhr nachmittags die Vesper und um acht Uhr abends eine Schlußandacht. Die einzelnen Gottesdienste waren gleichmäßig aufgeteilt. So hielt Diepenbrock am Dienstag die nachmittägliche Vesper im Dom[215]. Das Pontifikalamt am Sonntag, mit dem die Festwoche schloß, hielt der Fürsterzbischof von Salzburg, Friedrich Fürst von Schwarzenberg[216]. Schwäbl hatte ihn dazu eingeladen[217]. Schwarzenberg war neben Gebsattel der zweite hohe kirchliche Ehrengast in Regensburg. In der Begegnung während

209 Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 23. Juli 1839, BZAR BDK 17.

210 Johann Baptist Lemberger, geb. 11. August 1793, Priester 19. Mai 1816, Domherr 4. Januar 1839, 1841–1854 Dompfarrer, 1854–1858 Generalvikar in Regensburg, gest. 20. November 1858.

211 BZAR Protokoll des Domkapitels, 28. Juli 1840.

212 Schwäbl an Domkapitel, Regensburg, 12. August 1840, BZAR BDK 17.

213 BZAR Protokoll des Domkapitels, 14. August 1840.

214 Hahn, Schwäbl, 173.

215 Gedrucktes Programm zur 1100 Jahrfeier des Bistums Regensburg, BZAR BDK 17.

216 Friedrich Fürst von Schwarzenberg (1809–1885), war seit 1836 Erzbischof von Salzburg, wurde 1842 Kardinal, 1850 Erzbischof von Prag, Vorsitzender der österreichischen Bischofskonferenz. – Cölestin Wolfsgruber, Friedrich Kardinal Schwarzenberg, 3 Bd.e, Wien 1906–1917. – Gatz, Bischöfe, 686–692.

217 Wolfsgruber, Schwarzenberg, Bd. I, 206–209.

dieser kurzen Tage gründete auch Diepenbrocks spätere Freundschaft mit Schwarzenberg. Schwarzenberg nahm auch an der nachmittägigen Prozession teil, durch die die Reliquien der drei Bistumspatrone wieder nach St. Emmeram zurückgeführt wurden. Die Schlußandacht war an diesem Tag um sechs Uhr angesetzt. Nach ihr beendete das viertelstündige Geläut aller Glocken die achttägige Jubelfeier. Die acht gehaltenen Festpredigten wurden auch gedruckt. Diepenbrock gab sie heraus[218].

Die große Silvesterpredigt am Schluß des Jahre 1840 hatte wieder Diepenbrock übernommen. Sie hinterließ wieder größten Eindruck. An Emilie Linder schrieb er am 6. Dezember 1840, er habe für seine Predigt zunächst einen anderen Plan gehabt, sie sei ihm aber unterm Schreiben so ernst geworden[219]. Diepenbrock hatte dieser Predigt für den Druck den bezeichnenden Titel „Die Zeichen der Zeit" gegeben[220]. Damit drückte er die Zielrichtung und zugleich einen Anspruch aus. Geradezu beschwörend eindringlich aber waren seine Mahnrufe mit denen er sich an alle Stände von Kirchenvolk und Klerus wandte und die das ganze letzte Drittel seiner über einstündigen Predigt ausmachten. Er schloß sie mit einer Anrede an die Christen in ihrer Gesamtheit: „Ihr Christen insgesamt, die ihr in unseliger Spaltung und Zerrissenheit einander anfeindet und lästert, bedenket, daß die Liebe der Brüder das höchste Gesetz und seine Erfüllung das alleinige Zeichen des wahren Jüngers Christi ist. Um der Sünden eurer Väter willen hat Gott die unselige Trennung zugelassen; um eurer Sünden willen dauert sie fort. Tilget daher unter euch alles Böse, allen Hadergeist, alle Feindseligkeit, alles Aergernis, allen Gräuel, und wähnet nicht, daß die Rechtgläubigkeit oder vermeinte Reinheit eures Bekenntnisses euch retten wird am Tage des Zornes, wenn euer Wandel euer Bekenntnis Lügen straft. Schaffet hinweg aus eurer Mitte allen Sauerteig des Pharisäismus und des Sadducäismus, dessen faule Gärung den Himmel mit Qualm und Dunst bedeckt; dann erst dürfet ihr hoffen, daß euch die Sonne des ersehnten schönen Tages scheine, da Ein Hirt seyn wird und Eine Heerde! Das ist es, Geliebte!, was ich in den Zeichen der Zeit mit Feuerschrift geschrieben lese, dies und noch viel anderes mehr. Doch die Zeit flieht, das alte Jahr sinkt, das neue dringt mit Macht heran; ich muß enden. –"

In diesen Worten lag eine unüberhörbare Deutlichkeit. Sie waren nichts anderes als ein Appell zum konfessionellen Frieden, der durch die scharfe Polemik, vor allem der strengkirchlichen Kreise gefährdet war. Zugleich sprach hieraus ein klares Bekenntnis zu der von Sailer geprägten, irenischen Kirchlichkeit und Glaubenshaltung. Diepenbrock hatte hiermit erneut eindeutig Stellung bezogen in der ganzen sich über die Jahre seit dem Kölner Ereignis hin gewandelten allgemeinen kirchlichen Lage, und zwar als Schüler Sailers. Seine Predigt fand durch den Druck wieder weite Verbreitung. Sie brachte ihm einerseits Achtung und Respekt ein. Denn zu solchen klaren Worten gehörte gerade in dieser spannungsgeladenen Zeit einiger Mut. Zugleich aber mußte Diepenbrock damit die Gegnerschaft der strengkirchlichen Partei nur um so entschiedener auf sich ziehen. Denn gegen sie richteten sich ja seine Worte.

[218] Melchior Diepenbrock, Acht Predigten bei der Jubelfeyer des elfhundertjährigen Bestandes der Diözese Regensburg, gehalten den 6. bis 13. September 1840 in der Domkirche zu Regensburg, Regensburg 1840 (Diepenbrocks Predigt auch in: Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 111–130).

[219] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 6. Dezember 1840. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 264 f.

[220] Melchior Diepenbrock, Die Zeichen der Zeit. Predigt zum Sylvesterabend 1840, Regensburg 1841 (= Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841, 131–156).

Wie sehr Diepenbrock aber unter der allgemeinen Veränderung der Geisteshaltung auf dem kirchlich-religiösen Gebiet litt, drückt beinahe jeder seiner vertrauten Briefe aus diesem Jahr aus. Grund dafür war weniger, daß er selber durch seine amtliche Stellung notwendig von dem allgemeinen Wirbel erfaßt war. Vielmehr war ihm der ganze Streit deshalb ein so unheimlicher Vorgang, wie er an Frau Tiedemann schrieb, da „das Heiligste, was Frieden auf die Erde bringen und die Menschenseele vereinigen sollte, selbst Gegenstand und Grund des Streites, der Zwietracht, der Parteiung und des Hasses" [221] geworden war. Dahinter leuchtet wieder sein hohes religiöses Ideal auf. Freilich griffen ihn doch auch die gegen ihn selber gerichteten Anfeindungen immer wieder sehr an. Auch das belegen seine vertrauten Briefe.

Im Herbst 1840 hatte Diepenbrock erneut eine Reise nach Österreich gemacht, in die Steiermark, nach Graz und Wien, wo er die alten Freunde, vor allem O'Donnell wieder traf[222]. So schrieb er am 16. November 1840 an Emilie Linder: „Geistesfrische habe ich Gottlob von meiner Reise heimgebracht und sie hält bis jetzt noch aus, obgleich das geistlose mechanische Tagewerk nicht wenig an ihr zehrt. Sie, die Ihre Beschäftigung nach idealen Richtungen hinwenden können (ich danke Gott dafür, daß Sie es können), wissen nicht, wie viel des besten ätherisches Lebensöles man auf das harte hölzerne Joch des Amtslebens verwenden muß, um es etwas weniger unsanft zu machen und erträglicher." [223] Das hatte Diepenbrock mit seinem bekannten Humor gesagt. Aus allem klang aber auch seine alte Abneigung gegen die bloße Aktenarbeit in Kapitel und Ordinariat. Diepenbrock konnte sie zeitlebens nicht ablegen.

Wenige Wochen nach seiner Rückkehr, im November, erhielt Diepenbrock den Besuch von Radowitz. Radowitz war ein enger Freund König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen und in dessen politischem Auftrag unterwegs[224]. Auch dieser persönliche Besuch bei Diepenbrock hatte einen konkreten, zunächst noch streng vertraulichen Grund. Mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., am 7. Juni 1840, war auch die Kölner Angelegenheit in eine neue Phase getreten. Mit Entschiedenheit suchte Friedrich Wilhelm die letztlich festgefahrenen Verhandlungen neu in Gang zu bringen und eine Lösung herbeizuführen. Dabei leitete ihn die Absicht eines grundsätzlichen Wandels der gesamten Kirchen- und Kulturpolitik, die dem absolutistischen, dazu katholikenfeindlichen Staatskirchentum seines Vaters ganz und gar entgegengesetzt war[225]. Dieses Programm setzte Friedrich Wilhelm IV. von Anfang an durch. In allem machte sich die geistige Prägung durch die christliche Romantik geltend. Sie war charakteristisch für die ganze Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. Charakteristisch für seine Persönlichkeit aber war die ideale Gesinnung, auch die große Redlichkeit, mit der er allem gegenübertrat. So brachte sein Regierungsantritt einen Neuanfang. Preußen sollte ganz das Gepräge eines christlichen Staates gewinnen. Die beiden großen Konfessionen sollten dabei als die zwei Ausprägungen der christlichen Kirche durchaus gleichberechtigt nebeneinander stehen. Schon darum war es dem König vorzüglich um die Beilegung der Kölner Wirren zu tun, ohne die jeder wirkliche Ausgleich mit der katholischen Kirche nicht möglich war.

221 Diepenbrock an Frau Tiedemann, 7. Juli 1840. Reinkens, Diepenbrock, 188.

222 Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 14. Oktober 1840. Ebenda, 260.

223 Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 16. November 1840. Ebenda, 190.

224 Joseph Maria Radowitz (1797–1853) war Katholik, seit 1823 in preußischem Staatsdienst, seit 1824 mit Friedrich Wilhelm IV. befreundet.

225 Lill, Kölner Wirren, 83–88. – Ewald Schaper, Die geistespolitischen Voraussetzungen der Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms IV. von Preußen, Stuttgart 1938.

In allem war Friedrich Wilhelm Rom gegenüber zu größtem Entgegenkommen bereit. Nur an der Bedingung, daß Droste nicht nach Köln zurückkehren dürfe, hielt er von vornherein fest, vor allem aus Pietät seinem verstorbenen Vater gegenüber, auch aus Rücksicht auf die protestantische Opposition. Das war aber zugleich der Punkt, an dem auch alle bisherigen Verhandlungen gescheitert waren. So hatte auch die erste Mission Brühls[226] nach Rom ein negatives Ergebnis. Der Papst hielt an der Wiedereinsetzung Drostes fest. Das erwartete man auch allgemein auf katholischer Seite[227]. Trotzdem waren die Verhandlungen nun erneut aufgenommen, dazu die ernsthafte und gutwillige Absicht des preußischen Königs in Rom glaubwürdig gemacht.

Mit ganz konkreten Vorschlägen ging Brühl schließlich im Dezember 1840 ein zweitesmal nach Rom. In den ersten Novemberwochen hatte Friedrich Wilhelm zusammen mit Radowitz auf Sanssouci die Grundlinien seines gesamten Regierungsprogramms endgültig erörtert und festgelegt. Er räumte dabei dem gleichgesinnten Radowitz, der Katholik war, durchaus gleichberechtigte Mitwirkung ein. Insbesondere der nun ausgearbeitete Kölner Lösungsvorschlag ging auf Radowitz zurück. Danach wollte man an der Bedingung der Nichtrückkehr Drostes nach Köln festhalten. Dafür sollte Droste formell und dem Recht nach Erzbischof von Köln bleiben, die wirkliche Leitung der Diözese aber einem Koadjutor überlassen. Zur Genugtuung Drostes sollte die preußische Regierung öffentlich erklären, daß alle gegen Droste erhobenen Vorwürfe unbegründet seien und Droste seitens der Regierung völliges Unrecht geschehen sei. Dazu war Friedrich Wilhelm zunächst auch noch bereit, Droste bei der Bestimmung des Koadjutors ein Mitspracherecht zuzuerkennen und ihm sogar die Einführung und Bischofsweihe seines Koadjutors in Köln zu gestatten[228]. Tatsächlich war das ein durchaus maßvoller Vorschlag. Friedrich Wilhelm zeigte mit ihm seine grundsätzliche Bereitschaft zur Beilegung des Streits, insbesondere durch das völlige Eingeständnis der Schuld der preußischen Regierung und die förmliche Ehrenerklärung für Droste. Wirklich bildete dieser Vorschlag die Grundlage der späteren Kompromißlösung zwischen der preußischen Regierung und Rom. Er forderte allerdings von Rom das kaum zu überschätzende Opfer, auf Drostes Rückkehr nach Köln zu verzichten. Allein in dieser Rückkehr sah man bisher die Wiedergutmachung des in der Person Drostes an der Kirche begangenen Unrechts.

In diesem Sinn war Brühl nach Rom gegangen. Friedrich Wilhelm hatte über diese Pläne seinen Schwager, König Ludwig, ausführlich informiert[229]. Nur die beiden von ihm in Aussicht genommenen Kandidaten für das Kölner Koadjutoramt, die auch Brühl in Rom vorschlagen sollte, hatte er in diesem Brief nicht genannt. Es waren Diepenbrock und Schwarzenberg. Dabei bevorzugte Friedrich Wilhelm persönlich Diepenbrock. Bereits im Sommer des Jahres 1840 war der mit Friedrich Wilhelm ebenfalls eng befreundete General Thile[230] bei Diepenbrock in Regensburg gewesen. Dieser

[226] Friedrich Wilhelm Graf von Brühl (1791–1859) war mit Friedrich Wilhelm IV. aufgewachsen und führte in dessen Auftrag die ganzen preußisch-römischen Verhandlungen zur Beilegung der Kölner Wirren.

[227] Lill, Kölner Wirren, 100–118.

[228] Ebenda, 125–131.

[229] Friedrich Wilhelm IV. an Ludwig I., Berlin, 19. u. 21. Dezember 1840, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 85/3/II.

[230] Ludwig Gustav von Thile (1781–1852), Friedrich Wilhelm IV. seit langem befreundet, seit 1838 Mitglied des Staatsrats, seit März 1841 Kabinetts- und Schatzminister.

Besuch war eine erste Kontaktaufnahme mit Diepenbrock seitens der preußischen Regierung[231]. Zu diesem Zeitpunkt konnte freilich von der Kölner Koadjutorie noch keine Rede sein. Thile sollte nur einmal vorfühlen, ob Diepenbrock grundsätzlich bereit sei, einen preußischen Bischofsstuhl zu übernehmen. Offensichtlich aber hatte Diepenbrock seine Ablehnung nicht so entschieden geltend machen können, daß man jetzt nicht wieder auf ihn zurückgegriffen hätte. Grund für das besondere Interesse Friedrich Wilhelms gerade an Diepenbrock war sein Ruf, der Schüler Sailers zu sein. Auch Sailer selber wollte die preußische Regierung ja im Jahr 1818 für Köln gewinnen. Diepenbrock aber schien jetzt insbesondere durch seine von Sailer geprägte irenische Kirchlichkeit für Köln und den dort zu schaffenden Ausgleich der konfessionellen Gegensätze geeignet. Er schien gewissermaßen den dort fehlenden Frieden zu verbürgen. Dazu zeichnete Diepenbrock seine fein gebildete Geistigkeit aus. Auch war Diepenbrock Münsterländer und hatte dazu im preußischen Heer gedient. Alles zusammen mußte ihn für Preußen überhaupt und jetzt für Köln insbesondere empfehlen. So ist es auch ohne weiteres verständlich, daß ihn Friedrich Wilhelm Schwarzenberg vorzog. In allem zeigt sich zugleich, welches markante Profil und welchen Ruf Diepenbrocks Persönlichkeit zu dieser Zeit weit über Bayern hinaus hatte.

In diesem konkreten Zusammenhang stand auch Radowitz' Reise, zunächst nach Wien, wo sich Metternich grundsätzlich für diesen preußischen Lösungsversuch für Köln bei der Kurie einsetzen wollte, schließlich nach Regensburg zu Diepenbrock. Radowitz hatte das Gespräch sehr offen und deutlich geführt. An Emilie Linder berichtete Diepenbrock darüber am 6. Dezember 1840: „Nun noch dies im Vertrauen. Der preußische Obrist Radowitz war durchreisend von Wien hier und besuchte mich; sein Gespräch wandte sich bald auf die kirchlichen Angelegenheiten in Preußen, auf den wahrhaft guten, besten Willen des edlen Königs, die Kölner Wirren zu ordnen und der Kirche ihr Recht zu geben, aber auf die äußerste Verlegenheit, in welcher er sich durch den Mangel an geeigneten, von den bisherigen Parteikämpfen unberührten und versöhnlichen über ihnen stehenden Männern befinde; daran knüpfte sich dann der Wunsch, der (nicht officiell, sondern mehr persönlich gehaltene) Antrag, ich möchte mich entschließen können, eine höhere kirchliche Stelle dort anzunehmen. Ich machte aus meiner Abneigung, meinen Gründen dagegen kein Hehl, sondern sprach sie mit Wärme aus, fand aber einen sehr gerüsteten, geistvollen Gegner. Doch ging er wohl, denke ich, mit der Überzeugung fort, daß mit mir nichts zu machen sei, ...“[232] Von dem konkreten Plan der preußischen Regierung hatte Radowitz zu Diepenbrock offenbar nichts gesagt. Er konnte das auch nicht tun, bevor man in den Verhandlungen mit Rom diesbezüglich noch zu einem Ergebnis gelangt war. So konnte aber auch Diepenbrock nicht wissen, mit welcher Entschiedenheit man in Wirklichkeit in Berlin auf seine Ernennung hinarbeitete. Auch Radowitz selbst war ganz offensichtlich bemüht, Diepenbrock gegenüber diesen hochaktuellen Anlaß seines Besuchs zu verschleiern. Darum betonte er, vor allem der Walhalla wegen nach Regensburg gekommen zu sein. Und nur so wird es erklärlich, warum Diepenbrock zunächst diesem Besuch weniger Bedeutung beimaß, als er wirklich hatte.

Aus Diepenbrocks Reaktion Radowitz gegenüber sprach wieder seine grundsätzliche entschiedene Abneigung gegen höhere kirchliche Ämter, aber eben auch sein

[231] Abel an Ludwig I., München, 23. Dezember 1840, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß XI, 185.

[232] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 6. Dezember 1840. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 264.

mangelndes Selbstvertrauen für ein solches Amt. Bezeichnend für alles ist der Antwortbrief, den er auf die sofort erfolgte Erwiderung Emilie Linders schrieb: „Nun danke ich Ihnen noch innigst für Ihren so lieben vertrauensvollen Brief, der mich tief gerührt hat. Wollte nur Gott, ich wäre das, wofür Ihre gute Meinung mich hält, dann könnte ich allerdings Bis-, ja Papstthümer übernehmen! Aber es geht mir mit allen meinen näheren Freunden nicht anders; alle trauen mir Kräfte und Befähigungen zu, deren ich mir nun einmal gar nicht bewußt werden kann; darum kann ich denn auch ihre Meinung von meinem Berufe zu höhrer Wirksamkeit nicht theilen. Sollte ein solcher Beruf mir wirklich von Gott beschieden sein, so meine ich, dürfte ich auch hoffen, Gott werde mir die muthige Zuversicht zur Uebernahme eines solchen schweren Amtes ins Herz legen. So lange ich aber da noch eine große Leere fühle, kann ich sie nicht anders, als durch das ablehnende *Nein* ausdrücken, ohne an mir selbst zum Lügner zu werden, also auch zu meinem eigenen Richter und Henker, denn in einer solchen Lüge wäre das Unglück meiner ganzen Zukunft besiegelt. Kurz, um es bayerisch auszudrücken: Unser Herrgott *muß mir den Magen umkehren*, wenn ich je soll auf so etwas eingehen können. Ich hoffe aber trotz Ihres Widerspruchs noch immer, daß meine Erklärung gegen Radowitz die Blicke von mir ablenken und mir Ruhe verschaffen wird. Am meisten beunruhigt zu Zeiten das letzte Wort meines lieben sterbenden Vaters, eine halbe Stunde vor seinem Tode (gesprochen): „Lieber Melchior, widersetze Dich den Führungen der Vorsehung nicht!" Das spricht buchstäblich nur die allerklarste, einfachste Christenpflicht aus, Gottes Willen nicht zu widerstehen; allein in solch' feierlichem Augenblicke gesprochen, kann man leicht etwas Prophetisches darin finden, wie denn auch Wagner mir es immer mit dem höchsten Ernste wieder vorhält. Allein diese Führungen der Vorsehung müssen sich doch zunächst im eigenen Innern mehr und deutlicher, als in äußeren Zumuthungen kundgeben, welche von Menschen ausgehend, auf trüglichen menschlichen Ansichten und Urtheilen beruhen. Darum komme ich immer auf mein obiges bayerisches Motto zurück, und auf die Bitte an Sie, theure Freundin, daß Sie auch für mich beten wollen, damit Gottes Wille an mir und durch mich geschehe."[233]

Schwäbl hatte Abel sehr bald von dem Besuch Radowitz' berichtet[234]. Er versicherte Abel dabei, daß er Diepenbrock nur ungern ziehen lassen würde, da seine Arbeitskraft, vor allem aber seine treue Freundschaft nicht zu ersetzen sei. Hier klang also nichts mehr an von den Vorbehalten Schwäbls gegen eine Bischofsernennung Diepenbrocks. Im Gegenteil. Schwäbl hielt Diepenbrock der Kölner Aufgabe für durchaus gewachsen. Von hierher finden auch die früheren Briefstellen Schwäbls an Abel eine Relativierung. Sie waren vor allem aus größter Verstimmung niedergeschrieben, worüber Schwäbl dem Freund sein Herz ausschüttete. Die Wirkung in München aber war nachhaltig gewesen. So berichtete Abel sofort am 23. Dezember 1840 König Ludwig über diesen Brief Schwäbls. Ganz offensichtlich hatte man in München erst jetzt überhaupt von dem Besuch Radowitz' in Regensburg erfahren. Abel aber fügte dieser Nachricht nur pauschal hinzu, in Preußen würde eine Berufung Diepenbrocks auf einen bischöflichen Stuhl der katholischen Kirche leicht Nachteil bringen. Für ihn sei Sailer zu früh gestorben[235]. Dahinter verbarg sich wieder Abels

[233] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 12. Dezember 1840. Reinkens, Diepenbrock, 230 f.

[234] Schwäbl an Abel, Regensburg, 22. Dezember 1840. Borodajkewycz, 119 f.

[235] Abel an Ludwig I., München, 23. Dezember 1840, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß XI, 185.

hartes Urteil über Diepenbrock, womit er ihm mangelnde persönliche Reife, Unberechenbarkeit und Unausgewogenheit in Handeln und Entscheiden anlastete.

Ludwig hatte sich bereits von sich aus für Friedrich Wilhelm in Rom verwandt, indem er vor allem dessen Redlichkeit unterstrich, den Kölner Streit zu beenden[236]. Ludwigs Eintreten hatte aufgrund seines Ansehens in Rom hohes Gewicht. Sein kirchliches Restaurationswerk in Bayern war bekannt, dazu seine strengkatholische Haltung in der ganzen Kölner Streitfrage. Tatsächlich gelang es ihm vorzüglich, den preußischen Verhandlungen den Boden zu bereiten. Das bezog sich aber nur auf den Lösungsweg, in Köln einen Koadjutor zu bestellen. Was die Personenfrage betraf, verweigerte sich Ludwig. Er trat in keiner Weise für Diepenbrock ein. Daran hinderte ihn schon das eigene Eingenommensein für die strengkirchliche Richtung, dazu das immer erneut durch Abel ausgesprochene negative Urteil über Diepenbrocks Persönlichkeit. Ein anderer Grund war wohl, daß Ludwig auch müde war, um den sich absehbarerweise auch jetzt widersetzenden Diepenbrock noch lange zu werben.

Am deutlichsten zeigte das Ludwigs Reaktion auf Friedrich Wilhelms Brief vom 30. Januar 1841. Geradezu euphorisch bat ihn darin Friedrich Wilhelm, seinem bisherigen Vermittlungswerk die Krone aufzusetzen und ihm den Erzbischofs-Koadjutor zu beschaffen, nämlich Diepenbrock. Diepenbrocks absehbaren Widerstand aber glaubte Friedrich Wilhelm ohne weiteres überwinden zu können durch eine direkte Ernennung durch den Papst, an die Diepenbrock dann durch seinen Priestereid gebunden sei[237]. Nur beunruhigte Friedrich Wilhelm der Gedanke, von Rom aus könnte man über den ultramontan gesinnten Eichstätter Bischof Reisach[238] Erkundigungen über Diepenbrock einziehen, die dann negativ ausfallen müßten. Auch hier sollte Ludwig eingreifen. Er sollte in Rom für Diepenbrock reden. Ludwig ging aber hierauf in keiner Weise ein. Im Gegenteil schlug er selber Nuntius Viale Prelà statt Diepenbrock Reisach und Windischmann[239] vor. Beide aber waren exponierte Vertreter der strengkirchlichen Richtung. Zweifellos hätte Ludwigs konsequentes Eintreten für Diepenbrock in Rom einiges bewirken können. Davon ging Friedrich Wilhelm ganz zu Recht aus. Er schätzte aber Ludwigs kirchliche Haltung völlig falsch ein. Freilich kamen auch diese beiden Kandidaten schließlich nicht in Frage. Die Ernennung Diepenbrocks aber hatte man maßgeblich von München aus verhindert.

Es sprach für das diplomatische Geschick der Kurie in dieser zweiten Verhandlungsphase mit Brühl, wenn man zwar zunächst noch an der Forderung der Rückkehr Drostes festhielt, aber den neuen preußischen Vorschlag nicht grundsätzlich ablehnte. Auch Diepenbrocks Kandidatur zog man in Erwägung. Jedenfalls forderte Kardinalstaatssekretär Lambruschini sofort ein Gutachten über Diepenbrocks kirchliche und politische Grundsätze an. Er beauftragte damit den Münchener Nuntius Viale Prelà. Dieser gab diesen Auftrag sofort an Windischmann weiter. Damit war doch Friedrich

[236] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 604–609. – Lill, Kölner Wirren, 131–135.

[237] Friedrich Wilhelm an Ludwig I., Berlin, 30. Januar 1841, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 85/3/II (= Joseph Grisar, Friedrich Wilhelm IV. und das Kölner Ereignis. Nach ungedruckten Briefen des Königs an Ludwig I. von Bayern, in: Stimmen der Zeit 103 (1922) 338–353, hier: 343 f.).

[238] Karl August Graf von Reisach (1800–1869), Priester 1828, seit 1836 Bischof von Eichstätt, 1841 Koadjutor von Erzbischof Gebsattel, 1847 Erzbischof von München und Freising, 1855 Kurienkardinal in Rom. – Gatz, Bischöfe, 603–606. Eine Gesamtbiographie fehlt.

[239] Friedrich Windischmann (1811–1861), 1836 Priester und Sekretär Erzbischof Gebsattels, 1839 Domkapitular in München, 1846–1856 Generalvikar.

Wilhelms Befürchtung wahr geworden, ein aus strengkirchlichen Kreisen stammendes Gutachten könnte Diepenbrocks Ernennung in Rom schließlich verhindern.

Offensichtlich aber war es Windischmann um ein gerechtes Urteil zu tun[240]. So hob er an Diepenbrocks Persönlichkeit den Adel seiner Gesinnung hervor, seine hervorstechende Geistigkeit und literarische Bildung, sein Redetalent, sein umsichtiges Urteil und seine praktische Begabung, dazu seinen ausgeprägten Wohltätigkeitssinn. Dem stellte er Diepenbrocks negative Eigenschaften gegenüber, sein heftiges Temperament, womit er sich leicht zu Unklugheiten hinreißen lasse, dazu sein allzu großes Unabhängigkeitsstreben. Vor allem letzteres wandte Windischmann auch auf den Heiligen Stuhl an. So habe Diepenbrock auch über manche Entscheidungen Roms hart geurteilt und sich auch über Roms Vorgehen gegen die Hermesianer und in der Kölner Sache ein durchaus eigenes Urteil bewahrt. Allgemein aber bescheinigte ihm Windischmann eine grundsätzliche Treue zu Glauben und Lehre der Kirche. Eines hob er aber noch besonders hervor, Diepenbrocks Abneigung gegen die Jesuiten, dazu seine Vorbehalte gegen die Klöster insgesamt. Aus allem zog Windischmann schließlich die Schlußfolgerung, Diepenbrock könne zwar, wenn das die preußische Regierung wünsche, für ein rheinisches oder westfälisches Bistum ernannt werden, keinesfalls aber für ein Bistum, in dem zwischen Staat und Kirche Unfrieden herrsche, am allerwenigsten für Köln. Denn Diepenbrock zeichne zwar seine konsequente kirchliche Haltung aus, ihm fehle aber die nötige Geduld und Selbstbeherrschung.

Obwohl Viale Prelà den konkreten Anlaß dieses Gutachtens verschwiegen hatte, wußte Windischmann also sehr wohl, worum es ging. Trotzdem war sein Gutachten nicht grundsätzlich abwertend. Es genügte aber, um Diepenbrocks Ernennung für Köln endgültig zu verhindern. Vor allem störte Diepenbrocks große Selbständigkeit, dazu seine offensichtliche Gegnerschaft gegen die Jesuiten.

Dieses Gutachten war von Windischmann sofort erstellt worden. Viale Prelà sandte es bereits am Tag nach der Aufforderung Lambruschinis, noch im Dezember 1840, nach Rom weiter. Er bescheinigte ihm größte Glaubwürdigkeit. Diese augenscheinliche Eile in dieser wichtigen Angelegenheit mag verwundern. Sie war auch tatsächlich kaum angemessen. Andererseits aber bestätigte Windischmanns Gutachten genau Viale Prelàs eigene Haltung Diepenbrock gegenüber. Er lehnte ihn als Kandidaten für Köln ab und stimmte darin völlig mit König Ludwig überein. Auch er favorisierte die strengkirchlichen Kandidaten. Unter diesem strengkirchlichen Einfluß ließ man in Rom wirklich Diepenbrock sehr bald fallen. Den preußischen Vorschlag der Koadjutorie aber verfolgte man konsequent weiter.

Letztlich konnte man gar nicht mehr anders handeln, vor allem nicht angesichts der großzügigen Zugeständnisse Friedrich Wilhelms an die katholische Kirche, die Freigabe des Schriftverkehrs der Bischöfe und Kapitel mit Rom, die Freiheit der Bischofswahlen gemäß dem Listenverfahren, in dem der König vor der Wahl die mißliebigen Kandidaten strich, die Errichtung einer aus katholischen Beamten bestehenden Abteilung für alle katholischen Angelegenheiten im preußischen Kultusministerium, der Friedrich Wilhelm Duesberg[241] voranstellte. Dazu wünschte man in Rom Droste letztlich gar nicht mehr nach Köln zurück. Seine Unnachgiebigkeit hätte nur zu neuen Reibereien führen müssen. Das war absehbar. Dazu war Droste alt und krank. So hätte

[240] Lill, Kölner Wirren, 140–142.

[241] Franz von Duesberg (1793–1871), war Jurist, seit 1831 im preußischen Justizministerium, 1836 Mitglied des Staatsrats, 1841–1846 Direktor der katholischen Abteilung, 1846–1848 Finanzminister, 1850–1871 Oberpräsident von Westfalen.

man ohnehin bald mit der Neubesetzung Kölns rechnen müssen. Sie wäre aber dann Sache des Kapitels gewesen, dem die Kurie mißtraute. Ging man aber auf den preußischen Vorschlag ein, so war die Besetzung Kölns Sache des Papstes. So lagen für Rom genügend Beweggründe zur Annahme der preußischen Lösung vor.

Nur eine Bedingung hielt man für unerläßlich, die Zustimmung Drostes. Von ihr machte man auch die Wahl des Kandidaten abhängig. Mit dieser Mission wurde im Februar 1841 Reisach betraut. Er sollte Droste alles persönlich vortragen. Reisach ging offensichtlich sehr vorsichtig zu Werk. Droste aber verweigerte seine Zustimmung. Tatsächlich verhinderte er damit den möglich gewordenen Friedensschluß über Monate hin, selbst gegen den ausdrücklichen Wunsch der Kurie. Erst die zweite Reise Reisachs im August 1841 brachte Drostes Zustimmung. Es war aber die Zustimmung eines sichtlich gebrochenen und resignierenden, dazu kranken Mannes. Droste hatte eingesehen, daß sich die Entwicklung längst über ihn hinweggesetzt hatte. Das belegt etwa der Brief Schwäbls an Abel vom Karfreitag 1841. Darin bezeichnete es Schwäbl als wahres Unglück, daß Droste weiser und zäher sein wolle als der Papst selbst[242]. Mit dieser Meinung stand Schwäbl nicht allein.

Zugleich wurden die streng geheim geführten preußisch-römischen Verhandlungen auch in der Öffentlichkeit diskutiert. Dabei wurde auch Diepenbrocks Name immer wieder genannt. So hatte ihn ein Artikel der Allgemeinen Zeitung als einen Kandidaten für Köln genannt. Niederländische Zeitungen berichteten nun aber daran anknüpfend sogar, Diepenbrock sei heimlich in Münster gewesen, um Droste zu bewegen, ihn als Koadjutor von Köln anzunehmen. Durch Briefe aus der Heimat hatte Diepenbrock davon erfahren. Diepenbrock, dem es ohnehin äußerst unangenehm war, daß sein Name im Zusammenhang mit Köln genannt wurde, gab nun wieder eine öffentliche Erklärung ab. Sie datiert auf den 6. April 1841. Er ließ sie wieder in der Augsburger Allgemeinen Zeitung abdrucken[243]. Diepenbrock verwahrte sich in ihr scharf, fälschlich als Kandidat für die Kölner Koadjutorstelle genannt zu werden, von der er selber nicht einmal wisse, ob es sie gebe oder geben werde. Die Nachricht seiner Reise zu Droste und die ihm unterstellte Bewerbung um Köln aber nannte er eine böswillige Lüge. Er habe sein Geburtsland seit acht Jahren nicht mehr gesehen, dazu lasse sich die giftige Quelle dieser Unterstellung leicht erraten.

Noch am 3. März 1841 schrieb Schwäbl an Abel, mit Diepenbrocks Ernennung für Köln scheine es jeden Tag ernsthafter zu werden. Diepenbrock sei aber entschlossen abzulehnen, da er sich die schwierige Stellung in Köln nicht zutraue[244]. Anfang März aber schlug König Ludwig Geissel vor[245]. Er war ein Kompromißkandidat. Sowohl Rom als auch die preußische Regierung akzeptierten ihn. Die Verhandlungen hatten sich inzwischen festgefahren. Droste hatte Diepenbrock als Koadjutor abgelehnt. Das war zugleich für die Kurie bindend. Zugleich entsprach das dem negativen Gutachten Windischmanns. Windischmann dagegen hatte Droste gelten lassen. Ihm gegenüber

[242] Schwäbl an Abel, Regensburg, Karfreitag 1841. Borodajkewycz, 119.

[243] Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, 10. April 1841, Nr. 100. – Ebenso in: Katholische Kirchenzeitung, hrg. v. Höninghaus, Nr. 264 (1841).

[244] Schwäbl an Abel, Regensburg, 3. März 1841. Borodajkewycz, 120.

[245] Grisar, 354. – Lill, Kölner Wirren, 172–174. – Karl Theodor Dumont, Diplomatische Correspondenz über die Berufung des Bischofs Johannes von Geissel von Speyer zum Coadjutor des Erzbischofs Clemens August Freiherrn von Droste zu Vischering von Köln, Freiburg 1880.

aber schien Geissel der weitaus unverfänglichere Kandidat. Denn Windischmanns Stellung in Köln mußte vor allem auch durch die Anzeige seines Vaters, des Professors, gegen die Hermesianer von vornherein belastet sein. Dazu mußte er als bekanntermaßen strengkirchlich gesinnt die Protestanten gegen sich einnehmen. So griff Friedrich Wilhelm schließlich Ludwigs Vorschlag auf. Auch hierin, in der Aufgabe Diepenbrocks, zeigte sich sein echtes Interesse an der endlichen Beendigung des Kölner Streits. Ende Juni war Brühl zu seiner dritten Reise nach Rom aufgebrochen. Sie brachte schließlich die Lösung. Friedrich Wilhelm hatte dazu noch einmal ausdrücklich Ludwig um Unterstützung gebeten[246]. Papst Gregor XVI. ernannte Johannes Geissel am 24. September 1841 zum Koadjutor Drostes mit dem Recht der Nachfolge. Am 10. Januar 1842 legte Geissel vor Friedrich Wilhelm den Staatseid ab.

Schwäbls Tod

Wie sehr sich in München inzwischen die strengkirchliche Richtung durchgesetzt hatte zeigte die Predigttätigkeit des Hofpredigers Anton Eberhard. Eberhard hielt zu Beginn des Jahres 1841 in der St. Michaelskirche in München einen Predigtzyklus über die gemischte Ehe[247]. Er erregte größtes Aufsehen, insbesondere seiner gehäßigen, gegen die Protestanten gerichteten Ausfälle wegen. Dabei verließ Eberhard oft genug den Boden des eigenen katholischen Glaubens. Darum war man auch katholischerseits über seine Predigten nicht wenig bestürzt. Die Protestanten aber reichten beim König eine Beschwerdeschrift ein[248].

Trotzdem nahmen sowohl das königliche Ministerium unter Abel als auch das Münchener erzbischöfliche Ordinariat Eberhard gegenüber eine eigentümlich zwiespältige und abwartende Haltung ein[249]. Zwar sah man die allgemeine Wirkung dieser Hetzpredigten und war darüber selber betroffen. Aber man unterließ es, dagegen einzuschreiten. Man begnügte sich mit einigen Verweisen. So etwa hatte das Ordinariat Eberhard zwei Sonntage lang ein Predigtverbot auferlegt. Dazu lud ihn Generalvikar Deutinger zu einer persönlichen Aussprache vor. Dann aber durfte Eberhard seine Predigtreihe doch wieder fortsetzen. Und er tat das nun um so mehr von sich selbst überzeugt und um so selbstgerechter. Dazu fügte er die zwei entfallenen Predigten seiner gedruckten Predigtausgabe bei.

Auch Abel stand allem ohne eigentliche Initiative gegenüber. Grundsätzlich schien er Eberhard eher gewogen zu sein. Und er konnte sich nur dazu entschließen, über Schwäbl unmittelbar an ihn heranzutreten und ihn eindringlich mahnen zu lassen. Im Vertrauen wandte er sich mit dieser Bitte an Schwäbl. Schwäbl kannte Eberhard persönlich. Er schätzte ihn als einen begabten, aber eben auch sehr ehrgeizigen jungen Geistlichen. Auch im Bistum Regensburg hatte er ihm in den vergangenen Jahren zu predigen erlaubt. Jetzt aber, nachdem ihm Eberhards Münchener Auftritte bekannt geworden waren, hatte er am 22. März 1841 an Abel geschrieben, er würde es für seine hohe Pflicht halten, falls sich in seiner Diözese ein Priester dasselbe erlaube, diesem

[246] Friedrich Wilhelm IV. an Ludwig I., Sanssousi, 26. Juni 1841, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 85/3/II (= Grisar, 345 f.). – Lill, Kölner Wirren, 195–227.

[247] Anton Eberhard, Die Ehe der alleinseligmachenden Kirche, München 1841.

[248] Ebenda, V–IX.

[249] AEM Akt Anton Eberhard. – Gollwitzer, Ludwig I., Anm. 994 S. 866. – Hahn, Schwäbl, 78–89. – Borodajkewycz, 121–125.

das Handwerk zu legen[250]. Damit aber sprach Schwäbl doch eigentlich zugleich sein Unverständnis darüber aus, wie das Münchener Ordinariat so lange zuwarten könne. Auch deshalb folgte er nun sofort Abels Wunsch, obwohl er zu dieser Zeit bereits von seiner Todeskrankheit gezeichnet war.

Am 20. April 1841 sandte Schwäbl einen sehr persönlich gehaltenen, streng vertraulichen Brief an Eberhard. In beinahe väterlich mildem Ton ermahnte er ihn darin zur Einsicht und Mäßigung[251]. Dieser Brief kam durch einen ganz offensichtlichen Vertrauensbruch im Ministerium an die Öffentlichkeit. Eberhard reagierte äußerst heftig. Er fühlte sich öffentlich bloßgestellt und vermutete hinter allem Absicht. An Schwäbl richtete er eine leidenschaftliche Erwiderung, in der er ihn hart angriff und in seiner persönlichen und bischöflichen Ehre treffen wollte. Abstoßend selbstgerecht stellte er sich über den zu Tod erkrankten Bischof und hielt ihm die neue, bessere kirchliche Richtung vor Augen, der die Zukunft gehöre und die über jene veraltete Generation, der Schwäbl zugehöre, hinwegschreite[252]. Eberhard verbreitete diese Antwort öffentlich. Die Intervention Abels bei Erzbischof Gebsattel, das zu verhindern, kam zu spät[253]. Diepenbrock urteilte später in seiner Trauerrede auf Schwäbl zu Recht, daß diese Antwort Eberhards allein schon durch sich selbst gerichtet sei[254].

In ihrem Gefolge stürzte nun eine förmliche Flut anonymer Briefe mit völlig ungerechtfertigten Anschuldigungen, Lästerungen, selbst Drohungen auf Schwäbl ein[255]. Unter dem 19. Mai erreichte ihn eine regelrechte Schmähschrift aus München, unterzeichnet mit „mehrere Bürger der Residenzstadt". Sie nannte Schwäbl einen „stummen Hund", der während seiner 40jährigen Priesterzeit kein Wort zur Verteidigung des katholischen Glaubens gesprochen habe, der daher recht eigentlich den Gegnern des Glaubens sowie deren Verteidiger zugehöre[256]. Schwäbl war tief getroffen. Noch am selben Tag richtete er an Abel die dringende Bitte, den im Ministerium geschehenen Vertrauensbruch untersuchen zu lassen und zugleich von seiten der königlichen Regierung selbst gegen Eberhard einzuschreiten, da sonst der Streit kein Ende nähme[257]. Schwäbl berief sich dabei ausdrücklich auf Abels Amts- und Freundespflicht.

Auch an Eberhard schrieb Schwäbl an diesem Tag. Sein Brief war sehr bewegend. Diepenbrock charakterisierte ihn später zutreffend als „wahrhaft christlich mildes Schreiben"[258]. Er enthielt weder Anklage noch Widerlegung. Vielmehr drückte Schwäbl Eberhard nur sein Bedauern über alles aus, was geschehen war, dazu versicherte er ihm, er würde gegen ihn persönlich noch dieselben früheren wohlwollenden Gesinnungen hegen. Freilich erschien dieser Brief nur allzu unverständlich mild. So wurde in den Zeitungen bald ein falscher zweiter Brief Schwäbls an Eberhard veröffentlicht. Diepenbrock druckte später den richtigen im Anhang seiner Trauerrede ab[259]. Die eigene, schwere Krankheit hatte Schwäbl alles noch verletzender empfinden

250 Schwäbl an Abel, Regensburg, 22. März 1841. Borodajkewycz, 122.
251 Schwäbl an Eberhard, Regensburg, 20. April 1841, AEM Akt Anton Eberhard.
252 Eberhard an Schwäbl, München, 14. Mai 1841, ebenda.
253 Abel an Gebsattel, München, 22. Mai 1841, ebenda.
254 Melchior Diepenbrock, Trauerrede auf Schwäbl, Regensburg ²1841, 39.
255 Ebenda, 25.
256 Ebenda, 40 f.
257 Schwäbl an Abel, Regensburg, 19. Mai 1841. Borodajkewycz, 123.
258 Diepenbrock, Trauerrede auf Schwäbl, 25.
259 Schwäbl an Eberhard, Regensburg, 19. Mai 1841, ebenda, 37 f.

lassen[260]. Trotzdem meinte er es wahr, wenn er sagte, er habe Eberhard alles, was er ihm angetan, verziehen. Ebenso wahr aber war sein Ausspruch Diepenbrock gegenüber, Eberhard habe ihm auch einen Nagel zu seinem Sarg geschmiedet[261].

Wirklich hatte Abel im Sinn Schwäbls gegen Eberhard interveniert, wofür sich Schwäbl am 11. Juni noch eigenhändig bedankte. Die Absetzung Eberhards aber hatte das nicht zur Folge. Und Schwäbl äußerte Abel sein Befremden darüber, daß man im Münchener Ordinariat Eberhards Treiben noch immer nicht wirksam Einhalt gebiete[262]. Ebensowenig wie er konnte das auch Diepenbrock verstehen. Schließlich stand neben der kirchlichen Ordnung auch der Ruf des Ordinariats selbst auf dem Spiel. Erst am 8. Juli 1841 wurde Eberhard mit ausdrücklicher Zustimmung Gebsattels endgültig seines Amtes enthoben, nachdem er noch am Sonntag, den 4. Juli, erneut eine äußerst polemische Predigt vorgetragen und sich gegen die unterm 6. Juli an ihn ergangene Mahnung des Ordinariats mit der Antwort verwahrt hatte, daß er eher sein Predigtamt niederzulegen bereit sei, als sich den Inhalt seiner Predigten vorschreiben zu lassen, auch nicht von seiten des Ordinariats[263].

Schwäbl war inzwischen zu krank, um selber noch an Abel schreiben zu können. Diepenbrock führte für ihn die Korrespondenz fort, so wie er überhaupt in diesen Wochen dem sterbenden Freund und Bischof, mit dem ihn von Sailer her so vieles verband, in allem zur Seite stand. Diepenbrock besorgte auch Abels Briefe aus München. Dazu unterrichtete er Abel in regelmäßigen Abständen über Schwäbls Befinden, später, als eine Genesung aussichtslos geworden war, jeden Tag. Noch Mitte Juni hatte man noch einmal Hoffnung auf Wiederherstellung fassen können. Schwäbl konnte sogar eine Ausfahrt und einen kurzen Spaziergang machen. Ein schwerer Brustkrampf aber warf ihn eine Woche später erneut nieder. Schwäbl selber sank dabei in die schwermütigste Gemütsstimmung, zu der er ohnehin sehr neigte. Diese völlige geistige Entmutigung nannte Diepenbrock Abel gegenüber den ärgsten Feind der Genesung, da sie dem Kranken allen Lebensmut und Auftrieb raube[264]. Freilich war Schwäbl nun bereits vom Tod gezeichnet. Die große körperliche Schwäche gestattete ihm jetzt kaum mehr, das Bett zu verlassen. Und sein Zustand verschlimmerte sich gefährlich, als plötzlich am 6. Juli Abends ein altes Bruchleiden wieder hervortrat. Dieser Nachricht an Abel aber fügte Diepenbrock hinzu: „Was sein Verlust für mich persönlich wäre, darf ich Eurer Exzellenz nicht erst sagen, da auch Sie in ihm einen treuen weisen Freund kennen und einen Schatz, den man in solchen Verhältnissen nur einmal im Leben findet."[265]

Auch Schwäbl selber rechnete mit seinem nahen Tod. Am Morgen des 8. Juli diktierte er Diepenbrock sein Testament. In ihm setzte er das Bistum zu seinem Haupterben ein[266]. Auch sämtliche delegierbaren bischöflichen Funktionen übertrug er nun an Weihbischof Urban[267]. Übereinstimmend sprachen sich die Ärzte nun aber für eine

[260] Ebenda, 25 f.

[261] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 11. Juli 1841, StA Boch 1.1.7. 10.

[262] Schwäbl an Abel, Regensburg, 11. Juni 1841. Borodajkewycz, 123; dabei irrte Borodajkewycz, wenn er diesen Brief als Dankschreiben Schwäbls für die bereits erfolgte Entfernung Eberhards interpretierte. Eberhard wurde erst am 8. Juli 1841 abgesetzt.

[263] Zum Ganzen: AEM Akt Anton Eberhard.

[264] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 26. August 1841, StA Boch 1.1.7. 10.

[265] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 7. Juli 1841, ebenda.

[266] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 8. Juli 1841, ebenda.

[267] Note Diepenbrocks an das Ordinariat, Regensburg, 10. Juli 1841, BZAR BDK 83.

Operation des Bruches aus. Diepenbrock war mit der Aufgabe betraut, Schwäbl mit dieser Notwendigkeit vertraut zu machen. Er war auch die ganze Zeit während dieses äußerst schmerzhaften Eingriffs zugegen. Schwäbl aber überstand ihn wider Erwarten gut, so sehr, daß man erneut Hoffnung schöpfte[268]. Sie zerschlug sich aber rasch. Schon zwei Tage später, am 11. Juli, mußte Diepenbrock an Abel berichten, daß Schwäbl im Sterben liege[269]. Er starb in der Nacht auf den 12. Juli 1841 um dreiviertel drei Uhr morgens in vollem Bewußtsein, aber, wie Diepenbrock Abel versichern konnte, aufgrund der durchgeführten Operation ohne Schmerzen. Zur Erinnerung hatte Diepenbrock diesem Brief einige Haare Schwäbls beigelegt, für die Gemahlin Abels[270].

Auf den nächsten Morgen, neun Uhr, war eine Sitzung des Domkapitels, das nun Träger der bischöflichen Jurisdiktion war, einberufen[271]. Alle Mitglieder waren versammelt. Diepenbrock eröffnete die Sitzung mit kurzen, aber wohl sehr bewegten Worten. Dann mußte man übergehen zur Bestimmung aller durch den Todesfall notwendig gewordenen Anordnungen. Einstimmig wurde Urban für die Zeit der Sedisvakanz zum Kapitelsvikar bestimmt. Auch über den Ablauf der Begräbnisfeierlichkeiten entschied man nun. Sofort aber ließ man eine halbe Stunde lang mit der gewöhnlichen Sterbeglocke, dann eine Stunde lang in drei Absätzen mit der großen Domglocke läuten. Sämtliche amtlichen Schreiben des Domkapitels aber, von der Todesanzeige angefangen über die Einladung zur Trauerfeier bis zur genauen Regelung des Trauergeläuts aller Stadtkirchen setzte nun Diepenbrock eigenhändig auf. Die wichtigsten entwarf er noch am selben Tag, wohl unmittelbar im Anschluß an die Kapitelssitzung, so das Zirkulare an den gesamten Diözesanklerus, die Anzeige an die Regierungen, auch die mehrseitige, zugleich Schwäbls Amtszeit würdigende Trauernachricht, die mit gleichem Wortlaut an alle Bischöfe und Domkapitel der übrigen sieben bayerischen Bistümer, auch an die päpstliche Nuntiatur in München ging[272].

Am 14. Juli 1841 wurde Schwäbl beerdigt. Die Feier war auf den Nachmittag gelegt worden. Am Vormittag hatte Weihbischof Urban 42 Kandidaten zu Priestern geweiht. Schwäbl selber hatte diesen Termin schon lange vorher festgesetzt. Nun aber ließen es sich die Neugeweihten nicht nehmen, Schwäbls Sarg auf den Schultern zu Grabe zu tragen[273]. Nachdem um drei Uhr im Dom das ganze Officium Defunctorum gebetet worden war, holten sie den Sarg in der bischöflichen Wohnung zu Niedermünster ab und überführten ihn unter dem Geläut aller Kirchen durch mehrere Hauptstraßen der Stadt in den Dom, wo Schwäbl im rechten Seitenschiff, nahe Sailer, bestattet wurde[274]. Am nächsten Tag war dann um neun Uhr der erste Trauergottesdienst. In der ganzen Stadt war die Teilnahme groß. Und in einer eigenen Zeitungsanzeige dankte das Domkapitel vor allem für die freiwillige Schließung der Läden in den Straßenzügen, durch die der Leichenzug führte[275].

[268] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 9. Juli 1841, StA Boch 1.1.7. 10.

[269] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 11. Juli 1841, ebenda. – Diepenbrock, Trauerrede auf Schwäbl, 28 f.

[270] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 12. Juli 1841, ebenda. – Diepenbrock, Trauerrede auf Schwäbl, 29.

[271] BZAR Protokoll des Domkapitels, 12. Juli 1841 u. BDK 83.

[272] BZAR BDK 83.

[273] Diepenbrock, Trauerrede auf Schwäbl, 29 f.

[274] Josef Mayerhofer, Die Bischofsgrabmäler im Regensburger Dom, in: Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg 10 (1976) 394 f.

[275] Domkapitel an Regensburger Tag- und Wochenblatt, Regensburg, 16. Juli 1841, BZAR BDK 83.

An Erzbischof Gebsattel wandte sich Diepenbrock im Namen des Kapitels mit einer eigenen Zuschrift. Gebsattel war Schwäbls früherer Bischof und dazu sein persönlicher Freund gewesen. So lud man ihn ein, das letzte Pontifikaltraueramt im Dom abzuhalten. Man hatte den Termin ursprünglich auf den 11. August gelegt. Gebsattel aber antwortete, daß er diesen Ehrendienst gern übernehmen würde, aber einer bereits geplanten und auch schon angeordneten Firm- und Badereise halber nur am 3. oder 4. August nach Regensburg kommen könne[276]. Freilich war das Datum des 11. August in der gedruckten Todesanzeige Schwäbls bereits bekannt gemacht worden. Trotzdem beschloß man im Kapitel, diesen Termin auf den 3. August vorzuverlegen und in den Zeitungen darauf hinzuweisen[277]. Man wollte auf diesen feierlichen Abschluß der Trauergottesdienste nicht verzichten. Zu diesem Anlaß sollte auch die Trauerpredigt auf Schwäbl gehalten werden. Diepenbrock hatte sie übernommen, auf Wunsch des Domkapitels sowie der Verwandten Schwäbls. Unter den Kapitularen war das selbstverständlich gewesen, da Diepenbrock Schwäbl von allen am nächsten gestanden hatte.

Diepenbrock selber aber galt diese Aufgabe mehr als eine bloße letzte Freundespflicht. Sie war ihm vielmehr ernste Verpflichtung. Denn er wollte in seiner Leichenrede auch die Eberhardsche Sache erwähnen. Tatsächlich hatte sie Schwäbl noch kurz vor seinem Tod in ein Zwielicht gebracht. Schwäbl war zu dieser Zeit bereits viel zu krank, um sich vor den vielen gegen ihn vorgebrachten Verleumdungen angemessen und wirkungsvoll verteidigen zu können. Er hatte geschwiegen, freilich auch aus einer edlen Christlichkeit heraus. Aber sein Schweigen war ihm schließlich mißdeutet worden. Selbst unter dem Diözesanklerus herrschten die verkehrtesten Meinungen vor, die zumeist auf Unkenntnis des wirklich Geschehenen beruhten. Diepenbrock hatte das vor allem anläßlich eines Pfarrkonkurses bestätigt erhalten, der nur wenige Tage nach Schwäbls Beerdigung mit über 100 Geistlichen in Regensburg abgehalten worden war. So war er fest entschlossen, in seiner Predigt das wirklich Vorgefallene, soweit nötig, der Wahrheit nach zu schildern. Er wollte es nicht weiterhin dem beliebigen Gerede überlassen. Er wollte berichten und berichtigen. Er glaubte das der persönlichen Ehre Schwäbls noch mehr aber der Ehre eines katholischen Bischofs überhaupt schuldig zu sein. Hier stillzuschweigen empfand er wohl schlichtweg als Verrat, Verrat am Andenken des toten Freundes und Verrat an der Würde des Bischofs, Verrat aber auch am rechten katholischen Glauben selber, da ein Verschweigen nur dem Fanatismus der Partei Eberhards zugute kommen konnte. Und alle Freunde, die Diepenbrock hierüber ins Vertrauen zog, denen er sogar das fertige Manuskript seiner Predigt mitteilte, um darin alle mißverständlichen oder zu harten und scharfen Worte auszutilgen, waren mit ihm derselben Meinung[278].

So bestieg Diepenbrock am 3. August die Domkanzel. Gewiß erwartete man seine Trauerrede mit einiger Spannung. Man wollte wissen, ob und wie Diepenbrock, dessen Worte weithin Gewicht und Ansehen hatten, diese Ereignisse behandelte. Und Diepenbrock begann, indem er die Primizpredigt zitierte, die Sailer seinem Schüler Schwäbl im Jahr 1801 vor der Pfarrgemeinde in Reisbach, Schwäbls Geburtsort, gehalten hatte. Diesem Primiztag stellte er dann das damals unmöglich scheinende Ende gegenüber, nämlich daß Schwäbl schließlich selber Sailer auf den Bischofsstuhl von

[276] Gebsattel an Domkapitel, München, 14. Juli 1841, ebenda.

[277] Domkapitel an Gebsattel, Regensburg, 19. Juli 1841, ebenda.

[278] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 10. August 1841, StA Boch 1.1.7. 10 u. 9. September 1841. Borodajkewycz, 129–132.

Regensburg nachfolgen und nun nur wenige Schritte von dessen Grab entfernt selber die letzte Ruhe finden würde. So ging Diepenbrock nun Schwäbls ganzen Lebensweg, angefangen von seiner Kindheit im Dorf Reisbach bis zu seinem Tod, nach als einen Weg der vorherschauenden Führung Gottes. Diese Lebensskizze aber ließ ihn schließlich wie von selber auch auf die Eberhardsche Sache zu sprechen kommen. Diepenbrock berichtete darüber in angemessener Sachlichkeit. Am Schluß seiner Predigt aber ließ er Schwäbl gleichsam aus dem Grab herüber ein bewegendes und eindringliches Mahnwort zum Frieden unter den Konfessionen sprechen, in dem er sich auf die beiden Konfessionen gemeinsame christliche Glaubensgrundlage berief. Dazu rief er zuletzt die Fürbitte Schwäbls, Sailers und Wittmanns an[279].

Der Eindruck der Predigt war überwältigend. Diepenbrock hatte sie sofort in Druck gegeben. Im Anhang fügte er ihr neben dem richtigen zweiten Brief Schwäbls an Eberhard auch die fast vollständige wortgetreue Wiedergabe des Münchener Schmähbriefes bei. Insbesondere letzterer sollte zugleich, wie er in der vorangestellten Erklärung betonte, den Zweck erfüllen, die Wahrheit und Richtigkeit, auch die Notwendigkeit des Eberhard betreffenden Teils seiner Predigt zu belegen[280]. Auch die Augsburger Allgemeine Zeitung brachte in drei Fortsetzungen einen nahezu vollständigen Abdruck der Trauerrede Diepenbrocks[281]. Auch das trug dazu bei, daß diese Predigt rasche Verbreitung durch ganz Deutschland fand. Und verständlicherweise las man sie in den interessierten Kreisen mit größtem Interesse. Denn sie enthielt nichts weniger als eine grundsätzliche Stellungnahme gegen alle kämpferische, konfessionsbetonte Parteilichkeit. Ein solches Wort aber wog in einer Zeit, die konfessionell überhitzt und voller Spannungen war, doppelt schwer. Aus Diepenbrocks Worten sprach aber Sailers gerechte, dabei den Unterschied der Konfessionen nicht verwischende, aber miteinander aussöhnende Irenik. Wohl von vornherein war sich Diepenbrock darüber im klaren, daß seine Predigt nicht überall Anerkennung und Aufnahme finden würde, vor allem nicht bei den Anhängern Eberhards. Tatsächlich entlud sich ihr Haß und ihre Feindschaft nun auch gegen ihn, den Verteidiger Schwäbls. Aber wohl kaum ahnte Diepenbrock, wie sehr ihm seine Predigt später noch mißdeutet werden sollte.

Bereits am 10. August konnte er Abel die ersten zwei noch ungebundenen Exemplare der gedruckten Trauerrede zusenden. Abel war gerade zur Kur in Bad Kissingen. Im beigelegten Brief kam Diepenbrock ausdrücklich auf die Beweggründe der Nennung Eberhards zu sprechen, wohl deshalb, um von vornherein Mißverständnissen zu wehren, vor allem aber auch, weil er Abels Hinneigung zur strengkirchlichen Richtung kannte[282]. Wirklich reagierte Abel äußerst verärgert. Als er am 22. August auf seiner Rückreise nach München in Regensburg übernachtete und tags darauf Schwäbls Grab besuchte, gab er Diepenbrock von seiner Anwesenheit nicht einmal Kenntnis. Offensichtlich wich er ihm ganz bewußt aus. Dadurch konnte er zugleich ein Gespräch über einen geeigneten Nachfolger Schwäbls vermeiden. Denn zweifellos hätte Diepenbrock vor allem dieses Thema zur Sprache gebracht.

[279] Melchior Diepenbrock, Trauerrede auf den Hintritt des Hochwürdigsten Herrn Herrn Franz Xaver v. Schwäbl, Bischofs von Regensburg, gehalten in der Domkirche zu Regensburg bei dem dritten Trauergottesdienste, den 3. August 1841, Regensburg 1841 (²1841, erweiterte Auflage).

[280] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 9. September 1841. Borodajkewycz, 129–132.

[281] Beilage zur Augsburger Allgemeinen Zeitung, Nr. 242, 30. August 1841, Nr. 243, 31. August 1841, Nr. 244, 1. September 1841.

[282] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 10. August 1841, StA Boch 1.1.7. 10.

Wie sehr ihm daran gelegen gewesen wäre, beweist sein Brief an Abel, den er sofort, nachdem er Abels Anwesenheit und Abreise erfahren hatte, niederschrieb[283]. In ihm bemühte er sich sichtlich, denselben vertrauensvollen, beinahe freundschaftlichen Ton seiner bisherigen Briefe an Abel beizubehalten, obwohl er dessen Verhalten und Benehmen als verletzend und kränkend empfinden mußte. Sehr eindringlich empfahl er Abel den Münchener Domdechanten Oettl als Nachfolger Schwäbls. Aus diesem Vorschlag aber sprach nicht nur der eigene Wunsch, sondern vor allem auch der Wunsch Schwäbls und noch Sailers selbst. Oettl war der Freund Schwäbls und Schüler Sailers gewesen. Beiden stand Oettl sehr nahe und beide hatten ihn immer schon unbedingt befähigt für ein Bischofsamt gehalten. Schwäbl hatte sich Oettl ausdrücklich zu seinem Nachfolger gewünscht. Vor allem dessen versicherte Diepenbrock nun Abel. Die Schule Sailers aber empfahl Oettl wirklich vor allen anderen Kandidaten gerade für den Regensburger Bischofsstuhl. Denn wohl hätte Oettl die Diözese ganz im Geist seiner beiden Vorgänger weitergeführt. So war Diepenbrocks Vorschlag wohlbegründet. Dazu verband ihn mit Oettl ein herzliches Freundschaftsverhältnis.

Abel freilich hatte andere Pläne. Er ließ Diepenbrocks Vorschlag völlig unberücksichtigt. Und er beantwortete diesen zweiten Brief Diepenbrocks vom 23. August ebensowenig wie den vorhergegangenen vom 10. August. Vielleicht ahnte Diepenbrock, daß diesmal sein Vorschlag in München vergeblich bleiben würde. Er kannte Abel, kannte die neue Richtung, die dessen Politik während der letzten Jahre genommen hatte. Dazu wußte er um Abels entscheidenden Einfluß, den ihm der König in allen Kirchenfragen gewährte. Oettl aber gehörte bekanntermaßen der Schule Sailers zu. So war es absehbar, daß sich Abel für die Ernennung Oettls kaum einsetzen würde. Und nicht grundlos bezweifelte Diepenbrock später, daß Abel dem König seinen Vorschlag überhaupt zu Gehör gebracht hatte[284]. Auch fürchtete er diesmal kaum, selbst zum Nachfolger Schwäbls bestimmt zu werden. Er hatte gespürt, wie sich der König von ihm zurückgezogen hatte, nicht nur aus Überdruß vor seinem dauernden Widerstreben, sondern weil auch er auf die vorherrschende strengkirchliche Richtung übergeschwenkt war. So hatte Diepenbrock bereits am 9. August an Emilie Linder geschrieben, daß er nicht glaube, daß der König daran denke, ihn zu ernennen[285].

Wie Abel über Diepenbrock urteilte, zeigt sein Antrag an Ludwig vom 4. September 1841[286]. Ludwig hatte ihn dazu aufgefordert, ihm seine Meinung über Diepenbrocks Trauerrede zu äußern. Und Abel sprach sich nun vor dem König wieder sehr nachdrücklich aus. Ganz offensichtlich war seine sieben Seiten lange Niederschrift nicht ohne Sympathie für Eberhard verfaßt. Insgesamt bezeichnete Abel Diepenbrocks Predigt als ein gelungenes rhetorisches Meisterstück. Dabei würden ihr aber zwei große dunkle Flecken anhaften, die Nennung Eberhards und die Redeweise von der beiden Konfessionen gemeinsamen Glaubensgrundlage. Erstere sei am Grab eines gerade auf Versöhnung bedacht gewesenen Bischofs, wie Schwäbl es war, unan-

[283] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 23. August 1841, ebenda (= Borodajkewycz, 126–128).

[284] Diepenbrock an Ludwig I., Schloß Johannesberg, 17. Oktober 1846, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 88/3/V.

[285] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 9. August 1841. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 265. Reinkens, Diepenbrock, 258 f. läßt diesen Brief fälschlich an Charlotte von Neumayr adressiert sein.

[286] Abel an Ludwig I., München, 4. September 1841, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß XII, 185 (= Hahn, Schwäbl, 305–309).

gemessen und unpassend gewesen, letztere aber mit dem rechten katholischen Glauben ganz und gar unvereinbar.

Mit beiden Argumenten aber machte sich Abel die Argumentation der Anhänger Eberhards zu eigen. Übereinstimmend mit ihnen legte er nun auch Diepenbrock zu Lasten, dem katholischen und protestantischen Indifferentismus und Rationalismus das Wort geredet, dazu Schwäbl zum Vorkämpfer des Protestantismus gemacht und seine bischöfliche Autorität den Protestanten preisgegeben zu haben, so daß sie ihn nun für ihre eigene Sache und gegen den katholischen Glauben mißbrauchen konnten. Dieses Urteil war hart und im strengen Sinn unhaltbar, aber eben bezeichnend. Trotz dieser Vorwürfe tastete Abel Diepenbrocks persönliche und priesterliche Integrität nicht an. Im Gegenteil hob er wieder dessen überragende Geistesgaben hervor. Aber zugleich sah er sich nun erneut in seiner Meinung bestätigt, daß Diepenbrock, wie sich Abel dem König gegenüber ausdrückte, den „schweren Kampf gegen die sinnliche nach schrankenloser Freiheit strebende und daher die Fesseln des Gehorsams und der Demut verschmähende Natur noch nicht ganz durchgekämpft habe." Abel hatte eben diesen Vorbehalt Diepenbrock gegenüber auch schon früher dem König ausgesprochen. Und er bescheinigte Diepenbrock auch jetzt wieder persönliche Unreife, die seine ganze Haltung, sein Handeln jäh, leidenschaftlich und unberechenbar mache. Ludwig aber war mehr denn je zuvor bereit, diesem Urteil Abels Gehör zu schenken.

Das waren die unmittelbaren Folgen der Trauerrede auf Schwäbl für Diepenbrock. Seine wahren Beweggründe waren grundsätzlich umgedeutet, ihnen eine ganz falsche Absicht unterstellt worden. Seine von Sailer her geprägte irenische religiöse Grundhaltung war mißdeutet worden als Wegbereitung des Protestantismus, als mangelnder Katholizismus, dazu seiner Persönlichkeit, deren reiche Begabung man anerkennen mußte, der Charakter von Unberechenbarkeit unterstellt. Nicht zuletzt Abel half dieses Urteil über Diepenbrock festigen. Es wurde vor allem in den strengkirchlichen Kreisen bereitwillig aufgenommen und weitergetragen. Über die Nuntiatur in München aber war es bereits bis nach Rom selbst vorgedrungen. Je weniger aber die von Sailer gesetzten Maßstäbe in München galten, hatte auch Diepenbrocks Wort an Geltung verloren. Jetzt aber, unmittelbar nach Schwäbls Tod, war Diepenbrock München mehr denn je zuvor entfremdet.

Obwohl man Diepenbrocks Ernennung zum Bischof von Regensburg beinahe allgemein erwartete, überging ihn Ludwig. Und Abel war ihm eher noch feindlich gesinnt. Diepenbrock wußte um diese Vorgänge nicht unmittelbar. Aber erahnen konnte er sie. Am 4. September sandte er Abel die zweite Auflage seiner Trauerrede zu, die eben herausgekommen war. Er benutzte diese Gelegenheit, sich von Abel die Kenntnisgabe des Empfangs dieses sowie seiner beiden früheren Briefe auszubitten[287]. Abel antwortete bereits zwei Tage später. Er konnte das aber nun auch ohne weiteres tun, da die Ernennung seines Kandidaten, Valentin Riedel[288], zum Bischof von Regensburg vollendete Tatsache war. Ludwig hatte am 2. September 1841 das Ernennungsdekret unterzeichnet. Darüber setzte Abel nun Diepenbrock in Kenntnis.

Zugleich aber enthielt sein Brief eine deutliche Rüge der Erwähnung Eberhards in der Trauerrede. Auch auf mehrere Stellen, die Anlaß zu Mißdeutungen und Ärger geben konnten, wies Abel Diepenbrock hin. Abel deutete hier an, was er Ludwig

[287] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 4. September 1841, StA Boch 1.1.7. 10.

[288] Valentin Riedel, geb. 15. Februar 1802, 1829 Prediger in Landshut, Hofprediger in München, 1838 Regens im Freisinger Priesterseminar, gest. 6. November 1857. – Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 626–632. – Staber, Kirchengeschichte Regensburgs, 616 f.

gegenüber offen ausgesprochen hatte. Gegen diese Vorhaltungen verwahrte sich Diepenbrock aber nun mit scharfer Deutlichkeit. Und aus jeder Zeile seines Antwortbriefes sprach seine Überzeugung, richtig gehandelt, das Richtige gesagt zu haben[289]. Dabei konnte sich Diepenbrock Abel gegenüber auch auf die vielen Beweise von Dank und Anerkennung berufen, die ihm tatsächlich aus ganz Deutschland nach der Veröffentlichung seiner Predigt zugekommen waren[290]. Mit diesem Brief Diepenbrocks vom 9. September aber endete seine persönliche Korrespondenz mit Abel, die er ursprünglich im Andenken an den gemeinsamen Freund Schwäbl fortzuführen bereit war.

Die Ernennung Riedels kam nicht nur für Diepenbrock völlig überraschend. In ganz Regensburg war der neue Bischof so gut wie unbekannt. Der preußische Gesandte in München schätzte die Lage völlig richtig ein, wenn er an Friedrich Wilhelm berichtete, die Ernennung Riedels habe die Freunde des religiösen Friedens nicht beruhigen können, zumal es im Regensburger Domkapitel selbst nicht an geeigneten Kandidaten, wie etwa Diepenbrock oder Urban, gefehlt habe[291]. Immerhin gehörte Riedel nach dem Urteil Diepenbrocks noch der gemäßigten Linie zu. So schrieb er am 16. September über ihn: „Unser neuer Bischof ist auch aus dieser Partei hervorgegangen, d. h. von ihr gehoben worden. Zum Glück ist er jedoch ein wahrhaft frommer, inniger Mann, und wir haben allen Grund, Gott zu danken, daß er und nicht mancher Andere es geworden. Es ist eine seltsam verwirrte, krankhaft aufgereizte Zeit jetzt, namentlich in kirchlichen Dingen. Wohl dem, der in der Stille vor Gott wandeln kann ...“[292]

Die Breslauer Fürstbischofswahl vom Jahr 1841

Wie kühl und reserviert man in München Diepenbrock überhaupt gegenüberstand, zeigte sich auch bei seiner Breslauer Wahlangelegenheit vom Jahr 1841[293]. Hätte man

[289] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 9. September 1841. Borodajkewycz, 129–132.

[290] So schrieb der Münchener Generalvikar Deutinger am 12. August 1841 an Joseph Lipf: „Diepenbrocks Trauerrede hat auf mich einen sehr guten Eindruck gemacht. Nicht vergebens werden, wie ich hoffe, die ernsten Worte seyn, die er über den Prediger Eberhard sprach. Möge das Streben seiner Partei, das wahrhaft nicht mehr christlich, viel weniger katholisch ist, bald ein Ende nehmen.“ Lipf zitierte diese Briefstelle Deutingers an ihn in seinem Brief an Abt Gregor Scherr von Metten vom 14. August 1841, Archiv des Klosters Metten, B VIII, 3.

[291] Graf Dönhoff an König Friedrich Wilhelm IV. München, 2. Oktober 1841, in: Anton Chroust, Gesandtschaftsberichte aus München 1814–1848, III: die Berichte der preußischen Gesandten, Bd. 2, München 1958, 228.

[292] Zitiert nach Johannes Lehner, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 53. Lehner gibt weder den Adressaten noch den Fundort dieses Briefes an.

[293] Zum Ganzen: Hanns J. Christiani, Die Breslauer Bischofswahl von 1841 in ihrem Verlauf und ihren nächsten Auswirkungen. Ein Beitrag zur Geschichte des Bistums Breslau, Eisleben 1930 (fast ausschließlich nach zeitgenössischen Zeitungsberichten gearbeitet). – Hermann Hoffmann, Die Breslauer Bischofswahlen in preußischer Zeit, in: Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens 75 (1941) 155–224, hier: 187–198 (nach dem Archiv des Domkapitels Breslau gearbeitet). – Kurt Engelbert, Beiträge zur Biographie des Fürstbischofs Heinrich Förster, in: ASKG 7 (1949), 147–184, hier: 164–184 (nach persönlichen Aufzeichnungen Heinrich Försters gearbeitet). Alle drei genannten Arbeiten ergänzen bewußt einander. – Dazu: Heinrich Förster, Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock. Ein Lebensbild, Breslau 1859, 93–95. – Emil Friedberg, Der Staat und die Bischofswahlen in Deutschland. Ein Beitrag zur Geschichte

nur irgendeinen Wert darauf gelegt, ihn für die Regensburger Diözese beziehungsweise für die bayerische Kirche zu erhalten, so hätte man wohl versucht, seinem nun drohenden Weggang nach Breslau durch eine Ernennung zuvorzukommen. Die Vorgänge liefen ja ganz gleichzeitig ab. Man blieb aber abwartend. Mehr noch, man blieb gleichgültig.

Am 10. Juni 1840 hatte der Breslauer Fürstbischof Leopold Graf von Sedlnitzky freiwillig resigniert und am 25. Dezember 1840 offiziell von seiner Diözese Abschied genommen[294]. Papst Gregor XVI. selbst hatte ihn dazu aufgefordert. Auslösend war Sedlnitzkys Haltung in der Mischehenfrage gewesen. Er wagte es nicht, gegenüber der preußischen Regierung den kirchlichen Standpunkt geltend zu machen, aus Gründen mangelnder persönlicher Entschiedenheit, die seine ganze Amtsführung kennzeichnete, aber eben vor allem auch aus Gründen seiner aufgeklärten, staatskirchlichen Gesinnung. So wartete der Diözesanklerus vergeblich auf eine klare, eindeutige Weisung. Er war überwiegend kirchlich gesinnt. Das vom Kölner Ereignis veranlaßte Erwachen des kirchlichen, katholischen Selbstbewußtseins hatte sich auch in Schlesien nachhaltig geltend gemacht. Die Scheidung zwischen der alten staatstreuen und neuen kirchlichen Richtung aber reichte bis in das Breslauer Domkapitel selbst hinein. Dort allerdings war das Verhältnis umgekehrt. Der staatskirchlich gesinnten Majorität der Domkapitulare stand eine kirchliche Minorität gegenüber. Die Staatskirchlichen hatten sich in der Partei um Weihbischof und Domdechant Latussek gesammelt, den vertrauten Ratgeber Seldnitzkys. Zu ihr gehörten neben den Kapitularen Plotho, Schonger, den beiden engsten Vertrauten Latusseks, Neander und Heinisch, auch die Ehrendomherrn Herber und Moser. Um Heinrich Förster aber hatte sich die kirchliche Partei gesammelt mit Elsler, Ritter und Anders, der aber alt und krank war, und den Ehrendomherrn Fischer, Brinkmann, Poppelack und Knauer[295]. Die Ehrendomherrn hatten ihren Sitz außerhalb Breslaus, hatten aber vor allem das Recht der Wahl des Fürstbischofs.

der katholischen Kirche und ihres Verhältnisses zum Staat, Leipzig 1874, 237–242. – Tschitschke M., Joseph Knauer. Fürstbischof von Breslau (= Glatzer Heimatgeschichte 23 (1931)). – Hubert Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock. Briefe von Ignaz Ritter an Augustin Theiner (1841–1847), in: ASKG 29 (1971) 173–204. – Ders., Briefe des Alumnatsdirektors Joseph Sauer an seinen Schulfreund Augustin Theiner in Rom (1839–1851), in: ASKG 30 (1972) 157–170. – Dazu im Allgemeinen: Kurt Engelbert, Geschichte des Breslauer Domkapitels im Rahmen der Diözesangeschichte vom Beginn des 19. Jahrhunderts bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Hildesheim 1964, 51–66. – Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 108–124. – Werner Marschall, Geschichte des Bistums Breslau, Stuttgart 1980, 126–132.

[294] Leopold Graf Sedlnitzky (1787–1871), seit 1819 Domkapitular in Breslau, 1831 Dompropst, 1835 Fürstbischof. Er ging nach seiner Abdankung nach Berlin. Der König machte ihn zum Staatsrat. Er widmete sich vor allem der Wohltätigkeit. Seine allmähliche Entfremdung von der katholischen Kirche führte 1863 zur Konversion zum protestantischen Glauben. – Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 64–104. – Gatz, Bischöfe, 296–298.

[295] Daniel Latussek (1787–1857), Priester 1811, 1831 Domkapitular, seit 1838 Weihbischof, 1839 Domdechant und Generalvikar. Er konnte später Diepenbrocks Vertrauen gewinnen, dem er sich dann aber auch unmittelbar anschloß. – Karl August Wilhelm Freiherr von Plotho (1789–1858), 1812 Priester, 1812–1823 Kaplan in Glogau, 1823 bei St. Hedwig in Berlin, 1839 Domkapitular, 1857 Domdechant, 1858 Dompropst. – Johannes Schonger (1782–1842), 1808 Priester, 1831 Domherr. – August Neander (1768–1844), gehörte dem Prämonstratenserorden an, 1791 Priester, 1831 Domkapitular. – Anton Heinisch (1766–1843), 1818 Priester, 1831 Domkapitular. – Ignatz Karl Herber (1788–1853), Priester 1811, Professor für alttestamentliche Exegese und Kirchengeschichte, Patrologie und Moral, 1828 Ehrendomherr, 1844 residierender

Obwohl Förster der jüngste unter den Domkapitularen war, war es immer wieder er gewesen, der zunächst über das Domkapitel, dann als Rat im Generalvikariat Sedlnitzky zu einer kirchlichen Stellungnahme bringen wollte. So war er zum Mittelpunkt der kirchlich gesinnten Mitglieder im Kapitel geworden. Ihm schlossen sich vor allem Elsler und Fischer an. Mit ihnen bildete Förster den Kern der kirchlichen Partei im Kapitel. Die Vergeblichkeit seines Bemühens, auch der zähe Widerstand im Kapitel ließ Förster mehrmals um seinen Rücktritt nachsuchen, dem Sedlnitzky aber nie stattgab[296]. Schließlich aber war Sedlnitzkys Stellung, auch nach mehrmaliger vergeblicher Mahnung durch Papst Gregor XVI., unhaltbar geworden.

Es mochte seltsam anmuten, daß man nun, obwohl man, vor allem seitens der Kirchlichen, nach einem frommen Bischof rief, nach einem Bischof, dessen Entscheidungskraft imstande war, in der Diözese wieder Ordnung zu schaffen, zunächst nichts zur Ernennung eines neuen Bischofs unternahm. Vielleicht wollte die staatskirchliche Partei im Kapitel der Regierung nicht vorgreifen, während die Kirchlichen, bei längerer Verzögerung der Wahl, auf das Eingreifen des Papstes hofften. Nach der Bulle De salute animarum vom Jahr 1821 war der Fürstbischof innerhalb von drei Monaten zu wählen, ansonsten konnte das Wahlrecht dem Papst anheimfallen. Allen Spekulationen machte schließlich die Kabinettsorder König Friedrich Wilhelms vom 24. Februar 1841 an Minister Eichhorn[297] ein Ende[298].

Sie brachte zugleich die Wende in der ganzen Praxis der preußischen Bischofswahlen. Sie forderte das Domkapitel Breslau auf, dem König unverzüglich ein Verzeichnis

Domherr. – Karl Moser (1765–1852), Priester 1788, 1837 Ehrendomherr. – Heinrich Förster (1799–1881), 1825 Priester, 1837 Domkapitular und Domprediger in Breslau, 1853 Fürstbischof von Breslau als Nachfolger Diepenbrocks, dessen nächster Vertrauter er war und der ihm als unbedingtes Vorbild galt. Förster hat auch die erste größere Biographie Diepenbrocks verfaßt. Sie erschien im Jahr 1859. Von wirklichem Wert ist darin der umfangreichere zweite Teil, der Diepenbrocks Bischofszeit behandelt, die Förster in allem unmittelbar miterlebt hatte, während er für die Zeit davor im wesentlichen die Aufzeichnungen Charlotte von Neumayrs wiedergibt. (Gatz, Bischöfe, 200–203). – Emanuel Joseph Elsler (1793–1870), Priester 1816, Domkapitular 1837, 1846–1847 Generalvikar, 1857 Domdechant, 1860 Dompropst. – Franz Ignaz Ritter, (1787–1857), 1811 Priester, 1823–1830 Professor für Kirchengeschichte in Bonn, 1830 Professor in Breslau und Domkapitular, 1845 Domdechant. – Ernst Anders (1775–1842), Priester 1798, Domherr 1837. – Nikolaus Fischer (1791–1858), 1814 Priester, 1829–1836 Propst von St. Hedwig in Berlin, seit 1829 Ehrendomherr. – Georg Anton Brinkmann (1798–1856), 1821 Priester, Propst in St. Hedwig Berlin, seit 1836 Ehrendomherr, 1849 residierender Domherr, 1852 Dompropst und Weihbischof von Münster. – Franz Poppelack (1769–1849), Priester 1792, seit 1840 Ehrendomherr. – Joseph Knauer (1765–1844), Priester 1789, Großdechant der Grafschaft Glatz seit 1818, 1821 Ehrendomherr, 1841 Fürstbischof von Breslau (Tschitschke, Knauer. – Gatz, Bischöfe, 393. – Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 108–124).

[296] Reinkens verzeichnet diesen Sachverhalt völlig. Er spricht sich für Sedlnitzky gegen Förster aus, der den Fürstbischof durch seine bewußten Intrigen und Interventionen in Rom gestürzt haben soll (Reinkens, Diepenbrock, 233–259). Diese Darstellung aber ist ebenso haltlos wie die Meinung, Förster habe nach dem fürstbischöflichen Stuhl gestrebt. Aus ihr spricht nur Reinkens' Abneigung gegen Förster, den er der verhaßten ultramontanen Bewegung zurechnete. Vgl. dazu die neueren, auf einschlägiges Archivmaterial gestützten Arbeiten über Förster: Engelbert, Förster, 147–188. – Hoffmann, Förster, 257–262.

[297] Johann Albrecht Eichhorn (1779–1856) war von 1840–1848 preußischer Kultusminister. Er war Protestant. Friedrich Wilhelm IV. hatte ihn ernannt.

[298] Friedrich Wilhelm IV. an Eichhorn, Berlin, 24. Februar 1841. Friedberg, Bischofswahlen, 238 f.

wählbarer Kandidaten vorzulegen, aus dem er dann die „Personae non gratae", das heißt die Kandidaten streichen würde, denen er im Fall ihrer Wahl die landesherrliche Bestätigung verweigern würde. So wollte Friedrich Wilhelm die bisher geübte Form der Designationswahl zugunsten dieses Listenverfahrens aufgeben. Bei der Designationswahl hatte der König den zu wählenden Kandidaten vorherbestimmt und seinen Willen den wählenden Domkapitularen vor der Wahl durch einen königlichen Wahlkommissar nahelegen lassen. Durch diese Vorarbeit war dann der eigentliche kanonische Wahlakt nicht mehr frei. Sein Ergebnis war vorherbestimmt. Dieses Verfahren konnte allerdings nur solange funktionieren, als die Kapitulare zu ihm bereit waren. Beim Listenverfahren war gewissermaßen der ganze Vorgang umgekehrt. Nicht der König brachte dem Domkapitel den Kandidaten zum Vorschlag, sondern das Kapitel legte dem König eine Liste der aus seiner Sicht wählbaren Kandidaten vor. Dem König aber blieb es vorbehalten, alle mißliebigen Kandidaten herauszustreichen. So blieb freilich der entscheidende Punkt bei beiden Verfahren derselbe, der König hatte die Gewähr, daß kein ihm mißliebiger Kandidat gewählt wurde. Dieser in der Bulle De salute animarum grundgelegte Rechtsstandpunkt war also auch jetzt nicht verlassen worden. Zudem sollte auch jetzt ein königlicher Wahlkommissar zugegen sein. Die Wahl selbst aber sollte vom Wesen her wieder frei sein, sollte wieder eine echte kanonische Wahl sein. Das war das diesem Verfahren zugrundeliegende Ideal.

Die Praxis sah freilich meist anders aus. So zunächst auch in Breslau. Grundsätzlich aber wollte Friedrich Wilhelm IV. hierdurch der katholischen Kirche weitere Freiheiten einräumen, dem katholischen Bevölkerungsanteil im Königreich Preußen mehr gerecht werden im Sinn des paritätischen Ausgleichs beider Konfessionen. Und wenn diese neue Wahlregelung letztlich auch das Versagen der alten zum Anlaß hatte, so bleibt sie doch ein Markstein der katholisierenden Pläne und Ziele König Friedrich Wilhelms. In Breslau sollte diese neue Wahlform zum ersten Mal angewandt werden. So ist es verständlich, daß das von den Zeitungen mit größtem Interesse mitverfolgt wurde[299].

Am 3. März 1841 gab Minister Eichhorn Friedrich Wilhelms Anordnung an das Breslauer Domkapitel und an Oberpräsident Merckel[300] weiter, der zugleich königlicher Wahlkommissar sein sollte. Zur Begründung der Änderung des Wahlverfahrens führte er an, daß sich der König außerstand sehe, selber bei der gegenwärtigen Zerrissenheit der katholischen Kirche Schlesiens einen geeigneten Bischofskandidaten zu finden. Allerdings war Eichhorns Einwand berechtigt, wie dann das Domkapitel in Breslau, da der König keine einzige „persona grata" nennen konnte, eine ganze Liste solcher Kandidaten aufstellen sollte, denn die Kandidaten aus der Partei um Latussek könnten der Kirche nicht genügen und die aus der Försters dem Staat nicht[301]. Wirklich war das die tatsächliche Situation. So war auch absehbar, daß die Vorwahl schwer werden würde, vor allem der Ausschließlichkeit wegen, mit der sich die beiden Parteien im Domkapitel gegenüberstanden.

Auf Dienstag, den 30. März, hatte man den Wahltag festgesetzt. Um acht Uhr morgens versammelte man sich im Haus Latusseks. Da Anders krankheitshalber fehlte,

[299] Vgl. die Arbeit von Christiani, Breslauer Bischofswahl 1841, die sich im wesentlichen auf die sehr ausführlich und genau, freilich auch wieder sehr parteiisch berichtenden Zeitungsnachrichten stützen konnte.

[300] Friedrich Theodor von Merckel (1775–1846), 1825–1845 Oberpräsident von Schlesien, war Protestant und entschieden gegen die katholische Kirche eingestellt.

[301] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 186 f.

waren zusammen mit den stimmberechtigten Ehrendomherrn insgesamt 14 Wähler anwesend[302]. Diese 14 Wähler teilten sich zu je sieben in zwei gleich große Parteien um Latussek und Förster. Da aber niemand sich selber die Stimme geben durfte, war es absehbar, daß niemand, weder aus der einen noch anderen Partei, eine absolute Stimmenmehrheit erlangen konnte. Deshalb drang die Latussek Partei nun darauf, nach relativer Stimmenmehrheit abzustimmen. Dagegen wehrte sich entschieden die Förstersche Partei, allen voran Förster selber, einmal weil er, völlig zu Recht, die Vorwahl als einen Teil der Hauptwahl auffaßte, die daher wie diese der kanonischen Erfordernis der absoluten Stimmenmehrheit unterworfen sein mußte, zum andern, weil er die Taktik der Latussek Partei fürchtete, nur überhaupt einmal die eigenen Kandidaten auf die Liste zu bringen, die der König dann stehen lassen würde, während er die kirchlichen Kandidaten von ihr streichen könnte, so daß bei der Hauptwahl nur lauter staatskirchlich gesinnte Kandidaten als personae gratae zur Verfügung stünden[303]. Mit acht zu sechs Stimmen konnte sich Förster schließlich durchsetzen[304]. In den folgenden 16 Wahlgängen aber konnte man sich auf keinen Kandidaten mit absoluter Stimmenmehrheit einigen. So brach man am Nachmittag die Wahl ab. Am kommenden Tag wollte man sie fortsetzen.

Nachdem aber auch der 17. Durchgang erfolglos blieb, schlug Ritter vor, entweder dem König zu unterbreiten, daß das Kapitel außerstande sei, die geforderte Wahlliste zu erstellen, und ihn zu bitten, die Entscheidung dem Papst zu übergeben, oder nun doch nach relativer Stimmenmehrheit abzustimmen. Gewählt aber sollte dabei nur sein, wer wenigstens vier Stimmen auf sich vereinigen könne. Dieser Vorschlag wurde angenommen. Wohl war man durch die Ergebnislosigkeit des Vortages müde geworden, dazu wollte man sich nicht selber, kam die Liste nicht zustande, ein so sprechendes Zeugnis der Unmündigkeit ausstellen und fürchtete vor allem den Unwillen des Königs, falls die Entscheidung wirklich an den Papst zurückfiele. So stimmten nun auch alle Anhänger der kirchlichen Partei zu, außer Förster. Er ließ ausdrücklich in das Protokoll aufnehmen, daß er mit dieser Entscheidung solange nicht einverstanden sein könne, bis man in dieser Sache die Willensmeinung des Papstes eingeholt hätte, da nach herkömmlichem kanonischen Recht nur, wer mit absoluter Stimmenmehrheit aufgestellt war, wählbarer Bischofskandidat sein könne[305].

Nun folgten wieder achtzehn Wahlgänge. Aus ihnen gingen schließlich zwölf Kandidaten hervor, sechs von seiten der Staatskirchlichen, Latussek, Neander, Schonger, Plotho, Moser und Herber, und sechs von seiten der Kirchlichen, Fischer, Förster, Elsler, Knauer, Brinkmann und Dittersdorf[306]. Dieses Ergebnis war bezeichnend genug. Es zeigte die ganze hemmende, innere Gespaltenheit des Domkapitels. Aber man war nun froh, überhaupt zu einem Ergebnis gekommen zu sein.

Am 1. April hatte man diese Liste nach Berlin gesandt[307]. Nur wieder auf das unnachgiebige Beharren Försters hin, unterstützt von Ritter und Brinkmann, hatte man

[302] Engelbert, Förster, 168 (nach Försters eigenen Angaben) gegen Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 188, der 15 Wähler angibt.

[303] Christiani, Breslauer Bischofswahl 1841, 25 f.

[304] Engelbert, Förster, 168 f.

[305] Ebenda.

[306] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 188 f. – Karl von Dittersdorf war Spiritual im Breslauer Alumnat, 1834 Regens des Priesterseminars von Ermland und Professor für Pastoraltheologie, 1851 als Domherr in Frauenberg gestorben.

[307] Ritter an Augustin Theiner, Breslau, 20. April 1841. Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock, 180.

im Begleitschrieben an den König hingewiesen, daß sie nur mit relativer Stimmenmehrheit zustandegekommen sei[308]. Wie im Kapitel angekündigt, hatte Förster unterm 3. April dem Papst den bisherigen Verlauf der Wahl geschildert. Er war überzeugt, daß nun, nachdem sich das Kapitel gewissermaßen selbst ausgeschaltet habe, dem Papst Recht und Pflicht zukomme, dem König Kandidatenvorschläge zu machen. Auch Minister Eichhorn berichtete Förster, was er nach Rom geschrieben, und daß er es als Pflicht seines Amtes und Gewissens ansehe, so gehandelt zu haben[309].

Friedrich Wilhelm war über Försters Bericht nach Rom, vor allem über die eingereichte Liste, äußerst verärgert. Denn an der Uneinigkeit des Domkapitels drohte nun das neue Wahlverfahren insgesamt zu scheitern. Dazu mußte er eine unmittelbare Einmischung Roms befürchten. Beides aber wollte er vermeiden. Darüberhinaus war Friedrich Wilhelm vor dem Heiligen Stuhl selbst nun in die peinlichste Verlegenheit geraten. Denn da er ganz offensichtlich selber nicht imstande war, sein königliches Recht der Bischofsernennung auszuüben, wäre nun ein außerordentliches Eingreifen Roms nötig geworden. So mußte er schon mit Rücksicht auf die eigene königliche Würde sehr heftig reagieren. Daher fiel auch sein zweites Schreiben an das Breslauer Domkapitel vom 22. April 1841 so unwiderruflich bestimmt aus[310]. Und von daher werden auch die darin ausgeprochenen zwei sehr harten Vorwürfe gegen das Kapitel verständlich, mit denen Friedrich Wilhelm das Zustandekommen der Wahlliste ein Versagen vor der Verpflichtung gegen die Kirche und gegen ihn, den König und Landesherrn, nannte und die Absicht, die Entscheidung dem Papst hinüberzuspielen, schlichtweg als mangelnde Untertanentreue tadelte, da die Wahl des neuen Fürstbischofs einzig Sache des Königs und des Kapitels sei, nicht aber des Päpstlichen Stuhles. Von daher wird aber auch der förmliche Befehl an das Domkapitel verständlich, in kürzester Zeitfrist eine neue Wahlliste mit der erforderlichen absoluten Stimmenmehrheit aufzustellen und vorzulegen, und die Drohung, daß er, im Falle das nicht geschehe, dem Kapitel für immer sein Vertrauen entziehen würde.

Dieses Schreiben an das Breslauer Domkapitel aber kündigte zugleich unausgesprochen die Entschlossenheit Friedrich Wilhelms an, von nun an auf die Breslauer Wahl verstärkt selbst Einfluß zu nehmen. So aber war die Wahl nicht mehr eigentlich frei. Im selben Schreiben vom 22. April benannte Friedrich Wilhelm dem Kapitel den Abt von Klosterneuburg, Jakob Ruttenstock, und den Prior des Wiener Schottenklosters, Götz, als personae gratae. Dazu teilte nun Eichhorn über Merckel dem Kapitel mit[311], daß Lautussek, auch Plotho, da sie von Rom wohl kaum bestätigt werden würden, ihren Einfluß für andere geeignete Kandidaten geltend machen sollten, daß aber auch Männer wie Elsler und Fischer, insbesondere Förster, keinesfalls in Frage kämen. Dafür machte Eichhorn nun besonders auf Knauer aufmerksam, der zwar als kirchlich galt, in Rom also ohne weiteres bestätigt würde, sich bisher aber nicht so hart in Opposition zur Regierung stellte.

Merckel hatte mit jedem Kapitular einzeln in diesem Sinne gesprochen[312]. So war das Kapitel am 16. Juni zur zweiten Vorwahl zusammengetreten, diesmal im Bewußtsein,

[308] Engelbert, Förster, 169.

[309] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 189 f.

[310] Friedrich Wilhelm IV. an Domkapitel Breslau, Berlin, 22. April 1841. Friedberg, Bischofswahlen, 241 f.

[311] Eichhorn an Merckel. Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 190.

[312] Vgl. das schriftlich festgehaltene Gespräch Merckels mit Förster. Engelbert, Förster, 172–176.

daß eine Liste mit absoluter Stimmenmehrheit auf Befehl des Königs aufgestellt werden müsse. Noch in der tags zuvor abgehaltenen Vorbesprechung hatte sich Förster noch einmal gegen eine Kandidatenbestimmung durch das Kapitel ausgesprochen, weil dieses Recht an den Papst zurückgefallen sei, vor allem aber, weil diese Wahl nur auf königlichen Druck hin zustande komme und so nicht mehr frei sei. Fischer und Brinkmann teilten diese Auffassung. Eine Majorität von elf Kapitularen aber hatte für die Neuwahl gestimmt[313]. Tatsächlich aber war eine zweite Vorwahl für das Kapitel peinlich genug, da die Vorgänge um die erste, gescheiterte Wahl bereits an die Öffentlichkeit gedrungen waren[314].

Dem königlichen Wunsch gemäß griff man nun über die im Kapitel selbst zur Verfügung stehenden Kandidaten hinaus. Schließlich waren fünf mit absoluter Stimmenmehrheit gewählt, Bischof Ledebur von Paderborn, Weihbischof Melchers von Münster, Domdechant Kellermann von Münster, Knauer und Melchior Diepenbrock[315]. Bei den aus dem Kapitel selbst stammenden Kandidaten hatte man sich einzig auf Knauer mit absoluter Mehrheit einigen können. Diepenbrock aber hatte mit dreizehn Stimmen die meisten von allen fünf Gewählten erhalten. Förster hatte ihn vorgeschlagen. Von allen Wählern war ihm allein Diepenbrock bekannt, zwar nicht persönlich, aber von seinen Schriften her, der Ausgabe der Werke Seuses, dem Geistlichen Blumenstrauß, vor allem aber durch die erst jüngst erschienene kleine Predigtsammlung[316]. Insbesondere sie hatte Förster, der selber ein begabter, auch brillanter Prediger war, für Diepenbrock eingenommen, wie er selber später schrieb[317]. So hatte Diepenbrock alle Stimmen der Kirchlichen gewonnen, aber eben auch die meisten der Latussek Partei. Man wählte ihn, weil er ein Schüler Sailers war. So sahen die Kirchlichen in ihm den gewünschten frommen Bischof, von beherrschender Geistigkeit und echter, tiefer religiöser Innerlichkeit. Die staatskirchlich Gesinnten aber wußten Diepenbrock einer milden Kirchlichkeit verpflichtet, fern von aller strengkirchlichen Richtung, allem übertriebenen Ultramontanismus. Deshalb erschien Diepenbrock für beide Parteien so anziehend. Er war aber vor allem der Kandidat der kirchlichen Partei, der Kandidat Försters.

Bereits am 30. Juni billigte Friedrich Wilhelm diese zweite Kandidatenliste[318]. Zugleich drückte er seine Freude darüber aus, daß auf ihr auch Ledebur und Knauer standen, die er beide schätzte[319]. Beide favorisierte er nun. Für Diepenbrock aber, den er noch ein halbes Jahr zuvor dringend zum Erzbischof von Köln wünschte, setzte er sich nicht ein. Und es scheint, als hätte Friedrich Wilhelm über ihn seine Meinung

[313] Ebenda, 177.

[314] Christiani, Breslauer Bischofswahl 1841, 26–28.

[315] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 191. – Friedrich Klemens Freiherr von Ledebur (1770–1841) entstammte einer alten westfälischen Adelsfamilie, 1825 zum Bischof von Paderborn gewählt, 1826 Priesterweihe, er starb bereits am 30. August 1841 (Gatz, Bischöfe, 436 f. – Bastgen, Bischofssitze in Preußen, I 266–274). – Franz Arnold Melchers (1765–1851), 1789 Priester, seit 1802 Domkapitular in Münster, 1826 Generalvikar, 1837 Weihbischof, 1846 Dompropst (Gatz, Bischöfe, 493). – Bernard Georg Kellermann (1776–1847), 1802 Priester, seit 1800 Erzieher im Haus Stolbergs, 1824 Domprediger, 1826 Professor in Münster, 1841 Domkapitular, 1846 zum Bischof von Münster gewählt, starb er vor seiner Präkonisation (Gatz, Bischöfe, 369 f.).

[316] Diepenbrock, Gesammelte Predigten, Regensburg 1841.

[317] Förster, Diepenbrock, 93.

[318] Friedberg, Bischofswahlen, 242.

[319] Friedrich Wilhelm IV. an Eichhorn. Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 192.

geändert, als hätte Diepenbrock seine bisherige Anziehungskraft auf den König verloren. Wohl deutet sich hier die Wirkung des Urteils an, das man in München über Diepenbrock gefaßt hatte und das man gewiß recht nachdrücklich auch Radowitz ausgesprochen hatte. Dazu rechnete Friedrich Wilhelm wohl damit, daß Diepenbrock die Berufung nach Breslau ebenso entschieden wie die nach Köln ablehnen würde. Bezeichnenderweise aber strich er Diepenbrock nicht von der Wahlliste. Das zeigte doch, daß Friedrich Wilhelm Diepenbrock gegenüber nicht eingenommen war, sondern hinter seinem Verhalten eine ganz realpolitische Erwägung stand. Er hatte während der Verhandlungen um die Lösung des Kölner Streit die römischen Vorbehalte gegen Diepenbrock kennengelernt. Deshalb war es absehbar, daß Rom auch jetzt einer Nominierung Diepenbrocks sehr reserviert gegenüberstehen würde. Diesen Konflikt wollte er wohl vermeiden. Deshalb ließ er Diepenbrocks Namen zwar auf der Liste stehen, favorisierte aber Ledebur und Knauer. Dabei strebte er mit beiden Kandidaten ganz offensichtlich eine Übergangslösung an. Denn beide waren bereits sehr alt.

Das Breslauer Domkapitel wandte sich nun offiziell an die fünf Gewählten, gab ihnen das Wahlergebnis bekannt und fragte an, ob sie bereit wären, die Kandidatur anzunehmen. Melchers und Ledebur schrieben sofort aus Altergründen ab. Dagegen erklärten sich Knauer und Kellermann bereit. Diepenbrock erhielt die Zuschrift des Domkapitels Anfang August. Er war von ihr betroffen. Eben erst war Schwäbl gestorben und er selber arbeitete gerade noch an dessen Trauerrede. Die Entscheidung wurde ihm auch diesmal schwer. Dabei empfand er dasselbe entschiedene innere Widerstreben wie vor der Annahme des Kölner Bischofsstuhles. Er wollte aber die Annahme nicht von vornherein zurückweisen. Er setzte sich selbst dazu eine Frist von acht Tagen. Erst dann wollte er endgültig entscheiden. Am 8. August 1841 aber schrieb er schließlich seine Ablehnung an das Breslauer Domkapitel nieder. Er begründete sie mit der allzu großen, die eigenen Kräfte und Fähigkeiten weit übersteigenden Last der Verantwortung und Aufgaben, auch mit der glanzvollen äußeren Stellung des Fürstbischofs, die seiner Neigung zur Zurückgezogenheit völlig widerspreche, vor allem aber mit der mangelnden inneren Zuversicht und Neigung zu einem solchen Amt[320]. Wieder war das das entscheidende Argument für ihn gewesen. Emilie Linder gegenüber suchte er es genauer aufzuschlüsseln. Vor allem mit ihr stand er während dieser Tage in lebhaftem Briefwechsel. Am 9. August, einen Tag nach der Absage, schrieb er ihr: „... Mein letzter Brief in Betreff Breslau's wird Sie, theure Freundin, ohne Zweifel beunruhigt haben. Ich eile daher, zu Ihrer Wiederberuhigung Ihnen mitzutheilen, daß ich, nachdem während der achttägigen Galgenfrist, die ich mir gesetzt, mein inneres Widerstreben gegen die Annahme bei allem Gebet um Erleuchtung sich nicht vermindert hat, gestern das Schreiben mit der motivirten Erklärung beantwortet habe, ich könne, Alles wohl und reiflich erwogen, den Muth nicht fassen, und also auch keinen wahren, göttlichen Beruf dazu erkennen, Ja zu sagen; ich müßte sie also bitten, von mir Umgang zu nehmen. Ich bin nun vollends beruhigt und Apollonia ist es auch. ... Gott wird Alles zum Besten fügen. Ich habe das unerschütterliche Vertrauen zu Ihm, daß, falls Er mich zu irgend etwas der Art beriefe, Er es mir durch innere Gewißheit und zuversichtlichen Muth zur Annahme zu erkennen geben würde. So lange ich daher dies nicht in mir finde, kann ich auch an keinen wahren

[320] Diepenbrock an Domkapitel Breslau, 8. August 1841. Ebenda, 193 f.

göttlichen Beruf glauben, mögen die Menschen thuen, machen, reden, was sie wollen. Ich bin gewiß, daß Sie gegen meine Maxime nichts einzuwenden haben ..."[321]

Doch wirkte alles auf Diepenbrock doch recht belastend. Denn auch die Ernennung des Regensburger Bischofs stand zu dieser Zeit noch in der Schwebe. Freilich wußte Diepenbrock, daß er von München her wenig zu befürchten hatte. Dafür aber stand jetzt die Breslauer Bischofswahl um so drohender vor ihm. Dazu aber trafen von seiten mehrer Domkapitulare, vor allem von Förster, überaus dringende und vertrauensvolle Bitten bei ihm ein[322]. Diepenbrock war davon tief bewegt. Darüberhinaus bat ihn, nun nach seiner Absage, noch einmal das Breslauer Domkapitel insgesamt offiziell, die Wahl anzunehmen[323]. Denn die Mehrzahl der Breslauer Domherrn war gerade durch die Weise, wie er seine Ablehnung begründet hatte, für ihn eingenommen. Man konnte in ihr die hohe ideale Gesinnung und Auffassung erkennen, die er diesem Amt entgegenbrachte. Um so mehr war man von seiner Absage enttäuscht, vor allem auf seiten der Kirchlichen. Man glaubte, gerade in ihm den rechten Kandidaten gefunden zu haben. Daher wollte man seine Ablehnung nicht sofort als endgültig anerkennen. So hatte man sich im Kapitel entschlossen, ein zweitesmal an ihn zu schreiben.

Diepenbrock antwortete sofort. Er lehnte erneut ab und machte dafür noch einmal die Beweggründe seines ersten Schreibens geltend. Zugleich aber hätte man aus dieser zweiten Absage in Breslau die Bedingung herauslesen können, unter der er letztlich doch bereit gewesen wäre, die auf ihn treffende Wahl anzunehmen. Denn Diepenbrock hatte hier den entscheidenen Punkt wesentlich anders formuliert. Er fügte nun nämlich hinzu, daß er niemals eine Wahl, zu deren Zustandekommen er selber durch die vorhergegebene Zusage, sie anzunehmen, auf irgendeine, wenn auch nur entfernteste Weise mitgewirkt habe, als Ruf und Willen Gottes selbst anerkennen könne. Das hieß aber doch umgekehrt, daß er, würde er gegen seine Zusage, gegen den eigenen Willen gewählt, durchaus bereit wäre, die Wahl anzuerkennen und anzunehmen als Ruf Gottes und im Gehorsam gegen die Kirche. Mochte diese Formulierung der Selbstvergewisserung auch eigenartig anmuten, Diepenbrock bedurfte ihrer, um seine eigene, so deutlich empfundene, innere Abneigung zu überwinden. In Breslau aber nahm man dieses zweite Schreiben als ein zweites endgültiges Nein an. Auch hatte Diepenbrock auf alle privaten Anfragen der Domkapitulare stets betont abschlägig geantwortet. So hatte man ihn aufgegeben[324]. Dazu machte König Friedrich Wilhelm durch Eichhorn und Merckel immer deutlicher und nachdrücklicher seinen Einfluß für Knauer geltend. Freilich hatte Staatsrat Schmedding, der in Regensburg war, auch nur die erneute, bestimmte und gewiß ebenso wie vor der Kölner Berufung entschiedene Absage Diepenbrocks nach Berlin gemeldet[325].

Knauer aber stand nicht nur bei Friedrich Wilhelm in hohem Ansehen, sondern galt, obwohl man ihn der kirchlichen Partei zurechnete, zugleich als dem Staat ergeben. Er war beweglich und vermied es ganz bewußt, es sich mit dem Staat zu ver-

[321] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 9. August 1841. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 265.

[322] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 23. August 1841, StA Boch 1.1.7. 10. – Förster, Diepenbrock, 94.

[323] Domkapitel Breslau an Diepenbrock, Breslau, 14. August 1841. Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 194.

[324] Ritter an Augustin Theiner, Breslau, 1. September 1841. Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock, 183.

[325] Joseph Görres an seinen Sohn Guido, München 26. August 1841. Görres Bd. 9, 538.

derben[326]. Wohl vor allem deshalb war er der Regierung willkommener als Kellermann. Dem staatskirchlichen Flügel im Domkapitel war dieser Wunsch des Königs ganz recht. Man nahm ihn bereitwillig auf. Diepenbrock hatte man abgeschrieben. Knauer aber konnte man als Kompromißkandidaten sehr wohl wählen, jedenfalls viel eher als Kellermann, dem man noch Diepenbrock vorgezogen hätte. Man kannte Knauers positive Einstellung zum Staat. Dazu stand Knauer bereits im 77sten Lebensjahr. So wollte man ihn nach dem Scheitern Sedlnitzkys als eine Art Brücke gebrauchen, um nach ihm wieder die frühere Stellung zu erlangen[327]. Durch diese Gewichteverlagerung im Domkapitel, vor allem aber durch die Instruktion der Regierung, mußte sich aber nunmehr bei der kirchlichen Partei alle Hoffnung auf Diepenbrock zerschlagen[328]. Wer aber sachlich und nüchtern abgewägt hätte, hätte von Anfang an anerkennen müssen, daß von den fünf Kandidaten nur Diepenbrock und Kellermann wirklich in Frage kommen konnten. Die drei anderen waren Greise. Und selbst wenn Knauer augenblicklich noch körperlich und geistig rüstig war, so blieb ihm doch nicht die Zeit, nach Sedlnitzkys Scheitern eine neue Kontinuität in der Breslauer Bistumsverwaltung herzustellen.

Nun aber waren nur mehr zwei Kandidaten übriggeblieben, Kellermann und Knauer, auf dessen Wahl die Regierung und die Latussek Partei im Kapitel hinarbeiteten. Die Bemühungen der Kirchlichen, insbesondere Fischers und Försters, Knauer zum Rücktritt zu bewegen, aber blieben vergebens[329]. Denn bei der Stimmenverteilung im Kapitel war es absehbar, wer zum neuen Fürstbischof gewählt würde. Immerhin konnte es Ritter noch durchsetzen, daß man Diepenbrock mit Knauer und Kellermann wenigstens noch auf die Stimmzettel schrieb[330]. Ritter stützte sich dabei auf die Ansicht, daß Diepenbrocks Absage nur scheinbar absolut und endgültig sei, daß er also immer noch wählbar sei. Ritter hatte damit Recht. Es ging aber trotzdem dabei nur noch um eine leere Formalität, denn weder er selber noch die übrigen Kapitulare erwarteten sich von Diepenbrock noch etwas. Die staatskirchliche Partei neigte Knauer zu, die kirchliche zu Kellermann.

Am 27. August 1841 sollte der Wahltag sein. Noch kurz zuvor aber ließ sich Merckel bei jedem einzelnen Domkapitular melden, um die Willensmeinung des Königs noch einmal einzuschärfen. Diepenbrock aber schrieb noch am 23. August an Abel, er sei wegen der Breslauer Wahlangelegenheit immer noch im ungewissen und sehe bangend dem Wahltag entgegen[331]. In Breslau aber wurde Knauer mit neun zu sechs Stimmen gewählt. Friedrich Wilhelm äußerte darüber dem Domkapitel später seine Zufriedenheit[332]. Aber es war wohl niemand mehr als Diepenbrock über diesen Ausgang der Wahl erleichtert. Er schrieb am 13. September an Förster: „... Gott sei gepriesen, der den Blitz, von dem ich jede Stunde getroffen zu werden fürchtete, gnädig abgeleitet, ... Allerdings hat mir die Angelegenheit bis zu ihrer definitiven Entscheidung manche bange, schwere Stunde gemacht, indeß auch dafür muß ich danken, denn ich

[326] Vgl. das zuverlässige Urteil von Joseph Sauer an Augustin Theiner, Breslau, 28. Februar 1841. Jedin, Sauer und Theiner, 164.

[327] Ritter an Augustin Theiner, Breslau, 1. September 1841. Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock, 185.

[328] Förster, Diepenbrock, 94.

[329] Vgl. Engelbert, Förster, 178–180.

[330] Ritter an Augustin Theiner, Breslau, 1. September 1841. Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock, 183 f.

[331] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 23. August 1841, StA Boch 1.1.7. 10.

[332] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 196. – Engelbert, Förster, 180 f.

ward dadurch genöthigt, einen mehr als gewöhnlich scharf prüfenden Blick in mich selbst zu werfen."[333]

Inzwischen war auch der Regensburger Bischof Riedel ernannt und wohl hoffte Diepenbrock, nach all den Aufregungen um seine Person, wieder mehr Ruhe finden zu können im gewohnten, alltäglichen Gang der Geschäfte in Domkapitel und Ordinariat. Er selbst war gewiß bereit, auch unter Riedel nach besten Kräften fortzuarbeiten. Abel gegenüber aber hatte er seine Bedenken über die heraufziehenden Schwierigkeiten nicht ganz verhehlen können[334].

Neben Schwäbl war Diepenbrock im Jahr 1841 ein weiterer Freund genommen worden, Eduard von Schenk. Er starb eines sehr raschen Todes. Während eines Münchenaufenthaltes erlag er am 26. April den Folgen eines Gehirnschlages. Seine Gattin folgte ihm nur wenige Monate später in den Tod nach. An beiden entbehrte Diepenbrock viel. Die Freundschaft mit der ganzen Familie, der ja auch Charlotte von Neumayr zugehörte, rührte von den Barbinger Tagen mit Sailer her. Sie war seitdem nicht verblaßt. Mit Schenk verband Diepenbrock neben den gemeinsamen literarischen Interessen und Neigungen vor allem die gemeinsame, durch Sailer geprägte religiöse und katholische Gesinnung. Seitdem Schenk aber als Regierungspräsident in Regensburg lebte, war auch die trennende räumliche Entfernung weggefallen. Diepenbrock nahm stets an allen Ereignissen der Familie teil. Schenks Haus war auch in Regensburg Heimstatt für das ganze geistige Leben. Und Diepenbrock nahm wohl auch da an manchem Anteil. Beide, Diepenbrock und Schenk, führten sich auch gegenseitig Bekannte und Freunde zu. Während der ganzen Jahre gingen Einladungen hin und her.

Mit Schenk besprach Diepenbrock die neueren literarischen Erscheinungen, auch die politischen Tagesereignisse, bat ihn um die eine oder andere Hilfeleistung für Freunde, nahm auch im Domkapitel eine Art Vermittlerrolle zur Regierung ein. Wirklich verlief der amtliche Verkehr zwischen Domkapitel und Regierung unter Schenk nahezu reibungsfrei. Dabei hatte Schenk stets an den strengen staatskirchlichen Grundsätzen festgehalten. Dazu setzte er, wo immer es möglich war, die unter seiner Ministerschaft begonnene Förderung der katholischen Kirche und des katholischen Geisteslebens fort. Der rigorosen Münchener Richtung schloß er sich dabei nicht an. Dazu war er viel zu sehr von Sailer geprägt. Aber während der zehnjährigen Tätigkeit in Regensburg setzte Schenk ganz bewußt ein katholisches Gegengewicht zur überwiegend protestantischen und politisch liberal gesinnten besitzenden Bürgerschicht der Stadt Regensburg. Vor allem von Sailer war diese Bewegung in Gang gesetzt worden. Schwäbl hatte sie fortgesetzt. Insbesondere aber auch Diepenbrock arbeitete an ihr fort, durch seine Predigten, durch seine gedruckten Werke, durch seine Kenntnis der Literatur seiner Zeit und seine Beraterfunktion bei den Regensburger Verlagen. So arbeitete auch er mit an der Erneuerung des katholischen Geisteslebens und der katholischen Geisteskultur in Regensburg und prägte so wesentlich das geistige Antlitz der Stadt mit, freilich in allem Sailer verpflichtet. Aber auch in allem was das Domkapitel hier unternahm, konnte man auf das Wohlwollen der Regierung Schenk rechnen. Von jeder Übertreibung aber hielt man sich fern. Man handelte stets mit Takt und Rücksicht auf die protestantische Konfession.

Auch deshalb hatte Schenks Tod eine Lücke gerissen. Diepenbrock aber nahm sich nun der Familie unmittelbar an. Insbesondere vermittelte er den Kauf der sehr

[333] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 13. September 1841. Förster, Diepenbrock, 95.
[334] Diepenbrock an Abel, Regensburg, 9. September 1841. Borodajkewycz, 132.

umfangreichen Sammlung von Kupferstichen und Radierungen an den Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg. Es war auch Diepenbrocks Idee, die Sammlung in München durch den ihm gut bekannten Direktor Langer[335] schätzen zu lassen. Langer veranschlagte sie auf einen Wert von 6000 Gulden. Das Gutachten Langers sandte Diepenbrock nun mit seiner Empfehlung am 25. August 1841 an das Thurn und Taxische Hofmarschallamt. Zugleich bat er, den Ankauf schnell abzuschließen, da mit dem nahe bevorstehenden Tod Frau von Schenks weitläufige Verhandlungen mit den Erben, vielleicht sogar die Auflösung und Zerstreuung der Sammlung drohten[336]. Wirklich kam der Kauf bereits am 30. August zustande[337].

Die Ablieferung und Zahlung aber verzögerte sich noch lange Monate. Frau von Schenk war inzwischen gestorben. Trotzdem hatte gerade ihr Diepenbrock mit seiner Idee und ihrer Verwirklichung noch einige Freude bereitet, wohl vor allem deshalb, weil sie sich darüber beruhigen konnte, die Sammlung, die Schenk mit großer Hingabe, aber auch mit großer Sachkenntnis zusammengestellt hatte, als ganze und gewissermaßen in guten Händen erhalten zu wissen. Für Langers Gutachten aber bedankte sich Diepenbrock am 3. November 1841 noch einmal ausdrücklich[338].

Tod der Königinwitwe Karoline

Am 4. November 1841 war die protestantische Königinwitwe Karoline von Bayern gestorben. Für das ganze Königreich Bayern war allgemeine Hof- und Landestrauer angeordnet worden. An die Ordinariate der acht bayerischen Diözesen erging am 17. November 1841 eine spezielle Verfügung des Innenministeriums[339]. Sie ordnete in sämtlichen katholischen Pfarrkirchen eine Trauerpredigt an, dazu eine Trauerfeier, umrahmt mit all jenem religiös-liturgischen Zeremoniell, das dem Gesetz und der Lehre der katholischen Kirche, aber eben auch der hohen Würde der verstorbenen Königin, wie man sich ausdrückte, entspräche. Zugleich aber forderte diese Ministerialverordnung dazu auf, unverzüglich die Regierung über Anordnung und Durchführung der Trauerfeier in Kenntnis zu setzen. Hinzu trat auch noch die weitere ausdrückliche Bestimmung, daß in dieser Trauerrede jede, auch nur entfernteste Anspielung auf die religiösen Verhältnisse zu vermeiden sei[340].

Verständlicherweise rief diese Anordnung nicht geringe Unruhe hervor. Obwohl die Ordinariate sich untereinander verständigten, fand man zu keiner gemeinsamen

[335] Robert von Langer (1783–1846) war seit 1806 an der neuorganisierten Akademie der bildenden Künste in München tätig, 1820–1827 als Generalsekretär. 1841 wurde er Direktor der Königlichen Gemäldegalerie. – ADB 17 (1883) 679 f. – Karl Bosl, Bayerische Biographie, Regensburg 1983, 465.

[336] Gutachten Langers an von Stachelhausen, den Schwiegersohn Schenks, der zum Verkauf bevollmächtigt war, München, 20. August 1841 (nennt den nach Schulen und Künstlern geordneten Bestand der Sammlung) u. Diepenbrock an das Thurn und Taxische Hofmarschallamt, Regensburg, 25. August 1841, Fürst Thurn und Taxis Zentralarchiv, Hofmarschallamt 630.

[337] Vgl. ebenda.

[338] Diepenbrock an Robert von Langer, Regensburg, 3. November 1841, Bay Stabi Diepenbrock Autograph 2.

[339] Abel an Ordinariat Regensburg, München, 17. November 1841, BZAR OA Tod der Königin Karoline.

[340] Abel an Urban, München, 17. November 1841, ebenda.

Handlungsweise. So konnte es zu einer so gegensätzlichen Reaktion kommen, daß im Dom zu Augsburg ein feierliches Requiem abgehalten wurde, während man sich zunächst in Passau, sofort nachdem die ministerielle Verfügung eingetroffen war, äußerst scharf gegen jede Form eines Trauergottesdienstes verwahrte, der ausschließlich Katholiken vorbehalten war[341].

Die Verfügung aus München rief auch in Regensburg Widerstand hervor, vor allem bei Diepenbrock. Er setzte sich ihr entschieden zur Wehr. Und er brachte seine Einwände sofort in der ersten Sitzung, in der man hierüber handelte, deutlich und offensichtlich auch mit einiger Leidenschaftlichkeit zur Sprache. Das klang selbst noch in der Niederschrift nach, mit der er dann seine Ansicht schriftlich den Akten beigab[342]. In ihr legte er seine Bedenken und Argumente ausführlich dar. Schon das zeigte, daß es Diepenbrock hier um etwas Grundsätzliches ging. Er zog in seiner Entgegnung auch immer wieder das Konkordat und das Religionsedikt heran. So kritisierte er die Ministerialverordnung vom 17. November sowohl ihrer Form als auch ihrem Inhalt nach.

Tatsächlich kam sie formell einem Befehl des Staates an die Kirche gleich. Der Staat verfügte in ihr eine religiös-liturgische Gottesdienstfeier und forderte zudem noch die Kenntnisgabe ihres Vollzugs ein. So war das Ordinariat als eine kirchlich-geistliche Behörde nichts anderes mehr als das bloße Vollzugsorgan königlicher Anordnungen. Zu Recht sah Diepenbrock in diesem Fall die im Wesen der katholischen Kirche selbst grundgelegte, verfassungsmäßige Autonomie zerstört. Und er verwies nun auf das Konkordat, das einer solchen Verfügungsgewalt des Staats über die Kirche widersprach, indem es allein den Bischöfen das Recht der Anordnung öffentlicher kirchlicher Gebete und Feiern zuerkannte. Freilich mußte Diepenbrock auch auf das Religionsedikt hinweisen, das dieses Recht auch dem König zusprach[343].

Die eigentliche Stoßrichtung seiner Einwände aber ging gegen die inhaltlichen Bestimmungen der Ministerialverordnung. Hier sprach Diepenbrock auch eine viel schärfere Sprache. Denn die Verordnung sah eine Trauerfeier vor, die der katholische Ritus gar nicht kannte, eine bloße Predigt ohne heilige Messe und ohne Fürbittgebet. Form, Sinn und Würde des katholischen Gottesdienstes selbst schien ihm hier verletzt. Das Wesentliche der katholischen Trauerfeier mußte unterbleiben, weil es einerseits nur Katholiken vorbehalten war und andererseits von den Protestanten abgelehnt wurde. Die Feier sollte einerseits echte religiöse Feier, wirklicher Gottesdienst der katholischen Kirche sein, mußte aber andererseits alle katholische Sinnprägung verleugnen.

Auch auf diesen grundsätzlichen Zwiespalt, den die angeordnete Feier notwendig in sich enthielt, wies Diepenbrock zu Recht hin. Und er faßte als Fazit in seiner schriftlichen Erklärung zusammen: „Diese vorgeschriebene Form ist daher eine Verstümmelung des katholischen Cultus, indem das Wesentliche desselben, Meßopfer und Gebet, wegbleibt, und das Unwesentliche, Rein-zufällige, die Trauerrede, zur alleinigen Hauptsache erhoben wird, also eine offenbare Adaptirung protestantischer Cultus-

[341] Ordinariat Passau an Ordinariat Regensburg, Passau, 17. November 1841, ebenda. – Wenig später revidierte man in Passau wieder die eigene Haltung.

[342] Diepenbrock, Regensburg, 21. November 1841. Einige Bemerkungen zu dem Ministerialreskript v. 17. Novbr. die Trauerfeierlichkeiten für Ihre Maj. die verwittwete Königin betr., ebenda.

[343] Konkordat vom 5. Juni 1817 Art XII. Hausberger, Staat und Kirche, 326 f. – Religionsedikt vom 26. Mai 1818. Ebenda, 337.

form. Daher laborirt auch die ganze Vorschrift an inneren Widersprüchen. Es soll eine *religiöse*, *kirchliche* Feier seyn, mit möglichst würdevollem Ceremoniell, und wieder eine bloße Trauerrede, ohne kirchliche Färbung; eine kirchlich-religiöse Feier, und doch nur von weltlicher Bedeutung, nämlich der hohen politischen Würde der Verstorbenen angemessen, ohne Rücksicht auf das kirchlich-konfessionelle Verhältniß derselben; – eine Feier mit kirchlichem Ceremoniell, jedoch insofern dies vereinbar ist mit der kirchlichen Lehre. Die katholische Kirche kennt aber kein blosses, von ihrer Lehre zu sonderndes Ceremoniell. Alles bei der Todtenfeier ist Symbol ihrer Lehre; selbst das Alleräußerlichste, die Aufstellung des Katafalks, bezieht sich auf Fürbitte, Segnung, Reinigung und Sühne, und hat ohne diese streng-katholischen Ideen keinen Sinn und Zweck; kann daher auch für Akatholiken nicht in Anwendung kommen, wenn nicht heilige kirchliche Gebräuche zu leerem weltlichem Schaugepräge, der Priester zum Comödianten, heiliger Gottesdienst zu profanem Hof- und Herrendienst herabgewürdigt werden soll. In welche Verlegenheit der Diözesanklerus durch die Zumuthung und den Auftrag für Abhaltung einer solchen Predigt gesetzt werden, und wie er seinen gerechten Unmuthe darüber in Vorwürfen gegen das Domkapitel Luft machen würde, mag leicht vorausgesehen werden."

Diese deutliche Sprache hatte Diepenbrock in dieser Sache von Anfang an in den Kapitelssitzungen geführt und damit wohl zugleich am entschlossensten und nachdrücklichsten von allen Kapitularen Stellung bezogen. Man bestimmte ihn nun auch nicht von ungefähr zum Referenten für diese Sache. Denn er sprach aus, was man allgemein im Kapitel dachte. So liefen nun aber alle diesbezüglichen Ein- und Ausgänge durch seine Hände. Auch besorgte Diepenbrock selber die ganze anfallende Korrespondenz, auch alle offiziellen Schreiben des Domkapitels. Alle diese Entwürfe stammten von seiner Hand, sprachen aber eben auch seine Sprache[344].

Bereits am 19. November richtete das Regensburger Domkapitel seine Erwiderung an Abel[345]. Inzwischen war auch das Passauer Verbot eingegangen. In Regensburg reagierte man zwar ebenso entschieden, aber viel weniger schroff und zurückweisend. Dazu wies man auf eine echte Lösungsmöglichkeit des ganzen Konflikts hin. Man drückte die grundsätzliche Bereitschaft des Domkapitels zur Anteilnahme an der allgemeinen Landestrauer aus, aber eben auch die konfessionsbedingte Grenze. In denkbar einfacher und bündiger Argumentation wies Diepenbrock, der das Schreiben im Namen des Kapitels verfaßt hatte, darauf hin, daß die katholische Kirche keine andere Form der Trauerfeier als die übliche Feier der heiligen Messe und des Fürbittgebets kenne, diese aber für Protestanten nicht in Frage kommen könne. Eine Mischform herzuleiten, fühle sich das Kapital aber nicht befugt. Eine solche würde überdies sehr leicht von den katholischen Kirchgängern mißdeutet als Preisgabe katholischer Lehre und katholischer Gebräuche, insbesondere in der gegenwärtigen, in konfessioneller Hinsicht so empfindlich, gereizt und verletzbar gewordenen Zeit. Gegen die Abhaltung der Predigt aber führte man nun auch noch ein ganz praktisches Bedenken an. Diese Predigt sollte auf kirchlich indifferentes Gebiet beschränkt sein. Gerade dadurch aber barg sie die Gefahr arger Mißgriffe in Wahl und Behandlung des Stoffes, da die wenigsten Geistlichen über ausführlichere biographische Notizen der verstorbenen Königin verfügten.

So machte man den ebenso aus der Praxis gewonnenen Vorschlag, nach einer

[344] BZAR OA Tod der Königin Karoline. – BDK 87.

[345] Domkapitel Regensburg an Innenministerium, Regensburg, 19. November 1841, BZAR OA Tod der Königin Karoline.

besonderen Predigt von der Kanzel im herkömmlichen Rahmen feierliche Exequien für alle katholischen verstorbenen Familienmitglieder des Königshauses zu halten, ähnlich der bisher üblichen Gottesdienstfeiern zum Anlaß des Namens- und Geburtstags der regierenden Königinwitwe, in der man alle liturgischen Gebete, die auf sie als Protestantin nicht anwendbar waren, auf die Person des Königs übertragen hatte, der katholisch war. Wirklich war diese Praxis im Volk noch nie mißverstanden worden, als hätte man für die protestantische Königin den Gottesdienst gefeiert. Vor allem darauf berief sich das Kapitel für diese, wie es schien, einzig gangbare Lösung. Noch am selben Tag ließ man sowohl dem Ordinariat in München als auch Passau und Eichstätt diese Erwiderung an das Ministerium in Abschrift zugehen[346]. Man hoffte in Regensburg auf grundsätzliche Zustimmung und glaubte offensichtlich, damit den Boden für eine gemeinsame Handlungsweise bereitet zu haben.

In München aber wurde dieser Vorschlag zurückgewiesen. Dazu konnte Abel zur Begründung anführen, daß die Ministerialverordnung vom 17. November eben auf die Eingabe Erzbischof Gebsattels an den König hin ausgeschrieben worden sei[347]. In ihr hatte Gebsattel von vornherein feierliche Exequien, auch für alle katholischen Verstorbenen des königlichen Hauses, eben der Gefahr ihrer Mißdeutung wegen, ausgeschlossen, sich aber dafür für die Abhaltung einer einfachen Trauerrede in den Kirchen ausgesprochen. Dazu war nun gleichzeitig auch die gedruckte amtliche Ausschreibung des Münchener Ordinariats an alle Pfarrämter der Erzdiözese eingetroffen[348]. Sie verfügte unter dem 19. November 1841 für den kommenden Sonntag Nachmittag die Abhaltung einer Trauerrede und nach dieser zur Erhaltung des königlichen Hauses das allgemeine Gebet, fünf Vater Unser und Ave Maria. In den Städten München, Landshut und Freising aber war diese Feier auf einen Wochennachmittag gelegt, dazu Trauerschmuck, der am Sonntag nicht möglich war, angeordnet. In Regensburg war man über diesen Sachverhalt nicht wenig überrascht und wohl auch verärgert, daß auf diese Weise jede gemeinsame Absprache unmöglich gemacht worden war. Zugleich besaß das Münchener Beispiel für die Suffraganbistümer doch auch einige Verbindlichkeit.

Die Form der Trauerfeier, welche die Ministerialverordnung vom 17. November vorschrieb, ging also auf die Initiative Gebsattels selber zurück. So mußte Diepenbrock seine diesbezüglichen Einwände zurücknehmen. Das betraf aber nur die königliche Anordnung der Form der Feier. Aber der Hauptvorwurf der Verstümmelung, Entwürdigung und Angleichung des katholischen Gottesdienstes an den protestantischen Ritus war davon nicht berührt. Er richtete sich nun aber nicht mehr gegen die Regierung, sondern gegen den Erzbischof selbst. Und ihn zurückzunehmen, war Diepenbrock nicht bereit. Im Gegenteil. Er vermerkte diese neue Wendung der Dinge und die eigene Stellung dazu ausdrücklich in den Akten[349]. Diepenbrock mußte das tun, nicht nur um seiner persönlichen Überzeugung und Glaubwürdigkeit willen, sondern auch um seine wenige Tage zuvor ebenfalls schriftlich zu den Akten gegebenen Einwände ins rechte Licht zu stellen. Wohl wäre er entschlossen gewesen, diesen Konflikt offen und konsequent nicht nur gegen die königliche Regierung, sondern jetzt auch gegen die erzbischöfliche Stelle auszutragen. Die ganze Sache aber wäre zu

[346] Ebenda.

[347] Abel an Urban, München, 20. November 1841, ebenda.

[348] Ordinariat München an Domkapitel Regensburg, München, 19. November 1841, ebenda.

[349] Vgl. „Nebenbemerkung" Melchior Diepenbrocks auf Entwurf der Ausschreibung des Ordinariats an die Pfarreien, 23. November 1841, ebenda.

auffallend gewesen. Daher wurde im Domkapitel der Entschluß gefaßt, die Trauerfeier ähnlich dem Münchener Vorbild zu gestalten. Man tat das mit größtem Widerwillen und nur aus der Rücksicht heraus, die äußere Einheit zu wahren. Denn die Ausschreibung des Ordinariats in München war nicht mehr rückgängig zu machen. Und hätte man sich offen zu ihr in Widerstand gesetzt, so hätte der hierdurch geschaffene Zwiespalt nur noch größeres Ärgernis, auch Schaden für die Kirche verursacht[350]. Das waren die Beweggründe der Kapitulare. Ihnen beugte sich auch Diepenbrock.

Von seiner Hand stammte auch der Entwurf der Regensburger Ausschreibung vom 23. November 1841. Auf ihm aber hielt Diepenbrock in einer Nebenbemerkung fest, daß er diesen Entwurf nur auf Ersuchen Kapitularvikars Urban als Referent in dieser Sache verfaßt habe. So fiel auch der Text gegenüber den Ausschreibungen der anderen Ordinariate denkbar knapp aus. Er enthielt nur das Nötigste, die Anordnung der Trauerrede, die auf dem Land der größeren Beteiligung wegen auch am Sonntag abgehalten werden konnte, die Anordnung des Trauerschmucks, den deutlichen Hinweis, daß alle katholischen Verstorbenen vorbehaltenen liturgischen Gebete und Riten unterbleiben müßten, den Vorschlag, vor oder nach der Predigt das Dies Irae zu singen, die Verpflichtung, jede Anspielung auf religiöse Verhältnisse zu vermeiden und den Hinweis, das Predigtthema den Muttertugenden der verstorbenen Königin zu entlehnen[351].

Umgehend sandte man diese Bestimmung dem Ordinariat und Innenministerium in München zu. Die beiden Begleitschreiben fertigte wieder Diepenbrock an. Zwar tat er das im Namen und Auftrag des Kapitels. Aber die Texte sprachen wieder unverkennbar seine Sprache. Diepenbrock machte keinen Hehl aus der allgemeinen Verärgerung im Regensburger Domkapitel. Dazu betonte er dem Münchener Ordinariat gegenüber, daß man sich nur „für diesmal" der vom Erzbischof initiierten Verfügung angeschlossen habe, der Kircheneinheit wegen[352]. In Regensburg aber seien bereits Stimmen der Entrüstung in Klerus und Volk laut geworden. Insbesondere auf eines wies Diepenbrock noch nachdrücklich hin, auf die mögliche nachteilige Folge, daß man sich von nun an auch in anderen protestantischen deutschen Staaten auf dieses im katholischen Bayern gegebene Vorbild berufen und von der katholischen Kirche in ähnlichen Fällen ebenso die Abhaltung einer solchen Trauerrede und Trauerfeier einfordern könne. Und er weitete diese Befürchtung noch dahin aus, daß man dann wohl auch noch der Kirche Trauerreden zumuten würde, wenn der Verstorbene zu allem andern als zu einer Lobrede Anlaß bieten würde. Der Anspruch kirchlicher Lehrverkündigung sei dann entweiht und der Klerus, der dazu von den weltlichen Behörden noch scharf kontrolliert würde, in Bedrängnis versetze.[353].

Diepenbrock ging es also auch um die Zukunft. Das Münchener Vorbild schuf wirklich eine Art Präzedenzfall. Darauf legte er den Ton. Dazu kritisierte er nun auch noch, daß das Münchener Ordinariat zur Trauerrede noch öffentliche Gebete für das königliche Haus angeordnet hatte. Denn gerade hierdurch war dieselbe Gefahr des Mißverständnisses, diese Gebete seien für die protestantische Königin gesprochen, gegeben, deretwegen Gebsattel die feierlichen Exsequien für die katholischen Toten

[350] Domkapitel Regensburg an Ordinariat Speyer, Regensburg, 14. Dezember 1841, ebenda.

[351] Lipf, Oberhirtliche Verordnungen, Nr. 248 S. 424.

[352] Domkapitel Regensburg an Ordinariat München, Regensburg, 23. November 1841, BZAR OA Tod der Königin Karoline.

[353] Domkapitel Regensburg an Ordinariat Speyer, Regensburg, 14. Dezember 1841 u. an Ordinariat Eichstätt, Regensburg, 26. November 1841, ebenda.

des Königshauses ausgeschlossen hatte. So hatte man selber gegen das Prinzip verstoßen, mit dem man in München die eigene Handlungsweise gerechtfertigt und dessen Befolgung man auch von den Suffraganbistümern erwartet hatte. Auch auf diese Widersprüchlichkeit in der Münchener Argumentation wies Diepenbrock hin. Schließlich aber machte er noch zum Vorwurf, daß man sich in München, an der erzbischöflichen Stelle selbst, nicht schon längst auf diesen doch vorhersehbaren Todesfall der Königin vorbereitet, mit den Bischöfen abgesprochen und so eine angemessene gemeinsame Lösung erarbeitet habe.

An das Innenministerium schrieb Diepenbrock mit ähnlicher Deutlichkeit[354]. Die Vorwürfe zielten aber letztlich gegen die Münchener Bistumsleitung selbst. So war es verständlich, daß man sie nicht ohne Erwiderung lassen konnte. Tatsächlich glaubte man, sich vor ihnen rechtfertigen zu können[355]. Letztlich aber konnte man keinen der von Diepenbrock erhobenen Einwände zerstreuen oder zurückweisen. Dazu versteifte man sich auf die Behauptung, die eigene ausgeschriebene Form der Trauerfeier sei die einzige, die alle möglichen Mißdeutungen im katholischen Volk ausschließen würde. Diepenbrock ging es aber gerade hier um etwas viel Wesentlicheres, um die Wahrung von Sinn und Würde der katholisch-liturgischen Gottesdienstfeier, um die Ablehnung ihrer Verstümmelung. Das war der Kern seines Anliegens und der Angelpunkt seines Argumentierens, überhaupt der Grund für sein entschiedenes Auftreten und für seine so hartnäckig scheinende Haltung in dieser Sache. Es war ihm nicht um ein äußeres Kirchengesetz zu tun, sondern um die Objektivität des katholischen Gottesdienstes überhaupt. Ein Grundsätzliches schien ihm gefährdet und forderte seine Verteidigung heraus. In München aber antwortete man auf diese Forderung nur recht oberflächlich. Man überging sie beinahe völlig. Vielleicht überhörte man sie auch ganz bewußt, weil sie unanfechtbar war. Aus dieser Sicht nämlich wäre der Regensburger Vorschlag der allein angemessene gewesen. Eben das betonte Diepenbrock im Namen der Regensburger Domkapitulare noch einmal im Schreiben vom 17. Dezember, der Antwort auf die Erwiderung des Ordinariats München[356]. Ganz offensichtlich aber antwortete man in München auf diese zweite Vorstellung aus Regensburg nicht mehr.

Diepenbrock korrespondierte in dieser Sache auch ausgiebig mit den benachbarten Ordinariaten, mit Passau, Eichstätt, Speyer. Er setzte ihnen den eigenen Regensburger Standpunkt auseinander und informierte sie auch über den Konflikt mit dem Münchener Ordinariat[357]. Der Passauer Stelle gegenüber aber stellte er nachdrücklich die Widersprüchlichkeit ihrer verschiedenen Ausschreibungen fest. Vor allem aber tadelte er direkt die Passauer Ausschreibung der Trauerfeier vom 20. November 1841. In Regensburg störte man sich nämlich daran, daß in ihr die königliche Verfügung, nur mit den Geboten der Kirche vereinbare Trauerfeierlichkeiten anzuordnen, als eine außerordentliche Wohltat und Gnade herausgestrichen worden war. Hierdurch würde nur die Grenze zwischen Recht des Staates und Recht der Kirche verwischt[358]. Tatsächlich stand hinter diesem Hinweis nicht Kleinlichkeit, Ängstlichkeit oder Enge, sondern

[354] Domkapitel Regensburg an Innenministerium, Regensburg, 23. November 1841, ebenda.

[355] Ordinariat München an Ordinariat Regensburg, München, 6. Dezember 1841, ebenda.

[356] Domkapitel Regensburg an Ordinariat München, Regensburg, 17. Dezember 1841, ebenda.

[357] Domkapitel Regensburg an Ordinariat Eichstätt und Passau, Regensburg, 26. November 1841 u. an Ordinariat Speyer, Regensburg, 14. Dezember 1841, ebenda.

[358] Domkapitel Regensburg an Ordinariat Passau, Regensburg, 26. November 1841, ebenda.

das geschärfte Bewußtsein für die Unverletzbarkeit kirchlicher Rechte und Pflichten, auch kirchlicher Freiheit und Autonomie insbesondere in rein geistlichen Sachen.

Grundsätzlich und von vornherein wollte man sich vor jeder Willkür, jedem Übergriff von seiten des Staates wehren. Tatsächlich schuf dazu auch das bayerische Staatskirchentum immer erneute Anlässe. Insbesondere Diepenbrock empfand es als Pflicht, jedesmal und sofort dagegen deutliche Verwahrung einzulegen, damit derartige Übergriffe nicht zur Gewohnheit würden. Dahinter aber stand seine entschlossene Sorge für die Ordnung und Lehre der Kirche, seine Überzeugung, daß die Kirche nur dann, wenn sie nicht behindert würde, ihre Aufgabe erfüllen könne. Das war Diepenbrock nicht nur Amtspflicht, sondern Gewissenspflicht. Daher rührte sein unnachgiebiges Auftreten.

Über dem Hin und Her der Frage um die rechte Ausführung der Trauerfeier aber war man nun in Regensburg tatsächlich mit deren Anordnung in Verzug geraten. Inzwischen hatte sowohl die Regierung von Regensburg als auch der Regierungspräsident um den genauen Termin nachgefragt. Die offizielle Feier, zu der die Vertreter der Regierung und Behörden zugegen sein sollten, sollte im Dom stattfinden. Die Trauerrede hatte Diepenbrock selbst übernommen. Er wandte sich nun, da die Anfragen bei ihm einliefen, an Generalvikar Urban, der Tag und Zeit bestimmen sollte. Dabei schlug Diepenbrock selber, da er mit der Rede bis Anfang der kommenden Woche fertig sein konnte, Dienstag aber der allgemeine Sitzungstag in Kapitel und Regierungspräsidium war, Mittwoch, den 1. Dezember, neun Uhr morgens vor. Urban erklärte sich damit einverstanden[359].

Von allen bayerischen Diözesen hatte allein Regensburg so entschieden Einspruch erhoben gegen die Befehlsform der ministeriellen Anordnung und die Entscheidung der Münchener erzbischöflichen Stelle. Und obwohl das Bistum verwaist war, hatte man in Regensburg sofort und aus eigener Verantwortung und Begründung reagiert, hatte die eigene Überzeugung auch durchgetragen und vertreten. Das war nur möglich durch die große Einigkeit im Regensburger Domkapitel selbst. Hinter allem aber stand vor allem die Initiative Diepenbrocks. Er verlieh dem Kapitel auch nach außen hin in dieser Frage ein eindeutiges und markantes Profil. Und offensichtlich blieb die Regensburger Ansicht auch in anderen Kapiteln nicht ohne Wirkung, fand Übereinstimmung und diente zum Vorbild und zur Orientierung.

Diepenbrocks Initiative machte sich wohl auch geltend in der Anfrage des Regensburger Domkapitels an das Münchener Ordinariat, ob die Beisetzung des Herzens der Königinwitwe in St. Kajetan, wie die Zeitungen berichteten, mit solchen Trauerfeierlichkeiten verbunden waren, die man der eigentlichen Begräbnisfeier verweigert hatte[360]. In München mußte man das zugeben, berief sich aber darauf, daß dies ohne Wissen und Einwilligung Erzbischof Gebsattels geschehen und so auch keine Inkonsequenz zur früheren Haltung sei, auf der man auch jetzt noch beharre[361]. Auch an die Regierung trat man noch einmal in Sachen Begräbnisfeier heran, wohl wieder vor allem auf Veranlassung Diepenbrocks. Das Domkapitel beantragte die Erstattung von insgesamt 86 Gulden Unkosten, die die Feier in der Domkirche verursacht hatte[362].

[359] Regierung von Regensburg an Domkapitel Regensburg, Regensburg, 19. November 1841. – Diepenbrock an Urban, 24. November 1841 u. Antwort Urbans, ebenda.

[360] Domkapitel Regensburg an Ordinariat München, Regensburg, 18. Februar 1842, ebenda.

[361] Ordinariat München an Ordinariat Regensburg, München 4. März 1842, ebenda.

[362] Domkapitel Regensburg an Regierung von Regensburg, Regensburg, 22. Februar 1842, BZAR BDK 87.

Die Regierung verweigerte sie. So blieb dem Domkapitel nur übrig, sich künftig gegen derartige außerordentliche Ausgaben aus dem Domkustodienfond zu verwahren, da die diesem von seiten des Staates ausbezahlte Summe von jährlich 6500 Gulden nur nach dem vieljährigen Durchschnitt der regelmäßigen, stehenden Ausgaben und Kosten berechnet war[363]. Diese Eingabe war wieder von Diepenbrock verfaßt worden.

Überhaupt war die königliche Dotation des Domkustodienfonds ein ständiger Reibungspunkt zwischen Regierung und Domkapitel. Unzählige diesbezügliche Eingaben, Gesuche und Beschwerden des Regensburger Domkapitels, das als Kollegium Verwalter des Kustodienfonds war, belegen das. Einerseits war diese Dotation noch immer nicht vollständig erfolgt, andererseits war die Regierung nur selten bereit, das Kapitel bei außerordentlichen Zahlungen zu untersützten. So war man wirklich, was die finanziellen Möglichkeiten betraf, sehr eingeschränkt. Und verständlicherweise wehrte man sich gegen diesen seit der Säkularisation gegebenen Nachteil und Mißstand und wies die Regierung bei jeder Gelegenheit nachdrücklich auf ihn hin. Vor allem Diepenbrock tat das mit ganzer Konsequenz. Als Domdechant hatte er sich ja insbesondere auch mit allen finanziellen Belangen des Kapitels auseinanderzusetzen. Freilich hatten seine Beschwerdeschriften nur wechselnden Erfolg. Aber hätte das Domkapitel in einem Fall geschwiegen, so hätte sich die Regierung im anderen Fall eben darauf berufen können. Daher war es nicht eine bloße Formel, wenn das Kapitel die eigenen Eingaben an die Regierung immer wieder eine „pflichtgemäße Remonstration" nannte. Hinter allem wird auch Diepenbrocks persönliche Haltung sichtbar, sein Pflichtbewußtsein, ungerechtfertigten Forderungen der Regierung gegenüber nicht zu schweigen, sondern auf sie hinzuweisen, sich gegen sie zu verwahren und sie so nach Möglichkeit zu beheben.

Äußerst energisch aber trat er immer dann auf, wenn wesenhafte Rechte der Kirche betroffen waren, Rechte, auf die der Staat schon deshalb keinen Zugriff haben konnte, weil sie rein geistliche Dinge regelten. Für diese Haltung war Diepenbrock im ganzen Klerus bekannt, aber eben auch bei der Regierung. Und er scheute damit auch vor dem herrschenden Absolutismus des bayerischen Staatskirchentums nicht zurück. Dabei war Diepenbrock jederzeit der königlichen Regierung treu ergeben. Sein ganzes Leben lang war er überzeugt, daß die Monarchie von Gott gesetzte Staatsform, gottgewollte Lebensordnung sei, mit allen Erscheinungen, die sich daraus gerade auch für die Kirche ableiteten. Das bezeugte schon sein nahes Verhältnis zu König Ludwig selbst, mit dem ihn viel mehr verband als bloße Treue und Ergebenheit des Untertanen. Dieses Verhältnis konnte im Wesen auch durch die geschehene Eintrübung und die Abwendung nicht zerstört werden, die Ludwig Diepenbrock deutlich genug gezeigt und die Diepenbrock ebenso deutlich gespürt hatte. Denn etwas Größeres war in ihm enthalten, die gemeinsame Erinnerung und Verehrung für Sailer, die gemeinsame Verpflichtung auf sein Vorbild[364]. Ebenso aber wie Diepenbrock die Rechte der Krone anerkannte, trat er auch für die der Kirche ein. Dabei widerstrebte ihm das Extreme und Kämpferische der strengkirchlichen Richtung. Denn er war auf Aussöhnung der Gegensätze bedacht, indem jedem Teil das ihm zustehende, im eigenen Wesen und Aufgabenbereich begründete Recht zukam.

Die Ereignisse zum Tod der Königinwitwe Karoline von Bayern hatten aber noch

[363] Regierung von Regensburg an Domkapitel, Regensburg, 24. Februar 1842, ebenda.

[364] Georg Schwaiger, Die persönliche Religiosität König Ludwigs I. von Bayern, in: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 49 (1986) 381–398.

eine ganz andere Wirkung, nämlich die grundsätzliche kirchenpolitische Neubesinnung König Ludwigs selber. Auslösend war das Verhalten der Geistlichkeit bei der Überführung der Toten in die Gruft der St. Kajetanskirche, der Hofkirche des bayerischen Königshauses. Sie hatte am 18. November 1841 stattgefunden. Dabei mußte die Leiche vor dem Kirchenportal, auf offener Straße ausgesegnet werden, da der protestantischen Geistlichkeit der Zutritt in die Kirche und in die Gruft verwehrt worden war. Ganz kurzfristig, noch am selben Tag, hatte Gebsattel der katholischen Kapitelsgeistlichkeit von St. Kajetan das Tragen der Kapitelstracht untersagt. In Zivilkleidung übernahm so die katholische Geistlichkeit den Sarg und geleitete ihn in die Gruft. In der Kirche aber gab es weder Trauerschmuck noch Gebet oder Gesang, auch kein Orgelspiel, keine Ansprache, keine Kerzen. Ebenso streng und karg fiel der am nächsten Tag folgende Trauergottesdienst aus. Er beschränkte sich auf eine bloße Trauerrede, ohne Gebet und Gesang und ohne Altarbeleuchtung[365]. Insbesondere auf alle anwesenden Protestanten, unter ihnen der preußische König Friedrich Wilhelm, mußte das äußerst deprimierend wirken. Man empfand alles als Verachtung und Geringschätzung der protestantischen Konfession, dazu als Taktlosigkeit und Beleidigung der verstorbenen Königin.

Um so mehr muß es verwundern, daß Ludwig anscheinend erst durch wiederholte Vorstellung aufmerksam gemacht die Unangemessenheit des Benehmens der katholischen Geistlichkeit wahrnahm. Vor allem die preußischen Gesandtschaftberichte stellten das so dar[366]. Man darf das aber nicht überbetonen. Denn es widerspricht dem ausgeprägten und feinen Gefühl König Ludwigs für die königliche Majestät und Würde, die während seiner ganzen Regierungszeit zu beobachten ist. Freilich war er selber zu dieser Zeit von der strengkirchlichen Münchener Partei nur allzu sehr eingenommen, als daß er sofort die ganze Tragweite des Geschehens durchschaut hätte. Nie hätte Ludwig eine liturgische Feier erwartet, die wirklich der katholischen Lehre widersprach. Ihm wurde nun aber zugleich die Anordnung Gebsattels vom Jahr 1830 in Erinnerung gebracht, die sich auf die acht gleichlautenden Gutachten der bayerischen Bistümer stützte und die bei protestantischen Todesfällen feierliche Totenmessen für alle Verstorbenen des königlichen Hauses erlaubt hatte. So hatte man in dieser Ermessensfrage nun ganz offensichtlich gegen ihn entschieden. Und das verletzende Benehmen gegen die königliche Würde der Verstorbenen richtete sich eigentlich gegen ihn selbst und stellte ihn, der sich stets als Schutzherr des katholischen Glaubens verstand, bloß, vor allem auch vor seinem protestantischen Schwager, König Friedrich Wilhelm. Neben der eigenen Verärgerung aber drängte Ludwig vor allem auch die Haltung Friedrich Wilhelms nun zum Handeln. Denn durch den Rigorismus der Münchener Partei sah Friedrich Wilhelm sein Ziel, einen echten paritätischen Ausgleich zwischen beiden Konfessionen zu schaffen, gefährdet[367]. Die kirchenpolitischen Maßnahmen in Preußen, schließlich die mit Ludwig gemeinsam ins Werk gesetzte Beilegung der Kölner Wirren und Berufung Geissels zeigten, daß es ihm damit ernst war. Das in München Vorgefallene aber widersprach dieser Neuausrichtung der preußischen Kultur- und Kirchenpolitik völlig.

Den gereizten Ärger Ludwigs bekam am unmittelbarsten Abel zu spüren, der die

[365] Vgl. Bericht von Graf Rechberg an König Ludwig I.; dazu Dönhoff an Friedrich Wilhelm IV., München, 27. November 1841. Chroust, Gesandtschaftsberichte, 237–247.

[366] Dönhoff an Friedrich Wilhelm IV., München 1. u. 6. Dezember 1841. Ebenda, 251–253.

[367] Friedrich Wilhelm IV. an Ludwig I., Charlottenburg, Sylvester 1841, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 85/3/II (= Grisar, 350–353).

strengkirchliche Richtung jederzeit unterstützt hatte. Anfang Dezember ließ Ludwig durch ihn ein Schreiben an die bayerischen Bischöfe ergehen. Darin hieß es unmißverständlich, daß jede Übertreibung in kirchlichen Verhältnissen den Keim des Todes in sich trage, daß daher im Geist Sailers gehandelt und die jungen Geistlichen gelehrt und erzogen werden sollten[368]. Wie deutlich Ludwig aber Abel persönlich die Meinung gesagt hatte, spiegelt sein Signat vom 8. Dezember 1841 an Abel wider. In ihm wiederholte Ludwig schriftlich, was er Abel schon mündlich gesagt hatte, nämlich daß Abel von nun an nicht mehr wie bisher dem Einfluß der ultramontanen Partei nachgeben solle, vor allem was die geistliche Stellenbesetzung betreffe[369].

Vielleicht hätte der ganze Konflikt vermieden werden können, wenn man in München den Vorschlag des Regensburger Domkapitels beachtet hätte. Nun aber diente er zu einer grundsätzlichen Klärung. Die Neubesinnung Ludwigs war eigentlich keine Neuorientierung, sondern eine Rückbesinnung auf das Ideal Sailers. Das bedeutete aber keinen geringen Einschnitt in seine kirchenpolitische Haltung. Freilich konnte er die allgemeine kirchliche Entwicklung nicht mehr rückgängig machen. Aber er war ihr gegenüber vorsichtig geworden, vor allem was die strengkirchliche, ultramontane Bewegung betraf. Ganz bewußt suchte er von nun an hier gegenzusteuern und zu korrigieren.

Auch gegen die früheren Ernennungen war Ludwig mißtrauisch geworden, darunter auch gegen die Riedels. Dazu kam, daß man ihm gerade jetzt Untersuchungsakten übergab, aus denen hervorging, wie Riedel eine Frau, die später als Betrügerin erkannt worden war, als besonders Begnadete unterstützt hatte, statt das Ganze von vornherein als Krankheit oder Betrug zu durchschauen. So war Ludwig nun entschlossen, Riedels Ernennung rückgängig zu machen[370]. Abel sollte das ins Werk setzten. Aber weder war Riedel selbst bereit dazu, noch war man es in Rom. In diesen Zusammenhang fiel auch Abels Rücktrittsgesuch am 9. Januar 1842[371]. Der Minister sah, daß ihm der König das Vertrauen weitgehend entzogen hatte. Zugleich aber konnte er sehr wohl voraussehen, daß ihn Ludwig nicht entlassen würde. Wirklich sprach Ludwig Abel erneut sein Vertrauen aus, außer in Sachen geistlicher Ernennungen, stellte ihm aber in Aussicht, daß er auch dieses wiedererlangen könne[372]. Tatsächlich aber konnte Abel ebenso wie die strengkirchliche Partei nie mehr sein volles Vertrauen gewinnen. Und fast gänzlich entzog Ludwig Abel den bisherigen, beinahe unumschränkt ausgeübten Einfluß bei der kirchlichen Stellenbesetzung.

Riedels Ernennung aber war nicht mehr ungeschehen zu machen. Und Ludwig mußte sich fügen. Am 24. Januar 1842 wurde Riedel von Papst Gregor XVI. in Rom präkonisiert und am 13. März 1842 von Erzbischof Gebsattel in der Münchener Domkirche zum Bischof geweiht. Unter den beiden assistierenden Bischöfen war der Regensburger Weihbischof Bonifaz Urban[373]. Riedel selber hatte am 3. März das Regensburger Domkapitel zur Mitfeier nach München eingeladen[374]. Man ließ sich durch zwei Kapitulare vertreten, die dem neugeweihten Bischof zugleich den schriftlichen Willkommenswunsch, auch die Versicherung der treuen Ergebenheit des

[368] Ludwig I. an sämtliche Bischöfe, 7. Dezember 1841, Bay Stabi Abeliana 1 Fasz 5.
[369] Ludwig I. an Abel, München, 8. Dezember 1841, ebenda.
[370] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 628–630.
[371] Abel an Ludwig I., München, 9. Januar 1842, Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß I, 1.
[372] Ludwig I. an Abel, München, 10. Januar 1842, ebenda (= Gollwitzer, Ludwig I., 534).
[373] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 631.
[374] Riedel an Domkapitel Regensburg, München, 3. März 1842, BZAR 79.

ganzen Domkapitels überbrachten. Dieses Schreiben war von Diepenbrock aufgesetzt worden[375]. Als Riedel aber wenige Tage zuvor, am 6. März, dem König den Treueeid leistete, richtete Ludwig an ihn eine Anrede, die auch in der Allgemeinen Zeitung abgedruckt wurde. Ludwig betonte in ihr, daß Riedel drei würdige Vorgänger habe, Sailer, Wittmann und Schwäbl, daß er sich vorzüglich Sailer zum Vorbild nehmen solle. Das sei sein Wunsch, denn er sei gegen allen Fanatismus[376].

[375] Domkapitel an Riedel, Regensburg, 8. März 1842, ebenda.

[376] Vgl. Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 631. – Schiel, Sailer und König Ludwig I., 85.

VI. Generalvikar unter Bischof Riedel

Ernennung

In Regensburg traf man inzwischen alle Vorbereitungen zum Empfang des neuen Bischofs. All die hierzu notwendigen amtlichen Schreiben des Domkapitels stammten wieder von der Hand Diepenbrocks. Er führte im Namen des Kapitels auch die Korrespondenz mit Riedel selbst. Dringend aber riet man nun Riedel seitens des Kapitels, auf den von ihm vorgesehenen feierlichen Einzug in die Stadt zu verzichten. Dazu machte Diepenbrock vor allem zwei Einwände geltend. Zum einen stamme dieser Brauch, den das Pontificale Romanum freilich vorsah und erlaubte, aus dem Mittelalter, aus einer Zeit also, da den Bischöfen noch wirkliche Landeshoheit zukam und so eine erste Gelegenheit öffentlicher, weltlicher Ehrenbezeugung gegeben wurde, was seit der Säkularisation aber hinfällig wäre. So war seither in Regensburg auf diesen Brauch verzichtet worden. Zum andern wäre dem überwiegend protestantischen Regensburger Magistrat, dazu der konfessionsgemischten Bevölkerung ein solcher Einzug nur schwer zuzumuten und könnte eine ganz entgegengesetzte Wirkung als die beabsichtigte haben. Daher schlug das Domkapitel Riedel vor, er solle, ebenso wie das auch Schwäbl getan hatte, vom Niedermünster als der bischöflichen Wohnung her feierlich in die Domkirche einziehen. Aus diesem Vorschlag sprach nicht nur das sichere Gespür für das der Zeit Gemäße, sondern auch ein feines Taktgefühl dem protestantischen Bevölkerungsteil gegenüber. Und das Schreiben schloß mit der Bitte: „Mögen Eure bischöfliche Gnaden in dieser unserer offenen Darlegung zugleich den ersten Beweis jener aufrichtigen Meinungsäußerung wohlwollend zuerkennen, womit wir unserm Hochwürdigsten Oberhirten treuer, wahrhaftiger und der priesterlichen Gesinnung entsprechender zu dienen überzeugt und gewohnt sind, als durch gefälliges Stillschweigen, welches die Wahrheit verhehlt, oder durch schöne Worte, die sie preisgeben.“ [1]

Riedel aber überging diesen Vorschlag und ordnete am 6. April 1842 den von ihm geplanten Einzug durch die ganze Stadt an[2]. Im Kapitel war man darüber sehr verwundert, wohl auch verärgert, weil man nun mit einem Mal aufgegeben sah, was von allen bischöflichen Vorgängern bisher als selbstverständliche Gewohnheit eingehalten worden war, und weil man den eigenen gutgemeinten und begründeten Vorschlag rigoros zurückgewiesen sah. Vor allem darüber herrschte Betroffenheit. Denn man mußte nun nach außen hin vertreten, wovon man überzeugt war, daß es völlig unpassend war. Man mußte sich aber beugen und ordnete alles im Sinne Riedels an[3]. Aber ein erster Bruch schien gegeben. Am Sonntag, den 17. April 1842, wurde Riedel feierlich empfangen und im Regensburger Dom inthronisiert.

Riedel ernannte Diepenbrock am 19. April 1842 sofort zum Generalvikar[4]. Am selben Tag bestätigte er Lipf als bischöflichen Sekretär. Das Generalvikariat war durch die Ernennung Urbans zum Erzbischof von Bamberg am 19. Februar 1842 durch König Ludwig erledigt worden[5]. Wirklich war Diepenbrock wie niemand sonst im

[1] Domkapitel an Riedel, Regensburg, 8. März 1842, BZAR BDK 79.

[2] Joseph Lipf an Domkapitel, Regensburg, 8. April 1842, ebenda.

[3] Domkapitel an Riedel, Regensburg, 12. April 1842, ebenda.

[4] Ernennungsurkunde Riedels an Diepenbrock, Regensburg, 19. April 1842. Lipf, Oberhirtliche Verordnungen, Nr. 253 S. 425.

[5] Bastgen, Bayern und der Heilige Stuhl, II 635–639.

Kapitel zum Amt des Generalvikars befähigt. Auch besaß er unter den Domkapitularen sowie unter dem ganzen Klerus der Diözese größtes Ansehen und Respekt. Vielleicht aber wirkte in dieser Wahl Diepenbrocks durch Riedel auch Ludwigs Mahnrede nach. Als Diepenbrocks Ernennung zusammen mit der von Lipf über die Regierung von Regensburg zur Bestätigung an König Ludwig kam, bemerkte auch Abel, daß er selber diese Wahl Diepenbrocks zum Generalvikar nur befürworten könne[6]. Die Genehmigung König Ludwigs erfolgte am 16. Mai 1842[7].

Diepenbrock selber übernahm das Generalvikariat nur widerstrebend und widerwillig. Und er ließ sich tatsächlich von Anfang an nur dazu bewegen, es stellvertretend zu verwalten[8]. Verständlicherweise sagte darüber weder die offizielle Ernennungsurkunde Riedels vom 19. April 1842 noch die amtliche Verlautbarung des Ordinariats etwas aus. Diepenbrock aber verstand sich zu jeder Zeit nur als provisorischer Verwalter, der stellvertretend die Geschäfte des Generalvikars fortführte. Dabei hatte ihm Riedel vom Tag der Ernennung an alle kanonischen Vollmachten übertragen. Grundlage und Norm der Verwaltungsarbeit aber sollte die noch von Sailer am 15. Oktober 1829 dekretierte Geschäftsordnung sein. Darauf wies Riedel ausdrücklich hin, vielleicht wieder im Sinn der königlichen Ermahnungsrede.

Das Amt des Generalvikars machte Diepenbrock zu keiner Zeit Freude. Er tat darin seine Pflicht, wünschte von ihm aber lieber heute als morgen befreit zu werden. Vor allem die vielen, damit notwendig verbundenen, rein formellen Aktenarbeiten und Geschäfte konnten ihn ganz und gar nicht ansprechen. Sie stießen ihn eher täglich mehr ab. So ließ er es auch ganz bewußt immer offen, ob er dieses Amt über längere Zeit hin ausüben wolle oder nicht. Und dazu kam ihm die nur provisorisch übernommene Verwaltung wesentlich zu Hilfe. Denn er konnte sich so selber damit trösten, die so widerwillig ausgeübte Pflicht einmal nur um so leichter von sich schütteln zu können. Diepenbrock waren auch alle früheren Arbeiten und Funktionen geblieben. So hatte er bei der Größe der Regensburger Diözese vollauf zu tun, wie er am 23. Mai 1842 dem Bruder Bernard schrieb[9].

Dazu aber kam noch ein anderes. Diepenbrock sah, wie mit Bischof Riedel der neue Geist der Münchener Richtung in die Bistumsverwaltung eingezogen war. Diese neuen Vorzeichen hatten sich schon bei der Einführungsfeierlichkeit deutlich genug gezeigt. Sie machten sich seither in vielem geltend. So sah Diepenbrock die kommenden Reibereien und Auseinandersetzungen sehr wohl voraus. Als Generalvikar mußte er mit dem Bischof unmittelbar zusammenarbeiten, seine Entscheidungen mittragen und vertreten. Zugleich aber wußte er, daß er nicht gegen seine eigene Auffassung handeln konnte und wollte. Das wäre ihm Verrat an sich selbst gewesen. So aber war der Konflikt unweigerlich von Anfang an vorgegeben und absehbar. Diepenbrock selber aber sah sich im Grunde von vornherein um die Möglichkeit eines reinen Wirkens gebracht. Wohl auch deshalb war er froh und beruhigt, das Generalvikariat nur provisorisch übernommen zu haben, solange bis ein geeigneterer dafür gefunden war.

Trotzdem hoffte Diepenbrock offensichtlich, doch das eine oder andere mitbestimmen, abfangen und ausgleichen zu können. In einem früheren Brief an Passavant vom 26. Januar 1842 deutete er so etwas an. Zu dieser Zeit freilich lag der Gedanke an das Amt des Generalvikars noch fern. Aber er schrieb damals Passavant, der ihn

[6] Abel an Ludwig I., München, 7. Mai 1842, Bay HStA MK 39071.
[7] Ludwig I. an Regierung von Regensburg, Rom, 16. Mai 1842, ebenda.
[8] Diepenbrock an Frau Tiedemann, Inkofen, 20. Juli 1844. Reinkens, Diepenbrock, 225.
[9] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 23. Mai 1842, StA Boch 1.1.4. 15.

schon immer auf eine höhere Stelle wünschte, daß er wohl in dieser Zeit der hitzigen Parteienkämpfe im Kleinen mehr wirken könne, als wenn er selber an der Spitze stehe[10]. Als Generalvikar aber war Diepenbrock nun der unmittelbare Vertreter des Bischofs. So übte er eines der wichtigsten Ämter in der Bistumsverwaltung aus. Aber schon gegen den Titel Generalvikar sträubte sich Diepenbrock, vor allem wenn ihn Freunde so anredeten. So schrieb er einmal an Emilie Linder: „A propos! Nennen Sie mich doch, weder schriftlich, noch mündlich, nicht Generalvikar; ich kann den Titel nicht ausstehen und führe ihn auch gar nicht in meinen Unterschriften. Ich betrachte mich als bloßen Verweser dieses Amtes und mag daher den Namen nicht aufkommen lassen; wie denn überhaupt ein neuer Titel für mein Gefühl etwas Verletzendes wie das Herumkratzen auf Glas oder Porzellan hat.“[11]

Die Wegberufung Urbans nach Bamberg bedeutete für das Regensburger Domkapitel einen wirklichen Verlust. Entschieden hatte Urban in allen Bereichen seines Tätigseins die Sailerschen Grundsätze geltend gemacht. Auch Diepenbrock persönlich war nun um einen gleichgesinnten Freund ärmer geworden. Und im Kapitel stand er nun tatsächlich mehr für sich allein. Denn Urban zählte neben ihm zu den markanten, wirklich tragenden, richtunggebenden und bestimmenden Persönlichkeiten des Kapitels. Beider Freundschaft aber sprach sich selbst noch in dem offiziellen Abschiedsschreiben aus, das Diepenbrock im Namen des Kapitels an Urban verfaßte[12]. Dieses Schreiben ist zugleich ein beredtes Zeugnis für das kollegiale Verhältnis, wie es im Regensburger Domkapitel eigentlich immer fortbestand und die Zusammenarbeit leicht und mühelos machte. Es ist auch Zeugnis für das lebendige Bewußtsein, ein gemeinschaftliches geistliches Kollegium zu sein. So sah man nur ungern eines der Mitglieder scheiden. Daher rührte auch der einstimmige Beschluß der Kapitulare[13], Urban die Ehrenmitgliedschaft zuzuteilen und ihn so dem Kapitel weiterhin verbunden zu wissen[14]. Urban war zugleich das erste Ehrenmitglied des im Jahr 1821 neu konstituierten Regensburger Domkapitels.

Diepenbrock selber unterhielt mit Urban lebenslang einen ebenso aufrichtigen wie herzlichen Briefwechsel[15]. Zweifelsohne waren diese Briefe an Urban oft streng vertraulichen Inhalts, enthielten sehr persönliche Meinungen und besprachen alle möglichen allgemeinen kirchlichen Erscheinungen. Beide hatten hier dieselbe Meinung und Auffassung. Darüberhinaus aber ließ Diepenbrock in diesen Briefen auch seinem ganzen Humor und Übermut die Zügel schießen. Später einmal schrieb er, daß er mit seinem alten Freunde Urban in so freundlicher Korrespondenz stehe, da dieser ihm in Versen schreibe und er ihm, um ihn auf diesem Steckenpferd zu halten, ebenso antworte[16]. Offensichtlich hatte auch Urban die Gabe, aus dem Stegreif heraus Verse zu dichten und darin allerlei Köstliches, Erheiterndes und Unterhaltendes unterzubringen. Diepenbrock selber schrieb solche Reime mit größter Leichtigkeit gleich ins reine nieder. Vor allem seine Briefe an Joseph Strobl zeigen das. Beinahe jeder dieser Briefe ist mit solchen Stegreifgedichten beschrieben, die sich oft seitenlang am Rand

[10] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 26. Januar 1842. Gedenkblätter an Passavant, 29 f.

[11] Diepenbrock an Emilie Linder, ohne Datum. Reinkens, Diepenbrock, 283.

[12] Domkapitel Regensburg an Urban, Regensburg, 7. Juni 1842, BZAR BDK 208.

[13] BZAR Protokoll des Domkapitels, 7. Juni 1842.

[14] Ebenda.

[15] Nach schriftlicher Auskunft des Archivs des Erzbistums Bamberg ist dort kein Briefwechsel Diepenbrocks mit Urban vorhanden. Offensichtlich hat Urban noch selber vor seinem Tod alle vertraulichen Briefe verbrannt.

[16] Diepenbrock an seine Schwester Apolonia, Brieffragment (nach 1845), StA Boch 1.1.3. 60.

um den eigentlichen Text des Briefes herumziehen. Die lustigsten Reime sind hier zu finden. Sie können aber, da sie sich zumeist auf eine gegebene Situation beziehen, auch manche wohlgemeinte, aber sehr herzhafte, treffende und zuweilen auch bissige Kritik enthalten. Auch zu diesem Zweck diente Diepenbrock das Versemachen. Er erfand dabei die originellsten Bilder, Umschreibungen und Wortkombinationen. Aus diesen unerschöpflichen und nie ermüdenden Versen aber spricht eine unmittelbare Frische, dazu der Übermut, aber auch Unmut des Augenblicks[17].

An den 25 Jahre älteren Urban schrieb Diepenbrock wohl eher heitere Verse, in denen er auch auf alles mögliche Bezug nehmen konnte. Sie hatten wohl einen ähnlichen harmlos aufheiternden Charakter wie seine Breslauer Chronikberichte an Kanonikus Zech, mit denen er seinen älteren Freund, den er liebevoll „mein gutes altes Zechle" nannte, wirklich im Herzen erfreuen wollte[18]. Wohl beide, Urban wie Diepenbrock, hatten dieselbe Freude an ihrer gegenseitigen so harmlosen wie abwechslungsreichen Korrespondenz. Vor allem Diepenbrock waren solche Briefe eine echte Erholung. Und er wurde selber heiter, wenn er dem „Beiermann am Babenberge" so sehr Aufheiterndes schrieb[19]. Eine wahre, schöne Freundschaft sprach sich in allem aus. Aber diese Briefe enthielten gewiß auch viel Nachdenkliches und Ernstes, gerade was die Verhältnisse der Regensburger Bistumsverwaltung betraf, die Urban ebenso vertraut waren wie Diepenbrock.

Diepenbrock, der gleichzeitig mit Joseph Lipf die königliche Bestätigung für das neue Amt erhalten hatte, erhob nun auch zusammen mit Lipf Einspruch gegen die von der Regierung erhobene Taxforderung. Sie belief sich auf zehn Prozent des ersten Jahreseinkommens. Während Lipf darauf hinwies, daß er diese Taxe bereits bei seiner Ernennung zum bischöflichen Sekretär Schwäbls entrichtet habe und nun von Bischof Riedel nur im Amt bestätigt worden sei, berief sich Diepenbrock darauf, daß eine Taxe von zehn Prozent zwar bei königlichen Ernennungen üblich sei, bei bischöflichen aber nur eine von fünf Prozent[20]. Lipfs Einspruch wurde in München anerkannt. Dagegen lehnte man den Diepenbrocks ab. Unter Berufung auf die allgemein übliche Praxis beharrte man auf der Zahlung einer zehnprozentigen Taxe[21]. Diepenbrock mußte diese Verfügung der Regierung anerkennen und ließ die Sache auf sich beruhen. Offensichtlich war diese Praxis nicht immer schon selbstverständlich und daher sein Einspruch gerechtfertigt gewesen. Denn ein halbes Jahr später gelangte eine Anfrage des Ordinariats Eichstätt an ihn, die ebenfalls an der zehnprozentigen Taxforderung Anstoß nahm[22]. Diepenbrock schilderte nun in seiner Antwort, ohne seinen Namen zu nennen, den Hergang des eigenen Falles. Und er sprach dabei zugleich die Meinung aus, daß diese hohe Taxierung der Regierung unbegründet, jedenfalls neu sei. So forderte er das Ordinariat Eichstätt auf, unbedingt dagegen Einspruch zu erheben, schon deshalb, um die Regierung auf diesen Übergriff aufmerksam zu machen und vielleicht bei kommenden Fällen die alte Regelung wieder herbeizuführen. Zugleich erbat er gelegentliche Nachricht über den Erfolg der ganzen Sache[23].

17 Vgl. S. 279 Anm. 83.

18 Vgl. S. 279 Anm. 81.

19 Kotschenreuther, Urban, 21–26.

20 Regierung von Regensburg an Innenministerium, Regensburg, 20. Juni 1842, BayHStA MK 39071.

21 Abel an Regierung von Regensburg, München, 22. August 1842, ebenda.

22 Ordinariat Eichstätt an Ordinariat Regensburg, Eichstätt, 1. Februar 1843, BZAR OA GR Vikariatsbesetzung betreffend.

23 Ordinariat Regensburg an Ordinariat Eichstätt, Regensburg, 7. Februar 1843, ebenda.

Im Jahr 1842 verlor Diepenbrock noch einen Freund, Clemens Brentano. Diepenbrock hatte ihn gleichzeitig mit Sailer kennengelernt. Die Freundschaft war für beide wirklich weiterhelfend gewesen. Für Diepenbrock war Clemens Brentano, ebenso wie sein Bruder Christian, insbesondere die Jahre über, bis er endgültig zu Sailer nach Regensburg gekommen war, ein unentbehrlicher Freund gewesen. Auch daß Diepenbrock dann ganz zu Sailer kam, wäre ohne die Initiative und Vermittlung der beiden Brüder Brentano kaum zustandegekommen. Dieses Verdienst vergaß er beiden zeitlebens nicht[24].

Die Lebensfreundschaft mit beiden Brentanos erfuhr aber eine entschiedene Entfremdung. In der Freundschaft zwischen Diepenbrock und Clemens Brentano war es im Jahr 1833 zu einem direkten Bruch gekommen. Sie war damit aber nicht ganz zerbrochen, was vor allem der einmal gefaßten Freundestreue Diepenbrocks widersprochen hätte. Der Briefwechsel war bedeutend weniger geworden. Er riß allerdings bis zum Tod Clemens Brentanos nicht ab. Anlaß des Schreibens war nunmehr weniger, um sich persönlich auszutauschen, sondern um voneinander den einen oder anderen Freundesdienst zu erbitten. In diesem Sinn blieben diese Briefe bevorzugt auf Sachliches beschränkt. In ihnen schwang aber doch stets die alte, selbstverständliche Gewißheit gegenseitigen Vertrauens mit. Vor allem wurde die Verbindung auch über Apolonia und Emilie Linder aufrechterhalten, durch die sich Diepenbrock und Brentano vieles gegenseitig ausrichten ließen.

Die Freundschaft mit Christian Brentano aber hatte Diepenbrock offensichtlich jetzt mit seinem Brief vom 15. März 1842 abgebrochen[25]. Mit diesem Brief überwies er ihm die 550 Gulden, die ihm dieser damals zur Verfügung gestellt hatte, als er in den ersten Regensburger Jahren bei Sailer über keinerlei Einkünfte verfügte. Dazu forderte Diepenbrock von Christian Brentano eine Eingangsbescheinigung des Geldes. Zugleich fällt in diesem Brief auf, daß er das frühere vertraute „Du" Christian gegenüber aufgegeben hatte. Der ganze Brief mußte Christian Brentano äußerst verletzen, vor allem auch, weil Diepenbrocks Begründung, er sei erst jetzt durch eine zufällige kleine Erbschaft instand gesetzt, die Summe zurückzuzahlen, doch nur vorgeschoben sein konnte. Der konkrete Anlaß zu allem ist nicht bekannt[26]. Dennoch wirft dieses harte Reagieren einem früher sehr vertrauten Freund gegenüber auch ein Licht in Diepenbrocks Persönlichkeit, auf seine eigene große Verletzbarkeit durch persönliche Enttäuschungen, aber auch auf die scharfe Konsequenz seines Handelns, wo sie ihm unumgänglich schien, selbst wenn er damit zerstörte, was ihm selber leid tun mußte.

Unter Clemens Brentanos Freunden nahmen die beiden Geschwister Diepenbrock zunächst einmal zweifellos die erste Stelle ein, vor allem Apolonia. An ihr zog Brentano an, was ihm selber wesenhaft mangelte, ihre tief harmonische Wesensnatur. Zugleich war Brentanos Freundschaft mit Apolonia Diepenbrock die einzige wirklich wohltuende, auch geordnete Freundschaft zu einer ihn anziehenden Frau[27]. Er charakterisierte dieses Verhältnis selber treffend genug, wenn er an Apolonia schrieb, ihre Freundschaft habe ihm sein Dasein mit einer mäßigen und erlaubten Freude geschmückt, er habe vieles in ihr angeschaut, habe sie nie stumm und klanglos gefunden,

[24] Diepenbrock an Christian Brentano, Breslau, 28. Januar 1851, FDH HS 11392.

[25] Diepenbrock an Christian Brentano, Regensburg, 15. März 1842, ebenda HS 11387.

[26] Vgl. Christian Brentanos Briefentwurf an Diepenbrock, 15. März 1842, ebenda HS 10969: S. 59 Anm. 34.

[27] Adam, Clemens Brentanos Emmerickerlebnis, 201.

sie habe ihm immer etwas zu geben gehabt[28]. In diesen Worten kommt freilich vieles ins Schwingen. Sie drücken aber letztlich das Wohltuende dieser Beziehung für Brentano aus. Das blieb zeitlebens so, auch nachdem Clemens Brentano im Jahr 1834 in München Emilie Linder kennengelernt hatte. Gewiß trat nun die Freundschaft mit Apolonia mehr in den Hintergrund, er versicherte sich ihrer aber stets wie eines Notgroschens[29]. Vor allem unterstützte Clemens Brentano Apolonia in ihrer Regensburger Tätigkeit regelmäßig mit hohen Geldbeträgen.

Die Krankheitsszeichen der Herzwassersucht hatten sich bei Clemens Brentano schon den Winter über gezeigt. Emilie Linder und Ringseis hatten ihn versorgt[30]. Am 10. April 1842 schrieb Clemens Brentano, er habe wieder zu kränkeln begonnen[31]. Schließlich gab auch Ringseis, der ihn ärztlich versorgte, die Hoffnung auf. Brentano legte nun eine zweitägige Generalbeichte ab. Görres diktierte er sein Textament, in dem er Apolonia noch einmal 1000 Gulden vermachte. Am 12. Juli holte ihn Christian Brentano zu sich nach Aschaffenburg.

Apolonia war über alles durch Emilie Linder benachrichtigt worden[32]. Diese Briefe deuten auch Brentanos Gemütszustand an. Er war äußerst sensibel und weich geworden. Dazu klagte Brentano auch in seinen Briefen über eine unsägliche innere Müdigkeit. Das waren nicht nur die Zeichen der heraufziehenden Krankheit, sondern der innerlichen Auflösung, des Nachlassens der Spannkraft, womit er bisher die in ihm arbeitenden Gegensätze zusammengehalten hatte. Dazu senkte sich auf ihn eine immer dunklere, die Grenzen des Menschlichen streifende Trauer herab, die selbst die nächste und vertrauteste Umgebung nur mehr schwer verstand[33]. Am 28. Juli 1842 starb Clemens Brentano um neun Uhr morgens. Emilie Linder und Apolonia Diepenbrock, die auf die Nachricht des nahen Todes hin nach Aschaffenburg gekommen waren, sollen im Augenblick des Todes das Sterbezimmer betreten haben[34].

Die Freundestreue Diepenbrocks reichte über den Tod hinaus. Es verging kein Jahr, ohne daß er des Namens- und Sterbetags Clemens Brentanos gedacht hätte. Vor allem seine Briefe an Emilie Linder und Apolonia belegen das. In diesen Briefstellen zeigt sich aber, wie tief er sich Brentanos Wesen aufgeschlossen hatte. So schrieb er am 22. November 1845 von Breslau aus an Apolonia: „Heute in der heiligen Messe habe ich unseres armen, seligen Clemens besonders gedacht. Möge er zu Gottes heiliger Ruhe eingegangen sein!" Am selben Tag im folgenden Jahr schrieb er ihr: „Heute ist der Namenstag des seligen armen Clemens. Du und Emilie habt wohl treulich seiner gedacht. Möge Gott, der Milde, ihm den Frieden schenken oder geschenkt haben, den sein unruhiges Gemüth auf Erden nicht finden konnte: nicht in der Poesie, nicht in der Kunst, nicht in der Liebe und Freundschaft und leider selbst nicht in der Religion."[35]

[28] Clemens Brentano an Apolonia Diepenbrock, Juli 1826 u. 29. Juni 1835. Reinhard, Clemens Brentano und Apollonia Diepenbrock, 41. u. 58.

[29] Schaub, Ein unbekannter Brief, 362.

[30] Jent, Emilie Linder, 101.

[31] Clemens Brentano an Sophie von Schweitzer, München, 10. April 1842. Clemens Brentano, Bd. 9, 421.

[32] Emilie Linder Briefausschnitte Apolonia Diepenbrock. Nestler, Brentano, 40–43.

[33] Adam, Clemens Brentanos Emmerickerlebnis, 207.

[34] Feilchenfeldt, Brentano Chronik, 179. – Schaub, Ein unbekannter Brief, 363. – Johannes Schuth, Ein bisher ungedruckter Bericht über die letzten Stunden von Clemens Brentano, in: Trierer Theologische Zeitschrift 61 (1952) 230 f.

[35] Diepenbrock an Apolonia, 22. November 1845 u. 22. November 1846, StA Boch 1.1.3. 15. (Reinkens, Diepenbrock, 274).

Nach Brentanos Tod ging Emilie Linder mit Apolonia nach Regensburg. Beide kehrten erst am 7. August dorthin zurück. Drei Tage vorher war Passavant bei Diepenbrock eingetroffen. Man wollte wieder gemeinsam verreisen[36].

Noch einmal trat die preußische Regierung nun an Diepenbrock heran im Bemühen um die Beilegung des Kölner Streits. Man wollte ihn jetzt für die seit Geissels Bistumsantritt vakante Dompropststelle gewinnen. Die Absicht war, Diepenbrock dann sehr bald auch zum Weihbischof in Köln zu machen. Dahinter stand wieder der ausdrückliche Wille König Friedrich Wilhelms IV.[37]. Auch das belegt, daß er Diepenbrocks Kandidatur für die Kölner Koadjutorie nur deshalb aufgegeben hatte, weil das der Verlauf der Verhandlungen schließlich notwendig gemacht hatte und er auf die endliche Lösung der Kölner Frage drang. Diepenbrock selber hatte er nicht fallen lassen, obwohl er inzwischen um die Vorbehalte wissen mußte, die man Diepenbrock in Rom und vor allem in München entgegenbrachte. Der erste diesbezügliche Vorstoß Friedrich Wilhelms datiert bereits in den Frühling des Jahres 1842[38]. Dabei wollte Friedrich Wilhelm durchaus auf die Haltung Geissels zu Diepenbrock Rücksicht nehmen. Er hatte in Geissel einiges Vertrauen gesetzt. So sollte dessen Arbeit in Köln auch nicht durch vermeidbare Reibungen mit dem neuen Dompropst und Weihbischof belastet sein. Darum wollte sich Friedrich Wilhelm der Einwilligung Geissels vergewissern.

Inzwischen ließ er auch mit Diepenbrock selbst verhandeln, und zwar diesmal durch Duesberg, den Leiter der neuen katholischen Abteilung im Innenministerium. Duesburg war dazu denkbar geeignet. Er kannte Diepenbrock von früher her. Er traf aber wieder nur auf Diepenbrocks Ablehnung und Abneigung. Auch Geissel selbst blieb nicht untätig. Er hatte sich sofort an Nuntius Viale Prelà gewandt, um über ihn die römische Meinung zu diesem neuen preußischen Plan zu erfahren. Offensichtlich wollte er sich nach ihm orientieren. Denn zur Person Diepenbrocks sagte er vorerst nichts. Tatsächlich aber schien ihm Diepenbrock zu dieser Zeit durchaus willkommen. Dahinter stand aber vor allem die große Erleichterung, die Geissel empfand, da er bisher befürchten mußte, die Regierung würde sich für einen der sich um die Propstei dringend bewerbenden hermesianischen Kandidaten einsetzen.

Auch Viale Prelà sprach diesmal für Diepenbrock. Am 2. November 1842 sandte er sein Gutachten an Lambruschini[39]. In ihm fehlten auch jetzt die Negativa des Windischmannschen Gutachtens nicht. Sie waren aber viel milder ausgefallen. Dazu betonte Viale Prelà die Vorzüge von Diepenbrocks Persönlichkeit, seine hohe Bildung, seine freimütige Offenheit, insbesondere aber die ungewöhnliche Charakterfestigkeit und die Entschiedenheit, mit der er in Regensburg wirke, die Kirchenordnung erhalte und sich auch stets der Regierung gegenüber für die Rechte der Kirche einsetze. So empfahl er Diepenbrock für Köln, vor allem weil von ihm der preußischen Regierung gegenüber kaum zu große Nachgiebigkeit zu fürchten sei, auch im Vertrauen darauf, daß Geissel durch sein bekanntes Geschick im Umgang mit Menschen Diepenbrocks Vertrauen gewinnen und ihn auf der rechten Bahn halten würde. Hier klang doch noch einmal deutlich der empfindlichste Kritikpunkt an Diepenbrock durch, sein

[36] Passavant Tagebuch, August 1842, ebenda 1.3.1. 90.

[37] Pfülf, Geissel, Bd. I, 175–183. – Hans Pörnbacher, Melchior von Diepenbrock als Domdechant zu Regensburg und Joseph Freiherr von Eichendorff. Zu einem unbekannten Dokument aus Eichendorffs Beamtentätigkeit, in: Der Zwiebelturm (Sonderdruck) 1962, 1–4. – Lill, Kölner Wirren, 196. – Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 124–134.

[38] Thile an Eichhorn, Berlin, 24. Juni 1842. Pörnbacher, 1.

[39] Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 126–129.

ungestümes Temperament. Und ausdrücklich bezog sich Viale Prelà dabei auf das jüngste Beispiel von Diepenbrocks Trauerrede auf Schwäbl.

So schlug er sogar vor, der Papst solle Diepenbrock, wenn er ihn ernenne, in einem eigenen Breve nahelegen, künftig diesbezüglich zurückhaltender zu sein und bei Gelegenheit den Sinn seiner Worte richtigzustellen. Ganz zu Recht betonte Viale Prelà, daß man Diepenbrock dieses Breve erst zugehen lassen dürfe, nachdem er die Ernennung angenommen habe, da er sich sonst wohl kaum zu ihr entschließen würde. Tatsächlich aber wäre eine solche Reaktion Roms dem wirklichen Sachverhalt von Diepenbrocks Predigt nicht gerecht geworden. Ein solches Breve wäre ein Verweis an die falsche Stelle gewesen. Diepenbrock hätte es nicht anders aufgefaßt als eine Zumutung. Und daß er unter dieser Bedingung die Kölner Propstei unwiderruflich abgelehnt hätte, war selbstverständlich. So war Viale Prelàs Empfehlung, es ihm erst nach der Annahme zugehen zu lassen, unumgänglich. Hier zeigte sich aber doch die Eingenommenheit Viale Prelàs für die strengkirchliche Richtung, die vor allem in München vorherrschte. Es besteht aber auch kein Zweifel daran, daß Rom Viale Prelàs Empfehlung für Diepenbrocks Ernennung nicht aufgegriffen hätte.

Es kam aber nicht dazu. Denn schließlich war die preußische Regierung selber von Diepenbrocks Ernennung wieder abgekommen. Das Hin und Her um die Kölner Dompropstei schleppte sich über ein Jahr hin, obwohl man in Rom bereit war, Diepenbrock zu ernennen, zweifellos aufgrund der eigenen Wertschätzung für ihn, vor allem aber auch aus der grundsätzlichen Erkenntnis heraus, daß die preußische Regierung über kurz oder lang auf einer Ernennung Diepenbrocks bestehen würde. Den Grund, warum Friedrich Wilhelm erneut von Diepenbrock abließ, gibt das Gutachten Joseph von Eichendorffs[40] an Thile vom 18. Januar 1843 an[41]. Eichendorff informiert darin über die grundsätzlichen Positionen. Von seiten Diepenbrocks sei mit keinerlei Mitwirkung für den Plan der Regierung zu rechnen, da Diepenbrock Duesberg klar erklärt habe, er fühle sich in Regensburg so wohl, daß er seine gegenwärtige Stellung unter keinen Bedingungen aufgeben wolle, auch trotz mancher erfahrener Anfeindungen. Aber auch von seiten Geissels sei die Unterstützung der Kandidatur Diepenbrocks nicht zu erwarten.

Das mochte zunächst überraschen, war aber erklärlich. Bezeichnend ist Eichendorffs Formulierung, Geissel lege besonderen Wert darauf, seine Diözese selbst zu leiten. Hiermit war alles gesagt. Zweifellos schätzte Geissel Diepenbrock. Das belegt insbesondere beider späteres Verhältnis während Diepenbrocks Breslauer Bischofszeit. Zugleich waren Geissel und Diepenbrock, schon was beider Persönlichkeitsanlage, noch mehr was beider kirchliche Gesinnung anlangte, grundverschieden. Beide respektierten einander. Jetzt aber fürchtete Geissel Diepenbrocks durchaus selbständigen Charakter und die entschiedene Durchsetzungskraft seiner Persönlichkeit. Tatsächlich hätten sich so in manchem große Reibungen ergeben können, vor allem wenn Diepenbrock in Köln auch Weihbischof geworden wäre. Das war nun auch für Friedrich Wilhelm der entscheidende Beweggrund. Er traute Geissel grundsätzlich die Lösung der ihn im Kölner Bistum erwartenden Aufgabe zu und wollte hier in keiner Weise seinen Wünschen entgegenarbeiten. So gab nicht Diepenbrocks Ablehnung,

[40] Joseph Freiherr von Eichendorff (1788–1857) hatte Jura studiert und war im preußischen Verwaltungsdienst tätig, zuletzt als Referent in der neuerrichteten katholischen Abteilung im preußischen Kultusministerium. – Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke durch Wilhelm Kosch und August Sauer, Regensburg 1908 f. noch nicht vollständig erschienen.

[41] Eichendorff an Thile, Berlin, 18. Januar 1843. Pörnbacher, 3.

sondern die Rücksicht auf Geissel den Ausschlag. Offensichtlich aber hatte Duesberg mit Diepenbrock auch über die Übernahme der Dompropstei in Breslau gesprochen. Auch hier hatte sich Diepenbrock ablehnend gezeigt. So ließ man die Sache auf sich beruhen.

Alles zeigt aber doch, wie nachhaltig sich die preußische Regierung bemühte, Diepenbrock für Preußen zu gewinnen. Vor allem dieses intensive Bemühen Friedrich Wilhelms IV. um Diepenbrock gab auch in Rom schließlich den letzten Ausschlag, sich für Diepenbrock einzusetzen, den man als den Schüler Sailers kannte und als entschiedenen Gegner der strengkirchlich gesinnten Kreise und über dessen spannungsgeladenes Verhältnis zu Bischof Riedel auch bereits Viale Prelà berichtet hatte und auch deshalb Diepenbrocks Wegberufung aus Regensburg als mögliche Lösung ansah und befürwortete.

Wirken als Generalvikar

Beispielhaft für Diepenbrocks Auftreten und Wirken als Generalvikar war die Auseinandersetzung mit Abt Rupert Leiß von Scheyern. Sie hielt nur kurz an, war aber für Diepenbrocks ganze Tätigkeit bezeichnend. Zugleich ging es auch hier um ein Grundsätzliches. Im Zuge der Wiedererrichtung der Benediktinerklöster in Bayern hatte sich König Ludwig vorbehalten, den Klöstern bevorzugt auch wieder die ehemaligen Klosterpfarreien zu übertragen[42]. Dem Kloster sollten dann vor allem die mit diesen Pfarreien verbundenen Pfründe zugute kommen und so seine wirtschaftliche Existenz sichern helfen. So war es verständlich, daß man von seiten des Klosters diese Absicht des Königs gern aufnahm. Im Jahr 1843 mußte die Pfarrei Vohburg neu besetzt werden. Sie gehörte zur Diözese Regensburg. Vor der Säkularisation aber war Vohburg Klosterpfarrei des Benediktinerklosters Scheyern. So beantragte Abt Rupert Leiß beim König am 12. Januar 1843, Vohburg dem Kloster zurückzugeben[43]. Dazu fühlte sich der Abt aber nicht nur aufgrund der königlichen Verordnung berechtigt. Denn gerade was Vohburg betraf, konnte er noch einen ganz anderen Grund geltend machen. Vohburg war dem Kloster Scheyern von Herzog Ludwig dem Brandenburger im Jahr 1356 mit der Verpflichtung eingestiftet worden, daß am Margarethenaltar der Scheyerer Wittelsbachergruft täglich das Meßopfer gefeiert würde für den Stifter wie für alle seine Vorfahren und Nachfolger. Scheyern war nun neu errichtet worden. So wollte der Abt auch diese alte Stiftung neu beleben. Mit den Vohburger Pfründen sollte der verfallene Margarethenaltar und damit verbunden die Meßstiftung wiederhergestellt werden. Tatsächlich war diese Meßfeier seit dem Tag der Aufhebung des Klosters am 21. März 1803 unterblieben. Freilich stand hinter allem zugleich auch das wirtschaftliche Interesse des Abtes. Denn die Vohburger Pfarrei brachte immer noch ansehnliche Einnahmen. So aber wie die Dinge lagen, konnte Abt Rupert ohne weiteres mit der Übertragung der Pfarrei durch die Regierung rechnen. Dabei wollte er die Pfarrei dann, wie das auch vor der Säkularisation üblich war, durch einen Weltgeistlichen versehen lassen.

[42] Vgl. Verordnung König Ludwigs vom 20. November 1836. Laurentius Hanser, Melchior von Diepenbrock gegen die Klosterpfarreien, in: Studien und Mitteilungen zur Geschichte des Benediktinerordens 46 (1928) 202.

[43] Abt Rupert Leiß an Ludwig I., Scheyern, 12. Januar 1843, Bay HStA MK 28418.

Selbstverständlich mußte darüber auch das Ordinariat in Regensburg verständigt werden. Am 14. Februar 1843 wies Abel dazu die Regierung von Oberbayern an[44]. Da aber traf man auf den entschiedenen Widerstand Diepenbrocks. Er trat dieser Vorstellung sofort und nachdrücklich entgegen. Diepenbrock fertigte auch selber die Eingabe des Ordinariats bei der Regierung aus. Sie trug ganz und gar seine Handschrift. Bereits unterm 21. Februar 1843 reichte er sie bei der Regierung von Oberbayern ein[45]. Abt Rupert ließ er zugleich eine Abschrift zukommen. Daraus spricht große Fairneß. Der Abt sollte wissen, woran er war, und zwar durch das Regensburger Ordinariat selbst.

Diepenbrocks Argumentation war einsichtig und schlüssig geführt. Er trug sie mit der ihm eigenen Bestimmtheit vor. Auch darin lag ihre Überzeugungskraft. Dazu sprach aus ihr eine sichere Sachkenntnis, vor allem auch die Einsicht, was angemessen und geboten war. Auch Diepenbrock griff auf die Lage Vohburgs vor der Säkularisation zurück. Dabei stellte er zugleich klar, daß die Pfarrei zwar dem Kloster Scheyern inkorporiert war, aber eben nicht vollständig, sondern nur so, daß sie stets von einem Weltgeistlichen versehen wurde, den der Bischof von Regensburg präsentierte und dem auch das vollständige Pfarrecht übertragen war. Diesem Geistlichen, der ein Regensburger Diözesane war, mußte das Kloster auch jederzeit einen festen Teil der Vohburger Pfründe überlassen. Nur der andere Teil war zum Eigentum des Klosters bestimmt. Auf ihn gründete die Verbindlichkeit der Meßstiftung. Er wurde aber bei der Säkularisation von der bayerischen Regierung eingezogen. Darauf legte Diepenbrock nun den Ton. Und damit wies er zugleich die Bitte des Scheyerer Abtes als diesen Sachverhältnissen völlig widersprechend zurück.

Tatsächlich hatte Abt Rupert sein Ansuchen an die Regierung gerade mit der Wiederherstellung der Meßstiftung zu begründen und zu motivieren gesucht. Diepenbrock aber verwies ihn nun an die Adresse der Regierung. Denn der Teil der Vohburger Pfründe, auf der die Stiftung beruhte, war seit der Säkularisation in ihrem Besitz, nicht in dem der Diözese Regensburg. So war diese Zurückweisung nur gerecht. Sie entsprach den geschichtlichen Verhältnissen. Sie entsprach aber eben auch dem Konkordat, wie Diepenbrock zusätzlich geltend machte. Er zitierte dabei Artikel VII und VIII des Konkordates, worin die Dotation der neuen Klöster dem Staat angewiesen, aber die diesbezügliche Verwendung der bestehenden Pfarrpfründe untersagt wird[46].

Alles andere hätte nur die abermalige Teilung der ohnehin durch die Stiftung aus dem Jahr 1356 schon einmal geteilten Vohburger Pfründe bedeutet. Vor allem auch das wollte Diepenbrock vermeiden. Ihm war es dabei um den Diözesanklerus zu tun. Er trug die wirkliche Mühe und Last der Seelsorge. Und Diepenbrock erinnerte nun an den gewöhnlichen Weg, den ein Weltgeistlicher gehen mußte bis zur Erlangung einer eigenen, selbständigen Pfarrei, ein Weg, der meist beschwerlich war, zehn bis zwölf Jahre Kaplanszeit bedeutete unter meist überaus ärmlichen häuslichen Verhältnissen, vor allem was Wohnung und Kost anbelangte, dazu oft die Hingabe der eigenen Gesundheit verlangte. So war die Verleihung einer besseren Pfarrei schließlich eine Anerkennung, eine Belohnung. Solche Pfarreien gab es aber im Bistum nicht allzu viele. Auch Vohburg gehörte zu ihnen. Zur Pfarrei gehörten acht Nebenorte, darunter zwei Filialkirchen, ein Benefizium und eine Schule. Ihr Reinertrag lag bei 830 Gulden

[44] Abel an Regierung von Oberbayern, München, 14. Februar 1843, ebenda.

[45] Diepenbrock an Regierung von Oberbayern, Regensburg, 21. Februar 1843, ebenda (mit einigen Ungenauigkeiten in: Hanser, 204–207).

[46] Konkordat vom 5. Juni 1817, Art. VII u. VIII. Hausberger, Staat und Kirche, 323 f.

im Jahr. Freilich mußte der Pfarrer zugleich zwei Kapläne mitversorgen[47]. Daß solche Pfarreien aber nun von den Klöstern weggenommen wurden, entmutigte tatsächlich im Klerus selbst. So übertrieb Diepenbrock auch nicht, wenn er geltend machte, daß es auch auf das Vertrauen des Klerus in die Bistumsleitung zurückschlagen müsse, wenn sie diesem Vorgehen nicht Einhalt gebiete. Auch aus dieser Sicht hielt er es für seine Pflicht, hier als Generalvikar entschieden aufzutreten.

Gewiß aber gehörte bei dem in Bayern vorherrschenden Absolutismus des Staatskirchentums zu einem derartig offenen und entschiedenen Widerspruch auch einiger Mut. Freilich konnte Diepenbrock geltend machen, daß das Bistum Regensburg nun bereits sechs solcher reich bepfründeter Pfarreien an die Benediktiner, fünf an Metten und eine an Weltenburg, abgetreten habe, so also weit mehr für die Wiederherstellung der Benediktinerklöster getan habe als jedes andere Bistum. Um so nachdrücklicher verwahrte er sich nun gegen diesen Antrag Abt Ruperts, sowie grundsätzlich gegen jeden weiteren ähnlichen Antrag. Das waren sehr deutliche Worte. Sie waren aber doppelt mutig, da Diepenbrock um die Vorliebe wußte, mit der König Ludwig die Wiedereinrichtung der Benediktinerklöster vornahm. Gerade er konnte hier sehr empfindlich reagieren. Letztlich aber mußte man Diepenbrock doch in jedem Punkt recht geben. Vielleicht aber beeindruckte gerade auch der entschiedene und entschlossene Ton, der aus allem sprach. Jedenfalls konnte sich das Regensburger Ordinariat mit Diepenbrocks Eingabe durchsetzen. Auf Antrag Abels verwarf Ludwig am 21. Mai 1843 das Ansuchen von Abt Rupert Leiß, das ohne Diepenbrocks Widerspruch sehr wohl Aussicht auf Erfolg gehabt hätte[48]. Die Begründung lautete, daß der im Fall der Übertragung Vohburgs dem Kloster verbleibende Ertrag ohnehin bedeutungslos und die Wiederbelebung der Meßstiftung für das königliche Haus dem Kloster aufgrund der bisherigen königlichen Dotation möglich sei. Tatsächlich bewarb sich in der Folgezeit weder Abt Rupert noch einmal um eine außerhalb des Klosters gelegene Pfarrei, noch wurde der Diözese Regensburg eine weitere Pfarrei entzogen.

Diepenbrock handelte im strengen Interesse für die Regensburger Kirche. Hieraus entsprang das entscheidende Motiv für seine Zurückweisung. Es ging ihm um die Diözesangeistlichkeit. Dabei wußte sich Diepenbrock in allem vom Kollegium des Geistlichen Rats getragen. Auf seinen Beschluß hin und unter seinem Namen hatte er diese Gegenvorstellung niedergeschrieben. Freilich hatte Diepenbrock diese Meinungsbildung maßgeblich mitgeprägt. Zugleich aber kritisierte er die Haltung der Regierung, die zwar die Klöster wiedererrichtete, sie aber kaum ausreichend dotierte, so daß es immer wieder zu solchen Übergriffen zuungunsten der Diözese kam.

Die eigentliche Stoßrichtung seiner Argumente aber richtete sich gegen die Klöster selbst. Denn die Hingabe von Pfarreien an Klöster, in welcher Form auch immer sie geschah, widersprach notwendig der wahren Bestimmung eines Klosters. Das sprach Diepenbrock nun auch in seiner Eingabe unmißverständlich aus. Er zitierte dazu die Bestimmungen des Konzils von Trient. Vor allem aber ging es ihm dabei um einen Punkt, der wesentlich war, die Frage, wie sich denn Sinn und Bestimmung des klösterlichen Lebens, die allein im gemeinschaftlichen Leben erfüllt werden könne, verwirklichen lassen, wenn der Konventuale außerhalb seines Klosters dem Seel-

[47] Bericht vom 21. Januar 1843 im Münchener Innenministerium, Bay HStA MK 28418.

[48] Abel an Ludwig I., München, 20. Mai 1843 u. Ludwig I., Signat, München, 21. Mai 1843, ebenda.

sorgsdienst auf einer Pfarrei, die dazu vielleicht weit entfernt liege, nachkommen solle. Ein solcher Geistlicher hätte doch dann gleich lieber Weltpriester werden oder bleiben sollen.

Das war aus der Situation der Zeit heraus gesprochen. Diepenbrock aber ging es hier um ein Grundsätzliches, um Sinn und Idee des klösterlichen Lebens und seine rechte Verwirklichung, jetzt bei der Wiederherstellung der Klöster. Gerade da aber glaubte er vieles durch die wiederaufgenommene Praxis der Klosterpfarreien von vornherein gefährdet. Denn den vormaligen Verfall der Klosterzucht, dazu die Auflösung des klösterlichen Geistes führte er wesentlich auf sie zurück. Er verwies dabei auf die österreichischen Klöster, die nicht säkularisiert waren und eben hieran krankten. Verantwortlich aber machte Diepenbrock nun nicht so sehr die Regierung, die hierüber nicht urteilen konnte, sondern die Klöster selbst, die sich um solche Pfarreien bewarben und nicht grundsätzlich und von vornherein deren Übernahme verweigerten. Die Klostervorsteher selbst also versagten hier. Diese letzte Konsequenz hatte Diepenbrock nicht ausdrücklich ausgesprochen. Sie war aber in seiner Ausführung mitenthalten. Diepenbrock warnte nur noch davor, die Wiederherstellung der Klöster schon mit einem solchen Gebrechen zu beginnen, mehr noch, sie von ihm abhängig zu machen, da ja die wirtschaftliche Existenz des Klosters davon mit abhing.

Im Ordinariat Regensburg hatte man sich wohl bereits in die früheren Überweisungen der sechs Pfarreien an Metten und Weltenburg nur widerwillig gefügt. Jetzt aber sprach Diepenbrock diese Bedenken in den Sitzungen unmißverständlich klar aus. In allem aber schwangen zugleich seine bekannten Vorbehalte gegen die Klöster überhaupt mit. Sie ließen ihn in dem vorliegenden Fall noch einmal schärfer auftreten. Unter den Benediktinern freilich hatte sich Diepenbrock dadurch keine Freunde geschaffen, vor allem auch deshalb nicht, weil sein Urteil etwas Wesentliches traf. Man hatte Diepenbrock von seiten des Ordens bereits mehrfach beim König verklagt. Das hatte aber nie irgendwelche direkte äußere Folgen für ihn selber, nur die, daß man ihm in München deshalb mit nur um so weiterem Abstand begegnete. Wohl nicht umsonst hatte Diepenbrock am Schluß seiner Eingabe an die Regierung hinzugefügt, der König möge aus dieser Gegenvorstellung nicht eine grundsätzliche Abneigung gegen die Klöster herauslesen, die man gerade in Regensburg fördere, wenn sie ihrer Idee entsprächen. Darauf lag der Ton. Gerade hier aber sah Diepenbrock vieles im argen liegen. Eben darauf stützte sich auch seine allgemeine reservierte Haltung den Klöstern gegenüber, namentlich den neuerrichteten Benediktinerklöstern. Einem Freund vertraute Diepenbrock in einem eben zu dieser Zeit geschriebenen Brief sein wahres Urteil hierüber an. Diepenbrock sprach sich hier rückhaltlos offen aus. Er schrieb: „... Ich selbst habe anfangs von den Klöstern, namentlich den Benediktinern, (denn die Bettelmönche passen gar nicht in die Zeit –) nicht viel zwar mehr, aber doch etwas erwartet; allein die Erfahrung hat mich gelehrt, daß kein Verjüngungskeim in ihnen liegt; sie gehen schon jetzt ganz wieder auf denselben alten Wegen, die zu ihrer Auflösung geführt, und worauf wir sie in Österreich haben wandeln sehn. Strengere Zucht herrscht wohl noch gegenwärtig; allein das Streben nach Ehre und Besitz liegt schon offen am Tage, und von wissenschaftlichem Streben ist keine Spur. Ich habe mich dabei so recht von der Gefahr des Ordensgeistes als solchen, d. h. des Corporationsgeistes überzeugt; er ist der *geistige Egoismus in Lichtengelgestalt*. Selbst fromme Menschen, denen es mit Selbstverleugnung und höherer Vervollkomnung Ernst ist und die deßhalb ins Kloster gehen, werden alsbald von diesem Geiste besessen: ihr *heiliger Orden* wird ihnen alles; was zu seiner Verherrlichung und Ausbreitung dienen kann, also Besitz, Ehre, Einfluß etc. erscheint ihnen nun als ein würdiges, heiliges, mit

aller Anstrengung zu erstrebendes Ziel; selbst minder edle Mittel, Erbschleicherei u. dgl. werden nicht verschmäht; weil es einem so frommen, guten Zwecke dient, wie das Aufblühen ihres Klosters ist, kann es ja nichts Unrechtes, kann nur Gutes seyn. Wer sie hierin durchkreuzt, auch auf dem gerechtesten Wege, der ist ihr Feind, und ein Feind der guten Sache, und wird als solcher am rechten Orte bezeichnet. Ich spreche hier aus eigener Erfahrung, denn die Benediktiner haben mich persönlich beim K. angeschwärzt, weil ich ihren Plänen, einige der besten Pfarreien an ihre Klöster zu bringen, entgegengetreten bin, auf das Tridentinum und Concordat gestützt, die solche Maßregeln geradezu verbieten. Bei den Jesuiten ist dieser esprit de corps bekanntlich noch viel mächtiger, und das ihnen vorgeworfene egoistische Moralprinzip ist daher nicht ohne allen Grund. – Von diesen Dingen kann man doch nun nicht ganz schweigen; zumal da gerade jetzt unbegreiflicher Weise so viel Gewicht darauf gelegt wird, und den Mönchen die höheren Schulen übergeben werden sollen."[49]

Hieraus erklärte und rechtfertigte sich Diepenbrocks ablehnende Haltung den Klöstern gegenüber. Die Wiedereinführung gerade der Benediktiner hatte er von Anfang an miterlebt. Dazu hatte er immer schon aufgrund seiner Stellung in der Bistumsverwaltung auch unmittelbaren Einblick in das innere geistig-geistliche Leben der Geistlichkeit des Klerus der Diözese. Der Maßstab seines Urteils aber war das lebendige Vorbild Sailers, dazu die eigene hohe Auffassung priesterlichen, geistlichen Lebens. Damit wandte sich Diepenbrock nicht gegen das Klosterideal als solches. In ihm selber war zeitlebens die Neigung zu einem stillen, zurückgezogenen geistlichen Leben wach. Dazu besaß er unter den Benediktinern auch wieder vertraute Freunde, die er sehr schätzte. So war es ihm eine große Beruhigung gewesen, daß Zumfelde, den Sailer selber noch zum Priester geweiht hatte, in Metten seinen Lebensberuf gefunden hatte. Die eigene Erfahrung aber hatte ihn nun schließlich zu diesem Urteil geführt. Mit der Wiederherstellung der Klöster verband Diepenbrock notwendig auch die Wiederherstellung des ursprünglichen Ordensideals und Ordensgeistes. Diepenbrock aber mißtraute grundsätzlich der Erneuerungskraft und dem Erneuerungswillen des Ordens. So hielt er letztlich die Wiedererrichtung der Klöster für verfehlt, nicht der Idee, aber der Wirklichkeit nach. Er sah, daß die innere geistig-geistliche Neubelebung und Erneuerung ausgeblieben war.

In dieser Wahrnehmung und Überzeugung lag nun auch der Schlüssel für Diepenbrocks langjährige äußerst reservierte Haltung den Klostergründungen gegenüber. Namentlich Schwäbl hatte sich darüber immer wieder bei Abel beklagt. Man konnte hier nicht auf die Mithilfe Diepenbrocks rechnen. Das wurde ihm selbst von seinen vertrautesten Freunden sehr oft mißdeutet und übel ausgelegt. Diepenbrocks Abneigung gegen die Klöster aber war in deren Zustand, Entwicklung und Ausrichtung selbst begründet. Einen wirklichen Beitrag zur kirchlichen Erneuerung jedenfalls traute er ihnen nicht zu. Im Gegenteil. Er hielt es für gefährlich, wenn man nun den Klöstern die Schulen anvertrauen wollte, und zwar als ihre eigentliche Aufgabe. Hier spielte natürlich die allgemeine kirchliche Entwicklung eine ausschlaggebende Rolle. Denn auch in den Klöstern, bei den Ordensgeistlichen hatte sich der Geist der strengkirchlichen Richtung breitgemacht. Vor allem auch darum mißtraute Diepenbrock nun den

[49] Dieser Brief Diepenbrocks datiert auf: Regensburg, 23. März 1843, und trägt als Anrede „Lieber Freund". Wer der Angeredete ist, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden und soll daher hier offen bleiben; dazu liegt der Brief nur als Fragment vor. Der Schlußteil fehlt. Handschrift und Sprache aber weisen eindeutig Diepenbrock als Verfasser aus. – BZAR Sailer Nachlaß A XIV.

Klosterschulen. Freilich war diese allgemeine Entwicklung auch durch nicht-klösterliche Schulen nicht mehr eigentlich aufzuhalten. Auch Diepenbrock sah das schließlich ein. Später schrieb er eben darüber einmal seine Gedanken an Kronprinz Maximilian nieder. Maximilian pflegte mit Diepenbrock die ganzen Jahre über eine durchaus vertrauliche Korrespondenz. Er zeigte sich Diepenbrock gegenüber recht anhänglich und hielt sehr viel auf seine Meinung, während sonst die Stimmung in München gegen Diepenbrock eingestellt war. Offensichtlich ermunterte Maximilian Diepenbrock immer wieder, der neuen Richtung entgegenzuwirken. Diepenbrock aber wies den Kronprinzen in seinem Brief vom 12. Mai 1844 darauf hin, daß gerade auch die Besetzung der höheren Lehrstellen vorzüglich durch den König geschehe[50]. Die unterschiedliche religiöse Haltung aber war ein hauptsächlicher Reibungspunkt zwischen König Ludwig und Maximilian. Vor allem in späteren Jahren brach dieser Konflikt immer wieder offen hervor. Wie sehr aber für Maximilian Diepenbrock hier ein Maßstab war, zeigte auch sein Wunsch, Diepenbrock möge ihm eine Darstellung der gegenwärtigen kirchlichen Verhältnisse niederschreiben und auf ihrem Hintergrund dann die wirklichen Anforderungen der Zeit an die Kirche und Theologie formulieren. Maximilian wünschte damit von Diepenbrock nichts anderes als eine Handreichung für das eigene Urteil und Handeln.

Diese Aufforderung hatte Maximilian Diepenbrock durch seinen Geheimsekretär Daxenberger zugehen lassen[51]. Daxenberger[52] war Diepenbrock schon lange bekannt. Er hatte nach Schenks Tod unter dem Pseudonym Carl Fernau die Charitas weiter herausgegeben. 1840 hatte Diepenbrock durch Schenk in ihr noch einmal einen umfangreichen Beitrag abdrucken lassen, seine Übersetzung der „Schwester Margaretha" aus dem Französischen nach Barante[53]. Deshalb hatte Daxenberger Diepenbrock im vergangenen Jahr auch um Beiträge für seine Charitasausgabe gebeten. Zu eigenen Beiträgen aber hatte Diepenbrock keine Zeit mehr[54]. Dieses Argument machte Diepenbrock Daxenberger gegenüber auch jetzt geltend[55]. Ganz offensichtlich wollte Diepenbrock damit den Auftrag von Kronprinz Maximilian nicht grundsätzlich ablehnen. Er verschob aber jetzt dessen Ausführung und machte zur Begründung geltend, daß er Vorstand des Domkapitels sowie des bischöflichen Ordinariats sei und daß dabei letzteres Amt nicht wie in München getrennt sei in Generalvikariat und Direktorat des Geistlichen Rates. Tatsächlich lastete auf Diepenbrock, seitdem er zum Generalvikar ernannt worden war, ein gewaltiges Arbeitspensum. So kam das von Maximilian eingeforderte Gutachten schließlich überhaupt nicht zustande. Es hätte allerdings zu Diepenbrocks Haltung, die er überall offen und nachdrücklich vertrat und die daher bekannt war, nichts Neues hinzugefügt.

Wirklich herzlichen und unmittelbaren Anteil nahm Diepenbrock an der Konversion Emilie Linders. Sie war zweifellos die vertrauteste gemeinsame Freundin von Apolonia und ihm. Bezeichnenderweise hatte auch diese Freundschaft Clemens

[50] Diepenbrock an Kronprinz Maximilian, Regensburg, 12. Mai 1844, Bay HStA GHA Max II. Nachlaß 82/4/354.

[51] Sebastian Daxenberger an Diepenbrock, München, 3. März 1843, StA Boch 1.3.2. 30.

[52] Sebastian Daxenberger (1809–1878), seit 1843 Regierungsrat, 1847 Oberkirchen- und Schulrat, schließlich Ministerialrat und Mitglied des Staatsrats.

[53] Diepenbrock an Schenk, Regensburg, 3. Februar 1840, Bay Stabi Schenkiana II/4. – Charitas für das Jahr 1840, 251–287.

[54] Diepenbrock an Sebastian Daxenberger, Regensburg, 29. März 1842, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund HS 9098 (= Perlick, Diepenbrockbriefe in Dortmund, 195).

[55] Diepenbrock an Daxenberger, Regensburg, 10. März 1843, StA Boch 1.1.7. 60.

Brentano gestiftet. Er hatte allerdings mit seinen gezielten Bekehrungsversuchen Emilie Linder an dieser religiösen Entwicklung eher gehindert. Emilie Linder empfand sie stets als Eingriff in ihre geistige Freiheit. Andererseits verdankte sie zweifellos Clemens Brentano wieder sehr viel. Das gestand sie auch selber immer wieder ein. Nur störte sie die Einseitigkeit, auch die dunkle Enge und Befangenheit von Brentanos Glauben. Ein korrigierendes Gegengewicht bildete hier einerseits ihr eigenes natürliches Empfinden, das sie Apolonia so ähnlich machte, andererseits aber eben ihre nahe Freundschaft mit den beiden Geschwistern Diepenbrock. Beiden fühlte sie sich geistesverwandt. Ihr Beispiel wirkte hier auf sie ganz absichtslos, aber unmittelbar. Diepenbrock stand ihr auch für alle persönlichen Fragen zur Verfügung. Er leitete auch ihre Lektüre und riet ihr schließlich, einen regelmäßigen katholischen Religionsunterricht zu nehmen. Er empfahl ihr dazu Anton Franz Dirnberger[56], den Direktor des Georgianums in München. Ein Jahr lang besuchte Emilie Linder diesen Unterricht. Schließlich benachrichtigte sie Diepenbrock gegen Ende November 1843 vom Entschluß ihrer Konversion. Er schrieb ihr zurück, daß er nun doch ein so schnelles Abbrechen der allerdings reifen Frucht nicht erwartet habe[57].

In der Hauskapelle des Georgianums legte Emilie Linder am 7. Dezember 1843 das katholische Glaubensbekenntnis ab. Apolonia war dazu von Regensburg nach München gekommen. Auch Diepenbrock selbst wäre gern mitgekommen[58]. Apolonia war auch dabei, als Emilie Linder am nächsten Tag von Nuntius Viale Prelà gefirmt wurde. Sie war Emilie Linders Firmpatin. Zusammen mit Apolonia reiste Emilie nun nach Regensburg, um dort einige Ruhe zu finden, vor allem auch um der Zeit des ersten Bekanntwerdens ihrer Konversion in München und dem damit unweigerlich verbundenen Gerede zu entgehen.

Emilie Linders Konversion hatte eine nahezu zehnjährige Geschichte. Seit ihrer endgültigen Übersiedlung nach München befaßte sie sich mit diesem Gedanken. In diesem langen Zögern lag zwar die Furcht vor einem übereilten Schritt, aber nie eine falsche Skrupulosität. Diesen inneren Entwicklungsgang charakterisierte vielmehr ein langsames Reifen. Das entsprach auch grundsätzlich der ganzen stillen und mehr in sich gekehrten Persönlichkeitsanlage Emilie Linders. So neigte sie auch später nie zu Übertreibungen. Auch hier machte sich Vorbild und Einfluß der Geschwister Diepenbrock maßgeblich geltend. Bezeichnenderweise schloß sich Emilie Linder auch nie der strengkirchlichen Münchener Richtung an, obwohl gerade auch deren exponierte Vertreter zu den häufigen Gästen ihrer Tischgesellschaft gehörten. Vor allem hier wird das richtungsweisende Vorbild Diepenbrocks nachweisbar. Freilich entsprach das wieder ihrer eigenen persönlichen Glaubenshaltung, der alles andere wesensfremd gewesen wäre.

Der Streit mit Bischof Riedel

Insbesondere als Generalvikar konnte Diepenbrock alle bisher gesammelten Erfahrungen zur Geltung bringen. Er war wie wenige im Kapitel mit der Diözese vertraut

[56] Anton Franz Dirnberger, geb. 10. Juni 1809, 1833 Professor für Moraltheologie in Regensburg, 1842–1855 Direktor des Georgianums in München, Domdechant in Eichstätt, gest. 26. Februar 1875.

[57] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 29. November 1843, StA Boch 1.1.7. 155.

[58] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 2. Dezember 1843, ebenda.

und verwurzelt. Und wie niemand sonst im Kapitel hatte er seit zwei Jahrzehnten, zuerst als Privatsekretär Sailers, dann als Domkapitular schließlich als Domdechant unter Bischof Schwäbl stets unmittelbaren Anteil und Einblick in die Diözesangeschäfte genommen. All das kam ihm nun zustatten. Als Generalvikar hatte er die Bistumsverwaltung selbst mitzubestimmen. Stets handelte Diepenbrock dabei aus großer Sachkenntnis heraus, auch aus gegründeter Kenntnis des allgemeinen kanonischen Rechts sowie des besonderen, für die Diözese Regensburg geltenden Gewohnheitsrechts. Und stets bewährte sich sein Blick für das Wesentliche und Entscheidende, sein sicherer Zugriff, wo es rasch zu handeln galt, auch das Maß, die Umsichtigkeit und Ausgewogenheit seines Urteils. Vor allem konnte Diepenbrock in allem aus echter und eigener Initiative entscheiden. Sein Wort hatte im Kollegium des Geistlichen Rates hohes Ansehen. Mit großer Bereitwilligkeit folgte man seiner Meinung und Ansicht, die stets gegründet und einsichtig war, die er auch stets überzeugend vortrug. So war seine Meinung recht eigentlich meinungsbildend. Diepenbrock bestimmte maßgeblich die grundsätzliche Ausrichtung des Geistlichen Ratskollegiums mit, nach innen und nach außen hin, auch Bischof Riedel gegenüber. Die eigene Meinung vertrat er dabei stets und in allem rückhaltlos offen. So wußte man auch immer, wie er über eine Sache dachte und urteilte. Das aber entsprach überhaupt der in den Sitzungen herrschenden vertrauten Atmosphäre, die stets jedem eine offene und ehrliche Aussprache möglich machte.

Dabei konnte Diepenbrock mit größter Schnelligkeit und Energie arbeiten und er bewältigte dabei ein gewaltiges Arbeitspensum. Davon zeugt seine nahezu lückenlose Anwesenheit bei den doch mehrmals in der Woche treffenden Sitzungen des Ordinariats und Domkapitels[59]. Davon zeugen die unzähligen, im Archiv des Ordinariats abgelegten eigenhändigen Entwürfe Diepenbrocks. Sie handeln die verschiedensten Sach- und Personalangelegenheiten ab. Diepenbrock schrieb die nötige Erwiderung meist gleich auf der vorliegenden Eingabe selbst nieder. Er sparte so nicht nur Papier, das teuer war, sondern auch Raum bei der Aktenablage. Die Akten wuchsen so weniger schnell an, dazu hatte man stets sofort Eingabe und Antwort beieinander.

Überhaupt war die ganze Arbeit in Kapitel und Ordinariat sehr straff organisiert. In ihr gab es eigentlich keinen Leerlauf. Dazu arbeiteten die Kapitulare weitgehend selbständig, nachdem in den Sitzungen die anfallenden Arbeiten verteilt waren. Nur durch solche praktische Arbeitsteilung war es möglich, daß die acht Domkapitulare, denen nur die sechs Domvikare, zumeist als Sekretäre, zur Verfügung standen, allein die ganze Arbeit der Diözesanverwaltung des verhältnismäßig großen Bistums Regensburg bewältigen konnten. Im Regensburger Kapitel wurde das vor allem durch die wirkliche Gleichgestimmtheit und Bereitschaft zur Einigkeit erleichtert. Dabei übernahm Diepenbrock stets auch die schwierigen, oft recht heiklen Referate, die von den übrigen Mitgliedern des Kollegiums gemieden wurden und die man daher gern an ihn weitergab, die auch Bischof Riedel selber am liebsten ihm anvertraute. Diepenbrock wich gerade solchen Arbeiten nie aus. Und Riedel konnte sich hier ganz auf ihn verlassen.

Dabei besaß Diepenbrock die Fähigkeit, selbst solche schwierigen Entwürfe sofort und aus dem Stegreif heraus, wenn nötig noch während der Sitzung selber aufzusetzen. Überhaupt gleichen seine Entwürfe eher Reinschriften und zeigen nur die eine oder andere Verbesserung oder Einfügung. Und stets gebrauchte Diepenbrock in

[59] BZAR, Protokolle des Domkapitels und Ordinariats (Abteilung I u. II) der Jahrgänge 1842–1844.

ihnen, selbst wenn es nur um die formellsten Dinge ging, eine ansprechende und beredte Sprache. Sie war charakteristisch für ihn. Sie konnte, wenn es um die wesentlichen Punkte ging, sehr knapp und treffend sein. Eben dann aber trat die Sache selbst unrüttelbar eindeutig hervor. Diepenbrock konnte aber auch mit sehr scharfen Worten den eigenen Rechtsstandpunkt geltend machen, und dabei mochte manchesmal ein beinahe beißend ironischer oder sarkastischer Ton mitschwingen, wenn er auf die Widersprüchlichkeit und Unzulänglichkeit der Argumentation seines Adressaten hinwies. Freilich wollte er damit nie verletzen. Aber er konnte sich solche Schärfe und Deutlichkeit nicht immer versagen, vor allem dann nicht, wenn es um die Wahrung der inneren, rechtlichen Ordnung der Kirche und ihrer Disziplin ging, die zugleich ihr Ansehen und ihre Glaubwürdigkeit nach außen hin ausmachte. Darum war es ihm in allem zu tun.

Aber gerade hier machte Riedel andere Maßstäbe geltend. So konnten Reibereien nicht ausbleiben. Sie waren im Grunde von Anfang an da. Freilich gab es auch andere Fälle, in denen Diepenbrock mit der Ansicht und Entscheidung Riedels übereinstimmte, sie aufnahm und ihre Durchführung mit aller Energie betrieb[60]. So waren wieder Zeiten schöner Zusammenarbeit gegeben. Aber die Reibungspunkte waren allmählich immer schärfer und heftiger, auch immer unversöhnlicher hervorgetreten. In ihnen zeigte sich der grundsätzliche Unterschied der neuen, von Riedel vertretenen strengkirchlichen Richtung und der von Sailer her geprägten Haltung an, auch manches offensichtliche Unvermögen Riedels.

Wohl vor allem dieser allgemeine, beinahe tagtägliche Ärger und Verdruß bedrückte Diepenbrock. Er war ohnehin mit Arbeit überlastet. So trat auch das chronische Leiden, die Magen- und Kopfbeschwerden, wieder stärker hervor als in den vergangenen Jahren. Und das Generalvikariat wurde ihm nun zu einer wirklichen Belastung. Gewiß dachte Diepenbrock oft genug an Rücktritt. Aber die eigene Pflichttreue hielt ihn vor diesem Schritt zurück. Dazu rieten ihm wohl auch alle Freunde. Aber fast jeder Brief dieser Zeit enthält Klagen. So schrieb er am 1. Januar 1843 an Emilie Linder nach München: „... Der heilsame Erfolg der Wasserkur läßt allmählich wieder nach unter den stäten Einflüssen meines Geschäftslebens, unter der davon unzertrennlichen geistigen Deprimirung. Das ist nun einmal mein beschieden Loos, und es muß also auch wohl die Signatur meines Heiles sein, obwohl die Inschrift mir oft genug unleserlich wird. Ich bedarf also auch Ihres Gebetes um Licht und Stärke."[61] Und dasselbe klagte er im Brief vom 17. Dezember 1843 Frau Tiedemann: „... Ich leide wieder sehr an Magenbeschwerden, auf welche das viel Unangenehme und Verdrießliche meiner dermaligen Amtsverhältnisse leider nicht günstig einwirkt. Dem leidenschaftlichen Parteienkampfe, der durch unsere Gegenwart zuckt, kann man sich auch in der ruhigsten Fassung nicht ganz entziehen; ..."[62] Am 31. Januar 1843 aber schrieb er noch einmal an Emilie Linder: „... Allerdings fühle ich es, daß meine Gesundheit die durch die Wasserkur wieder erkämpfte Höhe allmählich wieder abwärts gleitet, und es ist dies auch bei dem Contrast meiner nothgedrungenen Lebensweise mit den Erfordernissen meiner auf Bewegung angewiesenen Natur nicht anders möglich. Es betrübt mich dies aber nicht, denn ich *altere gerne*; ich habe genug erlebt, und des Erfreulichen steht nicht viel in Aussicht; die Möglichkeit des Wirkens im Großen nach Pflichtgefühl und Ueberzeugung schwindet auch für mich täglich mehr in der zu-

[60] Vgl. Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 12. April 1844, BZAR BDK 80.
[61] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 1. Januar 1843. Reinkens, Diepenbrock, 225.
[62] Diepenbrock an Frau Tiedemann, Regensburg, 17. Dezember 1843. Ebenda, 226.

nehmenden retrograden Erstarrung, und meine dermalige Amtsthätigeit, so mühsam sie auch an sich ist, ist doch kaum den Wunsch einer langen Erhaltung werth. Warum also das lecke Fahrzeug noch einmal neu kalfatern und bemasten für eine neue Fahrt, die nur auf öde Inseln oder Klippen führen kann? Besser, es der Strömung und dem allmählichen Sinken zu überlassen, – so möchte ich in hypochondrischer Verstimmung sagen; aber da ich weiß, daß es Sie betrübt, so sage ich lieber: ich will sehen, was sich im Frühling für meine Gesundheit thun läßt. Eine längere Abwesenheit ist aber in meiner dermaligen Stellung nicht wohl möglich, und eine Aenderung darin bei den hiesigen Personalverhältnissen ebenso wenig. Doch Gott wird sorgen und lenken."[63]

Neben diesen, mehr auf die eigene Person bezogenen Briefen schrieb Diepenbrock gerade während dieser Zeit auch Briefe mit den augenblicklichen Umständen überhobenen, zeitlos gültigen, echt menschlichen und christlichen Inhalten nieder. Aus ihnen spricht recht eigentlich seine schöne Bildersprache, seine reiche Gedanken- und Ideenwelt, vor allem aber auch seine tiefe und wahre Innerlichkeit[64]. Solche Briefe finden sich zugleich über sein ganzes Leben hin verstreut. Vor allem sie zeigen seine edle Menschlichkeit, auch seine Christlichkeit, seine Glaubenshaltung selber, die er redlich durchtrug. Die Wurzeln all dessen aber lagen bei Sailer, in der Erfahrung seines lebendigen Christentums, in der Erfahrung seiner absoluten Gottesgewißheit und Geborgenheit in Gott. Dabei freilich konnte Diepenbrock nicht zu der letzten, heiteren Gelassenheit finden, die bei Sailer auch das Schwerste umspannte[65]. Bei Diepenbrock waren die Schwergewichte der Persönlichkeit anders verteilt. Auf ihrem Grunde ruhte eine tiefe Schwermütigkeit. Und trotz allen launigen Humors, trotz allen oft sprühenden Witzes, mit dem er stets begeistern konnte, blieb diese Schwermut die Grundbefindlichkeit seines Wesens. Sie konnte in oft sehr bedrängender Weise in ihm emporsteigen. Und mancher Freundeskreis erlebte, wie er plötzlich alle unbefangene Heiterkeit und Ausgelassenheit verlor und sich ein tiefer Ernst um ihn ausbreitete. Vieles davon klingt in Diepenbrocks Briefen wider. Und alle vertrauteren Freunde wußten darum. Auch Förster berichtete später die so bezeichnende, mit Diepenbrock erlebte Szene: „... Ich selbst, wenn ich nach einem stillen genußreichen Abende, den wir in ernsten, oft harmlosen Gesprächen zugebracht hatten, nach meinem Hut langte, um zu gehen, war ganz sicher, daß dann die Worte folgten: „Leben Sie wohl, liebster F...! möchte diese Nacht meine letzte sein!" Ich unterließ es Anfangs nie, ihm den Schmerz zu zeigen, den dieser Wunsch in mir hervorrief und in Allen hervorrufen mußte, die ihn hörten. Ich sagte ihm auch, daß er sich damit versündige an sich selbst und an der Diözese. Da pflegte er mir dann die Hand auf die Schulter zu legen und mich mit einer Miene anzusehen, welche die ganze Tiefe seines Sehnens ausdrückte und doch auch jeden Vorwurf entwaffnete ..."[66]

Zeitlebens litt Diepenbrock an dieser Schwermut, zeitlebens hatte er gegen sie anzukämpfen. Sie machte, daß er sich selber nicht leicht lebte. Zugleich aber war sie es, die seinem Gemüt den Tiefgang verlieh. Hier war auch die Brücke geschaffen für seine Neigung und Vorliebe zur geistlichen mystischen Dichtung, zu der Diepenbrock zweifelsohne neben einer angeborenen poetischen Neigung einen wahren und tiefen Zugang hatte. Für all diese Dinge war ihm jetzt keine Zeit mehr verblieben. Auch das Mißverhältnis zu Bischof Riedel, dazu die leidende Gesundheit belasteten ihn sehr.

[63] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 31. Januar 1843. Ebenda, 225 f.
[64] Vgl. hier Diepenbrock an Frau Tiedemann, Regensburg, Pfingstsonntag 1843. Ebenda, 281.
[65] Vgl. Sailerbriefe: Schiel II.
[66] Förster, Diepenbrock, 22 f.

Wirklich wirkte Diepenbrock angegriffen, auch sehr gereizt. Freilich brach auch jetzt immer wieder, vor allem im Umgang mit Freunden, sein unverwüstlicher Humor durch. Aber er mußte immer mehr einsehen, daß ihm Riedel im Grunde nicht vertraute, ein Zustand, der insbesondere der nahen Stellung wegen, die der Generalvikar zum Bischof hatte, unerträglich war. Ebenso wie ihm aber mißtraute Riedel zugleich dem ganzen Kollegium des Geistlichen Rates. Denn er mußte erkennen, daß dieses hinter Diepenbrock stand. So war sein Verhältnis zum Geistlichen Rat denkbar unglücklich. Die ganze Zusammenarbeit war stets und von vornherein voller Spannungen und mit Vorbehalten belastet. Sie wurde nun aber noch zusätzlich gelähmt durch den hetzenden Einfluß eines jüngeren Geistlichen namens Sporer[67].

Sporer war als Professor für Kirchenrecht nach Regensburg gekommen. Er war ein leidenschaftlicher Verfechter der neuen strengkirchlichen Richtung und hatte Riedels rückhaltloses Vertrauen erlangt. Wohl sprach Riedel mit Sporer auch die vertraulichsten Angelegenheiten der Diözesanverwaltung durch, obwohl Sporer als eigentlich Außenstehender gar nicht befugt war, hier Einblick zu nehmen. Riedel schenkte Sporer das Vertrauen und die Einflußnahme auf sich selbst, die er seinen Geistlichen Räten vorenthielt. Sporer aber wollte in allem rücksichtslos die neue Richtung durchsetzen. Gewiß stiftete er dabei viel Unfrieden. Er hetzte Riedel auf gegen das Ratskollegium. Nicht ohne Grund nannte ihn Diepenbrock selbst dem Kronprinzen Maximilian gegenüber offen einen Intriganten[68]. Vor allem wandte sich Sporer gegen Diepenbrock selbst. In ihm sah er nicht nur die markanteste und bedeutendste Figur im Geistlichen Rat, sondern eben auch den Erzfeind der neuen Richtung. Riedel aber gab auch diesem Einfluß Sporers statt. Und wie Sporer hielt er Diepenbrock für schlichtweg unkatholisch. Diesen Vorwurf glaubte Riedel vor allem durch den Schluß von Diepenbrocks Trauerpredigt auf Schwäbl begründet und gerechtfertigt. Daran heftete er seine Vorbehalte gegen ihn, nämlich den Vorwurf mangelnder Katholizität. Immer erneut redete Riedel Diepenbrock von diesem Predigtschluß[69]. Das Mißverständnis Riedels über diesen Predigtschluß war offensichtlich. Es zeigte aber deutlich genug den charakteristischen Gegensatz beider Richtungen.

Tatsächlich hatten sich Diepenbrock und Riedel immer mehr auseinandergelebt. Vor allem in den Sitzungen des Geistlichen Rats kam es immer wieder zu den heftigsten Szenen und Auseinandersetzungen. Diepenbrock vertrat seine Meinung stets mit der ihm eigenen Offenheit. Als bischöflicher geschworener Rat, vor allem aber als Generalvikar hielt er es nach seinen eigenen Worten als erste und heiligste Pflicht, den Bischof gegebenenfalls auf die gesetzlichen Grenzen seiner Kompetenz aufmerksam zu machen[70]. Solche Überschreitungen bereiteten doch immer nur allergrößte Verlegenheiten und hatten die öffentliche Kompromittierung der bischöflichen amtlichen Autorität selbst zur Folge. So konnte es nicht fehlen, daß Diepenbrock immer wieder, bald direkt, bald indirekt, Riedels allgemeine Denk- und Handlungsweise, insbesondere aber seine Tendenz und sein Verhalten in einzelnen Fällen der Kritik unterwarf. Die Anlässe mochten dabei ganz verschiedene sein. Je nach ihrer Wichtigkeit aber

[67] Anton Sporer, geb. 4. August 1807, Priester 22. September 1832, Professor für Kirchenrecht und Kirchengeschichte am Lyzeum in Regensburg.

[68] Diepenbrock an Kronprinz Maximilian, Regensburg, 12. Mai 1844, Bay HStA GHA Max II. Nachlaß 82/4/354.

[69] Vgl. Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 10. März 1845. Reinkens, Diepenbrock, 297.

[70] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 12. April 1844, BZAR BDK 80.

konnte er sehr entschieden auftreten und seine Ansicht geltend machen und zugleich Riedels Verhalten einer strengen, manchesmal auch schonungslosen Beurteilung unterwerfen. Seine Argumentation war gewiß stets wohlbegründet. Aber des ständig wiederkehrenden Verdrusses müde, auch durch die eigene Kränklichkeit gereizt, konnte Diepenbrock dabei sehr heftig werden und sich wohl auch mit überscharfen und äußerst treffenden Worten aussprechen. Riedel aber war weder der Argumentation noch der Redegabe Diepenbrocks gewachsen. Vor der Heftigkeit und Entschlossenheit Diepenbrocks aber scheute er oft genug, wie er Diepenbrock später schriftlich bestätigte, mit einer Erwiderung zurück, da er es als völlig vergebliche Mühe ansah, sich vor ihr zu rechtfertigen[71]. Und fast scheint es, als fürchtete Riedel Diepenbrocks unnachgiebiges Auftreten, jedenfalls fühlte er sich ihm in jeder Weise unterlegen. Dazu stand das ganze Geistliche Ratskollegium zuallermeist geschlossen hinter Diepenbrock. Nur so ist jedenfalls verständlich, wenn Riedel mehrmals in den Sitzungen äußerte, er komme sich nicht anders vor, als würde über ihn Gericht gehalten[72]. Riedel konnte dagegen nur seine bischöfliche Vollmacht setzen. So kamen immer wieder Beschlüsse zustande, die gegen die förmliche Abstimmung des Ordinariats allein auf seinen Willen hin erlassen waren. Trotzdem forderte Riedel auch bei solchen Beschlüssen, daß sie im Namen des Ordinariats ausgefertigt würden. Er ließ auch Instruktionen, von denen weder die Geistlichen Räte noch Diepenbrock als Generalvikar wußten, im Namen des Ordinariats hinausgehen.

Verständlicherweise widersetzte man sich dagegen im Geistlichen Rat. Vor allem tat das Diepenbrock. Und mehrmals bat er Riedel in solchen Fällen um Rücknahme des Generalvikariats[73]. Das war nur folgerichtig. Aber er sprach diese Bitte wohl doch in sehr gereiztem Ton aus. Denn Riedel mochte wohl nicht ganz Unrecht gehabt haben, wenn er Diepenbrock später vorhielt, er habe ihm wenigstens fünf oder sechs Mal bei solchen Debatten das Amt des Generalvikariats vor die Füße geworfen[74]. Riedel aber gab diesem Ansuchen nie statt. Offensichtlich aber bat Diepenbrock jedesmal nach derartigen Auftritten den Bischof wieder um Vergebung. In Wirklichkeit aber war Diepenbrock längst der ständigen Reibereien müde, auch des ständigen Verbessernmüssens ganz offensichtlicher Fehlentscheidungen Riedels. Dazu kamen seine erneuten gesundheitlichen Beschwerden, die seine krankhafte Nervengereiztheit gerade bei längerem Sitzen und Zuhören ins Unerträgliche anspannten[75].

Zum endgültigen Bruch kam es schließlich in der Sitzung des Geistlichen Rates vom 2. April 1844. Es war der Dienstag in der Karwoche, die letzte Sitzung vor den Osterfeiertagen. Der Anlaß war denkbar gering. Um so unerwarteter kam der Zwischenfall für alle anwesenden Kapitulare. Riedel bezichtigte Diepenbrock wörtlich, nachdem dieser vor dem versammelten Plenum eine gegen Riedel gerichtete Erwiderung vorgetragen hatte, er behandle ihn „als einen Verbrecher und Missetäter". Diepenbrocks Einwand war sachgerecht und enthielt auch in Ton und Formulierung nichts Beleidigendes. Und ganz offensichtlich war Diepenbrock von Riedels Vorwurf nicht weniger überrascht als die übrigen Anwesenden. Denn diese Reaktion Riedels konnte von ihm kaum beabsichtigt gewesen sein. Sofort suchte sich Diepenbrock gegen diese Anschuldigung zu rechtfertigen, indem er Riedel nach ihrer Ursache fragte. Auch die übrigen

[71] Riedel an Diepenbrock, Regensburg, 8. April 1844, ebenda.
[72] Ebenda.
[73] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 12. April 1844, ebenda.
[74] Riedel an Diepenbrock, Regensburg, 8. April 1844, ebenda.
[75] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 4. April 1844, ebenda.

Kapitulare mischten sich nun ein und suchten zu vermitteln und zu klären. Diepenbrock aber sprach im Hin und Her der Aussprache wiederholt aus, daß dieser Vorwurf Riedels, wenn er ihn wirklich aufrechterhalte, für ihn nichts anderes bedeuten könne, als sein Amt niederzulegen. Riedel aber war nicht bereit, das Ausgesprochene zurückzunehmen. Er wußte aber, daß es Diepenbrock nicht anders deuten konnte als eine entschiedene Mißtrauenserklärung gegen ihn selbst und seine Amtsführung. Er wußte ebenso, daß Diepenbrock mit seiner Erklärung, sein Amt niederzulegen, nicht bloß drohen wollte, sondern daß es ihm damit ernst war. So hatte er den nun so plötzlich offen hervorgetretenen Streit ganz bewußt auf die Spitze treiben lassen. Das konnten auch die anwesenden Domkapitulare nicht verhindern. Diepenbrock, der sah, daß Riedel gar nicht bereit war, einzulenken, war schließlich zum Handeln gezwungen. Er sprach nun förmlich seinen Rücktritt als Generalvikar, zugleich den Rücktritt von Amt und Funktion eines bischöflichen Geistlichen Rates aus und verließ daraufhin das Sitzungszimmer. Die Bestürzung der Kapitulare war groß. Sie standen zu Diepenbrock. Denn sie sahen, daß der Anlaß von Diepenbrocks Erwiderung in keinem Verhältnis zu Riedels verletzender Anschuldigung und unversöhnlicher Haltung stand. Freilich wußte man zugleich, daß jetzt nur zum Ausbruch gekommen war, was seit langem zwischen Bischof und Generalvikar gärte. Daß es aber Riedel gerade vor den Osterfeiertagen, an denen das Domkapitel gemeinsam mit dem Bischof die Osterliturgie feiern sollte, zum Streit kommen ließ, bedrückte wohl alle. Und wohl empfanden die meisten wie Bonifaz Urban, dem Diepenbrock, was vorgefallen, nach Bamberg berichtet hatte und der gerade diesen Umstand heftig anklagte[76].

Diepenbrock aber hatte Urban versichert, mit dem Rücktritt wäre ihm selber ein schwerer Stein vom Herzen genommen. Wer wußte, wie wenig Freude ihm dieses Amt von Anfang an gemacht hatte, wußte, wie wahr das war. Vor allem hatte Diepenbrock eingesehen, daß es vergeblich war, gegen die neue vorherrschende Richtung anzukämpfen. Er konnte nichts mehr wesentlich bestimmen. Das sprach er auch dem Kronprinzen Maximilian aus, der ihn offensichtlich auch immer wieder direkt dazu aufgefordert hatte, seine Stellung zu halten und im Sinn Sailers fortzuwirken. Ihm aber gab nun Diepenbrock diese Aufforderung gewissermaßen zurück, indem er ihm ausdrücklich und deutlich genug auseinandersetzte, daß vorzüglich der König selbst durch das Recht der Wahl und Besetzung der höchsten und einflußreichsten Kirchenämter den kirchlichen Kurs mitbestimme[77].

Riedel nahm Diepenbrocks Rücktritt an. Er bestätigte ihn bereits eine Woche später, am 9. April, in der nächstfolgenden Sitzung des Geistlichen Rates nach den Osterfeiertagen. Dabei ließ er im Protokoll, das sonst den ganzen Vorfall mit keinem Wort erwähnte[78], ausdrücklich festhalten, daß er wegen der falschen Stellung, welche Diepenbrock von Anfang seines Bistumsantritts an gegen ihn eingenommen habe, dieses Mal dessen schon mehrmals ausgesprochene Niederlegung des Generalvikariats annehme. Zu Diepenbrocks Nachfolger bestimmte er Kapitular Oberndorfer[79]. König Ludwig bestätigte die Ernennung am 6. Mai 1844[80]. Von den Funktionen eines

[76] Urban an Diepenbrock, Bamberg, 17. April 1844, StA Boch 1.3.2. 180.

[77] Diepenbrock an Kronprinz Maximilian, Regensburg, 12. Mai 1844, Bay HStA GHA Max II. Nachlaß 82/4/354.

[78] BZAR Protokoll des Domkapitels, 2. April 1844.

[79] BZAR OA GR, Generalvikariat betreffend.

[80] Ludwig I. an Regierung von Regensburg, München, 6. Mai 1844, Bay HStA MK 39071.

Geistlichen Rates aber wollte Riedel Diepenbrock nur vorerst, aber nicht auf Dauer entbinden[81].

Diese Wendung der Dinge war für Diepenbrock zwar nun plötzlich und unerwartet, aber eben nicht ganz unerwünscht gekommen. Die Umstände freilich, die sie herbeigeführt hatten, machten ihn ebenso wie alle seine Freunde betroffen. Nicht zuletzt fühlte er sich durch den Vorwurf Riedels auch in seiner ganz persönlichen Ehre getroffen. So hatte sich Diepenbrock nun noch vor Ostern, am Gründonnerstag Morgen, schriftlich an Riedel gewandt. Darin bat er ihn um die Begründung der im Geistlichen Rat gegen ihn erhobenen Anschuldigung. Denn wenn sie wahr sei, sei gerade er, wie er Riedel schrieb, der größte Verbrecher und Missetäter, da er das Vertrauen und die Gehorsamspflicht gegen seinen vorgesetzten Bischof gebrochen habe[82].

Aus dem ganzen Schreiben spricht doch ein tiefes Gekränktsein. Die Stelle aber, an der Diepenbrock seine Gereiztheit, die auch durch Krankheit verstärkt war, benannte, klingt wie ein persönliches Schuldbekenntnis vor dem Bischof. Eine große Aufrichtigkeit spricht aus allem. Diepenbrock teilte diesen Brief auch dem Geistlichen Rat mit. Er fühlte sich dazu verpflichtet, aus persönlicher Verbundenheit und im Wissen um die Anteilnahme der Kapitulare, vor allem aber auch, damit die ganze Sache auch bei den Akten hinterlegt würde[83]. Dabei klingt doch auch eine verhaltene Wehmut an, wenn Diepenbrock für die stets schöne Zusammenarbeit im Kollegium dankte, in das er nun nicht mehr zurückkehren konnte und wollte. Aufs Ganze besehen aber fühlte sich Diepenbrock erleichtert. Denn beides, die übermäßige Arbeit und der ständige Verdruß, hatte während der letzten zwei Jahre seiner Gesundheit erheblich zugesetzt. So hoffte er nun wieder mehr Ruhe zu finden, auch wieder mehr Zeit für seine literarische Vorliebe. Zur unmittelbaren Erholung plante er zunächst eine längere Reise ins Gebirge. Bereits im frühen Sommer, also schon in wenigen Wochen, wollte er sie antreten und damit wohl zugleich Abstand zum Geschehenen gewinnen[84].

Ganz offensichtlich wollte man sich im Geistlichen Rat noch nicht endgültig mit Diepenbrocks völligem Ausscheiden aus der Bistumsverwaltung abfinden. In der Antwort auf sein Schreiben vom 7. April fügte man dem Bedauern über das Vorgefallene ausdrücklich an, man hoffe und wünsche, die vorgenommene Amtsbefreiung sei nur vorübergehend und momentan geschehen. Alle Mitglieder des Geistlichen Rates hatten dieses Schreiben eigenhändig unterzeichnet[85]. Tatsache aber ist, daß Diepenbrock an keiner Sitzung des Geistlichen Rates mehr teilgenommen hat. Am Dienstag, den 2. April 1844, war er zum letztenmal anwesend gewesen[86]. Nur das Amt des Domdechanten behielt er bei. Sonst zog er sich von der Bistumsverwaltung ganz zurück.

Riedel antwortete Diepenbrock erst am 8. April, am Ostermontag. Die Vorbereitung der Osterpredigt hatte ihn solange abgehalten. Bereits am 2. April aber hatte er an ihn ein erstes kurzes, bisher aber noch zurückbehaltenes Schreiben aufgesetzt, in

[81] BZAR Protokoll des Ordinariats, 9. April 1844.

[82] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, Gründonnerstag 1844, BZAR BDK 80.

[83] Diepenbrock an Geistliches Ratskollegium, Regensburg, Ostersonntag 1844 (= 7. April), ebenda.

[84] Diepenbrock an Kronprinz Maximilian, Regensburg, 12. Mai 1844, Bay HStA GHA Max II. Nachlaß 82/4/354.

[85] Geistliches Ratskollegium an Diepenbrock, Regensburg, 12. April 1844, BZAR BDK 80.

[86] BZAR, Protokolle des Ordinariats April 1844–Juli 1845.

dem er ihm für alle bisherige Mitarbeit dankte, ihm dazu versicherte, daß er gegen ihn trotz all dessen, was sich während der letzten zwei Jahre angesammelt habe, keine Feindschaft gehegt habe und auch jetzt keine hege. Diese Worte klingen seltsam nach dem Vorgefallenen. Seltsam war aber auch, daß Riedel ausdrücklich betonte, er wolle das kurz zuvor in der Sitzung Geschehene nicht berühren[87]. Erst in seinem zweiten Schreiben, nach der Aufforderung durch Diepenbrock, nahm er dazu Stellung[88]. Seinen Vorwurf nahm er dabei nicht zurück. Im Gegenteil. Er versuchte ihn zu rechtfertigen. Er betonte, er habe nicht gesagt, Diepenbrock behandle ihn „als", sondern „wie" einen Verbrecher und Missetäter. So aber habe er nur gleichnishaft und im Bild gesprochen und sprechen wollen und damit nur, mit freilich schärferen Worten, dasselbe schon früher Gesagte wiederholt, er komme sich vor, als halte man über ihn Gericht. Daß Riedel aber nun die Hälfte seines ausführlichen Briefes auf diese Rechtfertigung, Deutung und Auslegung seiner Anschuldigung verwandte, zeigte doch, wie verfänglich und letztlich peinlich sie für ihn selber war. Tatsächlich schien sie nun gemildert. Aber sie war eben weder zurückgenommen noch wesentlich geändert. Diepenbrock selber aber konnte nun völlig beruhigt sein. Denn Riedel hatte ihm zur Begründung nur die allgemeinen Reibereien, Meinungsverschiedenheiten und Auseinandersetzungen nennen können, wie sie vor allem während der Sitzungen immer wieder mehr oder weniger heftig hervorgetreten waren, ihm aber kein wesentliches Versagen in seiner Amtspflicht vorwerfen können. In diesem Bewußtsein antwortete er nun Riedel am 12. April[89]. Dabei wies er ihn noch einmal ausdrücklich daraufhin, er habe mit seinen Gegenvorstellungen stets nur pflichtgemäß gehandelt und könne sie auch weiterhin in ähnlichen Fällen nicht unterlassen. Wieder teilte Diepenbrock diesen Briefwechsel dem Geistlichen Rat offiziell und förmlich mit zur Kenntnisnahme und Vervollständigung der Akten[90].

Auf einen Punkt von Riedels Schreiben war Diepenbrock jedoch nicht eingegangen, auf die Frage, wie er, wie er im ersten Brief angekündigt hatte, gesetzliche Rechtfertigung erlangen wolle, da doch, was in der Geistlichen Ratssitzung geschehen sei, nicht ohne Verletzung des Schweigegeheimnisses, dem diese Sitzungen unterlagen, vor einem höheren Richter ausgesprochen werden könne. Riedel hatte diese Frage wohl ganz bewußt ein wenig herausfordernd formuliert, vielleicht deshalb, weil er Diepenbrocks Vorhaben als Drohung aufgefaßt hatte. In Wirklichkeit aber hatte Diepenbrock nur die Rechtfertigung und Verteidigung seiner Ehre vor den Geistlichen Räten und vor Riedel selbst angestrebt. Nun aber wandte er sich dieser Frage wegen am 15. April noch einmal an Riedel[91]. Heftig verwahrte er sich dagegen, daß er diese Sache, wenn er sie im äußersten Fall auch wirklich vor die höhere kirchliche Instanz gebracht hätte, pflichtwidrig ins Publikum gebracht hätte, wie Riedel gesagt hatte.

Der eigentliche Grund dieses dritten Briefes an Riedel aber war ein anderer. Gewiß hätte Diepenbrock zu schreiben lieber unterlassen. Denn alles war bereits peinlich genug. Aber äußere Anlässe zwangen ihn nun dazu. Was in der Sitzung vom 2. April geschehen war, war inzwischen verschiedenerorts herumerzählt worden, und zwar wie Diepenbrock erfahren hatte, von jemanden der Vertrauensleute Riedels, wohl von Sporer selbst. Darauf machte Diepenbrock Riedel nun aufmerksam. Diepenbrock

[87] Riedel an Diepenbrock, Regensburg, 2. April 1844, BZAR BDK 80.
[88] Riedel an Diepenbrock, Regensburg, 8. April 1844, ebenda.
[89] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 12. April 1844, ebenda.
[90] Diepenbrock an Geistliches Ratskollegium, Regensburg, 13. April 1844, ebenda.
[91] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 15. April 1844, ebenda.

nannte den Namen nicht. Denn Riedel wußte genau, wer gemeint war. Nur er selber konnte ja dem Betreffenden alles berichtet haben. So hatte letztlich er selbst als erster die Pflicht der Verschwiegenheit gebrochen, die er von Diepenbrock gefordert hatte. Diesen Vorwurf sprach Diepenbrock zwar nicht direkt aus. Aber er meinte ihn. Und Riedel mußte sich das gefallen lassen. Daß es aber hierbei an einseitigen, unwahren und entstellenden Darstellungen nicht fehlen konnte, liegt auf der Hand. So kündigte Diepenbrock Riedel nun an, daß auch er sich nunmehr dieser Pflicht zu schweigen enthoben sehe, um nötigenfalls falsche Darstellungen berichtigen zu können. Das war der eigentliche Anlaß und Zweck dieses dritten Briefes.

Der Bruch war nun vollkommen. Dazu gestaltete Riedel das Generalvikariat in seinem Sinn um. Damit reagierte er auf die mit Diepenbrock gemachten Erfahrungen und suchte eine Wiederholung derselben zu verhindern. Zugleich aber verwirklichte Riedel die eigene Vorstellung, die er von Arbeitsweise und Geschäftsgang des Ordinariats wohl immer schon hatte. Mit den beiden bischöflichen Erlassen vom 20. und 26. April 1844 wollte er jedenfalls künftig allen Irrungen und Mißverständnissen vorbeugen, wie er sich jeweils am Schluß derselben ausdrückte[92]. Beide Bestimmungen sandte Riedel direkt dem neuernannten Oberndorfer zu, ließ sie aber auch bei den Akten des Ordinariats hinterlegen.

Riedel definierte die Stellung des Generalvikars nunmehr im strengsten Sinne als Stellvertretung des Bischofs. Der Generalvikar soll mit dem Bischof ein und dieselbe juridische Person bilden. Durch diese allerengste Zuordnung und Rückbindung an das bischöfliche Amt soll der Generalvikar auch nie zusammen mit den Geistlichen Räten ein Kollegium dem Bischof gegenüber bilden können. Damit wollte Riedel verhindern, daß sich der Generalvikar zusammen mit den Geistlichen Räten oder auch alleine je wieder gegen ihn, den Bischof, stellen und gegen ihn auftreten könne, wie er das bei Diepenbrock immer wieder hat hinnehmen müssen. Dazu verfügte Riedel nun noch weiter, daß der Generalvikar, auch bei Abwesenheit des Bischofs, in der eigenen Entscheidung grundsätzlich von der Beratung und Beschlußfassung des Kollegiums der Geistlichen Räte unabhängig sei, daß also er, sei es nach eigenem Ermessen oder im unmittelbaren Wissen um die zuvor geäußerte Willensmeinung des Bischofs, auch gegen die Stimmenmehrheit der anwesenden Geistlichen Räte endgültig entscheiden könne, freilich stets so, daß der abwesende Bischof dann auch wirklich imstande war, das Beschlossene zu vertreten.

Diese scheinbare Steigerung der Eigeninitiative und Vollmacht des Generalvikars kam allerdings allein dem Bischof zugute. Denn letztlich konnte er nun über seinen ihm absolut verpflichteten und aller mehrheitlichen Beschlußfassung grundsätzlich entbundenen Generalvikar in jedem Beschluß seinen Willen durchsetzen und zwar im Namen des Ordinariats selbst. Auf offensichtlichen Widerspruch hin sah sich Riedel veranlaßt, gerade diesen Punkt der neuen Bestimmung, der der wesentliche und entscheidende war, noch einmal näher zu erläutern. Er tat das in seinem zweiten Erlaß vom 26. April. Darin wies er darauf hin, daß damit nur außerordentliche Fälle gemeint seien, da sich der Generalvikar ebenso wie der Bischof eben doch zuallermeist nach dem Rat des Geistlichen Ratskollegiums richte und nach ihm entscheide. Mit dieser Versicherung wollte Riedel beruhigen. Die Sache selbst aber war dadurch nicht aus der Welt geschafft. Es blieb die Empfindung zurück, daß der eigentliche Sinn der Ordinariatssitzungen, sich durch offene Aussprache ein Meinungsurteil zu bilden und in

[92] Valentin Riedel, Ernennung und Vollmachten eines Generalvikars betreffend, Regensburg, 20. u. 26. April 1844, BZAR OA GR, Generalvikariat betreffend.

mehrheitlicher Abstimmung geltend zu machen, grundsätzlich unterlaufen war. Tatsächlich bedeutete das nichts anderes, als daß damit das bisher selbstverständliche Prinzip der Kollegialität, der kollegialen Behandlung der Diözesanverwaltung und Beschlußfassung aufgehoben war. Allerdings entsprach das der allgemeinen Bewegung der Zeit, der Tendenz der Kirche zu straffer Zentralisation, die vor allem von den strengkirchlichen Kreisen vorangetrieben wurde und sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch zusehends steigerte, dabei im Ersten Vatikanischen Konzil ihren Höhepunkt erreichte.

Am klarsten hatte Diepenbrock die grundsätzliche Bedeutung und Wirkung Riedels Bestimmung vom 20. April erkannt. Sie war über das Geistliche Ratskollegium sehr schnell in seine Hände gelangt. Vielleicht war die Rechtsverwahrung, die Diepenbrock am 24. April Riedel gegenüber einlegte, eine erste Reaktion darauf. Diepenbrock machte sie für all jene Fälle geltend, in denen nach kanonischem Recht bei bischöflichen Handlungen die Zustimmung des Domkapitels erforderlich war, das aber eben durch sein Ausscheiden aus dem Geistlichen Rat derzeit nicht mehr als solches vollständig vertreten war[93].

Dazu schrieb er nun, auch am 24. April, an König Ludwig[94]. Vielleicht gab auch dazu Riedels Handeln den letzten Ausschlag. Jedenfalls nahm Diepenbrock mit diesem Brief seine lange unterbrochene Korrespondenz mit dem König wieder auf. Dabei fand er ganz den früheren rückhaltlos offenen Ton wieder. Beinahe scheint dieser Brief ein ganz bewußter Versuch zu sein, nach den Jahren der größten Entfremdung einen neuen Anfang zu setzen. Diese Entfremdung aber war nie von Diepenbrock ausgegangen. Darum konnte Diepenbrock jetzt auch ohne weiteres Ludwig gegenüber wieder die frühere vertrauende Sprache aufnehmen. Zweifelsohne hatte er diesen Brief mit allergrößtem Vertrauen niedergeschrieben. Und er traf bei Ludwig auf Resonanz. Noch vor nicht allzu langer Zeit wäre ein solcher Brief wirkungslos geblieben. Jetzt aber trug er wohl nicht unwesentlich zur Wiederannäherung bei. Diepenbrock wollte dem König nun, da auch in München äußerst entstellende und ehrenrührige Gerüchte vorherrschten, die wahren Gründe, Umstände und Motive seines Rücktritts schildern. Als letzten und eigentlichen Grund aber benannte er die von Riedel nun verwirklichte, schon seit langem angestrebte neue Geschäftsordnung des Ordinariats. Sie charakterisierte er zugleich vor dem König als „Umsturz einer uralten, ehrwürdigen, deutschen Observanz". Hinter dieser drastischen Schilderung stand aber keine andere Absicht, als Ludwig Klarheit über den eigenen Rücktritt zu verschaffen. Tatsächlich hatte es Diepenbrock bisher vermieden, sich von den offensichtlichen Lügen und Verleumdungen, die seine kirchlichen Gegner in aller Öffentlichkeit über ihn verbreiteten, zu einer öffentlichen Widerlegung herausfordern zu lassen. Er schwieg ganz bewußt, vor allem aus Rücksicht auf Riedel. Diepenbrock wollte den Streit nicht in die Öffentlichkeit tragen, wollte seinen Bischof nicht öffentlich kompromittieren. Aber eben vor dem König wollte er jetzt seine eigene Ehre wahren. Das war der Zweck dieses Briefes. Daher konnte er auch nicht als Appellation vor dem König mißverstanden werden[95]. Das widerlegt schon der ganze Wortlaut des Briefes. Dazu wußte Diepen-

[93] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 24. April 1844, BZAR BDK 80.

[94] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 24. April 1844, Bay Stabi Abeliana 1 Fasz. 8 Nr. 14.

[95] Anton Döberl tut das (Anton Döberl, Fürstbischof Melchior von Diepenbrock (1798–1853). Ein Jünger Sailers, in: Max Buchner, Katholische und deutsche Charakterköpfe, Paderborn 1930, 60 f.) und folgert dann, daß dieser Schritt Diepenbrocks schweren kirchenrechtlichen Bedenken unterliegen müsse.

brock, daß die geschehene Umgestaltung der Diözesanverwaltung eine rein innerkirchliche Angelegenheit war und damit dem unmittelbaren Zugriff der Regierung grundsätzlich entzogen blieb. Ganz offensichtlich faßte auch Ludwig Diepenbrocks Brief, wie er ihm unterm 7. Mai selbst versicherte, weder als eine Appellation noch als Anklage gegen Bischof Riedel, sondern als Richtigstellung der vorherrschenden Gerüchte auf[96].

Zugleich aber nahm er Diepenbrocks Brief nun doch zum Anlaß, die Sache amtlich untersuchen zu lassen. Grund dafür war nicht nur sein Interesse an Diepenbrock, sondern auch das in ihm immer noch gärende Mißtrauen Riedel gegenüber. Am 10. Mai trug er Abel auf, festzustellen, ob der Vorwurf Diepenbrocks, Bischof Riedel habe die gesetzlichen Grenzen seiner Amtsbefugnisse überschritten, begründet sei[97]. Damit aber war der förmliche Rechtsweg beschritten. Von Diepenbrock war das weder erwartet noch beabsichtigt gewesen.

Abel handelte unverzüglich. Am 21. Mai übersandte er der Regierung von Regensburg eine Abschrift dieses Briefes von Diepenbrock an den König, dazu die Anweisung, Diepenbrock zur näheren Bestimmung der darin angedeuteten gesetzlichen Übertretungen Bischof Riedels aufzufordern, von Riedel dann aber eine Stellungnahme zu diesen Vorwürfen einzuholen. Auch die beiden Neuerlasse zur Geschäftsordnung des Ordinariats sollte Riedel bei der Regierung vorlegen. Alles aber sei, da es auf unmittelbaren Befehl des Königs selbst geschehe, möglichst zu beschleunigen[98]. Doch am 31. Mai berichtete die Regierung von Regensburg nach München, daß Diepenbrock schon vor drei Wochen eine Erholungsreise nach Österreich und Italien angetreten habe und wenigstens vor zwei Monaten nicht zurückzuerwarten sei[99]. So mußte die ganze Sache vorerst ruhen[100].

Sehr bald also hatte Diepenbrock die geplante Reise angetreten. In der Sitzung des Domkapitels vom 9. Mai war er bereits nicht mehr anwesend[101]. Am Montag vor Christi Himmelfahrt, am 13. Mai, war er von Regensburg aufgebrochen. Er reiste alleine. Mit dem Dampfschiff fuhr er zunächst die Donau abwärts bis Linz. Bereits von dort aus schrieb er Emilie Linder, die ihn offensichtlich noch eigens vor der Abreise dringend zum Schreiben ermahnt hatte. Ihr berichtete er nun von der Fahrt, vor allem von mehreren, auf dem Schiff gemachten Reisebekanntschaften[102]. Und schon wenig später, am 26. Mai, von Gmunden aus, richtete er einen weiteren ausführlichen Brief an sie. In ihm schwärmte er von der herrlichen, den Gmundener See umgebenden Landschaft, schilderte die zufällige Begegnung mit einem pensionierten Militär, mit dem zusammen er 1815 in derselben Heeresabteilung gestanden hatte und an dessen Familie er nun herzlichen Anteil nahm.

Das Bergsteigen aber mußte sich Diepenbrock diesmal versagen. Sein augenblicklicher Gesundheitszustand duldete es nicht. So gab er nun auch den ursprünglichen Reiseplan, durch Tirol zum Bodensee hin zu gelangen, auf. Dafür wollte er jetzt noch den nähergelegenen Mondsee und Attersee sehen, welche er beide nicht kannte, und dabei verweilen, wo immer es ihm gerade beliebte. Ganz offensichtlich hatte sich

[96] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, 30. Oktober 1844, StA Boch 1.1.1. 85.
[97] Ludwig I. an Abel, Feldkirch, 10. Mai 1844, Bay Stabi Abeliana 1 Fasz. 8 Nr. 14.
[98] Abel an Regierung von Regensburg, München, 21. Mai 1844, Bay HStA MK 39070.
[99] Regierung von Regensburg an Abel, Regensburg, 31. Mai 1844, ebenda.
[100] Abel an Regierung von Regensburg, München, 11. Juni 1844, ebenda.
[101] BZAR Protokoll des Domkapitels, 9. Mai 1844.
[102] Diepenbrock an Emilie Linder, Linz, 15. Mai 1844. Reinkens, Diepenbrock, 260 f.

Diepenbrock von Anfang an nur einen losen Reiseplan zurechtgelegt. Vor allem hoffte er aber seinen alten Freund O'Donnell wiederzusehen[103]. Dieser Wunsch ging in Erfüllung. O'Donnell kam mit seiner Familie nach Gmunden. Für Diepenbrock begannen die schönsten Tage. An Frau Tiedemann schrieb er darüber am 20. Juli: „... Vorzüglich erquicklich und genußreich waren mir jene Wochen, die ich, von schönstem Wetter begünstigt, in dem herrlichen Salzkammergut in Gesellschaft jenes lieben theuren Freundes, des Grafen O'Donnell zubrachte ..."[104]

Danach kehrte Diepenbrock bei Pfarrer Strohmaier in Inkofen bei Moosburg ein, der ihn bereits erwartete. Beide wollten noch eine gemeinsame Reise ins Gebirge machen. Freilich ging nun, zu Anfang August, Diepenbrocks gewöhnliche Urlaubszeit zu Ende. So wandte er sich schriftlich an das Domkapitel. Im Augenblick war ihm die Rückkehr nach Regensburg schon rein äußerlich verwehrt. Die Renovierung der Domdechantei, die er Anfang April bei der Regierung beantragt hatte, war immer noch nicht abgeschlossen und das Haus zum allergrößten Teil gar nicht bewohnbar[105]. Dazu hätte der allzu große Umtrieb, wie Diepenbrock nun vor allem geltend machte, nur aufs neue seine angegriffene Gesundheit belastet, die auch auf ärztlichen Rat hin vor allem der Ruhe bedurfte[106]. Diepenbrocks allgemeiner Gesundheitszustand war zu dieser Zeit nicht unbedenklich. Vor allem klagte er wieder über allzu große Anspannung und Gereiztheit der Kopfnerven. Im Kapitel wußte man, daß das wahr war. So gab es dort auch niemand, der sich über Diepenbrocks längere Abwesenheit beschwert hätte. Im Gegenteil. Noch erinnerte man sich lebhaft genug an die Aufregungen um ihn. Daher versicherte man ihm nun, daß jeder der Kapitulare jede Aushilfe übernehmen würde. Diepenbrock hatte darum vor allem Dompropst Weinzierl gebeten. Darüberhinaus ließ man Diepenbrock nun wissen, daß die Wiederherstellung der Domdechantei wohl noch sechs bis acht Wochen dauern würde[107].

So wohnte Diepenbrock bei Strohmaier in Inkofen. Für beide Freunde waren das schöne Sommer- und Herbsttage. Diepenbrock genoß sichtlich die ländliche Abgeschiedenheit. Schließlich trat er mit Strohmaier die geplante Reise an. Anfang September brachen beide auf[108]. Der Vorliebe Strohmaiers entsprechend war das Ziel Wildbad Gastein. Dort blieben beide acht Tage lang. Wieder berichtete Diepenbrock an Emilie Linder, auch an Passavant, recht ausführlich von dieser kaum zweiwöchigen Fahrt[109].

Dann aber mußte Diepenbrock endgültig nach Regensburg zurückkehren. Die Domdechantei war fertig renoviert. Und vor allem auch Apolonia wünschte ihn zurück. Am 10. Oktober 1844 traf er wieder in Regensburg ein, nach fünf Monate dauernder Abwesenheit. Darüber, wie er das empfand und wie er wirklich über die eigene Zukunft dachte, schrieb er schon zwei Tage später an Passavant: „... Die kirchlichen Dinge ekeln mich in einem Grade an, daß ich gar nichts mehr davon wissen mag. In dieser Hinsicht ist meine Stellung jetzt eine willkomene, denn ich bin hier außer aller Beziehung zu den Diözesangeschäften, und kümmere mich nur um unsre

[103] Diepenbrock an Emilie Linder, Gmunden, 26. Mai 1844. StA Boch 1.1.7. 145–155.
[104] Diepenbrock an Frau Tiedemann, Inkofen, 20. Juli 1844. Reinkens, Diepenbrock, 264 f.
[105] Zum Ganzen vgl. BZAR BDK 127.
[106] Diepenbrock an Domkapitel Regensburg, Inkofen, 4. August 1844, BZAR BDK 15.
[107] Domkapitel an Diepenbrock, ohne Datum, ebenda.
[108] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Inkofen, 27. August 1844, StA Boch 1.1.4. 15.
[109] Diepenbrock an Emilie Linder, Inkofen, 29. September 1844. Reinkens, Diepenbrock, 265 f. u. an Passavant, Regensburg, 12. Oktober 1844, Bay Stabi Cgm 6600.

domkapitelsche Stiftungsverwaltung. Meine Collegen klagen alle bitterlich über den unerträglichen Gang der dermaligen Geschäftsführung. Hätten sie aber gehörige Energie gezeigt, so wäre es nicht so weit gekommen. –“ [110] Ein Vorwurf klingt hier an. Die Verhältnisse aber waren nun so entschieden.

Jetzt konnte auch die seit Mai verzögerte Untersuchung der Regierung endgültig aufgenommen werden. Von München her hatte Abel die Regensburger Regierung bereits mehrmals, aber der Abwesenheit Diepenbrocks wegen vergeblich angemahnt. Nun drängte er darauf, sie binnen acht Tagen einzuleiten [111]. Gewiß hatte Diepenbrock längst schon, durch die ihn in Regensburg vertretenden Freunde oder auch durch Apolonia, von dieser seitens der Regierung angestrebten Untersuchung erfahren. Er hatte sie aber bisher, solange er fort war, ganz bewußt übergangen. Jetzt aber konnte er ihr nicht mehr ausweichen. Er wollte das auch gar nicht tun.

Insgesamt sechs Eingaben reichte er nun nacheinander bei der Regierung von Regensburg ein. Die erste datierte vom 30. Oktober [112]. Bereits in ihr nannte er alle wesentlichen, Bischof Riedel angelasteten Punkte. Daher waren die fünf folgenden Eingaben nur mehr Ergänzungen. Zugleich zeigte vor allem diese erste Eingabe, wie unangenehm Diepenbrock letztlich die ganze Untersuchung war, wie wenig er sie mit seinem Brief vom 24. April an den König beabsichtigt hatte. Dasselbe deutete er auch dem Regierungspräsidenten von Regensburg, Zu Rhein [113], in einem privaten Schreiben an. Auch hier aber erklärte er sich bereit, da die ganze Sache nun einmal soweit gekommen wäre, offen zu sprechen [114].

Das tat Diepenbrock auch wirklich. Freilich hatte alles für ihn nun eine sehr peinliche Seite gewonnen. Denn nun hatte sein Brief an den König, der streng vertraulich gemeint war, doch den Charakter einer Appellation angenommen, einer förmlichen Beschwerde und Anklage gegen Riedel an allerhöchster Stelle. Vor allem Riedel selber faßte das so auf und konnte es letztlich gar nicht anders verstehen. Er reagierte sehr empfindlich, vor allem Diepenbrock gegenüber. Seine schriftliche Rechtfertigung vor den von Diepenbrock gegen ihn erhobenen Anklagepunkten, die die Regierung von ihm eingefordert hatte, ist denn auch mit größter Bitterkeit niedergeschrieben [115]. Dagegen sprach aus Diepenbrocks Erklärungen eher Gelassenheit. Er hatte alle persönlichen Kränkungen bereits überwunden. Freilich enthielt er sich nicht der Schärfe und Deutlichkeit, mit der er seine Position gegen Riedel darstellte. Aus ihr sprach nicht zuletzt auch die Überzeugung der Richtigkeit der eigenen Haltung.

Tatsächlich wurde der ganze Streit nun noch einmal aufgerollt. Die Auseinandersetzung konzentrierte sich aber auf die vier, von Diepenbrock der Regierung in der ersten Eingabe vom 30. Oktober genannten Fälle der Kompetenzüberschreitung Riedels, den Fall der Klosterfrau Ludovika Langenmantel, des Erlasses der sogenannten Instructio practica, der Vorgänge um das Bschorrnsche Frühmeßbenefizium, der

[110] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 12. Oktober 1844, Bay Stabi Cgm 6600.

[111] Abel an Regierung von Regensburg, München, 26. Oktober 1844, Bay HStA MK 39070.

[112] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 30. Oktober 1844, 6. November 1844, 9. November 1844, 16. November 1844, 25. November 1844 u. 29. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

[113] Zu Rhein war der Nachfolger Schenks als Regierungspräsident der Regierung der Oberpfalz und von Regensburg.

[114] Diepenbrock an Zu Rhein, Regensburg, 10. November 1844, Bay Stabi Diepenbrock Autograph 3.

[115] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

Aufgabe der kollegialen Diözesanverwaltung. Auch den Namen Sprorers ließ Diepenbrock nicht unerwähnt. Er hatte diese konkreten Streitpunkte auch schon Riedel selbst gegenüber in seinem zweiten Brief nach seinem Rücktritt vom 12. April genannt. Diesen Brief zitierte Diepenbrock nun auch wörtlich in seiner ersten Eingabe an die Regierung. Wohl wollte er damit zugleich den wahren Hergang seines Rücktritts belegen.

Ludovika Langenmantel hatte im Mai 1843 das Sternkloster in Augsburg, in dem sie 1830 die ewige Profeß abgelegt hatte, wegen angeblicher Seelengefahr heimlich verlassen. In Regensburg hatte sie sich an Bischof Riedel gewandt. Da er sie nicht sofort zur Rückkehr nach Augsburg bewegen konnte, wies er ihr das Regensburger Klarissenkloster als vorübergehendes Asyl an, auferlegte ihr aber, an den Bischof von Augsburg zu schreiben. Der Augsburger Bischof aber forderte sie zur sofortigen Rückkehr auf. Dazu war eigens der Klosterseelsorger zusammen mit zwei Mitkonventualinnen aus dem Sternkloster im Auftrag des Augsburger Ordinariats nach Regensburg gekommen. Die Langenmantel aber war zu nichts zu bewegen. Man hätte ihr Gewalt antun müssen. Dazu ergriff sie nun Rekurs an den Heiligen Stuhl. Riedel ließ sie gewähren. Die Kommission aus Augsburg mußte schließlich unverrichteter Dinge zurückkehren. Und die Langenmantel blieb vorerst in Regensburg.

Im Geistlichen Rat führte der Fall zu den heftigsten Auseinandersetzungen zwischen Diepenbrock und Riedel. Diepenbrock wies Riedel darauf hin, daß die Klosterfrau nicht seiner, Riedels, Jurisdiktion unterstehe, sondern der des Bischofs von Augsburg. Und er machte nun Riedel zum Vorwurf, daß er die Langenmantel, die ihr Kloster widerrechtlich verlassen habe, weder der übergeordneten bischöflichen geistlichen Jurisdiktionsgewalt, die rechtmäßig der Bischof von Augsburg ausübe, entziehen dürfe noch ihre Appellation an ihn annehmen dürfe, wie es Riedel nun faktisch getan hatte, daß er daher die geflüchtete Klosterfrau sofort zurückzuschicken habe. Auf diesen Rechtsgrund berief sich auch ausdrücklich der Bischof von Augsburg. Er forderte mehrmals die Rücksendung der Nonne. Riedel verweigerte sie[116]. Sein Hauptargument, auch den Gegenvorstellungen Diepenbrocks gegenüber, war die augenblickliche körperliche wie geistige Verfassung der Langenmantel. Wirklich hätte sie eine sofortige Rückführung nach Augsburg als äußerste Gewaltanwendung empfunden. Vor allem auch der Augsburger Domdechant Egger bestärkte ihn in dieser Meinung[117]. Dazu wollte die Langenmantel nicht das Kloster überhaupt verlassen. Im Gegenteil wollte sie in ein strengeres Kloster übertreten, als das Augsburger Sternkloster war. Alle diesbezüglichen Versuche aber waren bisher gescheitert.

Von diesem persönlich menschlichen Standpunkt aus handelte Riedel durchaus verständlich. Er wollte der bedrängten Klosterfrau Zeit gewähren, Abstand zum Geschehenen zu gewinnen. So blieb er abwartend, hatte aber stets das Ziel der freiwilligen Rückkehr vor Augen. Vom kirchenrechtlichen Standpunkt aus urteilte Diepenbrock richtig. Dazu schätzte er auch insgesamt die ganze Sache besser ein, wie die spätere freiwillige Rückkehr der Langenmantel nach Augsburg Ende Januar 1844 zeigte[118]. Freilich hatte man ihr schonende Behandlung, dazu die freie Wahl eines geistlichen Anwalts und eines Klosters zugesagt. So wechselte sie später in das Kloster am Reichersberg über. Der Konvent des Klarissenklosters in Regensburg aber hatte sich

[116] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 12. April 1844, BZAR BDK 80 u. an Regierung von Regensburg, Regensburg, 30. Oktober 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

[117] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, ebenda 1.1.1. 85.

[118] BZAR Protokoll des Domkapitels, 30. Januar 1844.

nicht dazu bereit erklärt, die Langenmantel, wie es ihr Wunsch gewesen wäre, endgültig aufzunehmen[119].

Ein anderer Fall war der Erlaß der sogenannten Instructio practica. Mit ihr wollte Riedel die Empfangsfeierlichkeiten bei bischöflichen Amtsreisen regeln und damit Verschiedenheiten und Mißstände beseitigen. Er hatte dazu Domzeremoniar Stettner[120] beauftragt, auf der Grundlage des Ceremoniale Episcoporum und Pontificale Romanum den geeigneten Ablauf einer solchen Feier zusammenzustellen. Vor allem auf diese Tatsache stützte sich Riedel[121]. Denn Diepenbrock kritisierte die Instructio practica nicht nur als über die mittelalterlichen Zumutungen des Pontificale hinausgehend, sondern auch als offensichtlichen Verstoß gegen die bestehenden königlichen Verordnungen, worin der König die eine und andere Form von Empfangsfeierlichkeiten für sich selbst vorbehalten hatte. Riedels Hang zu pompösen Empfängen hatte sich schon bei seiner Empfangsfeier bei seinem Amtsantritt gezeigt. Auch damals sprach Diepenbrock schon den mittelalterlich anmutenden Charakter solcher Feiern an und meinte damit mangelnde Zeitgemäßheit und Umständlichkeit. Vor allem aber verwahrte sich Diepenbrock sehr heftig dagegen, daß Riedel die Instructio practica mit dem Amtssiegel des Ordinariats versehen an alle Pfarrämter hatte schicken lassen. Denn so erschien sie als offiziell und im Namen und mit Zustimmung des Ordinariats erlassen. Dabei war sie einzig durch Riedel selber veranlaßt worden und hatte weder das Ordinariat noch Diepenbrock selbst als dessen Vorstand von ihr gewußt[122].

Die Instructio practica war im Jahr 1843 erlassen worden[123]. Tatsächlich hatte Riedel ihretwegen bereits einen Verweis der Regierung hinnehmen müssen. Er datierte vom 14. August 1844. Er war aber sehr milde ausgefallen. Inhaltlich verwarf er nichts, sondern wies Riedel nur darauf hin, daß er grundsätzlich das Verhalten der weltlichen Behörden, selbst bei solchen bischöflichen Empfangsfeiern, nicht zu bestimmen habe[124]. Eine königliche Norm vom 22. August 1844 regelte die Sache allgemein. Sie war am 31. August 1844 allen Kreisregierungen zugegangen, dazu den beiden Erzbischöfen des Königreiches zur Weitergabe an die Suffraganbistümer[125]. Riedels Instructio practica hatte hierzu den Anlaß gegeben.

Die heftigsten Auseinandersetzungen aber hatte die Frage der Neubesetzung des Bschorrnschen Frühmeßbenefiziums ausgelöst. Auch hier fühlte sich das Ordinariat von Riedel völlig übergangen. Der Straubinger Geistliche Alois Bschorrn hatte das Benefizium zusammen mit der Witwe Katharina Poigner auf die Stadtpfarrkirche zu Straubing gestiftet, mit dem Zweck, dem dort fühlbaren Priestermangel abzuhelfen. Die Stiftungsurkunde war auf den 11. April 1825 ausgestellt[126]. Neben den mit dem Benefizium verbundenen Geldmitteln und Pflichten regelte sie auch das Recht der Besetzung. Es wurde auch ausdrücklich dem bischöflichen Konsistorium in Regens-

[119] Ebenda, 13. Februar 1844.

[120] Joseph Stettner war am 23. Dezember 1835 von Schwäbl zum Domzeremoniar ernannt worden. – BZAR BDK 147.

[121] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

[122] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 30. Oktober 1844, ebenda u. an Riedel, Regensburg, 12. April 1844, BZAR BDK 80.

[123] Lipf, Oberhirtliche Verordnungen, Nr. 268 S. 444–447.

[124] Abel an Regierung von Regensburg, München, 14. August 1844, Bay HStA MK 39070.

[125] Abel an sämtliche Kreisregierungen und an Erzbischof von München und Freising und Bamberg, München, 31. August 1844, ebenda.

[126] Ebenda, MK 28093.

burg zugesprochen. Die Absicht war dabei eine zweifache gewesen, wie Diepenbrock später auf Auskunft von Domkapitular Schmalzbauer hin feststellte, der damals Stadtpfarrer in Straubing, dazu der Ratgeber Bschorrns war. Zum einen glaubte Bschorrn durch die unparteiische Mehrheitswahl im Geistlichen Rat, der ohnehin die personellen und sachlichen Verhältnisse der Diözese am besten kannte und berücksichtigen konnte, sei am ehesten gewährleistet, daß das Benefizium zu jeder Zeit mit einem geeigneten Kandidaten besetzt würde. Zum andern wollte er all die unangemessenen Einflüsse ausschalten, die sich bekanntermaßen unter dem kranken Bischof Wolf bei der Pfründenbesetzung geltend gemacht hatten und immer wieder möglich waren[127]. Daher war seine Übertragung des Ernennungsrechts an das Kollegium des Geistlichen Rates recht eigentlich eine Vorsichtsmaßnahme auch gegen den Bischof selbst.

Bschorrn hatte das Benefizium, solange er lebte, sich selbst vorbehalten. Er starb im Herbst 1843. So war nun zum ersten Mal der Fall der Neubesetzung eingetreten. Die Sache kam auch in den Sitzungen des Ordinariats zur Aussprache. Dabei beanspruchte Riedel mit größter Selbstverständlichkeit das ausschließliche Recht der Besetzung für sich. Seine Begründung war dabei seine allgemeine Auffassung, daß allein er selbst, der Ordinarius, unter dem bischöflichen Konsistorium zu verstehen sei und daß dieses keine von ihm losgelöste Jurisdiktion übernehmen und ausüben könne. Dazu hatte Riedel bereits, bevor die ganze Sache vor dem Geistlichen Rat zur Sprache kam, mündlich einem Bewerber das Benefizium zugesprochen[128].

Im Geistlichen Rat verwahrte man sich nun sehr deutlich gegen diese Auffassung. Eine Verständigung mit Riedel aber schien sofort nicht möglich. Daher einigte man sich, die Entscheidung des Münchener Erzbischofs hierüber einzuholen. Diepenbrock war zu dieser Zeit verreist. Er war aber mit der Lösung, die erzbischöfliche Schlichtung anzugehen, im nachhinein völlig einverstanden[129]. Er unterzeichnete auch die Eingabe an das Ordinariat in München. Sie datierte auf den 19. Dezember 1843. Da die Besetzung des Benefiziums aber anstand und auch Riedel bereits bei einem Bewerber im Wort stand, einigte man sich darauf, diesen zu ernennen. Man konnte eigentlich gar nicht anders handeln. Denn andernfalls wäre Riedel als wortbrüchig erschienen. Ausdrücklich aber verwahrte man sich im Geistlichen Rat dagegen, daß Riedel hieraus auch nur irgendein Präjudiz für die kommenden Fälle ableite[130].

Der neuernannte Kandidat war sehr bald gestorben. So war auch die alte Differenz wiedergekehrt. Sie war immer noch nicht gelöst. Denn die erzbischöfliche Schlichtung war noch nicht eingetroffen. Riedel selbst hatte ihre Verzögerung verursacht, da er die von ihm geforderte Gegenerklärung noch nicht nach München gesandt hatte. Er hatte sie nach Diepenbrocks Kenntnis Sporer anvertraut, der Kirchenrechtler war[131]. Offensichtlich fürchtete Riedel doch, die Entscheidung aus München könnte gegen ihn ausfallen. Da aber nun wieder die Besetzung des Benefiziums drängte, einigte man sich im Geistlichen Rat darauf, daß das Ordinariat dem Bischof einen Kandidaten vorschlage, den dieser dann ernenne. Wieder geschah das unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß daraus kein Präjudiz für Riedel erwachsen könne. Diepenbrock setzte

[127] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 9. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

[128] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, ebenda.

[129] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 9. November 1844, ebenda.

[130] Ebenda.

[131] Ebenda.

daraufhin den ohnehin von Riedel gewünschten Kandidaten durch Abstimmungsmehrheit durch.

Trotzdem war es dann in der Sitzung vom 2. April 1844 zu der unerwarteten Szene zwischen ihm und Riedel gekommen. Denn Riedel beharrte nun plötzlich wieder, im Widerspruch zum vorher Vereinbarten, darauf, daß das Ernennungsrecht einzig und allein ihm, dem Bischof, zukomme und zwar gänzlich unabhängig vom Ordinariat. Und er wies darauf hin, daß er, falls die erzbischöfliche Entscheidung gegen ihn ausfalle, sein Recht in Rom zu suchen wisse. Auf Diepenbrocks Erklärung, die Entscheidung des strittigen Patronatsrechts gehöre eigentlich vor einen weltlichen Richter, der dann aber wohl streng nach dem Wortlaut der Stiftungsurkunde entscheiden würde, brach Riedel mit seiner schroffen und verletztenden Anklage hervor, Diepenbrock behandele ihn wie einen Verbrecher und Missetäter, die dann Diepenbrocks Rücktritt zur Folge hatte[132]. Am 10. April aber reichte Riedel nunmehr die längst fällige Gegenvorstellung bei der erzbischöflichen Stelle in München ein. In ihr behielt er sich ausdrücklich die Appellation an eine höhere Stelle vor[133].

Die Schlichtung aus München erfolgte am 21. Juni 1844. Sie entschied, daß das vom Ordinariat Regensburg Bischof Riedel als dem Ordinarius gegenüber beanspruchte ausschließliche Besetzungsrecht des Bschorrnschen Benefiziums nicht aufrechterhalten werden könne. Das widerspräche den kanonischen Prinzipien. Damit stellte man sich auf die Seite Riedels und nahm seine Auffassung, was Bischof und was Ordinariat sei, auf. Dazu anerkannte man aber, daß die Mitwirkung des Ordinariats bei der Besetzung zweifelsohne in der Absicht des Stifters lag. Sie sei nun aber, eben im Einklang mit den kanonischen Prinzipien und unbeschadet des bischöflichen Rechts, auf die Nomination des Kandidaten zu beschränken. So war der Schiedspruch ein Kompromiß, der auch der Forderung des Ordinariats stattgab. Mit ihm konnten sich wirklich beide Parteien abfinden. Daher schloß Erzbischof Gebsattel auch mit der Bitte, das Ordinariat möge sich mit dem Recht der Nomination begnügen und damit den Kirchenfrieden mit seinem Bischof wiederherstellen. Im Geistlichen Rat hatte man diesen Entscheid sofort und bereitwillig aufgenommen. Dem Geistlichen Rat ging es dabei, wie Diepenbrock später versicherte, um die Aufrechterhaltung und Durchführung des Willens des Stifters[134], freilich vor allem auch um die Anerkennung dieses Rechts, das ihm als Kollegium übertragen worden war. Auch Riedel anerkannte ganz offensichtlich diesen Schiedspruch des Erzbischofs. Jedenfalls erhob er dagegen keinen unmittelbaren Widerspruch. Und alles schien beigelegt.

Der ganze Streit aber flackerte nun nach vier Monaten erneut mit ganzer Heftigkeit auf. Am 27. Oktober 1844 erließ Riedel eine Entschließung, adressiert an Generalvikar Oberndorfer und alle Geistlichen Räte, in der er eine endgültige Einigung in Sachen Bschorrn anstrebte[135]. Er tat das nun ganz in seinem Sinn und zeigte dabei, wie wenig er die erzbischöfliche Entscheidung vom 21. Juni anzuerkennen bereit war. Wohl war das von Anfang an so gewesen. Riedel aber hatte bisher geschwiegen. Jetzt aber setzte er sich ganz förmlich über sie hinweg. Er sprach aus, daß er noch immer überzeugt sei, bei der Besetzung des Benefiziums an den Vorschlag des Geistlichen Rats nicht gebunden zu sein, sondern frei handeln zu können, daß er aber bereit sei, sich künftig drei Kandidaten benennen zu lassen und einem von diesen das Benefizium

[132] Ebenda.
[133] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, ebenda.
[134] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 9. November 1844, ebenda.
[135] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, ebenda.

dann zuzuweisen. Er wies dabei nachdrücklich darauf hin, daß das nun ein ausgesprochenes Zugeständnis seinerseits sei, um den schwebenden Differenzen ein Ende zu bereiten und um des Friedens willen. Er bestand nun aber auf der Forderung, daß ihm die Geistlichen Räte diesen Vorschlag nicht als Kollegium und durch Mehrheitsbeschluß, sondern als einzelne zu machen hätten. Vor allem darauf kam es ihm an. Und gerade diese Bedingung zeigte, wie sehr er sich über den erzbischöflichen Schiedsspruch hinwegsetzte. Denn er hob damit das Nominationsrecht nur eines Kandidaten völlig auf.

Dazu ging es hier um etwas Grundsätzliches. Vor allem deshalb war diese Bedingung für Riedel so entscheidend. Denn hätte er zugelassen, daß ihm die Geistlichen Räte als Kollegium und durch Mehrheitsbeschluß einen Kandidaten zum Vorschlag brachten, an den er dann gebunden war, so hätte er damit zugleich den Geistlichen Rat als Kollegium anerkannt, das ihm, dem Bischof, gegenüber Träger selbständiger Rechte sein konnte. Eben das aber wollte Riedel vermeiden. Es widersprach völlig seiner Auffassung vom Geschäftsbetrieb des Ordinariats. Es ging hier um die Prinzipienfrage, was das Ordinariat sei, was der Bischof, und in welchem Verhältnis beide zueinander stehen. Diese grundsätzliche Frage war eben an der Frage des Besetzungsrechts des Bschorrnschen Beneficiums ausgelöst worden und hatte sich an ihr immer erneut entzündet. Dahinter stand die viel wesentlichere Frage nach dem Grundprinzip der Diözesanverwaltung überhaupt. Und nur weil hier wirklich etwas Prinzipielles und Entscheidendes berührt war, konnte die Auseinandersetzung so scharfe, heftige, auch verletztende Formen annehmen. Die Gegensätze, insbesondere zwischen Riedel und Diepenbrock, der vor allem auch in dieser Sache im Geistlichen Rat der eigentliche Wortführer war, waren letztlich unaussöhnbar.

Die entscheidende Frage in allem war: bilden die Geistlichen Räte dem Bischof gegenüber ein Kollegium, das Ordinariat oder bischöfliche Konsistorium, oder nicht. Riedel beantwortete diese Frage mit Nein, Diepenbrock mit Ja. Das war der ausschlaggebende Unterschied zwischen beiden. In ihm war der ganze Streit grundgelegt. Alles übrige war nur mehr Folge und Konsequenz dieser grundsätzlich unterschiedlichen Auffassung. Riedel gründete darauf seine Grundprämisse der Autonomie der bischöflichen Gewalt in der Diözesanleitung, Diepenbrock seine Forderung der kollegialen Bistumsverwaltung. Der ganze Geistliche Rat aber teilte auch hier Diepenbrocks Auffassung.

Riedel ging von dem Grundsatz aus, daß der Bischof allein und ausschließlich seine Diözese regiere. Von ihm leitete er dann seine ganze übrige Argumentation ab. Die erste unmittelbare Folgerung war, daß alle in der Diözesanverwaltung geübte Jurisdiktion einzig von ihm, dem Bischof, ausgehen könne[136]. Das aber legte Riedel nun im allerstrengsten Sinn aus. Danach konnte nichts und niemand in der Diözese eine Jurisdiktionsgewalt üben, die ihm nicht zuvor vom Bischof gewährt worden wäre. In der Übertragung aber sei der Bischof völlig frei. Und das machte Riedel vor allem auch in Bezug auf das Ordinariat geltend. Der Bischof berufe die Geistlichen Räte, die eben erst durch die Ernennung wirklich Sitz und Stimme im Geistlichen Rat zuerteilt bekommen hätten. Ebenso verhielt es sich mit dem Generalvikar. So würde der bischöfliche Geistliche Rat insgesamt allein durch die bischöfliche Autorität geschaffen und konstituiert, bleibe ihm daher unmittelbar zugeordnet und hänge direkt von der Amtsvollmacht und dem Willen des Bischofs ab. So aber stehe und falle das Ordinariat mit dem Bischof, seinem Ordinarius. In diesem Sinn warf Riedel Diepenbrock stets

[136] Ebenda.

vor, daß es ein innerer Widerspruch sei, wenn er das Ordinariat als selbständige Größe, als Kollegium mit echtem Eigenstand und Recht auffasse. Ein solches Ordinariat könne er nicht anerkennen, denn es sei in Wirklichkeit ein Ordinariat ohne Ordinarius, ein Ordinariat, das neben und gegen den Bischof bestünde. Dagegen sei das Ordinariat nichts anderes als eine untergebene bischöfliche Behörde und bilde mit dem Bischof ein und dieselbe Behörde. Eigenständigkeit könne daher den geistlichen Räten auch als Kollegium nicht zukommen. Im Gegenteil. Der Bischof benütze seine Räte dazu, ihn bei der Verwaltung der Diözese zu unterstützen, teile ihnen einzelne Sachgebiete und Referate zu, sei aber nirgendwo an ihrer Meinung und Stimmenmehrheit gebunden. Der Generalvikar aber sei der Stellvertreter des Bischofs im Geistlichen Rat. Er sei unbedingt an den Willen des Bischofs gebunden, nie dem Mehrheitsbeschluß der Räte unterworfen. Auch hier machte Riedel Diepenbrock zum Vorwurf, sich gerade auch als Generalvikar immer wieder gegen ihn gestellt und ihm sogar mit der Verweigerung der Unterschrift gedroht zu haben. Diepenbrock habe sich nicht als sein Generalvikar benommen, sondern als Vorstand, als Präsident des Geistlichen Ratskollegiums, an dessen Mehrheitsbeschlüsse er sich auch dann gebunden wußte.

In den Augen Riedels war aus dieser Differenz ein unerträglicher Mißstand geworden. Und ihn zu beheben war die Absicht seiner beiden Erlasse an Generalvikar Oberndorfer vom 20. und 26. April 1844. Riedel wollte damit die Opposition im Geistlichen Rat, die ihm Diepenbrock bereitet hatte und die ihm wohl von Anfang an unmöglich erschien, brechen. Nicht umsonst lautete sein Vorwurf in den Sitzungen immer wieder, man stelle sich über ihn, halte über ihn Gericht. Diepenbrock selber aber hielt er vor, er wolle von ihm die Anerkennung des Ordinariats dem Ordinarius gegenüber und einer dem Geistlichen Rat als Kollegium übertragenen selbständigen Ordinariatsgewalt erzwingen und erpressen[137]. Deshalb fühlte sich Riedel zu handeln nicht nur berechtigt, sondern gedrängt. Die Wirkung aber war die Aufhebung der bisher geübten kollegialen Bistumsverwaltung.

Diepenbrock verstand darunter das eigenverantwortliche Zusammenwirken von Bischof und Ordinariat. Und die Kritik an Riedels Grundsatz, mit dem bischöflichen Geistlichen Rat sei stets die Person des Bischofs selbst gemeint, findet sich daher als Hauptvorwurf in all seinen Eingaben an die Regierung. Diepenbrock wies darauf hin, daß zwischen Bischof und Geistlichem Rat sehr wohl zu unterscheiden sei. Vor allem für Regensburg aber gelte die kollegiale Verfassung der Diözesanverwaltung als vollgültiges Gewohnheitsrecht[138]. Dabei stützte sich Diepenbrock vor allem auf die Verordnung Bischof Sailers vom 27. Oktober 1829, welche zuletzt den Geschäftsgang im Konsistorium in diesem Sinn ordnete[139]. Aus allem aber zog er die Schlußfolgerung, daß der bischöfliche Geistliche Rat eine kollegiale Behörde sei, vom Bischof selbst mit einem Teil der Diözesanverwaltung betraut in freier und selbständiger Behandlung und Entscheidung, dazu mit dem Recht ausgestattet, auch in allem übrigen Beschlüsse zu fassen und dem Bischof zur Bestätigung vorzulegen, auch mit dem Recht, vom Bischof gegen die Stimmenmehrheit des Plenums gefaßte Entscheidungen nochmals im Plenum zur Aussprache zu bringen. So war das Ordinariat ein durchaus selbständig arbeitendes Kollegium, das neben dem Bischof stand, dabei freilich stets von der größeren oder geringeren Vollmacht des Bischofs abhängig war, aber mit durchaus

[137] Ebenda.

[138] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 9. November 1844, ebenda.

[139] Wörtliche Abschrift der wesentlichen Texte, ebenda.

eigener Entscheidung und eigener Initiative ausgestattet war. Der Generalvikar als Vorstand aber war grundsätzlich an die Stimmenmehrheit des Kollegiums gebunden.

Das war die Auffassung Diepenbrocks. Und gerade deshalb war es immer wieder zu den heftigsten Auftritten in den Sitzungen des Geistlichen Rates gekommen. Denn Riedel forderte, daß Diepenbrock als sein Generalvikar auch die allein auf seinen Willen hin gegen die Mehrheit der Geistlichen Räte zustandegekommenen Entschließungen eben im Namen des Geistlichen Rates, ungeachtet aller Gegenvorstellungen und der Nichtzustimmung, ausfertige. Diepenbrock aber wußte sich der Stimmenmehrheit verpflichtet. So hatte er mehrfach Riedel mit der Verweigerung der Unterschrift gedroht. Er war nur bereit, einen solchen Beschluß im Namen des Bischofs hinausgehen zu lassen. Es handelte sich hier also nicht um eine Minderung oder Beschränkung der bischöflichen Rechte, sondern um die Art und Weise ihrer Ausübung. Das war der Sinn der kollegialen Diözesanverwaltung. Die bischöfliche Amtsvollmacht war von ihr nie in Frage gestellt worden. Aber sobald der Geistliche Rat als Kollegium anerkannt war, vom Bischof zu echter Mitverantwortung beauftragt und auch den Behörden, Klerus und Kirchenvolk als solches bewußt war, mußte kenntlich gemacht werden, auf wessen Initiative hin ein Beschluß zustandegekommen war. Das war Diepenbrocks gerechte Forderung. Sie war aber zugleich der Stein des Anstoßes, wie es Diepenbrock selber ausdrückte, der ihm schließlich die Türschwelle des Ratssaales verlegte[140]. Dabei konnte Diepenbrock sogar mehrere Fälle anführen, in denen Riedel auf bloßen bischöflichen Befehl hin den Geistlichen Rat genötigt hatte, bereits vollzogene Kollegialsbeschlüsse zurückzunehmen, und zwar im Namen des Kollegiums. Daß dadurch die Glaubwürdigkeit und die Wirksamkeit des Ordinariats leiden mußte, führte Diepenbrock ebenso zu Recht an. Man wehrte sich im Geistlichen Rat vor allem gegen solche willkürlichen Änderungen und Zumutungen durch Riedel. Es ging Diepenbrock dabei auch um das Ansehen des Ordinariats.

Darüberhinaus aber stellte er die Frage, was Riedel durch die Beseitigung der kollegialen Verwaltung gewinnen könne. Und er wies vor allem auf den Verlust des vermehrten moralischen Ansehens und Gewichts hin, das die bisher allgemein vorhergegangene Beratung und Zustimmung des Kollegiums den Beschlüssen verliehen habe, ganz abgesehen davon, daß jetzt die Räte zu bloßen Konzipisten und Schreibern herabgesetzt und darauf beschränkt seien, ihre Meinung zu sagen, wenn sie vom Bischof einzeln darum gefragt würden[141].

Vor allem auch damit hatte Diepenbrock recht. Tatsächlich herrschte im Geistlichen Rat äußerste Spannung, auch große Verstimmung. Das langjährige harmonische Verhältnis zum Bischof, das unter Sailer, Wittmann und Schwäbl selbstverständlich war, war nun zerstört[142]. Diese Wirkung nahm Diepenbrock überall wahr. Er war über die Vorgänge im Geistlichen Rat gut unterrichtet. Und wohl mancher der Kapitulare sprach vor ihm seine ganze Verärgerung aus.

Der Geistliche Rat war nach Diepenbrocks Auffassung nicht nur die bloße Anzahl der einzelnen Räte, sondern ein Kollegium, das eben mehr bedeutete als die Summe seiner Mitglieder. Dieses Kollegium aber, so argumentierte Diepenbrock in Bezug auf den Bschorrnschen Streitfall, konnte eben in seiner Eigenschaft als Kollegium auch anderweitige Rechte von Privaten übertragen erhalten, erwerben und auch wirklich

[140] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 16. November 1844, ebenda.
[141] Ebenda.
[142] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 9. November 1844, ebenda.

ausüben. In diesem Sinn war der Geistliche Rat ein Rechtssubjekt. Diepenbrock verglich das mit der Innung von Bäckern oder Metzgern, der man auch Eigenrechte übertragen könne[143]. Tatsächlich hatte das auch die erzbischöfliche Schlichtung anerkannt. Bischof Riedel aber stritt diese grundsätzliche Möglichkeit ab, eben seiner Vorstellung der Organisation der Bistumsverwaltung wegen. Daher war auch seine Erklärung vom 27. Oktober 1844 an Generalvikar Oberndorfer in seinem Sinn nur folgerichtig. Sie war auch sofort in die Hände Diepenbrocks gelangt. Diepenbrock nahm sie sofort zum Anlaß erneuten Einspruchs. Freilich konnte er das nur tun, indem er sich selbst wieder als Mitglied des Geistlichen Rates bekannte, von dem er im April freiwillig ausgetreten war. Dazu zog er den Artikel III des Konkordats heran, nach dem jeder Domkapitular zugleich Mitglied des bischöflichen Geistlichen Rats sein sollte[144]. Das war ihm nun der formale Rechtsgrund seines Einspruchs. An den Sitzungen, Arbeiten und Entscheidungen allerdings nahm er auch weiterhin nicht teil.

Diepenbrocks schriftliche Eingabe an das Domkapitel datierte vom 10. November 1844[145]. In ihr stellte er fest, daß Riedel mit seiner Erklärung die erzbischöfliche Schlichtung wieder völlig aufgehoben habe, und zwar nach nunmehr vier Monaten, währenddessen sie volle Rechtsgültigkeit erlangt habe. Das war sein formaler Einwand. Inhaltlich kritisierte er, daß Riedel das dem Geistlichen Rat eben als Kollegium zuerkannte Recht der Nomination nur eines Kandidaten beseitigt habe. Das war ja der entscheidende Punkt in Riedels Bestimmung vom 27. Oktober gewesen. Diepenbrock aber nannte Riedels Bestimmung, nach einzelnen Stimmen drei Kandidaten vorzuschlagen, eine atomistische Zersplitterung des Geistlichen Rats, in dem keine Beschlußfassung nach Stimmenmehrheit wie bisher mehr möglich sein sollte. So charakterisierte er schließlich Riedels Handeln als neue, kränkende Rechtsverletzung dem Geistlichen Rat gegenüber, zugleich aber, und darauf lag das Gewicht der ganzen Anklage, als gänzliche Aufhebung der bisher bestehenden kollegialen Verfassung der Diözesanverwaltung. Auch der Regierung gegenüber zeigte Diepenbrock diese neue Wendung im Fall des Bschorrnschen Benefiziums an und markierte sie als weitere gesetzwidrige Überschreitung der bischöflichen Amtsbefugnisse durch Riedel[146].

Dem Domkapitel schlug Diepenbrock nun vor, eine Beschwerdeschrift an den Münchener Erzbischof abzufassen, mit der einfachen Darstellung des neu eingetretenen Sachverhalts, auch der Abschrift Riedels Erlasses vom 27. Oktober und der ausdrücklichen Bitte um gesetzlichen Schutz des zuerkannten Nominationsrechts. Zunächst aber forderte er die Kapitulare auf, zu diesem Vorschlag ihr schriftliches Votum abzugeben. Er selber war entschlossen, diesen Schritt in jedem Fall zu unternehmen, sei es mit Zustimmung und im Auftrag des Kapitels oder auch im äußersten Fall als einzelner. Das schrieb er auch den Kapitularen, freilich in der Annahme, daß dieser Fall kaum eintreten würde. Seiner Vorstellung entsprechend sollten alle Mitglieder des Kapitels eigenhändig die Bittschrift an Erzbischof Gebsattel unterzeichnen und zwar in ihrer Eigenschaft als Geistliche Räte. Dieser Umstand war deshalb nötig geworden, weil Riedel im Verlauf der Auseinandersetzung den Gebrauch des amtlichen Ordinariatssiegels für solche Fälle ausdrücklich untersagt hatte. So konnte das Ordinariat als solches in dieser Sache nach außen hin gar nicht mehr auftreten, konnte eigentlich von

[143] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 29. November 1844, ebenda.

[144] Konkordat vom 5. Juni 1817, Art. III. Hausberger, Staat und Kirche, 320 f.

[145] Diepenbrock an Domkapitel, Regensburg, 10. November 1844, BZAR BDK 80.

[146] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 9. November 1844 u. 10. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

sich aus hier gar nichts mehr unternehmen, seine Sache nicht mehr vertreten. Diepenbrock aber wußte hierfür keinen anderen Ausdruck, als daß Riedel nun sein Ordinariat geistig geknebelt habe. Tatsächlich lag diese Formulierung nicht fern. So war wirklich noch einmal alles auf die Spitze getrieben[147].

Riedel zeigte sich nun aber zum Einlenken bereit. Bereits in den beiden Sitzungen des Geistlichen Rats vom 15. und 18. November 1844 nahm er seine Erklärung zurück, freilich nur teilweise. Zur vorbehaltlosen Anerkennung der erzbischöflichen Schlichtung konnte er sich auch jetzt nicht entschließen[148]. Wohl vermutete Diepenbrock richtig, daß Riedels Einlenken nicht zuletzt durch seine beiden Eingaben vom 9. und 10. November an die Regierung veranlaßt war[149]. Sie waren an Riedel weitergegeben worden zu dem Zweck, sich zu rechtfertigen. Ausdrücklich hatte Abel ja angeordnet, beide Seiten zu hören.

Aber wenig später änderte Riedel wieder seinen Standpunkt, lehnte erneut die erzbischöfliche Entscheidung ab und beanspruchte für sich das ausschließliche Recht der Besetzung des Benefiziums[150]. Inzwischen hatte Riedel aber bei der Regierung die geforderte Gegenerklärung eingereicht. Sie datierte auf den 25. November 1844 und zählte über 30 Seiten, war aber gedanklich exakt gegliedert[151]. Die Vorwürfe Diepenbrocks wies Riedel dabei alle als ungerechtfertigt zurück. Sehr ausführlich aber ging er auf die prinzipielle Frage der Verfassung der Diözesanverwaltung ein. Das war auch der Hauptanklagepunkt Diepenbrocks. Ihm gegenüber entwickelte er nun seine Auffassung vom Geschäftsgang der Verwaltung, überhaupt, was dem Bischofsamt, dem Ordinariat, den Geistlichen Räten, auch dem Domkapitel gebühre. Gerade dadurch aber war seine Gegenerklärung zu einer grundsätzlichen Rechtfertigung seiner bischöflichen Amtsführung geworden. Vor allem aber, daß Diepenbrock ihn dazu genötigt hatte, verbitterte Riedel sehr. Freilich hatte Diepenbrock diese Untersuchung der Regierung nicht beabsichtigt. Aber er hatte sich auch nicht geweigert, seine Vorwürfe gegen Riedel auszusprechen. Wirklich war Riedel so in die Rolle gedrängt worden, sich rechtfertigen und verteidigen zu müssen, und das als vorgesetzter Bischof. Gerade die Peinlichkeit dieser Situation empfand er sehr hart. So betonte er ausdrücklich, daß nicht er der Urheber dieser Differenzen sei, sondern Diepenbrock. Überhaupt habe sich Diepenbrock in vielen Fällen gar nicht als sein Generalvikar benommen, habe sich gegen ihn gestellt, habe das Ordinariat über den Bischof stellen wollen. Vor allem dieser letzte Vorwurf aber war unberechtigt. Diepenbrock ging es um etwas ganz anderes. Es zeigt sich hier aber die grundsätzliche Differenz zwischen Riedel und Diepenbrock an, auch das grundsätzliche Mißverständnis Riedels Diepenbrock gegenüber. So fühlte sich Riedel zur Neuorganisation des Generalvikariats durch die beiden Erlasse vom 20. und 26. April 1844 geradezu gezwungen. Er handelte, wie er sich ausdrückte, in Notwehr.

Mit dieser Eingabe Riedels konnte nunmehr aber die Untersuchung der Regierung abgeschlossen werden. Nach Abels Verfügung vom 24. Mai 1844 fehlte nur noch die

[147] Ebenda. – Diepenbrock an Domkapitel, Regensburg, 10. November 1844, BZAR BDK 80.

[148] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

[149] Diepenbrock an Zu Rhein, Regensburg, 26. November 1844, Bay Stabi Diepenbrock Autograph 4 u. an Regierung von Regensburg, Regensburg, 16. November 1844, StA Boch 1.1.1. 85.

[150] Diepenbrock an Regierung von Regensburg, Regensburg, 29. November 1844, ebenda.

[151] Riedel an Regierung von Regensburg, Regensburg, 25. November 1844, ebenda.

zusammenfassende Beurteilung des Regierungspräsidenten Zu Rhein. Dann sollte die ganze Sache endgültig in München entschieden werden. Trotzdem verzögerte sich alles noch einmal erheblich. Sogar Ludwig selbst fragte am 28. Dezember 1844 bei Abel an, was den Abschluß immer noch verhindere. Am gleichen Tag sandte Abel ebenso wie schon am 9. Dezember eine dringende Aufforderung an die Regensburger Regierung, die von beiden Parteien nunmehr eingereichten Eingaben zusammen mit dem Urteil des Präsidenten nach München zu senden[152]. Nachdem aber auch eine weitere Aufforderung vom 9. Januar im neuen Jahr erfolglos geblieben war, drohte Abel schließlich am 17. Januar mit einer Anzeige beim König, falls die Vorlage nicht binnen dreier Tage erfolgt sei[153].

Die Niederschrift von Zu Rheins Gutachten datierte auf den nächsten Tag, den 18. Januar 1845[154]. Zu Rhein nahm in Bewertung und Beurteilung des Streitfalls ganz offen für Diepenbrock Stellung. Diepenbrock hatte während der letzten Jahre mit Zu Rhein aufs beste zusammengearbeitet. Er wußte auch um dessen Meinung im Fall der Regierungsuntersuchung. Von Zu Rhein waren ihm auch im November des vergangenen Jahres besondere diesbezügliche Akten überstellt worden[155]. Das Fazit des ausführlichen Gutachtens Zu Rheins aber war, daß alle von Diepenbrock gegen Riedel erhobenen Beschuldigungen gerechtfertigt seien. Dabei klammerte Zu Rhein den Fall der Klosterfrau Langenmantel aus, weil er rein geistlichem Recht unterliege.

Abel aber bildete sich ein völlig gegensätzliches Urteil. Er war freilich in der ganzen Sache vorbelastet. Denn er hatte Riedel dem König zum Bischof vorgeschlagen. Dazu hegte er Diepenbrock gegenüber auch persönliche, langjährige Vorbehalte. So stand er von vornherein auf der Seite Riedels. Und diese Vorentscheidung spielte nun ganz deutlich in die eigene Urteilsbildung hinein. Am 15. Februar 1845 stellte Abel seinen Antrag an Ludwig, der den Streit zwischen Riedel und Diepenbrock entscheiden und beenden sollte[156]. Er war ebenfalls sehr ausführlich gehalten. Auch die Eingaben Diepenbrocks, Riedels und das Urteil zu Rheins, dazu die beiden Erlasse Riedels vom 20. und 26. April 1844 legte Abel bei. Nach dem Vorbild Zu Rheins handelte auch Abel nacheinander die vier Fälle der von Diepenbrock bezeichneten Amtsüberschreitung Bischof Riedels ab. Auch er wies den Fall der Langenmantel dem geistlichen Recht zu. Im Fall der Instructio practica mußte er zwar anerkennen, daß eine Richtigstellung durch die Regierung notwendig war, entschuldigte aber manche vorgefallene Übertreibung, wie sie Zu Rhein nannte und kritisierte, mit der Eigeninitiative der Bevölkerung, die dem Bischof gegen seinen Willen solche pompösen Empfänge bereite. Den Streit um die Besetzung des Bschorrnschen Benefiziums verwies Abel ebenfalls auf das Gebiet rein innerkirchlicher Angelegenheiten. In der Hauptfrage der Diözesanverwaltung aber unterstützte er nun entschieden die Auffassung Riedels. Er stützte sich dabei auf das Konkordat Artikel III und XII[157], wonach die Geistlichen Räte dem Bischof als Ratgeber beigegeben, nirgendwo aber ein Kollegium mit selbständiger Stellung dem Bischof gegenüber genannt seien. So sei die altherkömmliche Observanz,

[152] Abel an Regierung von Regensburg, München, 9. Dezember 1844 u. 28. Dezember 1844 u. an Ludwig I., München, 28. Dezember 1844, Bay HStA MK 39070.

[153] Abel an Regierung von Regensburg, München, 17. Januar 1845, ebenda.

[154] Zu Rhein an Ludwig I., Regensburg, 18. Januar 1845, ebenda.

[155] Vgl. Diepenbrock an Zu Rhein, Regensburg, 26. November 1844, Bay Stabi Diepenbrock Autograph 4.

[156] Abel an Ludwig I., München, 15. Februar 1845, Bay HStA MK 39070.

[157] Konkordat vom 5. Juni 1817, Art. III u. XII. Hausberger, Staat und Kirche, 320 f. u. 326 f.

die Diepenbrock anführe, zwar berechtigt, aber eben durch das Konkordat, das allein hier Geltung haben könne, aufgehoben. So kam Abel zu dem Schluß, daß auch hier von einer Amtsübertretung Riedels keine Rede sein könne. Am Gutachten Zu Rheins aber rügte er ausdrücklich, daß ihm die angemessene Unparteilichkeit und Unbefangenheit fehle.

Auf diesen letzten Punkt ging Ludwig in seiner Antwort vom 20. Februar 1845 nicht ein[158]. Sonst aber erklärte er sich im wesentlichen mit Abels Ansicht und Urteil einverstanden. Deutlich aber spricht aus allem seine immer noch kritische Haltung Riedel gegenüber. Den Erlaß der Instructio practica bezeichnete er noch einmal als einen eindeutigen Übergriff, der aber durch die Regierung bereits korrigiert sei. Und ausdrücklich bemerkte Ludwig, daß seiner Ansicht nach im Fall des Bschorrnschen Benefiziums Riedel das Ordinariat von Anfang an nicht in der Art berücksichtigt habe, die es hätte erwarten dürfen. Durch das nachträgliche Einlenken Riedels sei aber auch dieser Fall erledigt. Dazu merkte er zum Umsturz der kollegialen Ordinariatsverfassung an, daß Riedel besser getan hätte, alles beim Herkommen zu belassen. Zugleich aber anerkannte er, daß Riedel hier zweifelsohne nach seinem Recht als Bischof so handeln konnte, wie er gehandelt hatte.

Nach diesem Urteil Ludwigs fertigte Abel nun die endgültige offizielle Entscheidung der Regierung aus. Am 3. März 1845 erging sie an Riedel und Diepenbrock[159]. Damit war die Regierungsuntersuchung abgeschlossen. Sie hatte sich über beinahe zehn Monate hingezögert. Dazu hatte sie bei allem Aufwand und bei aller Dringlichkeit, die ihr Ludwig selbst immer wieder beigemessen hatte, letztlich kein eigentliches Ergebnis erbracht. Denn sie stellte nur fest, daß die Vorwürfe Diepenbrocks gegen Bischof Riedel entweder schon behoben seien oder, weil rein geistlicher Natur, der weltlichen Rechtssprechung entzogen blieben. Das war insbesondere bei den drei ersten Anklagepunkten der Fall. Der ausschlaggebende Punkt des Umsturzes der Diözesanverwaltung, der Hauptvorwurf Diepenbrocks, mit dem er die ständigen Reibereien während der ganzen Zeit seines Generalvikariats und seinen schließlichen Rücktritt, auch das jetzt noch anhaltende Mißverhältnis zwischen Riedel und seinen Geistlichen Räten begründet hatte, war nicht entschieden worden, eigentlich nicht einmal beurteilt worden. Zwar hatte sich Zu Rhein auf die Seite Diepenbrocks gestellt, Abel auf die Riedels. Ludwig aber enthielt sich eines wirklich entscheidenden Wortes. Er erinnerte Riedel nur daran, daß er klüger gehandelt hätte, alles beim Herkommen zu belassen. Das hieß aber nichts anderes, als daß ihm beide Formen der Diözesanverwaltung legitim schienen, die von Diepenbrock geforderte kollegiale und die im Sinne Riedels. So aber war gar nichts entschieden, obgleich dem König stets an der Erhaltung des Altbewährten, des im guten Sinn Traditionellen lag und er Riedel von Anfang an auf das Vorbild Sailers verpflichtet hatte. Freilich wußte er, daß ein Eingreifen in die innere Ordnung der Diözesanverwaltung überall als unrechtmäßiger Eingriff in die innere Ordnung der Kirche selbst aufgefaßt würde und auch wirklich einer gewesen wäre. Dazu lag das in diesem Fall auch außerhalb des Interesses seiner streng staatskirchlichen Auffassung. Denn das Verhältnis zwischen Staat und Kirche war von der inneren Organisation der Diözesanverwaltung als solcher nicht unmittelbar betroffen. So bleibt die Frage, warum Ludwig überhaupt diese Untersuchung veranlaßt hat. Sie kann vielleicht beantwortet werden mit seinem nie überwundenen Mißtrauen gegen Riedel, vor allem aber mit seinem wachsenden Interesse, seiner Wert-

[158] Ludwig I. an Abel, München, 20. Februar 1845, Bay HStA MK 39070.
[159] Bay HStA MK 39070.

schätzung und Teilnahme für Diepenbrock. So wollte er Gewißheit haben über den Streit in der Regensburger Kirche.

Wirkliche Aufregung und Unruhe hatte Diepenbrock die Untersuchung der Regierung kaum bereitet. Auch von ihrem Ergebnis, wie auch immer es ausfallen mochte, erwartete Diepenbrock keine große Wirkung. Denn nur zu gut wußte er, daß der geschehene Umsturz der Ordinariatsverfassung nicht mehr rückgängig zu machen war. Er war nicht zuletzt auch Ausdruck der allgemeinen religiösen und kirchlichen Bewegung, von der er sich die letzten Jahre immer mehr abgestoßen fühlte, gegen die er ankämpfte, der er aber schließlich unterlegen war. Auf der ganzen Breite der Diözesanverwaltung hatte sich dieses Neue unter Bischof Riedel durchgesetzt. Daher war Diepenbrock entschlossen, sich künftig grundsätzlich von ihr fernzuhalten und sich auf das Amt des Domdechanten zu beschränken. Wirklich war das die beste Lösung, freilich auch die einzige. Denn hier waren kaum Reibungsflächen zwischen ihm und Riedel gegeben. Dafür aber war Diepenbrocks ganzer Wirkungskreis denkbar eingeschränkt.

Die kränkenden Umstände seines Rücktritts aber hatte Diepenbrock inzwischen überwunden. Und auch die vielfachen lauten und leisen Schmähungen, die man auch jetzt noch an ihn herantrug, berührten ihn nur mehr wenig. Er war jetzt frei und ungebunden wie kaum seit der Zeit seiner Priesterweihe. Und beinahe dankbar nützte er diese Zeit für sich. Zum Neujahr schrieb er am 30. Dezember 1844 an Frau Tiedemann: „... Meine äußeren Verhältnisse hier sind noch die alten und werden auch für längere Zeit so bleiben. Es regt sich so viel Unerfreuliches von zwei extremen Seiten in unseren Tagen, daß man Gott danken muß, wenn man, wie ich jetzt, in eine stille Ecke gedrängt ist und von dort aus den unsauberen Springfluten ruhig zusehen kann. ...“ [160].

So schienen sich jetzt auch die Stillebenshoffnungen zu erfüllen, die Diepenbrock immer gehegt hatte. Dazu ging er jetzt wieder vermehrt seinen literarischen Interessen nach, las Mystiker und schuf die Übersetzung dreier Erzählungen von Heinrich Conscience aus dem Flämischen. Diepenbrock faßte sie in einem Bändchen zusammen mit dem Titel „Flämisches Stilleben“. Es enthielt die drei Erzählungen „Siska Rosemal“, „Wie man ein Maler wird“ und „Was eine Mutter leiden kann“ [161].

Im Vorwort beschrieb Diepenbrock, wie die Übersetzung überhaupt zustande gekommen war. Ein Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung im Sommer des Jahres 1844 über die flämische Literatur hatte ihn auf Heinrich Conscience aufmerksam gemacht [162]. Eine befreundete Reisende brachte ihm dann im Herbst von ihrer Reise durch Belgien die drei kleinen Erzählungen mit, die im selben Jahr bei Buschmann in Antwerpen erschienen waren. Sie forderte ihn auf, die drei Schriften doch ins Deutsche zu übersetzen. Und da ihn auch selber der Inhalt der drei Erzählungen ansprach, nahm er diese Anregung auf. Das war der ganze Anstoß zur Übersetzung.

Diepenbrock wandte sich dazu auch an Conscience selber und legte ihm seine Absicht dar. Conscience ging gern darauf ein. Er rechnete sich Diepenbrocks Über-

[160] Diepenbrock an Frau Tiedemann, Regensburg, 30. Dezember 1844. Reinkens, Diepenbrock, 282 f.

[161] Flämisches Stilleben in drei kleinen Erzählungen von Heinrich Conscience, aus dem Flämischen übersetzt von Melchior von Diepenbrock, Regensburg 1845.

[162] Beilage Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 193, 11. Juli 1844. – Vorwort zum Flämischen Stilleben.

setzung zur eigenen Ehre an[163]. Zugleich wollte er Diepenbrock für die deutsche Ausgabe der drei Erzählungen vom Verleger Buschmann die Originaldruckstöcke der zahlreichen Holzschnitte beschaffen, mit denen seine eigene Ausgabe bebildert war. Tatsächlich sollte Diepenbrocks Übersetzung für Conscience bahnbrechend in Deutschland sein. Conscience hatte teilweise betont national gesinnt geschrieben, vor allem aus der Ablehnung gegen die französische Fremdherrschaft heraus. Er wandte sich dann aber auch wieder förmlichen Genreschilderungen des flämischen Lebens zu. Hierzu gehörten auch die drei von Diepenbrock nun übersetzten Erzählungen. Darin lag ihr besonderer Reiz, den sie sofort auf Diepenbrock ausübten. Diepenbrock war mit seiner Arbeit noch vor Jahresende fertig und hat sie auch sofort in Druck gegeben. Die Herausgabe verzögerte sich aber, weil die Holzschnitte aus Antwerpen nicht rechtzeitig eintrafen.

In der neurenovierten Domdechantei hatte sich Diepenbrock ganz seinem Hang nach einem mehr zurückgezogenen Leben eingerichtet. Dabei dachte er gerade jetzt wieder unwillkürlich häufiger über seine weitere Zukunft nach. Allerdings lag ihm dabei der Gedanke, sich aus Regensburg fortzuwünschen, fern. In seiner äußeren Tätigkeit aber war er eigentlich mattgesetzt worden. Und dieser Zustand dürfte ihn doch, bei allem Freiraum, der damit verbunden war, bedrückt haben. Jedenfalls klingt das in den meisten Briefen aus dieser Zeit, jedenfalls in den vertrauteren, durch. Es vermischte sich mit einer leisen Unruhe, was die eigene Zukunft betraf. Zu Anfang des neuen Jahres 1845 schrieb er an Emilie Linder nach München: „... Ich verlange auf dieser Welt nichts, als daß ich wahrhaft Gott liebe, und daß sein Wille an mir und durch mich geschehe. Seine weise Fügung habe ich in den verschiedenen Wechselfällen meines Lebens deutlich und dankbar erkannt; auch meine gegenwärtige sonderbare Lage, die ich nicht gewollt noch verschuldet, muß ich als solche Fügung erkennen. Bin ich zu nichts mehr brauchbar, nun, so mag ich doch als ein herber Apfel durch stilles Abliegen noch ein wenig genießbar werden, mehr verlange ich nicht. Vor einer hohen Stellung erschrecke ich ..."[164].

[163] Brieven van Hendrik Conscience aan Melchior Baron von Diepenbrock, Prinsbischop van Breslau, Mededeelingen 1933.

[164] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, Anfang Januar. Reinkens, Diepenbrock, 285.

VII. Die Wahl zum Fürstbischof von Breslau

Diepenbrocks Ablehnung

Letzteres hatte Diepenbrock in Bezug auf Breslau gesagt. Dort sollte am 15. Januar 1845 erneut die Wahl des Fürstbischofs stattfinden. Fürstbischof Knauer war bereits am 14. Mai des vergangenen Jahres gestorben. Schon monatelang hatte er nur mehr zwei bis drei Stunden am Tag aufstehen können[1]. So war man auf seinen Tod gefaßt. Trotzdem hatte sich die Neuwahl wieder um volle acht Monate verzögert. Die Vorverhandlungen zwischen Domkapitel und Regierung aber waren sehr bald aufgenommen worden. Schon am 29. Mai 1844 forderte Eichhorn indirekt die Aufstellung einer Vorschlagsliste und fragte am 5. August 1844 im Kapitel um den genauen Termin der Vorwahl an[2]. Die Regierung wollte einen königlichen Wahlkommissar dorthin entsenden. Das Domkapitel aber gab den Termin nur mit der Auflage bekannt, daß über ihn, wie überhaupt über die ganze Wahlangelegenheit strenges Stillschweigen gewahrt würde[3]. Man wollte diesmal vermeiden, daß die Wahl wieder Gegenstand der Besprechung in allen möglichen öffentlichen Zeitungen würde, wie das bei der Wahl Knauers der Fall war. Auch noch etwas anderes hatte man von der letzten Wahl gelernt. Man beantragte diesmal beim König ausdrücklich einen Katholiken als Wahlkommissar[4]. König Friedrich Wilhelm IV. bestellte daraufhin Duesberg, den Leiter der katholischen Abteilung im Kultusministerium. So war der Einfluß des katholikenfeindlichen Merckel gänzlich ausgeschaltet. Überhaupt war der König bereit, diesmal die Wahl in Breslau völlig frei zuzulassen, nachdem die vorangegangenen preußischen Bischofswahlen stets Reibereien zwischen Regierung, Domkapitel und Rom ergeben hatten[5]. So verlief schon die ganze Wahlvorbereitung ohne Schwierigkeiten. Auch die Wahl selbst, am 15. Januar 1845, war völlig frei. Das bestätigte auch Förster[6].

Den Tag der Vorwahl hatte man auf den 21. August 1844 festgesetzt. Eichhorn schickte dazu Duesberg nach Breslau. Im Kapitel aber waren die drei Vorschläge König Friedrich Wilhelms IV. bekannt. Er hatte sich für den Trierer Weihbischof und Generalvikar Müller[7], den Paderborner Generalvikar und Domdechanten Johann Heinrich Drüke[8], vor allem aber für Diepenbrock ausgesprochen. Er war sein eigentlicher Wunschkandidat. Das hatte Friedrich Wilhelm das Domkapitel unmißverständlich wissen lassen. Die Wahl aber sollte frei sein. Am 21. August 1844 hatten sich nun die dreizehn Domherrn und Ehrendomherrn, Latussek, Gärth[9], Neander,

[1] Ritter an Augustin Theiner, Johannesberg, 30. März 1844. Jedin, Von Sedlnitzky zu Diepenbrock, 193 f.

[2] Eichhorn an Domkapitel Breslau, 29. Mai 1844 u. 5. August 1844. Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 203 f.

[3] Domkapitel Breslau an Eichhorn, ohne Datum. Ebenda, 204.

[4] Förster, Diepenbrock, 101.

[5] Friedberg, Bischofswahlen, 246 f.

[6] Förster, Diepenbrock, 101.

[7] Müller (1798–1870), 1821 Priester, 1830 Professor für Kirchengeschichte im Priesterseminar in Trier, 1836 dort Domkapitular, 1842 Generalvikar, 1844 Weihbischof in Trier, 1847–1870 Bischof von Münster. – Gatz, Bischöfe, 522–534.

[8] Drüke (1776–1844), Priester 1800, 1817 Professor für Moraltheologie in Paderborn, 1825 Domdechant, 1827–1844 Generalvikar in Paderborn, er starb bereits am 20. November 1844. – Gatz, Bischöfe, 148 f.

[9] Aloys Karl Gärth (1789–1855), 1812 Priester, Pfarrer in Oppeln, 1844 Domkapitular in Breslau.

Ritter, Elsler, Förster, von Plotho, Herber und Fischer, Brinkmann, Poppelack und Harbig[10] versammelt. Ehrendomherr Moser[11] hatte krankheitshalber nicht nach Breslau kommen können. Schon nach kurzer Zeit hatte man sich über die Kandidaten geeinigt. Alle drei vom König bezeichneten Kandidaten waren in die Liste aufgenommen, dazu aus dem eigenen Kreis von Plotho, Elsler und Brinkmann hinzugefügt worden. Friedrich Wilhelm war damit hochzufrieden, strich aber Brinkmann heraus. So standen am 15. Januar 1845 fünf Kandidaten zur Wahl.

Diepenbrock selber waren die Vorgänge um die Breslauer Bischofswahl nur soweit bekannt, als die Zeitungen darüber berichteten. Mehr wußte er nicht. Vor allem hatte es auch Förster wohlweislich unterlassen, ihn von dem zu unterrichten, was ihm möglicherweise bevorstand[12]. Er wollte Diepenbrock diesmal keine Möglichkeiten geben, schon vor dem Wahltag Gegenmaßnahmen zu ergreifen, wie er es vor vier Jahren getan hatte. Obwohl es aber diesmal so ruhig um ihn geblieben war, sah Diepenbrock doch ahnend dem Wahltag entgegen. Noch kurz vorher schrieb er an Emilie Linder: „... Am Mittwoch wählt man in Breslau. Wiederholt hat man mich dabei in den Zeitungen genannt. Ich weiß von nichts; beten Sie an jenem Tage, daß ich von nichts zu wissen brauche ..."[13].

Am Mittwoch, den 15. Januar 1845, am Morgen um neun Uhr, zog die Breslauer Domgeistlichkeit unter dem Geläut aller Glocken in die Kathedralkirche. Dort feierte man den Gottesdienst. Danach mußten Klerus und Volk die Kirche verlassen. Nur die Wähler blieben zurück[14]. Es waren dieselben dreizehn Domherrn, die sich auch zur Vorwahl versammelt hatten. Schon im ersten Wahlgang wurde Diepenbrock mit neun Stimmen gewählt. Je zwei Stimmen waren auf Elsler und von Plotho gefallen[15]. Duesberg hatte als königlicher Kommissar sofort die königliche Bestätigung der Wahl ausgesprochen.

Das Domkapitel berichtete noch am selben Tag das Ergebnis nach Rom mit der Bitte um die päpstliche Bestätigung. Und schon in den nächsten Tagen sollten die beiden Senioren des Kapitels, Ritter und Elsler, als Abordnung des Domkapitels nach Regensburg reisen und Diepenbrock persönlich die amtliche Wahlanzeige überbringen und um die Annahme der Wahl bitten. An Friedrich Wilhelm aber richtete man ein Dankschreiben. Die Wahl war völlig frei gewesen. Friedrich Wilhelm aber konnte mit ihrem Ergebnis zufrieden sein. Es war der seltene Fall gewesen, daß der Wille des Königs mit dem des Kapitels übereinstimmte.

Noch volle fünf Tage dauerte es jetzt, bis Diepenbrock in Regensburg erfuhr, daß er in Breslau gewählt worden war. Am 20. Januar wurde ihm das dafür gleich von zwei Seiten her bestätigt. Seine erste Reaktion drückte er spontan in einem Brief an Emilie Linder aus, den er noch am gleichen Tag, abends, niederschrieb. Darin berichtete er: „Heute Mittag fällt mir wie eine Bombe die Nachricht ins Haus, daß ich wirklich in Breslau gewählt und landesherrlich bestätigt bin. *Der erste* Brief war von den

[10] Joseph Harbig (1785–1845), 1809 Priester, 1824–1845 Pfarrer in Landeck, 1843 Großdechant der Grafschaft Glatz, Ehrendomherr seit 1843.

[11] Karl Moser (1975–1852), 1788 Priester, Pfarrer von Deutsch-Wartenburg 1800–1824, seit 1837 Ehrendomherr.

[12] Förster, Diepenbrock, 103.

[13] Melchior Diepenbrock an Emilie Linder, Anfang Januar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 285.

[14] Förster, Diepenbrock, 101 f.

[15] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 206; nach einem Brief Herbers an den kranken Moser.

Ursulinerinnen in Breslau, die sich recht rührend dem neuen Fürstbischofe empfehlen; der zweite vom königlichen Commissär. Eine Deputation des Kapitels ist unterwegs. – Das ist eine peinliche Stellung, das Ganze meinem Geiste und Herzen so todtfremd, als ginge es einen Dritten an. Vier wichtige Gründe sprechen dafür: meine hiesige vernichtete amtliche Wirksamkeit, des Königs besonderes Vertrauen, mein vielmaliges ernstliches Ablehnen und meines sterbenden Vaters letztes Wort: „Melchior, widersetze dich nicht den Wegen der Vorsehung!" Wie viel Gründe sprechen aber dagegen? Unzählige. Vor allem mein Mangel an innerer Bestimmung, an Glauben und Zuversicht auf wahre göttliche Sendung. Da ist guter Rath theuer! Helfen Sie mir mit Ihrem treuen Gebet! Die Verantwortlichkeit der Entscheidung ist schwer, auch der *negativen*. Wäre mir Gottes Wille klar, ich ginge durch Wasser und Feuer; aber gerade da fehlt's. Und meine schlechte Gesundheit, der Verdruß Gift ist. Gestern begrub ich den guten Mitbruder Schmalzbauer: lieber wäre ich mit ihm gestorben als Fürstbischof von Breslau geworden!

Dienstag Morgen. Apollonia ist recht ergriffen von der Sache; Auch mich greift es mehr an, wenn ich mich in die Wirklichkeit hineindenke. Es graust mir davor wie vor einer Modergruft. Gott helfe mir und erleuchte mich. Beten Sie, Beste!" [16]

Für Diepenbrock begann jetzt wieder der äußerst mühsame Weg, die rechte Entscheidung zu finden. Zunächst schien er völlig uneins mit sich. Die Nachricht war zu überraschend gekommen. Apolonia war über ihr förmlich krank geworden. Die Situation aber war diesmal eine ganz andere. Bisher hatte Diepenbrock immer nur mit möglichen Ernennungen zu tun, hatte sie im Vorfeld bereits abwehren und ablehnen können. Jetzt aber war er gewählt und die Wahl war bereits vom preußischen König bestätigt. Eine feste Tatsache war geschaffen. Und hier zu entscheiden mußte ihm sehr viel schwerer fallen. An den vertrauten Passavant schrieb Diepenbrock am 23. Januar: „Meine Lage ist sehr peinlich: das *Nein*, obwohl mir individuell ungleich näher liegend, ist doch gerade so verantwortungsschwer, wie das Ja." [17]

Sehr offen sprach sich Diepenbrock dem Freund gegenüber aus. Freilich wußte er, was ihm Passavant antworten würde. Denn Passavant wünschte ihn schon lange in ein höheres Amt. So nahm er zwar an der inneren Not, die Diepenbrock diese überraschende Wendung bereitete, Anteil, drang aber zugleich in ihn, die Wahl anzunehmen, schon vor allem seiner gegenwärtigen Regensburger Stellung wegen, die ihm ein freies Wirken unmöglich machte. Und wie Passavant dachten alle Freunde Diepenbrocks. Von allen Seiten drang man in ihn. Ihre Worte aber trafen ihn um so mehr, je vertrauter sie ihm waren. Beinahe scheint es, als hätte hier allein Apolonia anders empfunden. Sie kannte sein inneres Widerstreben, seine wahre Abneigung allen höheren Würden gegenüber am besten und aus unmittelbarer Nähe, dazu wußte sie um die wirkliche Scheu, öffentlich hervorzutreten, die allen Diepenbrock-Geschwistern anhaftete. So war sie mit ihrem Urteil zurückhaltender. Wohl vor allem bei ihr fand Diepenbrock Verständnis. Aber von seiner Entscheidung war auch ihre eigene Zukunft betroffen. Denn ging er nach Breslau, so sollte sie mitgehen. Das war sein dringender Wunsch. Für Apolonia aber war das unvorstellbar. Sie hätte dann nicht nur ihre Krankenanstalt aufgeben müssen, die sie über die Jahre hin aufgebaut hatte und an der ihr Herz hing, sondern sie hätte dann auch ein ganz anderes Leben führen müssen, ein Leben, das dem unscheinbaren und zurückgezogenen in Regensburg völlig entgegen-

[16] Diepenbrock an Emilie Linder, Montag Abend, neun Uhr und Dienstag Morgen. Reinkens, Diepenbrock, 286.

[17] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 23. Januar 1845, Bay Stabi Cgm 6600.

gesetzt war. Wohl kaum hätte sie sich in das hineingefunden. Das wußte sie. Daher verstand sie den Bruder um so mehr. Ganz anders aber dachten die übrigen Geschwister daheim in Westfalen. Sie wünschten die Annahme der Breslauer Wahl, vor allem weil damit die ganze Familie, der Name Diepenbrock insgesamt geehrt würde. Ganz offensichtlich waren die Geschwister aus diesem ehrgeizigen Grund zu sehr in Diepenbrock gedrungen. Denn es klingt wie eine kleine Verärgerung, wenn er an die Geschwister daheim zurückschreibt, daß auch die Ablehnung den Familienname nicht in Unehre bringen würde, und darüberhinaus hinzufügt, es möge sich nur jedes der Geschwister immer so aufführen, daß der Name in Ehre bleibe[18]. Er dachte dabei vor allem an die beiden Brüder Joseph und Ferdinand.

Allerdings lag für Diepenbrock in der Tatsache, daß er gewählt war, zugleich eine große Genugtuung, vor allem was den Streit mit Bischof Riedel anlangte, der längst in die Öffentlichkeit gedrungen war und überall besprochen wurde. Diepenbrock hatte Riedel sofort persönlich von seiner Wahl in Kenntnis gesetzt. Er tat das nur, seiner dem Bischof untergebenen Stellung eingedenk oder, wie er es Passavant gegenüber nannte, um alle Gerechtigkeit zu erfüllen[19]. Es ist nach allem, was zwischen Riedel und Diepenbrock während der letzten Jahre vorgefallen war, nur allzu verständlich, daß Riedel diese Wahl empfindlich berührte und in größte Verlegenheit setzte. Sein Verhältnis zu Diepenbrock wurde dadurch gewiß nicht leichter, sondern nur noch mehr belastet. Diepenbrocks Freunde aber sahen die Wahl als eine förmliche Rechtfertigung an, vor allem auch vor den vielen Verleumdungen und Mißdeutungen, die man ihm während der letzten Jahre in oft sehr verletzender Weise entgegengebracht hatte. Auch Diepenbrock selbst empfand das so. Letztlich aber trat das alles vor der jetzt unaufschiebbaren, endgültigen Entscheidung, die Wahl anzunehmen oder abzulehnen, in den Hintergrund. Das galt auch für den von Diepenbrock doch selber mit einiger Spannung erwarteten Ausgang der Untersuchung der Regierung im Streit mit Riedel.

So wie Diepenbrock allen Vertrauteren die Nachricht aus Breslau sofort mitgeteilt hatte, zeigte er sie auch König Ludwig, auch dem Kronprinzen an. Dabei ließ er offen, wie er entscheiden würde[20]. Besonders auf die Antwort des Königs war er sehr neugierig, zumal dieser ihm gegenüber noch immer betont zurückhaltend war. Ludwig antwortete bereits wenige Tage später, am 23. Januar 1845[21]. Sein Schreiben klingt zwar kühl, war aber sehr anerkennend, wie Diepenbrock es selbst empfand.[22]. Ludwig hatte wohl ganz bewußt sehr vorsichtig formuliert. Er kannte Diepenbrocks Abneigung, hatte sein beharrliches Sichverweigern selber stets als recht verletzend erlebt. Dazu kam der geistige Zwiespalt der letzten Jahre. Trotzdem aber sprach er ihm nun aus, daß er die Annahme der Wahl um der schlesischen Kirche willen wünschen müsse und ihn, wenn er sich dazu entschließe, bereitwillig aus seiner bisherigen Stellung entlasse, daß das für ihn nach der Freigabe Geissels das zweite Opfer sei, das er Preußen bringe. Um so herzlicher antwortete dafür Kronprinz Maximilian.

Die endgültige Entscheidung konnte Diepenbrock nicht lange aufschieben. Denn Ritter und Elsler, die beiden Abgeordneten des Breslauer Kapitels, waren bereits am 20. Januar aufgebrochen. Über Berlin sollten sie nach Regensburg reisen. Sie konnten nun jeden Tag eintreffen. Diepenbrock setzte sich wieder eine Frist von acht Tagen.

18 Diepenbrock an seine Geschwister, Regensburg, 2. Februar 1845, StA Boch 1.1.4. 75.
19 Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 23. Januar 1845, Bay Stabi Cgm 6600.
20 Beide Briefe in Bay HStA GHA nicht erhalten.
21 Ludwig I. an Diepenbrock, München, 23. Januar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 286 f.
22 Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 1. Februar 1845, Bay Stabi Cgm 6600.

Diese Tage waren für ihn sehr schwer. Am 25. Januar schrieb er an Emilie Linder nach München: „Wie ich Ihnen gestern schon sagte, bin ich ganz ruhig und habe die feste Zuversicht, daß Gott mir zur rechten Zeit das Rechte eingeben wird und daß ich in dieser Sache seinem heiligen Willen gemäß und würdig handeln werde. Sonderbar jedoch daß, je mehr meine innere Abneigung sich steigert, desto mehr äußere Winke sich häufen ... Soll ich Sie, liebe Freundin, versichern, daß ich schon fast einen Katzenjammer von lauter Ehrenbezeugungen habe, vorzüglich von solchen, die, wie in der Augsburger Postzeitung, heute loben, was sie gestern verachtet, bloß weil ein Sonnenblick äußeren Glanzes zufällig darauf fällt? Ist es mein schlechter Magen, oder ist es was Besseres, aber wahr ist es, ich habe der Glorie herzlich genug und vertauschte sie gern gegen meine frühere Dunkelheit. Nur die Beweise von Achtung und Liebe und Anhänglichkeit, die ich in der Stille von vielen Seiten erhalte, oft von ganz einfältigen treuherzigen Menschen, die rühren mich und thun mir wohl ... Fatal ist Ap.s Unwohlsein, auch wegen der kommenden Deputation, die ich doch anständig bewirthen soll ... Doch auch das wird sich machen ... Gott befohlen, Beste! Bleiben Sie meiner betend eingedenkt ... – Als Fürstbischof angebettelt werde ich auch schon; überhaupt werde ich dem Kapitel, so Gott will, eine schöne Zeche machen für Kosten und Auslagen, die sie mir verursacht. Schmerzensgeld! Herrn Manz habe ich soeben mit der Bitte um mein Portrait heimgeschickt. Man könnte ein Lustspiel schreiben: Die Bischofswahl!“ [23] Hier klingt auch wieder Diepenbrocks unverwüstlicher Humor durch, den er sich in allem Gedränge bewahrte. Er wich freilich wieder Stunden tiefster Bedrängnis. Und es heißt, Diepenbrock habe in diesen Tagen wirklich mit sich gekämpft, gebetet und sei oft den Tränen nahe gewesen, wenn man ihn daraufhin ansprach oder wenn er selber davon redete. Den vertrauteren Freunden berichtete er beinahe täglich alles, was mit der Wahl zusammenhing. Wohl kaum hatte Diepenbrock bisher in so kurzer Zeit so viele Briefe geschrieben. Fast scheint es, als sei es für ihn eine Erleichterung gewesen, sich hier aussprechen zu können.

Vor der Ankunft der Breslauer Abordnung war nun auch ein Brief Försters eingetroffen[24]. Förster hatte ihm aus eigener Initiative, nicht im Auftrag des Domkapitels geschrieben. Er nahm damit die persönliche, vor vier Jahren begonnene Korrespondenz wieder auf. Im Beslauer Domkapitel hatte wohl auch diesmal vor allem er die Wahl Diepenbrocks gewünscht. Aus dem früheren Briefwechsel aber kannte er Diepenbrocks grundsätzliche Abneigung und seine hauptsächlichen Gegeneinwände. Sie suchte er nun mit seinem Brief zu widerlegen und Diepenbrock recht eindringlich zur Annahme zu bewegen. Dabei wollte Förster nicht den beiden Abgeordneten Ritter und Elsler vorgreifen. Aber er wollte ihnen gewissermaßen den Weg bereiten. Trotzdem fürchtete er, Diepenbrock würde auch jetzt wieder, ein zweitesmal, ablehnen. So schrieb er am 25. Januar zugleich an den Münchener Nuntius Viale Prelà die dringende Bitte, seinen ganzen Einfluß für die Annahme Diepenbrocks geltend zu machen. Ganz offensichtlich war Viale Prelà dazu bereit. Denn er hatte nicht nur Diepenbrocks Wahl befürwortet, sondern sich bereits am 21. Januar von Kardinalsstaatssekretär Lambruschini die Übertragung des Informativprozesses ausgebeten, da Diepenbrock dem bayerischen Klerus angehöre und in Breslau wohl niemand sei, der seine Pesönlichkeit näher kenne[25].

[23] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 25. Januar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 287.

[24] Förster an Melchior Diepenbrock, Breslau, 20. Januar 1845. Förster, Diepenbrock, 104–107.

[25] Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 137.

Inzwischen waren Ritter und Elsler in Regensburg eingetroffen. Von Anfang an bekamen sie nur Diepenbrocks Nein zu hören. Aber zu einer festen, bindenden Absage konnte er sich zunächst doch nicht entschließen. Denn viel zu sehr bewegten ihn die Gegengründe, die die beiden Kapitulare für seine Annahme immer wieder geltend machten, vor allem aber das große Vertrauen, das man ganz offensichtlich in Breslau in ihn gesetzt hatte. In jedem Gespräch drang es unüberhörbar durch. Das war auch so, als er Ritter und Elsler noch einmal am 29. Januar zusammen mit Bischof Riedel und mehreren Regensburger Domkapitularen zu sich zu Tisch lud. Selbst Riedel ergriff da Partei für die Breslauer Gäste. Aber Diepenbrock wehrte immer deutlicher ab. Bei sich selbst war er nun entschieden. Er wollte die Wahl zum Fürstbischof von Breslau ablehnen. Das sprach er eigentlich auch unmißverständlich den beiden Breslauer Domherrn aus. Sie wollten es aber zunächst nicht wahrhaben. Auch ein letztes Gespräch mit Ritter und Elsler am Morgen des 31. Januar, kurz vor beider Abreise nach München, das sie bei dieser Gelegenheit sehen wollten, führte nicht weiter. Diepenbrock war eigens zu ihnen in den sie beherbergenden Gasthof gekommen. Da er beider große Enttäuschung sah und es ihm selber schwer fiel, die endgültige Absage unwiderruflich auszusprechen, einigte man sich darauf, daß er ihnen erst in einigen Tagen seine endgültige schriftliche Antwort an das Breslauer Domkapitel nach München nachsenden würde. An Emilie Linder schrieb er aber noch am selben Tag: „Wie sie lauten wird, wissen sie aber, nämlich *verneinend*. L. E. Ich habe acht schwere Tage durchkämpft, wie noch nie in meinem Leben; denn niemals sind so großartige, bedeutungsvolle Geschicke in meine Wahl gelegt worden und werden es auch hoffentlich nimmermehr. Ich glaube sagen zu dürfen, daß es ein redlicher, christlicher Kampf war: denn von Anfang an ward das *Nein* in meiner Seele laut, und der Kampf drehte sich nur darum, ob dieses Nein, der innerste Ausdruck meines geistigen Wesens und christlichen Bewußtseins, nicht doch vielleicht den tausend und hunderttausend Stimmen außer mir und den Stimmen fast aller meiner Freunde weichen und ich dennoch Ja sagen müsse. Ich bin für das Nein entschieden und habe die Zuversicht, es vor Gottes Richterstuhl verantworten zu können. Mögen dann die Menschen dazu sagen, was sie wollen. Die Stellung in Breslau ist so grandios; der Bischof müßte sich fortwährend wahren, nicht von dem Fürsten verschlungen zu werden. Das Aeußerliche überwuchert nur zu leicht mit Dornengestrüpp den inneren Acker des Lebens. Denken Sie sich nur den Anfang. Etwa hier oder in München oder in Bamberg geweiht, müßte ich nach Berlin an Hof zum Könige, allen Prinzen, Ministern etc; nach acht Tagen am Hoflager feierlicher Einzug in die Cathedrale und Inthronisirung in Breslau; dann ein paar Tage Diners etc; dann nach Oesterreich, zuerst zum Gouverneur nach Brünn, dann ans Wiener Hoflager, Huldigung, Aufwartungen etc. Ist das nicht ein erbaulicher Anfang für einen kaum geweihten Bischof? Und wie der Anfang, so auch nach Verhältniß der fernere Verlauf des Hirtenlebens ... Was mich wahrhaft betrübt ist, daß ich den Wünschen und Erwartungen so vieler Tausende frommer Menschen nicht genügen kann. Da muß aber Gott helfen und trösten."[26]

Gegen die Annahme der Wahl führte Diepenbrock zahlreiche Beweggründe an, neben den vielen persönlichen auch ganz sachliche, vor allem seine angegriffene Gesundheit. All diese Einwände aber wogen letztlich wenig gegen den Hauptgrund, seine innerste, tiefste Überzeugung, die Wahl könne nicht Ruf Gottes, nicht göttliche Bestimmung sein, weil ihm selbst alle innere Zuversicht, aller Mut, alles Selbstvertrauen fehle, dem Amt gerecht werden zu können. Dazu kam sein heftiges inneres

[26] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 31. Januar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 288.

Widerstreben, seine stets gehegte Vorliebe für ein stilles, zurückgezogenes Leben, seine allgemeine Scheu vor höheren Würden. Es war dieselbe Abneigung, die Diepenbrock schon die Annahme der Ernennung zum Domkapitular so schwer gemacht hatte. Sie gründete aber nicht nur in seiner Wesensanlage, sondern vor allem auch in seiner Auffassung von Priestertum und priesterlichem Leben. Die entscheidende Maxime seines Handelns aber war jetzt für ihn die Überzeugung, wäre die Wahl wirklich Ruf Gottes, so hätte ihm Gott mit ihr auch die innere Zuversicht gegeben, das Amt anzunehmen und nach Breslau zu gehen. Nur dieser inneren Stimme wollte Diepenbrock gehorchen. Sie widersprach aber vom ersten Augenblick an der Annahme der Wahl.

So schrieb er nun die offizielle Erklärung seiner Ablehnung an das Breslauer Domkapitel nieder. Mit bewegender Aufrichtigkeit nannte er darin noch einmal die wahren Beweggründe seiner Ablehnung[27]. Er sandte sie Ritter und Elsler nun bereits einen Tag, nachdem sie abgereist waren, nach München nach, weil offensichtlich das Gespräch im Gasthof belauscht worden war und das Gerücht seiner Ablehnung bereits durch Regensburg ging[28].Von dieser endgültigen Wendung gab Diepenbrock auch sofort allen Freunden Nachricht und Aufschluß, unter ihnen vor allem Passavant[29]. Er kannte ja ihre aufrichtige Anteilnahme. Auch an Förster schrieb er und beantwortete damit zugleich dessen Brief vom 20. Januar. Ihm gegenüber fühlte er sich, obwohl er ihn nicht persönlich kannte, verpflichtet, noch einmal den wahren, inneren Beweggrund seiner Ablehnung auszusprechen[30]. Den Geschwistern aber schrieb er der Einfachheit, vor allem des zeitlichen Gedränges halber nur einen Brief, in dem er alle insgesamt anredete[31].

Die Nachricht seiner Ablehnung war sofort auch in den Zeitungen berichtet worden[32]. Sie rief große Enttäuschung hervor und dort, wo sie nicht verstanden werden konnte, auch empfindliche Verletztheit. Diepenbrock wußte das. Er hatte aber nun, nachdem das entscheidende Wort gefallen war, wieder Ruhe und inneren Frieden gefunden. Auch das sah er als ein Zeichen der Richtigkeit seines Entscheidens an. So schrieb er am 4. Februar an Emilie Linder: „Hätte ich Ja gesagt, hätte ich mirs abdringen und abringen lassen (an Versuchen dazu hats nicht gefehlt): ich wäre jetzt im schreiendsten Widerspruch mit meinem Innern und der unglücklichste Mensch". Auch Apolonia war nun beruhigt und froh, daß alles diesen Ausgang genommen hatte[33].

Wieder hatte Diepenbrock auch Ludwig, wohl auch dem Kronprinzen, unmittelbar Nachricht gegeben. Der König hatte Ritter und Elsler am 2. Februar Audienz gewährt[34], war also über alles sehr genau unterrichtet. Auch diesmal antwortete er Diepenbrock sofort. Er bestätigte ihm, daß ihm sein Bleiben für Bayern nur lieb sein könne, daß er aber trotzdem sein Absagen bedauere, weil er überzeugt sei, daß er der rechte Mann für Breslau gewesen wäre. Er ehre aber seine Beweggründe, die nur zeig-

[27] Diepenbrock an Domkapitel Breslau, Regensburg, 1. Februar 1845. Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 207.

[28] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 31. Januar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 289.

[29] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 1. Februar 1845, Bay Stabi Cgm 6600.

[30] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 2. Februar 1845. Förster, Diepenbrock, 108 f.

[31] Diepenbrock an seine Geschwister, Regensburg, 2. Februar 1845, StA Boch 1.1.4. 75.

[32] Vgl. nur Augsburger Allgemeine Zeitung, 4. Februar 1845.

[33] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 4. Februar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 289.

[34] Augsburger Allgemeine Zeitung, 3. Februar 1845.

ten, daß er ein Schüler des unvergeßlichen Bischofs Sailer sei. Wieder klang das sehr anerkennend, aber auch ein wenig hilflos.

Diepenbrock berichtete von diesem Briefwechsel mit dem König Charlotte von Neumayr[35]. Sie interessierte das von all seinen Briefadressaten am meisten. Denn sie hatte in München zuerst durch ihren Vater, dann vor allem durch ihren Schwager Eduard von Schenk die Persönlichkeit und Regierung König Ludwigs unmittelbar kennengelernt, hatte auch Ludwigs Entfremdung mit der Sailerschen Haltung, vor allem mit Diepenbrock miterlebt. Diepenbrock aber sah sie als den treuesten Verfechter der Sailerschen Grundsätze an. Um so mehr hatte sie darunter gelitten, daß er die letzten Jahre über so sehr in den Hintergrund gedrängt, zuletzt in seinem ganzen Wirken mattgesetzt worden war. Die Wahl in Breslau aber hatte das mit einem Schlag geändert. Auch Ludwig schien sich Diepenbrock wieder zuzuwenden. So wollte vor allem sie sich mit Diepenbrocks Ablehnung nicht so einfach abfinden. Und wohl mit den heftigsten Vorwürfen widersprach sie ihm nun. Dabei konnte sie mit Diepenbrock, mit dem sie seit den Barbinger Ferientagen her vertraut war, eine ganz andere Sprache reden als die meisten anderen Freunde. Wie sehr Diepenbrock inzwischen aber wieder zu seinem köstlichen Humor zurückgefunden hat, zeigt sein Antwortbrief an Charlotte vom 11. Februar. Darin schrieb er: „... Sie haben mir einen so allerliebsten, pikanten, geistreichen, aufrichtigen Brief geschrieben über meine Ablehnung, daß ich das nächste Mal, wenn mich vielleicht anstatt des Herrn B.s die Papstwahl treffen sollte, es gewiß nicht anders mache, blos um wieder einen solchen Brief von Ihnen zu verdienen – als Strafe oder als Lohn, wie Sie wollen! Indeß bei aller treuen Freundschaft, die eine so volle Anerkennung durch alle Zeilen Ihres lieben Briefes trägt, thuen Sie mir doch hinsichtlich der Motive meiner Ablehnung ein bischen Unrecht. Ich gestehe Ihnen, daß allerdings der Drahtzug der gêne, der Convenienz und äußern Repräsentation, durch den mein ganzes Wesen, und jeden Tag, jede Stunde meines Lebens aufs neue, hätte hindurch passiren müssen, daß dieser Drahtzug mir wohl als eine Art von Folter erschien; allein um eines großen, hohen Zweckes willen hätte ich mich darein gefügt, auf die Macht der Gewohnheit und auf den Umstand zählend, daß doch in jedem Augenblick nur ein Opfer zu bringen sei. Aber die Überzeugung konnte ich nicht gewinnen, daß zur Erreichung des hohen Zweckes selbst, zur Lösung der schweren Aufgabe der erforderliche Stoff in mir stecke, daß sohin der Ruf wirklich als ein höherer göttlicher, und nicht als ein bloßes Resultat menschlicher Abkartung, an mich ergehe; konnte den Glauben nicht fassen, daß *Gott* mich dorthin sende, und mir also auch die erforderliche Mitgift von Kraft und Weisheit nicht versagen werde. Da die Annahme der Wahl immer in meinen freien Entschluß gelegt blieb, so war mein Gehen dorthin immer das eines Volontaire's; hätte man mich als Soldaten der Linie einfach hinkommandirt, dann wäre ich gegangen; als Volontaire hingehen, erschien mir im gewissenhaften Ueberblick meiner Munition als eine Vermessenheit. Auch meine körperlichen Kräfte mußte ich bei der ungeheuren Ausdehnung des Bisthums (größer als ganz Bayern) in Anschlag bringen, und auch da mußte ich fürchten, mit einem Deficit stecken zu bleiben. Sie sehen also, daß ich wohl von *Gewissensgründen* sprechen durfte, und daß Sie wegen der Verurtheilung oder Voraussetzung meiner rein *egoistischen* Motive auch einen Stein auf dem Gewissen haben, den ich Ihnen rathe, recht bald in einem recht langen Brief von sich abzuwälzen." [36]

[35] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 11. Februar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 290.

[36] Ebenda, 291.

Noch einmal hatte Diepenbrock hier das Wesentliche zusammengefaßt. Die ganze Sache schien ihm nun damit auch ihr endgültiges Ende gefunden zu haben. Seltsam genug aber gingen nun sofort die Reibereien mit Riedel wieder weiter. Eigentlich hatten sie gar nicht aufgehört, sondern waren nur unterbrochen worden. Dazu hatte die Breslauer Wahl Riedels Verhältnis zu Diepenbrock nur noch verworrener gemacht. Riedel erkannte die Rechtfertigung, die für Diepenbrock in allem lag. So begegnete er ihm noch abwehrender.

In der Regensburger Domkirche war es üblich, daß der jeweilige Domdechant am Festtag Maria Lichtmeß auch Zelebrant bei der Kerzenweihe und anschließenden Prozession war. Das sah auch das Direktorium ausdrücklich vor. Diepenbrock aber hatte einer augenblicklichen Halsentzündung wegen Dompropst Weinzierl gebeten, ihn zu vertreten. Um so überraschter war er, als er nun erfuhr, daß Riedel selbst die Feier vorgenommen hatte. Dabei hatte Riedel mit Diepenbrock darüber in keiner Weise Rücksprache genommen. Gegen dieses Verhalten verwahrte sich Diepenbrock nun am 4. Februar bei Riedel[37]. Dabei ging es ihm nicht nur um die Art und Weise von Riedels Handeln, das ihm gegenüber taktlos und verletzend war, sondern vor allem darum, daß nicht weiterhin ohne weiteres und allmählich der Reihe nach die alte Regensburger Observanz aufgehoben würde. Dagegen wollte Diepenbrock auch diesmal wieder entschiedenen Widerspruch erheben. Dahinter aber stand letztlich wieder der ganze alte Prinzipienstreit, den er gegen den Bischof führte und dessentwegen er schließlich sein Amt als Generalvikar hatte aufgeben müssen. Auch das Domkapitel informierte er hierüber[38].

Grundsätzlich standen die Kapitulare geschlossen hinter Diepenbrock. Sie unterstützten sein Auftreten gegen Riedel, weil sie wie er die durch Riedel geschehene Umorganisation der Diözesanverwaltung als Umsturz und Übergriff ansahen. Dabei nahmen sie nicht dieselbe konsequente und entschiedene Haltung ein, mit der Diepenbrock stets und in allem die eigene Überzeugung und den eigenen Standpunkt Riedel gegenüber vertrat. Sie ließen sich hin und her treiben. So hatte man Diepenbrock letztlich doch, bei aller Solidarität mit ihm, allein gelassen. Damit freilich verlor auch aller Widerstand an Stoßkraft, vor allem nachdem Diepenbrock aus der Diözesanverwaltung ausgeschieden war. Der Mehrheit der Kapitulare fehlte bei allem guten Willen ganz einfach die Kraft und Entschiedenheit, auch das Format der Persönlichkeit Diepenbrocks. So klagte man zwar über die neuen Zustände, ließ sich aber doch alles gefallen, schritt jedenfalls nicht konsequent und überzeugend genug dagegen ein. Eben das hatte Diepenbrock wohl gemeint, wenn er an Passavant schrieb, seine Kollegen im Kapitel klagten zwar alle über Riedel, es wäre aber nicht so weit gekommen, wenn sie die gehörige Energie gezeigt hätten[39]. Freilich waren alle zugleich Diepenbrocks Freunde. Aber Diepenbrock kannte eben auch ihre Schwächen.

Annahme der Wahl

Unterdessen war die Breslauer Wahl doch noch nicht abgetan, wie Diepenbrock glaubte. Man wollte seine Ablehnung nicht so einfach hinnehmen. König Friedrich Wilhelm selbst ergriff nun die Initiative. Er sandte Duesberg nach Regensburg. Als

[37] Diepenbrock an Riedel, Regensburg, 4. Februar 1845, BZAR BDK 80.
[38] Diepenbrock an Domkapitel Regensburg, Regensburg, 4. Februar 1845, ebenda.
[39] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 12. Oktober 1844, Bay Stabi Cgm 6600.

Wahlkommissar war er mit Diepenbrocks Wahl unmittelbar vertraut. Am 14. Februar traf er in Regensburg ein. Er war dazu eigens von Berlin hergekommen. Sein strenger Auftrag lautete, Diepenbrock zur Annahme zu bewegen. Dahinter stand der ausdrückliche Wille Friedrich Wilhelms. Damit aber, daß die ganze Sache nun noch einmal aufgerollt wurde, daß man nun mit noch dringenderen Vorstellungen an ihn herantrat, hatte Diepenbrock kaum gerechnet. Die Aussprache mit Duesberg war sehr offen. Duesberg war wie Diepenbrock Westfale und in Borken, ganz in der Nähe von Bocholt, geboren. Dazu waren beide gemeinsam in den Befreiungskrieg gezogen. Nun schien aber Duesberg bei Diepenbrock ebensowenig Erfolg zu haben. Diepenbrock beharrte entschieden auf seiner Ablehnung.

Duesberg hatte das wohl nicht anders erwartet. Er war aber mit einem ganz bestimmten Vorsatz nach Regensburg gekommen. Er stellte an Diepenbrock die Frage, ob er sich auch dann nicht zur Übernahme des Bistums entschließen könne, wenn ihn der Papst dazu anmahne. Vor dieser Frage konnte sich Diepenbrock nun nicht mehr verweigern. Er gab Duesberg die klare Zusicherung, daß er sich einer direkten Weisung des Papstes nicht mehr entziehen würde. Tatsächlich hatte Duesberg damit den allein noch möglichen Weg herausgefunden. Er glaubte nun mit dieser Zusicherung Diepenbrocks bereits alles gewonnen zu haben. Sofort am nächsten Tag, den 15. Februar, brach er nach München auf, um dem Nuntius diese neue Wendung der Sache zu berichten. Dagegen rechnete Diepenbrock zunächst nicht damit, daß sich der Papst so ohne weiteres zu einer solchen unmittelbaren Weisung an ihn bewegen lasse. Noch am selben Tag aber berichtete Diepenbrock Passavant alles ganz im Vertrauen[40].

Die Ereignisse überstürzten sich nun förmlich. Bereits drei Tage später, am 18. Februar, erreichte Diepenbrock ein Brief des Nuntius aus München. Er kündigte ihm den Erfolg der Mission Duesbergs an. Dazu sprach Viale Prelà eindeutig aus, daß der Heilige Stuhl sehr wohl seine Annahme wünsche. Freilich glaubte Viale Prelà mit dieser Versicherung aus seinem Munde der Annahmebedingung Diepenbrocks bereits Genüge getan zu haben[41]. So erwartete er, daß sich Diepenbrock nun in die Annahme füge, und forderte von ihm ungesäumt eine entsprechende Antwort. Diepenbrock antwortete dem Nuntius noch am selben Tag. Zwar erklärte er sich nun bereit, die Wahl anzunehmen, hielt aber an der Duesberg gegebenen Erklärung fest, das nur zu tun, wenn der Papst selbst das ausdrücklich von ihm fordere[42]. Er hatte damit dem Nuntius zwar die offizielle Annahme seiner Wahl in Breslau bereits zugesandt. Sie war aber an die Bedingung der direkten Weisung durch den Papst gebunden, die noch ausstand. Auf ihr beharrte er ausdrücklich. Mit der Versicherung des Nuntius gab er sich nicht zufrieden. Wirklich hatte Viale Prelà diesbezüglich mit Rom noch keinerlei Rücksprache treffen können. Er hatte nur nach Duesbergs Besuch Lambruschini die neue mögliche Wendung der Breslauer Wahl berichtet[43]. So sandte er auch jetzt Diepenbrocks Erklärung vom 18. Februar nach Rom.

Freilich wußte Diepenbrock, daß seine Sache nun bereits entschieden war. So fügte er im Brief an Emilie Linder vom 19. Februar, nachdem er ihr alles kurz berichtet hatte, bei: „Sie sehen aus diesem Stand der Sache, daß ich ein verhandelter Mann und

[40] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 15. Februar 1845, ebenda.
[41] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 25. Februar 1845. Förster, Diepenbrock, 116.
[42] Diepenbrock an Viale Prelà, Regensburg, 18. Februar 1845, StA Boch 1.1.1. 105.
[43] Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 141.

schon mehr in Breslau als hier bin. Ich sehe es auch so an und füge mich drein."[44] Das war wieder im Vertrauen geschrieben, denn die ganze Sache war noch in der Schwebe. Auch die Geschwister daheim in Bocholt benachrichtigte Diepenbrock jetzt von der eingetretenen Wende und auferlegte auch ihnen strengstes Stillschweigen darüber[45]. An Frau Tiedemann schrieb er: „Mit Freuden empfing ich ihr Brieflein. Sie hatten in meiner Seele gelesen, daß ich die Breslauer Wahl ablehnen würde. Ich thats mit aller Entschiedenheit; ich konnte nicht anders. Und dennoch! ich werde mich der Bürde wohl kaum entziehen können. Die Diözese, Berlin und selbst Rom verlangen meine Annahme; ich habe von allen Seiten gedrängt und auch in meinem Gewissen nicht mehr frei, endlich erklärt: „Wenn der Papst zum Besten der Kirche das Opfer von mir fordern zu müssen glaube, so würde ich es bringen, würde gehen im Gehorsam und stark durch den Gehorsam". Diese Erklärung ist nun unterwegs nach Rom; sie wird wohl kaum ein anderes Resultat haben, als das meines zu bringenden Opfers. Nun denn in Gottes Namen! ..."[46].

Hatte Diepenbrock den Geschwistern Stillschweigen auferlegt, so wurde nun doch schon wenige Tage später alles öffentlich in der Zeitung besprochen. Die Allgemeine Zeitung tat das aber in recht entstellender Weise. Sie berichtete in der Ausgabe am 23. Februar, Diepenbrock habe die Wahl nun doch auf Drängen des preußischen Königs angenommen. Diepenbrock veranlaßte sofort eine Richtigstellung, ließ sie aber nicht unter seinem Namen, sondern durch die Redaktion abdrucken. Darin wurde nun betont, daß er die Wahl noch nicht angenommen habe, aber sie anzunehmen bereit sei, wenn das der Heilige Stuhl von ihm fordere[47]. Gerade in München aber mußten solche Nachrichten lebhaftes Interesse hervorrufen, insbesondere nach allem, was man die letzten Jahre über von Diepenbrock gehört hatte. Vor allem Charlotte von Neumayr, die das alles sehr aufmerksam mitverfolgte, berichtete ihm alles, was man in München darüber sprach. Diepenbrock aber freute in ihren Briefen vor allem die treue Teilnahme, die sie an der jetzigen unerwarteten Wendung nahm. Und in dem gewohnten freundschaftlichen Ton antwortete er ihr[48].

Die Antwort aus Rom traf schneller ein als erwartet. Am 7. März erreichte Diepenbrock ein Schreiben Lambruschinis. Es trug das Datum des 26. Februar und war ihm über Viale Prelà zugestellt worden. Lambruschini drückte ihm darin aus, wie sehr der Papst seine Ablehnung bedauert habe. So habe er jetzt den Auftrag, ihm den ausdrücklichen Wunsch des Papstes auszusprechen, die auf ihn gefallene Wahl anzunehmen, dazu das Vertrauen des Papstes, daß er nun nicht weiter auf seiner Weigerung beharre[49]. Bereits zwei Tage später, am 9. März, antwortete Diepenbrock Viale Prelà und sandte ihm zugleich seine endgültige Annahmeerklärung zu. Beide Schreiben waren in lateinischer Sprache abgefaßt, so wie überhaupt der Schriftverkehr mit dem

[44] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 19. Februar 1845. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 271.

[45] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 19. Februar 1845, StA Boch 1.1.4. 15.

[46] Diepenbrock an Frau Tiedemann, Regensburg, 22. Februar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 293.

[47] Augsburger Allgemeine Zeitung, Nr. 54, 23. Februar 1845 u. Nr. 57, 26. Februar 1845.

[48] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 25. Februar 1845, Bay Stabi Stieleriana.

[49] Lambruschini an Melchior Diepenbrock, Rom, 26. Februar 1845. Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 142.

Nuntius und Rom in lateinischer Sprache stattfand[50]. Viale Prelà antwortete Diepenbrock wieder sofort und drückte ihm auch seine Freude über den endlichen Ausgang der Wahl aus. Dazu ließ er ihn wissen, daß er die Annahmeerklärung sowie das Schreiben Lambruschinis auch dem Breslauer Domkapitel zugesandt habe, damit man auch dort den ganzen Hergang kenne[51].

Hinter diesem Handeln Roms stand freilich zugleich das Wissen um den ausdrücklichen Willen des preußischen Königs. Er hatte sich längst für Diepenbrock nachhaltig genug eingesetzt. Das hatte bereits die Frage der Ernennung des Koadjutors für Köln deutlich gezeigt. Auch jetzt war Diepenbrock sein Wunschkandidat. Das wußte man in Rom. Und man wollte nun nicht gegen ihn handeln. Recht besehen, konnte man es sich gar nicht leisten, anders zu handeln, vor allem angesichts der großen kirchenpolitischen Zugeständnisse, die Friedrich Wilhelm gemacht hatte. Sie kamen einem Neuanfang der gesamten preußischen Kirchen- und Kulturpolitik gleich. Und hier wollte man nichts aufs Spiel setzen. Noch dazu war Diepenbrock mit großer Stimmenmehrheit in Breslau gewählt worden. Und die Wahl war völlig frei geschehen.

So hatte man nun auch alle früher über Diepenbrock eingeholten Informationen in Rom übergangen. Sie waren ja für Diepenbrock sehr negativ ausgefallen, vor allem da sie von einer Seite ausgegangen waren, die der Sailerschen Richtung feindselig gegenüberstand. Das alles aber lag nur wenige Jahre zurück und konnte daher auch jetzt nicht einfachhin vergessen sein. Man setzte sich aber nun darüber hinweg. Ausschlaggebend für Rom war jetzt zweifellos die Rücksichtnahme auf den preußischen König. So lag hier ein ganz realer politischer Beweggrund vor, nämlich der Vorteil, den Diepenbrocks Wahl für das Verhältnis Roms mit der preußischen Regierung sowie für die Breslauer und die katholische Kirche im Königreich Preußen überhaupt brachte. So waren hier ganz sachliche, von Diepenbrocks Persönlichkeit völlig unabhängige Gründe am Werk. Sie wollte Rom wahrnehmen und für sich ausnützen, zum Besten der katholischen Kirche in Preußen. So war der Papst grundsätzlich bereit, von Diepenbrock die Annahme der Wahl persönlich zu fordern. Er konnte hier gar nicht anders handeln. Ähnlich verhielt es sich wohl mit der Verleihung des Kardinalats an Diepenbrock. Er wurde im Jahr 1850 zusammen mit Geissel ins Kardinalskollegium aufgenommen. Zweifellos war das eine Anerkennung Diepenbrocks eigener unübersehbarer Leistung als Fürstbischof. Zugleich aber wollte man mit dieser Auszeichnung den Breslauer Bischofsstuhl und damit das Königreich Preußen ehren. Beide Beweggründe fielen hier wohl zusammen. Aber es waren eben beide miteinander im Spiel.

Freilich ging es jetzt auch um Diepenbrock selber. Man traute ihm für Breslau vieles zu, gerade als Schüler Sailers. Man begegnete ihm aber deshalb nicht schon vorbehaltlos. Hier wirkten doch die Vorgänge der letzten Jahre unmittelbar nach. Nur so konnte es geschehen, daß man ihm nun noch einmal, nachträglich, wenn auch in der schonendsten Form, den Schluß seiner Trauerrede auf Schwäbl vorhielt, und zwar in Form eines päpstlichen Breves[52].

All dessenungeachtet aber war jetzt der ganze Hergang für Diepenbrock äußerst ehrenvoll geworden. Der Papst selber hatte nun ausdrücklich seine Annahme veranlaßt. Aber nicht nur das. Papst Gregor XVI. hatte seinen Wunsch bereits aus-

[50] Diepenbrock an Viale Prelà, Regensburg, 9. März 1845, StA Boch 1.1.1. 105. – Annahmeerklärung Melchior Diepenbrocks, Regensburg, 9. März 1845. Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 142.

[51] Viale Prelà an Diepenbrock, ohne Datum. Reinkens, Diepenbrock, 295.

[52] Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 134.

gesprochen, noch ehe Diepenbrocks Erklärung vom 18. Februar, er würde auf die ausdrückliche Weisung des Papstes hin die Wahl annehmen, in Rom eingetroffen war. Der Papst hatte also Diepenbrocks Annahme von sich aus gewünscht und aus freien Stücken ausgesprochen. So war das Schreiben Lambruschinis auch nicht erst durch Diepenbrocks Erklärung veranlaßt worden. Gerade das aber mußte seinen Wert ungemein erhöhen, mußte Diepenbrock ehren. Tatsächlich konnte es für ihn im Augenblick keine größere Auszeichnung geben als diese frei erfolgte römische Aufforderung. Wie schon die Wahl so konnte erst recht jetzt diese Berufung durch den Papst gar nicht anders verstanden werden denn als ehrenvolle Anerkennung von seiten Roms. Das mußten nun selbst Diepenbrocks schlimmste kirchliche Gegner anerkennen und zwar um so mehr, da Diepenbrocks ablehnende und rein abwartende Haltung überall bekannt war. Für sie war dieses Ergebnis niederschmetternd. Denn sie hatten ja stets Diepenbrocks Kirchlichkeit angegriffen. Und gerade sie war jetzt durch Rom selbst bestätigt. Alle, die denselben kirchlichen Standpunkt wie Diepenbrock vertraten, die Gemäßigten, empfanden das so. Für sie lag darin eine große Genugtuung. Für die Fanatiker aber bedeutete alles eine ganz offensichtliche Zurückweisung. Vor allem in München gärte das hoch auf[53]. Ebenso aber auch in Regensburg. Dort hatte noch kurz vorher Sporer überall herum erklärt, der Papst könne und werde eine solche Weisung an Diepenbrock nie und nimmer erlassen. Charlotte von Neumayr gegenüber drückte das Diepenbrock nun auf bayerisch aus und schrieb ihr, alle diese Leute hätten nun eine rechte Watschen erhalten. Freilich fügte er hinzu, es sei eine andere Frage, ob sie dabei auch erröteten[54].

Diepenbrocks ganze Stellung konnte also kaum vorteilhafter sein. Das empfand er auch selber so. Das war aber doch nur die Wirkung nach außen hin. Für ihn selber lag in allem noch eine ganz andere, persönliche Bedeutung. Und sie war für ihn die entscheidende. In der direkten Weisung durch den Papst wollte er nun die Führung und Sendung Gottes selbst anerkennen. Die Wahl als solche hatte das nicht vermocht. Hier war alles in sein eigenes freies Entscheiden gestellt. Sie anzunehmen schien Diepenbrock vermessen. Schon seine hohe Auffassung vor diesem Amt hinderte ihn daran. Dazu kam die eigene innere Abneigung. So entschied er seiner inneren Stimme gemäß. Er lehnte ab. Der direkte Wunsch des Papstes aber forderte nun etwas ganz anderes ein, den Gehorsam gegen die Kirche. Hier konnte Diepenbrock nicht mehr ausweichen. So lag in seinem Beharren, sich einzig der direkten päpstlichen Weisung zu fügen, auch nichts von einer Nötigung Roms. Dazu wollte Diepenbrock den Papst nicht in Verlegenheit setzen, wie man ihm vorwarf, auch öffentlich in den Kirchenzeitungen[55]. Vielmehr suchte er dadurch zur Gewißheit zu gelangen, daß in der Wahl wirklich Gottes Ruf enthalten war. Das war der innere Sinn seines ganzen Verhaltens. Freilich konnte er von außen her sehr leicht mißdeutet werden. Er wurde es auch, vor allem von seinen Gegnern.

Fast scheint es, als hätte Diepenbrock dieses notwendigen Moments bedurft. So war es bei allen bisherigen Ernennungen gewesen. Stets hatte er sich geweigert, sie anzunehmen, und sich erst dann in die Annahme gefügt, wenn sie unausweichlich geworden war. So war es auch jetzt wieder geworden. Diesmal war alles bis zur allerletzten, höchsten kirchlichen Instanz vorgedrungen. Dabei war Diepenbrock zuletzt nur

[53] Diepenbrock an Passavant, ohne Datum, Bay Stabi Cgm 6600.

[54] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 20. März 1845. Reinkens, Diepenbrock, 296.

[55] Ebenda.

mehr die Rolle des rein passiven Abwartens zugefallen. Recht besehen konnte er schließlich gar nicht mehr anders entscheiden, als die Wahl anzunehmen. Der Wunsch des Papstes forderte seinen Gehorsam. Er war nun gebunden, auch in seinem Gewissen. Zugleich aber schloß sich ihm hier das, was unausweichlich und notwendig geworden war, als Wille Gottes selber auf. Und allein dieses Bewußtsein half ihm nun, seine persönliche Neigung, seine innere Abneigung zu überwinden, auch das Gefühl, dem Amt nicht gerecht werden zu können, sowohl was seine eigenen Fähigkeiten betraf als auch seine Gesundheit. An Emilie Linder schrieb er am 8. März: „... Ja, wahrhaftig, wenn ich die Wahl hätte zwischen Sterben am Charfreitage oder nach Br. zu gehen, ich wählte freudig das *Erstere*. – Nur einen Trost gibt's, *Gott sendet dich, also hilft Er dir*. Solange ich an diesem Gedanken festhalte, ist mir leicht und wohl zu Muthe; wenn aber dann mein Blick wieder auf mich selbst und meine Armuth zurücksinkt, und die Phantasie ihr düsteres Gewebe beginnt, dann wird mir recht unwohl, recht trübselig und schwer um's Herz. Vieles hängt freilich auch wieder von der körperlichen Stimmung ab, ..."[56] An alle Vertrauteren schrieb Diepenbrock in diesem Sinn, freilich auch wieder in viel zuversichtlicherem Ton[57]. An die Geschwister in Westfalen schrieb er: „Ich kann nun in dem ganzen wunderbaren Gang der Sache Gottes deutliche Führung nicht mehr verkennen, und das macht mich getrost und ruhig."[58] Dasselbe traf auch bei Apolonia zu. Freilich war nun sofort auch wieder die Frage da, ob sie den Bruder nach Breslau begleiten solle. Vorerst konnte sie sich noch nicht dazu entschließen. Es war aber auch noch Zeit dazu.

Auch König Ludwig benachrichtigte Diepenbrock jetzt wieder durch einen persönlichen Brief von der endgültigen Annahme der Wahl. Ludwig antwortete wieder sofort. Er drückte Diepenbrock erneut sein Bedauern aus, ihn an Preußen zu verlieren. Dazu lud er ihn ausdrücklich zu sich in die Residenz, falls er vor seiner Abreise nach Breslau noch nach München komme. So war sein Schreiben wieder sehr anerkennend und freundlich, aber, wie Diepenbrock an Emilie Linder schrieb, zugleich kalt[59]. Diepenbrocks direkte päpstliche Berufung berührte wohl auch ihn eigentümlich. Denn auch er hatte Diepenbrock während der letzten Jahre völlig übergangen.

Vielleicht aber war Ludwig Diepenbrock gegenüber auch ganz einfach befangen. Denn gerade in diesen Tagen erreichte Diepenbrock das endgültige Urteil der Regierung in seiner Streitsache mit Bischof Riedel. Es datierte vom 3. März 1845. Bereits wenige Tage später schrieb Diepenbrock darüber an Charlotte von Neumayr: „Die Entscheidung über meine Differenzen mit dem Herrn Bischof ist in voriger Woche gekommen; der Pelz wird darin gewaschen ohne naß zu werden. In allen Punkten wird mir im Grunde Recht gegeben, und dem Bischof doch nur in einem Punkte eine Rüge. Mir genügt's, und ist mir selbst lieb, daß H. v. Abel ihn so mild durchgelassen. Ich wollte ihm nie was Leides, meinte es gewiß redlich mit ihm, hätte ihm gerne tausend Verdruß erspart und ihn auf Händen getragen. Allein er hielt mich nicht für katholisch, sprach immer nur von dem Schluß meiner Schwäbl's Predigt, von der er nie

[56] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 8. März 1845. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 271 f.

[57] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 25. Februar 1845. Förster, Diepenbrock, 115–117 u. an Passavant, ohne Datum, Bay Stabi Cgm 6600.

[58] Diepenbrock an alle Geschwister, Regensburg, 10. März 1845, StA Boch 1.1.4. 75.

[59] Diepenbrock an Emilie Linder, ohne Datum. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 272. Dieser Brief ist wohl in die zweite Märzwoche 1845 zu datieren. Der genannte Brief Diepenbrocks an Ludwig I. ist im Bay HStA GHA nicht erhalten.

mehr als nur diesen gelesen, und ließ sich von Sporer und Consorten hetzen."[60] Es ist die einzige Briefstelle, in der Diepenbrock so offen darüber spricht. Aber eben vor allem Charlotte interessierte der Ausgang dieser Untersuchung. Ihn selber berührte das alles nur mehr wenig. So sehr er ursprünglich darauf neugierig gewesen war, so sehr war es jetzt durch die Breslauer Wahl überholt und daher völlig entwertet und bedeutungslos.

In Rom wurde inzwischen Diepenbrocks Informativprozeß eingeleitet. Der preußische Vertreter am Heiligen Stuhl hatte am 8. März Diepenbrocks Wahlakten eingereicht mit der ausdrücklichen Bitte, den Prozeß der Kurie selbst zu übergeben. Die preußische Regierung drängte darauf, daß er so schnell wie möglich präkonisiert würde und sein Amt in Breslau wirklich antrete. Diesen Wunsch rechtfertigte man mit den Verhältnissen in der Diözese Breslau selbst, die dringend nach einem ordentlichen Bischof verlangten. Der Papst respektierte diesen Wunsch. Er übertrug nun den Prozeß, den ursprünglich der Münchener Nuntius Viale Prelà für sich erbeten hatte, der römischen Kurie. Hier waren die geringsten Verzögerungen zu erwarten[61]. Dazu hatte Papst Gregor XVI. der Kurie Diepenbrocks Prozeß bereits zu einem Zeitpunkt übertragen, an dem dessen offizielle Annahmeerklärung noch gar nicht in Rom eingetroffen war. Viale Prelà teilte das Diepenbrock nachträglich mit. Und zu Recht wertete er diese Eiligkeit des Papstes Diepenbrock gegenüber als neuen rührenden Beweis des Vertrauens, das man in Rom in ihn gesetzt habe[62]. An Emilie Linder schrieb Diepenbrock hierüber: „Wenn ich bedenke, daß *Sailer* erst durch ein öffentlich abgelegtes Glaubensbekenntnis die Hindernisse beseitigen mußte, die seiner Ernennung zum Weihbischof entgegenstanden; daß *Wittmann* unpräconisirt als blos ernannter wirklicher Bischof sterben mußte, weil die Nuntiatur in dem ersten Informationsprozeß einen Formfehler begangen und er das nächste Consistorium nicht mehr erlebte, daß die Bischöfe Riccabona und Manl beide *9 Monate* auf ihre Bestätigung von Rom warten mußten, so daß ich sie (damals mit Sailer bei der Weihe in München) noch damit neckte, sie seien *reif ausgetragene* Kinder – wenn ich alles das bedenke, und daß man nun bei *mir*, nach allen in den letzten Jahren vorgefallenen Verdächtigungen, doch so kurzen Prozeß macht, daß man vielleicht gar keinen macht, so kann ich nicht genug staunen und beuge mich in Demuth unter Gottes allmächtige Hand."[63] Bereits am 21. April 1845 wurde Diepenbrock als Fürstbischof von Breslau in Rom präkonisiert.

Emilie Linder war zu dieser Zeit eine der vertrautesten Briefadressaten Diepenbrocks. Ihr berichtete er sehr offen und im Vertrauen über alles. Freilich gab es nun mit ihr auch viele praktische Dinge zu besprechen. Bereits am 19. Februar hatte er ihr geschrieben, daß nun ein Heer von Sorgen, für Geistliches und Irdisches, auf ihn zurücke[64]. Emilie Linder aber hatte ihm von Anfang an alle Hilfe zugesagt. Sehr gern überließ ihr Diepenbrock nun die Sorge für die Anfertigung des Bischofsornates. Dazu hatte ihm Emilie Linder mehrere Stoffmuster nach Regensburg geschickt. Diepenbrock trug ihr nun auf, den Stoff aus Mailand zu bestellen, weil ihm die italieni-

[60] Melchior Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 10. März 1845. Reinkens, Diepenbrock, 297.

[61] Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 146.

[62] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 25. März 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 29 f.

[63] Melchior Diepenbrock an Emilie Linder, ohne Datum. Reinkens, Diepenbrock, 296. Der Brief ist auf Mitte März 1845 zu datieren.

[64] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 19. Februar 1845. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 271.

schen Seidenstoffe besser schienen. Emilie Linder sollte von dort den Stoff für zwei vollständige Ornate besorgen, einen wertvolleren und einen zweiten zum Ersatz. Dazu bat er sie, in Mailand zugleich einen Bischofsring und ein Pektorale für ihn zu kaufen. Beides sollte zwar wertvoll, aber, wie er ihr ausdrücklich auftrug, einfach sein[65].

Von Breslau aus war vor allem Förster bemüht, Diepenbrock das Kommen so leicht als möglich zu machen. Er gab ihm alle möglichen vertraulichen Hinweise, auch manche Ermutigung, insbesondere durch das eigene Vertrauen. Tatsächlich war Förster für Diepenbrock so zum unmittelbaren Anknüpfungspunkt im Breslauer Kapitel selbst geworden. Bei Förster fragte er auch selber das eine und andere an und dankte ihm stets die bisherige Treue[66]. Auch von Berlin her zeigte man sich Diepenbrock gegenüber so entgegenkommend als möglich. Wohl bereits im Februar hatte Diepenbrock mit Duesberg, der nach seinem Besuch bei Viale Prelà in München noch einmal nach Regensburg zurückgekehrt war[67], das Notwendigste besprochen. Nun zeigte sich die preußische Regierung auch hinsichtlich seiner Weihe rücksichtsvoll. Üblicherweise sollte sie erst nach dem Eid vor dem König stattfinden. Man gestattete Diepenbrock aber, die Weihe vorzuziehen, beharrte aber auf der Eidesleistung vor der Inbesitznahme des Bistums[68].

Sehr gern hätte Diepenbrock die Bischofsweihe durch seinen langjährigen Freund Erzbischof Bonifaz Urban empfangen, sei es in Bamberg oder auch in Regensburg selbst[69]. Freilich hätte Diepenbrock damit den Münchener Erzbischof Gebsattel übergehen müssen, der ihm stets gewogen, dazu sein Metropolitanbischof war. Nur allzu sehr hätte man ihm das verübelt. München aber kam für Diepenbrock als Weiheort ganz und gar nicht in Frage. Dort war ihm alles viel zu unruhig. Tatsächlich hätte seine Weihe in München den allergrößten Auflauf verursacht. Dazu hätte sich Diepenbrock selber zahllosen Besuchen unterziehen müssen[70]. Das alles wollte er vermeiden. Andererseits aber konnte er es dem alten, 84jährigen Erzbischof auch nicht zumuten, nach Regensburg zu kommen, um ihm hier die Bischofsweihe zu erteilen. So war er auf den Gedanken gekommen, nach Salzburg zu gehen. Dagegen konnte man auch in München nichts einwenden[71].

Salzburg lag aus mehreren Gründen nahe. Einmal verband Diepenbrock mit Schwarzenberg langjährige Freundschaft. Zum andern stand er auch als künftiger österreichischer Bischof in unmittelbarer Beziehung mit Schwarzenberg. Dazu mußte es gerade auch in Wien sehr gut aufgenommen werden, wenn er Salzburg als Weiheort wählte. Auch die Weihe selber machte in Salzburg nur wenige Umstände, da ein Weihbischof am Ort war und ein Suffraganbischof nicht weit.

Am Ostermontag, den 24. März, wandte sich Diepenbrock mit seiner Bitte an Schwarzenberg. Schwarzenberg antwortete ihm bereits eine Woche später, am 2. April. Gewiß hatte er die Vorgänge um Diepenbrocks Wahl mit einigem Interesse mitverfolgt. So versicherte er Diepenbrock, er sei mit dieser Bitte nur seinem eigenen

[65] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 25. April 1845, StA Boch 1.1.7. 145–155.

[66] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 25. März 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 31–33.

[67] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 19. Februar 1845. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 271.

[68] Diepenbrock an Emilie Linder, ohne Datum. Ebenda, 272.

[69] Diepenbrock an Passavant, ohne Datum, Bay Stabi Cgm 6600.

[70] Diepenbrock an Emilie Linder. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 272.

[71] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 25. März 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 30 f.

Wunsch entgegengekommen. Diepenbrock freute ganz offensichtlich die freundliche, auch großzügige Art, mit der Schwarzenberg sein Ansuchen sofort aufnahm. In allem sprach sich Schwarzenbergs wertschätzende Freundschaft zu ihm aus. Für die Feier selber bat sich Diepenbrock in einem eigenen Brief vom 21. April aber dringend aus, keine anderen Vorbereitungen als die notwendigen zu treffen. Er wünschte alles so einfach und bescheiden als möglich[72].

Den Tag der Weihe selbst hätte Diepenbrock gern auf Pfingsten gelegt. Dieser Wunsch aber zerschlug sich sehr bald. Die Ankunft der Bullen aus Rom verzögerte sich. So mußte auch der Weihetermin immer wieder verschoben werden. Von den Geschwistern daheim in Bocholt wünschte Diepenbrock den älteren Bruder Bernard bei der Feier in Salzburg zugegen. Am 24. April lud er ihn dazu förmlich ein. Bernard sollte als Vertreter der Familie neben Apolonia hinzukommen. Zu dieser Zeit glaubte Diepenbock noch, die Weihe könne, wenn nicht an Pfingsten, so doch am Dreifaltigkeitssonntag stattfinden. Deshalb bat er Bernard, doch nun zum 2. Mai in Bocholt abzureisen, um rechtzeitig in Regensburg einzutreffen. Auch füreinander wollten die Geschwister noch Zeit haben. Für die Reise des Bruders von Regensburg nach Salzburg wollte er sorgen. Ihn selber aber forderte er auf, sich einen bayerischen und wenn möglich auch österreichischen Paß zu besorgen[73].

Daß Diepenbrocks Wahl auf Bernard fiel, hatte vor allem den Grund, daß Bernard ihm der treueste Bruder war. Bernard war als einziger der vier Brüder in Bocholt geblieben. Wie der Vater arbeitete er in der Verwaltung der Salm-Salmschen Besitzungen. Er war dort Domänenrat. Er trug im eigentlichen Sinn Namen und Tradition der Familie in Bocholt fort. 1818 hatte er Dina Meulmann geheiratet. Zeitlebens riß die unmittelbare Verbindung mit Bernard nicht ab. Regelmäßig schrieben sich beide Brüder. Vor allem über ihn erfuhr Diepenbrock auch immer wieder alle möglichen Bocholter Neuigkeiten. Trafen aber dort irgendwelche Geschäfte, so besorgte sie Bernard für ihn. Über ihn konnte Diepenbrock zugleich auch immer alle übrigen Geschwister erreichen. Das lag auch jetzt in seiner Absicht. Denn Bernard sollte den Daheimgebliebenen nach seiner Rückkehr genau über alles in Regensburg und Salzburg Erlebte berichten. Außer Bernard aber wollte Diepenbrock niemand aus der Familie der fremden Umstände in Salzburg wegen einladen. Auch Förster lud er ein, nach Salzburg zu kommen, freilich mit dem Vorbehalt, daß er nicht beurteilen könne, ob es Förster überhaupt möglich wäre zu kommen[74]. Aber wohl sehr gern hätte er Förster dort persönlich kennengelernt. Förster konnte nicht kommen.

In allem Gedränge aber bewahrte sich Diepenbrock doch auch Zeit für seine ganz persönliche Muße. So wurde gerade in diesen Wochen das Flämische Stilleben fertig. Bereits am 27. Februar hatte er an Emilie Linder geschrieben, alles sei längst zum Druck bereit und der Text größtenteils schon gedruckt[75]. Aber die in Antwerpen bestellten Holzschnitte trafen erst Anfang März ein. So hatte sich das Erscheinen des Büchleins nunmehr drei Monate lang hinausgezögert. Erst in den ersten Märzwochen kam es heraus[76]. Das Vorwort hatte Diepenbrock bereits am Schluß des vergangenen Jahres geschrieben. Auch im Druck trug es jetzt dieses Datum. Am 18. März sandte er Frau Tiedemann sein fertiges Flämisches Stilleben zu. Im beigelegten Brief fügte er die

[72] Briefe Diepenbrocks an Schwarzenberg. Wolfsgruber, Schwarzenberg, Bd. I, 242–246.

[73] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Regensburg, 24. April 1845, StA Boch 1.1.4. 15.

[74] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 25. März 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 31.

[75] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 27. Februar 1845. Reinkens, Diepenbrock, 299.

[76] Flämisches Stilleben, Regensburg [1]1845, [2]1845.

vielsagenden Worte hinzu: „Es wird das leider wohl die letzte kleine literarische Arbeit dieser Art sein, womit ich mich beschäftigt; denn von nun an werden andere Sorgen und Arbeiten mich in Anspruch nehmen. Bisher gürtete ich mich selbst und ging, wohin ich wollte; jetzt hat aber ein Anderer mich gegürtet und führt mich, wohin ich nicht will. Indessen geschehe sein Wille!“ [77]

Verständlicherweise war das Buch sehr rasch vergriffen. Diepenbrocks päpstliche Berufung nach Breslau war ja inzwischen überall bekannt. So griff man mit großem Interesse, wohl auch mit viel Neugier nach seinem Büchlein. In Regensburg freilich war seine poetische und literarische Neigung bekannt genug. Aber eben auch hier war nun der Reiz des Lesens durch seine Wahl nach Breslau doppelt groß. An Emilie Linder schrieb Diepenbrock am 2. April: „Unser Büchlein findet, wie ich höre, allgemeinen Beifall; hier lesen's die vornehmsten Damen mit gleicher Begier wie die geringen Leute und alle finden's nützlich.“ [78] Freilich bestach zugleich der Reiz, der in der reinen und anspruchslosen Darstellung dieser drei Genreschilderungen lag. Den Erlös hatte Diepenbrock wieder ausschließlich für die Armen bestimmt, wie auch auf dem Titelblatt stand. Er kam Apolonias St. Josephsanstalt zugute. In der sofort erschienenen zweiten Auflage aber konnte er nun auch die dritte Erzählung mit den Holzschnitten der flämischen Originalausgabe versehen lassen.

Dem Freund O'Donnell erfüllte Diepenbrock in diesen Tagen einen Herzenswunsch. O'Donnel sammelte Autographen. Diepenbrock wußte um diese Sammlerleidenschaft. Er hatte O'Donnell schon von verschiedenen Seiten her Autographen zugebracht, auch immer wieder durch Vermittlung der eigenen Bekannten und Freunde, vor allem auch über Frau Tiedemann und Emilie Linder[79]. So sollte er nun abermals behilflich sein. Er sollte für O'Donnell an Annette von Droste-Hülshoff schreiben und von ihr einen Augraphen erbitten. O'Donnell zählte dabei darauf, daß Diepenbrock ja wie die Droste westfälischer Abstammung war und hier ein Anknüpfungspunkt gegeben sei. Tatsächlich brachte das Diepenbrock auch in seinem Brief vom 26. April 1845 an Annette von Droste-Hülshoff in Anwendung[80]. Dazu bezog er sich auf den erst jüngst im September vergangenen Jahres bei Cotta erschienenen zweiten Gedichtband der Droste. Offensichtlich hatten diese Gedichte überhaupt O'Donnells Wunsch ausgelöst. Er war von ihnen so begeistert, daß er nun vor allem auch von der Verfasserin dieser Gedichte eine Handschrift wünschte. Diepenbrock sandte Annette gewissermaßen als Gegengabe im voraus sein eben erschienenes Flämisches Stilleben zu, dazu seinen Geistlichen Blumenstrauß vom Jahr 1829. Annette von Droste-Hülshoff antwortete ihm im Mai. Sie sandte zwei Gedichte mit, ein ihm gewidmetes kurzes und ein längeres, „Das Wort“, als Autograph für O'Donnell[81].

[77] Diepenbrock an Frau Tiedemann, Regensburg, 18. März 1845. Reinkens, Diepenbrock, 299.

[78] Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 2. April 1845. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 272.

[79] Diepenbrock an Emilie Linder, November 1840 u. an Frau Tiedemann, 17. Dezember 1843. Reinkens, Diepenbrock, 264.

[80] Diepenbrock an Annette von Droste-Hülshoff, Regensburg, 26. April 1845. Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 61.

[81] Annette von Droste-Hülshoff an Diepenbrock. Marquardt, Brief der Droste an Diepenbrock, 57–62. – Dieser Brief liegt nur als Entwurf vor. Die genaue Datierung ist umstritten. Sie ist aber mit Sicherheit in den Mai 1845 zu legen (Karl Schulte Kemminghausen, Kardinal Fürstbischof Melchior von Diepenbrock und Annette von Droste-Hülshoff, in: Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 64 f.). Zur Frage, um welche Gedichte es sich handelte, vgl.: Marquardt, Brief

Diepenbrocks Dankesbrief an die Droste datierte bereits von Breslau aus. Er sandte ihr zugleich mehrere Exemplare seines mit dem Bistumsantritt erlassenen Hirtenbriefes. Auch O'Donnell selber hatte sich nun in einem eigenen Brief bei der Dichterin bedankt[82]. Diepenbrocks Briefwechsel mit Annette von Droste-Hülshoff fand noch einmal eine Fortsetzung. Auf ihr eigenes Anerbieten hin, für O'Donnell auch noch weitere Autographen anderer Persönlichkeiten Westfalens zu besorgen, griff Diepenbrock eineinhalb Jahre später zurück. Er wünschte durch Annette Autographen etwa von Overberg, der Fürstin Gallitzin, Fürstenberg oder auch von August von Droste zu Vischering zu erhalten. Er wollte damit dem um den Tod seines Onkels, des Kardinals und Erzbischofs von Mailand, trauernden O'Donnell eine Freude bereiten[83]. Annette von Droste-Hülshoff aber konnte diesen Wunsch nicht mehr erfüllen. Sie war krank und hatte sich endgültig nach Meersburg zurückgezogen. Ihre westfälische Heimat hat sie nicht mehr besucht. Am 24. Mai 1848 starb sie in Meersburg am Bodensee. Ihr Schwager, Freiherr von Laßberg, meldete Diepenbrock ihren Tod[84].

Inzwischen trafen auf Diepenbrock zahlreiche persönliche Ehrenbezeugungen. An Charlotte von Neumayr hatte er schon im Februar geschrieben, die Auszeichnungen würden ihm jetzt wie damals das Wasser bei der Wasserkur in Gräfenberg mit Kübeln voll über den Kopf gegossen[85]. Die Katholisch-Theologische Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität München verlieh ihm zum Abschied die Ehrendoktorwürde, ebenso die der Breslauer Universität zu seiner Ankunft. In Breslau bestand die theologische Fakultät der Universität zu dieser Zeit aus nur mehr drei ordentlichen Professoren, Baltzer, der Dekan war, Movers und Demme. Auch in dieser Hinsicht setzte man in Diepenbrocks Kommen größte Hoffnung. Am 30. April bedankte sich Diepenbrock bei der Fakultät für die ehrenvolle Auszeichnung[86]. Unterm 29. April sandte ihm die theologische Fakultät der Münchener Universität das Diplom der Ehrendoktorwürde zu. Es war auf den 20. April 1845 ausgestellt. Die darin ausgesprochenen Motive lauteten auf seine tüchtige Wissenschaftlichkeit und seine verdienstvolle kirchliche Wirksamkeit[87]. Wieder bedankte sich Diepenbrock mit einem eigenen Schreiben. Ausdrücklich betonte er darin, er fasse diese Würde als ein Band auf, das ihn auch weiterhin mit Bayern, seiner zweiten, ihm teuer gewordenen Heimat verbinde[88].

der Droste an Diepenbrock, 53–66 und Clemens Heselhaus, Annette von Droste-Hülshoff. Leben und Werk, Düsseldorf 1971, 325. Die Frage, welches Gedicht Annette von Droste-Hülshoff Diepenbrock als Autograph zugesandt hat, löst Marquardt überzeugend für das Gedicht „Das Wort". Falsch ist sonach die Meinung, es habe sich um das Gedicht „an Diepenbrock" gehandelt. – „Das Wort" und „An Kardinal Melchior von Diepenbrock" (Die Überschrift ist falsch, da Diepenbrock zu dieser Zeit noch nicht Kardinal war), in: Annette von Droste-Hülshoff. Sämtliche Werke, Bd. I/2 hrg. v. Bertha Badt (1925), 281 f. u. 356. – Clemens Heselhaus, Die Droste und Diepenbrock, in: Westfälische Nachrichten, Nr. 14, 19. Januar 1953.

[82] Diepenbrock an Annette von Droste-Hülshoff, Breslau, 24. August 1845 u. O'Donnell an Annette von Droste-Hülshoff, 24. August 1845. Bröker, Diepenbrock-Gedenkschrift, 65 f.

[83] Diepenbrock an Annette von Droste-Hülshoff, Breslau, 28. November 1846. Ebenda, 66 f.

[84] Joseph von Laßberg an Diepenbrock, Meersburg, 29. Juni 1848. Ebenda, 67 f.

[85] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 25. Februar 1845, Bay Stabi Stieleriana.

[86] Diepenbrock an Katholisch-Theologische Fakultät der Universität Breslau, Regensburg, 30. April 1845. Reinkens, Diepenbrock, 300 f.

[87] Archiv der Ludwig-Maximilians-Universität München, KI-30, S. 172 f.

[88] Diepenbrock an die Katholisch-Theologische Fakultät der Universität München, Regensburg, 13. Mai 1845, ebenda, S. 174.

Diepenbrock, der in Breslau in eine völlig fremde Umgebung versetzt wurde, wollte wenigstens die ersten ein bis zwei Jahre einen ihm vertrauten Regensburger Geistlichen als Privatsekretär mitnehmen. Er mußte sich so nicht von Anfang an, selbst in den persönlichsten Dingen, fremden Händen anvertrauen. Auch Duesberg und Förster hatten ihm das angeraten. Diepenbrock dachte dabei an Lipf, der im Jahr 1833 an seiner Statt von Schwäbl zum bischöflichen Sekretär ernannt worden war und seither auch unter Riedel bewährte Dienste leistete. Lipf selber fiel es nicht ganz leicht, sich in Diepenbrocks Bitte hineinzufinden, wie er seinem Freund, Abt Gregor Scherr, nach Metten schrieb[89]. Zu sehr hing er an seiner Heimat Regensburg. Freilich wußte er, daß er nach einem oder zwei Jahren wieder zurückkehren würde. So willigte er endlich ein, nicht zuletzt aus Verehrung für Diepenbrock. Aber er bat sich aus, daß seine Stelle bis zu seiner Rückkehr für ihn offengehalten würde.

Für alles mußte Diepenbrock aber jetzt die Erlaubnis Riedels einholen. Dabei zeigte sich Riedel überraschend entgegenkommend. Er gab Lipf sofort frei. Diese unerwartet freundliche Haltung aber sollte nun zur wirklichen Aussöhnung zwischen Diepenbrock und Riedel führen. Diepenbrock stattete Riedel eigens einen Besuch ab, um ihm herzlich zu danken[90]. Er war froh, daß das Verhältnis zu Riedel nun, bevor er Regensburg endgültig verlassen mußte, diese versöhnliche Wendung genommen hatte. Er selber wollte Riedel nichts nachtragen.

Auch beim König mußte Diepenbrock Lipfs Entlassung erwirken. So schrieb er am 10. März an das Innenministerium in München. Zur Begründung seiner Bitte berief er sich ausdrücklich auf seine päpstliche Sendung nach Breslau. Dazu legte er die Abschrift der Aufforderung Lambruschinis vom 26. Februar bei und wies auch darauf hin, daß sie niedergeschrieben worden war, noch ehe die Erklärung seiner Annahmebedingungen in Rom sein konnte[91]. Wohl kaum hätte Diepenbrock das so betont, wenn er nicht gewußt hätte, daß dieser Antrag durch die Hände Abels gehen würde. Darum war es ihm nun zu tun. Gerade Abel war ja die letzten Jahre über als sein eigentlicher Gegenspieler in München hervorgetreten. So hatte Diepenbrock, wie er Charlotte von Neumayr gestand[92], zugleich die Nebenabsicht, „gewissen Herren" im Ministerium zu zeigen, wie verschieden von ihnen man in Rom beurteile, was katholische Gesinnung sei. Diepenbrock tat das nicht etwa aus gekränkter Ehre. Dazu hatte er von allem bereits viel zu sehr Abstand gewonnen, auch bewegte ihn gerade jetzt ganz anderes. Aber eine Genugtuung war es eben doch für ihn, noch dazu jetzt, nachdem kurz zuvor das endgültige Urteil der Untersuchung der Regierung im Streit mit Bischof Riedel eingetroffen war. Schon deshalb ließ er sich diese Gelegenheit nicht entgehen, noch dazu da sie sich so beiläufig und ungesucht wahrnehmen ließ. Abel aber hat diese Absicht und die darin gegen ihn gerichtete Spitze wohl deutlich genug herausgespürt.

Bereits am 14. März stellte Abel den diesbezüglichen Antrag an den König. Darin

[89] Joseph Lipf an Abt Gregor Scherr, Regensburg, 14. April 1845, Archiv des Klosters Metten, B VIII, 3, Nachlaß Abt Scherr.

[90] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 10. März 1845. Reinkens, Diepenbrock, 298.

[91] Diepenbrock an Innenministerium, Regensburg, 10. März 1845, Bay HStA MK 39069.

[92] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Regensburg, 10. März 1845. Reinkens, Diepenbrock, 298.

befürwortete er Diepenbrocks Bitte, Lipf freizustellen und zugleich seine Stelle in Regensburg bis zu seiner Rückkehr für ihn freizuhalten und bis dahin durch seinen Bruder Anton Lipf, den derzeitigen Pfarrer in Teisendorf, versehen zu lassen[93]. Ohne weiteres genehmigte Ludwig das am 16. März[94]. Wirklich erwies Lipf Diepenbrock, solange er bei ihm war, treueste und beste Sekretärsdienste. Dazu ersetzte er ihm stets zugleich auch ein Stück Regensburger Heimat.

Auch in allem Übrigen zeigte Ludwig Diepenbrock gegenüber nun größtes Entgegenkommen. Darin zeigte sich, wie viel ihm Diepenbrock nun doch wieder galt, auch daß seine Worte, ihm vor der Abreise nach Breslau gern Audienz zu gewähren, durchaus ernst gemeint waren, daß es sein wirklicher Wunsch war, ihn noch einmal selber und persönlich zu sprechen. Am 21. Marz 1845 verlieh Ludwig Diepenbrock das Ritterkreuz des Civilverdienstordens. Er sandte es ihm mit einem eigenhändigen Schreiben zu[95]. Diepenbrock dankte dem König in einem persönlichen Brief dafür, ebenso dem Minister des königlichen Hauses und des Äußeren, Gise[96]. Diese Ordensverleihung war freilich nicht nur eine bloße Auszeichnung für Diepenbrock durch den König. Mit ihr war die persönliche Adelung verbunden. Als erwählter Fürstbischof aber bedurfte Diepenbrock des Adelstitels.

Noch mit weiteren zwei Bitten trat Diepenbrock nun an den König heran. Auch sie gewährte ihm Ludwig, ohne zu zögern. Die erste war von kleinerer, mehr persönlicher Art. Am 16. April 1845 suchte Diepenbrock darum nach, ihm auch weiterhin das bayerische Indigenat zu belassen[97]. Er wollte auch nach seinem Weggang nach Breslau Bayern angehören. Tatsächlich sprach aus diesem Wunsch Diepenbrocks ganze Verbundenheit und Liebe, die er während seines fast zweieinhalb Jahrzehnte langen Aufenthalts zu Bayern gefaßt hatte. Der König gewährte diesen Wunsch gern[98]. Die Bitte Diepenbrocks als erwählten Fürstbischofs von Breslau ehrte ja gewissermaßen auch ihn sowie Bayern selber[99].

Noch eine zweite, größere Bitte wagte Diepenbrock nun an den König zu stellen. Sie betraf unmittelbar sein zukünftiges Amt. Von Breslau her hatte Diepenbrock erfahren, daß die, um den Besitz der in Österreich gelegenen fürstbischöflichen Herrschaften und Rechte wirklich antreten zu können, notwendige Erhebung in den österreichischen Fürstenrang bei Bischof Knauer mit einer Taxzahlung von ungefähr 70000 Gulden verbunden war. Diese hohe Taxe konnte aber wesentlich vermindert werden durch die förmliche Eintragung in die königliche bayerische Adelsmatrikel. Denn dann galt die mit dem Ritterkreuz verbundene persönliche Adelung auch für Österreich und Diepenbrock mußte nicht mehr alle unteren Adelsstufen durchlaufen, mit denen jeweils eigene Taxen verbunden waren. Darum bat er nun den König. Er mußte durch die mit dem Amtsantritt ohnehin verbundenen hohen Geldausgaben in finanzielle Verlegenheit kommen. Dazu wies er darauf hin, daß seine Familie väterlicherseits ursprünglich zu den alten adeligen Familien des Münsterlandes gehörte[100].

[93] Abel an Ludwig I., München, 14. März 1845, Bay HStA MK 39069.

[94] Signat Ludwig I., München, 16. März 1845, ebenda.

[95] Bay HStA Ordensakten Nr. 11562.

[96] Diepenbrock an Gise, Regensburg, 26. März 1845, ebenda. (Diepenbrocks Brief an Ludwig I. nicht vorhanden).

[97] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 16. April 1845, Bay HStA MK 39069.

[98] Signat Ludwig I., München, 19. April 1845, ebenda.

[99] Ministerium an Diepenbrock, München, 22. April 1845, StA Boch 1.1.1. 115.

[100] Diepenbrock an Ludwig I., Regensburg, 27. April 1845, Bay HStA Adelsmatrikel Frhr. D 23, Beiakt.

Ludwig handelte nun äußerst großzügig. Er ließ Diepenbrock nicht nur in die Adelsmatrikel eintragen, sondern erhob ihn aus freien Stücken direkt in den Freiherrnstand. Zugleich erließ er ihm die hier zu zahlende große Freiherrntaxe. Der Aufforderung des Ministeriums entsprechend sandte Diepenbrock nun die Skizze des Diepenbrockschen Familienwappens mit den beiden gekreuzten silbernen Degen auf rotem Grund ein, als Vorlage für sein Freiherrnwappen[101]. Das Freiherrndiplom Diepenbrocks war auf den 11. Mai 1845 ausgestellt, die Immatrikulation am 26. Mai 1845 erfolgt[102]. Als Taxe mußte Diepenbrock nun lediglich die Summe von 1248 Gulden zahlen. Den Hauptteil machte dabei die kleine Freiherrntaxe mit wenig über 1000 Gulden aus[103].

Für Diepenbrock bedeutete das eine große Erleichterung. Es brachte ihm nicht nur eine große finanzielle Ersparnis, sondern auch das Wegfallen vieler Formalia. Dazu mußte es sein Ansehen in Breslau nur erhöhen, wenn er bereits als Freiherr dorthin kam, wenn er gewissermaßen zum Abschied und zur Auszeichnung vom König von Bayern in den Freiherrnstand erhoben worden war. Gewiß wollte Ludwig selber das nicht anders verstanden wissen. Sein Beweggrund war die persönliche und öffentliche Ehrung und Anerkennung Diepenbrocks. Darin lag für Diepenbrock zugleich auch eine versöhnende Geste des Königs nach den Jahren der Entfremdung. Am 1. Mai 1845 aber hatte Diepenbrock seine Resignation auf das Domdechantenamt bei der Regierung eingereicht. Ludwig gab ihr am 9. Mai statt[104].

Für acht Tage hatte sich Diepenbrock nun aufs Land zurückgezogen, zu seinem Freund Strohmaier in Inkofen. Dort hoffte er Erholung, vor allem auch Ruhe und Sammlung vor der Weihe zu finden. In Regensburg war das nicht möglich. Die Unruhe um seine Person war zu groß. In den letzten Maitagen kehrte er wieder nach Regensburg zurück. Diepenbrock fand dort auch einen Brief Försters vor. Vor allem er informierte ihn von Breslau aus über alles Wissenswerte. Eine Art Vertrauensverhältnis hatte sich in dieser Korrespondenz inzwischen ausgeprägt. So antwortete ihm auch Diepenbrock sehr offen. Jetzt schrieb er an Förster zurück: „... In der That! Ich kann es noch immer nicht fassen, warum und wie das Schicksal, F. B. in Br. zu werden, gerade *mich* getroffen hat! Indeß, das ist vorbei; Gott hat's gewollt; Sein Wille geschehe!“ [105] Das war sehr aufrichtig gesprochen. Es war aber wahr. Diepenbrock fiel die bevorstehende Zukunft sehr schwer, auch der nahe Abschied aus Regensburg. So konnte er den Mut zum neuen Amt nur schwer und mühsam fassen.

Die Weihe selber aber verzögerte sich noch. Die päpstlichen Bullen waren immer noch nicht eingetroffen. Grund dafür war der Einspruch, den der preußische Gesandte in Rom gegen die neue, höhere Taxe der Kurie für Breslau erhoben hatte. Lange aber konnte die Verzögerung nicht dauern, da man auch von Rom aus Diepenbrocks Amtsantritt in Breslau so schnell als möglich wünschte. Ebenso drängte man in Berlin.

[101] Diepenbrock an Gise, Regensburg, 6. Mai 1845, ebenda; dort auch genannte Bleistiftzeichnung.

[102] Freiherrndiplom mit farbigem Freiherrnwappen, Bay HStA Adelsmatrikel Frhr. D 23 Nr. 4406: „Freyherr Diepenbrock, Melchior, geboren 10. Januar 1798, Domdechant zu Regensburg, Ritter des Verdienst-Ordens der bayerischen Krone, wurde von Seiner Majestaet dem Könige Ludwig von Bayern aus der Ritter-Klasse mittelst Diplom vom 11ten Mai 1845 für seine Person in den Freyherrn-Stand des Königreiches erhoben. Immatriculirt den 26ten Mai 1845.“

[103] Quittung für Freiherrndiplom, München, 24. Mai 1845, StA Boch 1.1.1. 125.

[104] Bay HStA MK 39069.

[105] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 31. Mai 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 34.

Diepenbrock aber hatte nun vor, doch in den nächsten Tagen bereits nach Salzburg zu reisen. Kardinal Schwarzenberg hatte ihn dazu eingeladen[106]. Er wollte ihn mehrere Tage bei sich haben und bot ihm dazu an, bei ihm im Palais in Salzburg Wohnung zu nehmen[107].

Diepenbrocks Bischofsweihe im Dom zu Salzburg fand am 8. Juni 1845 statt. Neben den Geschwistern Bernard und Apolonia, den beiden einzigen Vertretern aus der Familie, war von Diepenbrocks Freunden auch Emilie Linder zugegen. Die Feier war für alle Teilnehmenden sehr bewegend. Insbesondere war Diepenbrock selber, ebenso wie einst bei seiner Priesterweihe und Primiz, von allem sehr ergriffen. Schwarzenberg selber schrieb darüber in einem Brief, er habe sich während der Feier mehrmals wegdenken müssen, um durch die Macht der Rührung nicht außerstande zu kommen, Gesänge und Gebete laut herauszubringen[108].

Auf ausdrücklichen Wunsch Schwarzenbergs blieb Diepenbrock noch mehrere Tage in Salzburg. Zusammen mit ihm machte er am folgenden Tag eine Wallfahrt nach Maria Plain. Auch auf den nahen Landsitz Aigen führte er ihn. Überhaupt ließ ihm Schwarzenberg alle nur mögliche Freundschaft angedeihen. Er schätzte Diepenbrock seit langem. Beide konnten wohl auch offen miteinander sprechen. Dazu gab Schwarzenberg Diepenbrock wohl manchen Hinweis für das Amt in Breslau. Er hatte für ihn auch bei seinem Wienaufenthalt, wo immer er konnte, den Weg bereitet[109].

Von Salzburg aus fuhr Diepenbrock noch nach Bad Gastein. Kronprinz Maximilian erwartete ihn dort[110]. Diepenbrock konnte gerade ihm diesen Besuch nicht abschlagen. Er kannte des Kronprinzen treue Anhänglichkeit. Maximilian hatte sie ihm gerade auch während der Jahre bewiesen, wo er in München und beim König selbst in Mißgunst und Ungnade gefallen war. Diepenbrock war ihm ein vertrauter, älterer Freund geworden. Und sein Wunsch, ihn noch einmal persönlich sehen und sprechen zu können, war sehr ehrlich gemeint. Auch jetzt in Gastein begegnete Maximilian Diepenbrock wieder mit ganzem Vertrauen. Vor allem sprach er zu ihm von dem Mißtrauen, daß sich zwischen ihm und dem Vater, König Ludwig, seit längerem breitgemacht hatte. Ludwig war mit der protestantischen Umgebung nicht einverstanden, in die sich Maximilian begeben hatte und der er sein Vertrauen schenkte. Ganz offensichtlich fürchtete Ludwig, sie würde zu sehr auf Maximilians eigene, vor allem auch religiöse Gedanken und Ansichten abfärben. So mißtraute er grundsätzlich der Einflußnahme dieser von Maximilian selbst gewählten Umgebung, auch der persönlichen Reife und Festigkeit Maximilians, und fürchtete um dessen streng katholische Glaubensüberzeugung. Eine gewisse Enge spricht daraus. Freilich ging es hier zugleich um mehr als um die freie Auswahl der privaten Umgebung des Kronprinzen und zukünftigen Königs, um die grundsätzlich katholische Ausrichtung, dazu um das katholische Ansehen des bayerischen Herrscherhauses. So wird die Strenge des königlichen Vaters wieder verständlicher. Hinter allem aber stand ebenso auch die unmittelbare persönliche Glaubensüberzeugung Ludwigs selber, zu der hin er auch den Sohn erzogen wissen wollte. So hatte er Maximilian den Umgang mit Professor Dönni-

106 Ebenda.

107 Diepenbrock an Schwarzenberg, Regensburg, 21. April 1845. Wolfsgruber, Schwarzenberg, Bd. I, 244.

108 Schwarzenberg, 14. Juni 1845. Ebenda, 245.

109 Diepenbrock an Schwarzenberg, Regensburg, 21. April 1845. Ebenda, 244.

110 Diepenbrock an Förster, Aigen, 18. Juni 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 37.

ges[111], der Preuße und Protestant war und den Maximilian zu seinem literarischen Referenten bestimmen wollte, ganz einfach verboten. Vor allem solche Maßnahmen empfand Maximilian als Einengung. Er beklagte sich darüber auch jetzt bei Diepenbrock[112]. Und er bat ihn wohl grundsätzlich, hier beim König zu vermitteln. Wohl war diese Bitte der erste Zweck, weswegen Maximilian eigens seinen Aufenthalt in Gastein solange verlängerte, bis Diepenbrock bei ihm von Salzburg her eintreffen konnte. Dazu aber wollte Maximilian auch ganz persönlich von Diepenbrock Abschied nehmen, wohl auch mit der Bitte und dem Versprechen, auch weiterhin miteinander in brieflicher Verbindung zu bleiben[113].

Am 15. Juni war Diepenbrock von Gastein wieder nach Salzburg zurückgekommen. Schon am nächsten Tag, den 16. Juni, aber verließ er auch Salzburg und Schwarzenberg. Über Altötting wollte er nach Regensburg gehen[114]. Zuvor aber wollte er noch einmal nach Inkofen kommen zu Strohmaier, wo auch Bernard war. Bernard war inzwischen, wie Diepenbrock Emilie Linder schrieb[115], in dem gastfreien Pfarrhaus schon ganz heimisch geworden. Offensichtlich hatte man mit Diepenbrocks Besuch gar nicht mehr gerechnet. Um so größer war nun die Freude der Überraschung. Freilich war die Zeit des Bleibens kurz. Bernard reiste schon am nächsten Morgen ab und auch Diepenbrock selbst mußte weiter nach Regensburg. An Bernard aber schrieb er später: „O, die schönen Tage von Inkofen, wo sind sie hin, und wann kehren sie wieder? –“[116].

Auch in Regensburg hatte man inzwischen alles zum Abschied gerüstet. So fand am Donnerstag, den 19. Juni, Diepenbrocks offizielle feierliche Verabschiedung von der Stadt Regensburg statt. Am Vormittag, um 11 Uhr, suchte ihn Bürgermeister Thon-Dittmer, begleitet vom Stadtmagistrat, in seiner Wohnung, der Domdechantei in der Schwarzen Bärenstraße, auf und überreichte ihm das Ehrenbürgerrecht der Stadt Regensburg[117]. Um zwei Uhr nachmittags fand dann die Abschiedsfeier mit einem Festmahl von 170 Geladenen statt, unter ihnen Bischof Riedel und das Domkapitel,

[111] Wilhelm Dönniges (1814–1872) lebte seit 1842 in München. Er hielt dem Kronprinzen Privatvorlesungen. Auf Veranlassung König Ludwigs I. mußte Dönniges wirklich München verlassen. Maximilian holte ihn 1847 wieder zurück. Seine Abhängigkeit von ihm auch als König war unbestreitbar, wenngleich Dönniges' Charakter sehr schillernd war. – NDB IV (1959) 28–30.

[112] Maximilian an Diepenbrock, München, 31. Dezember 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 44.

[113] Briefwechsel zwischen Maximilian und Diepenbrock: Bay HStA GHA Max II Nachlaß 82/4/354 u. Nowack, Ungedruckte Briefe.

[114] Diepenbrock an Förster, Aigen, 18. Juni 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 37. Dem widerspricht die Angabe bei Wolfsgruber, wonach Schwarzenberg schrieb, Diepenbrock sei am 14. Juni 1845 abgereist (S. 245). Vielleicht meinte Schwarzenberg damit Diepenbrocks Abreise nach Gastein. Aber auch Nowack irrte. Er las, obwohl ihm der Originalbrief Diepenbrocks an Förster vorlag, ganz offensichtlich fälschlich 18. statt 16. Juni 1845. Wäre Diepenbrock wirklich erst am 18. von Salzburg abgereist, wäre er zur offiziellen Abschiedsfeier in Regensburg am 19. Juni 1845 zu spät gekommen. Denn er kehrte von Salzburg kommend, von wo er offenbar zusammen mit Emilie Linder gereist war, noch vor seiner Ankunft in Regensburg in Inkofen ein.

[115] Diepenbrock an Emilie Linder, Inkofen. Reinkens, Diepenbrock, 302. – Der Brief ist dort nicht datiert. Der Inhalt legt aber das Datum, Mittwoch, 18. Juni 1845 nahe. Das bei Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 272 f. für diesen Brief angegebene Datum 21. Mai 1845 ist mit Sicherheit falsch.

[116] Diepenbrock an seinen Bruder Bernard, Breslau, 13. August 1845, StA Boch 1.1.4. 16.

[117] Staatsarchiv Amberg, Reg. d. Opf. Kd I 1105.

dazu die sämtliche katholische und protestantische Geistlichkeit Regensburgs und neben den Vertretern der Stadt, der Bürgerschaft und Stände Regierungspräsident Zu Rhein und Fürst von Thurn und Taxis. Die Tischreden leitete Fürst von Thurn und Taxis ein mit einem Toast auf den König. Danach sprach Zu Rhein. Seine Rede galt ausschließlich Diepenbrock. Auch Diepenbrock selbst ergriff nun das Wort. Er bedankte sich für die vielen freundlichen Ehrenbezeugungen. Sich selber aber verglich er mit einem Baum, bei dem man erst, wenn man ihn ausgraben und verpflanzen wolle, sehe, mit wie vielem Wurzelwerk er dem Erdboden verwurzelt sei, das man nun unweigerlich vom Stamm selbst abtrennen und abschneiden müsse. Deutlich klang auch in dieser Rede durch, daß er nur mit schwerem Herzen aus Regensburg schied[118].

Was aber Diepenbrock unter allen Ehrenbezeugungen am meisten freute und bewegte, war seine Ernennung zum Ehrenmitglied im Regensburger Domkapitel. Mit einem sehr herzlichen Schreiben gab ihm das Kapitel diesen Beschluß am 9. Mai bekannt[119]. Seit 25 Jahren gehörte er dem Kapitel an und hatte in ihm die verschiedensten Aufgaben und Funktionen ausgeübt. Die letzten 10 Jahre stand er ihm als Dechant vor. Vor allem während dieser Zeit prägte er das Kollegium nach innen und nach außen hin wesentlich mit. Nicht zuletzt wollte man auch das im Kapitel mit dem nun einstimmig gefaßten Beschluß zum Ausdruck bringen. Dazu verband Diepenbrock mit den meisten Kapitularen zugleich auch persönliche Freundschaft. So bedeutete es ihm, ebenso wie die Beibehaltung des bayerischen Indigenats, mehr als ein äußeres Zeichen, auch dem Kollegium des Regensburger Domkapitels weiterhin als Ehrenmitglied zuzugehören. Aufrichtig dankte er dafür dem Kapitel[120]. Nach Bonifaz Urban war er das zweite Ehrenmitglied des im Jahr 1821 neukonstituierten Regensburger Domkapitels. Tatsächlich mußte sich das Domkapitel durch diese beiden Berufungen auch selbst geehrt fühlen.

Zum Abschied übergab Diepenbrock dem Domkapitel 1000 Gulden, die er zu je gleichen Teilen für das katholische Krankenhaus und katholische Waisenhaus bestimmte[121]. Auch Riedel übergab er 500 Gulden für das bischöfliche Knabenseminar. Der offizielle Abschied von Regensburg war damit vorüber. Nun aber kam das persönliche Abschiednehmen, von der gewohnten und vertrauten Umgebung, von den Freunden, vor allem von Apolonia. Sie hatte sich nicht entschließen können, mit nach Breslau zu gehen, wie sehr Diepenbrock das auch gewünscht hätte. Er verstand aber ihre Beweggründe. Der wirkliche Abschied voneinander aber fiel beiden Geschwistern sehr schwer. Es war ein endgültiger Abschied. Das wußten beide.

Eidesleistung in Berlin und Inthronisation in Breslau

Bereits am 23. Juni 1845 schrieb Diepenbrock an Passavant, er werde nun sehr bald, wahrscheinlich schon übermorgen, die Reise nach Berlin antreten. Diepenbrock wollte mit Passavant in Aschaffenburg zusammentreffen[122]. Am 25. Juni brach er von Regensburg auf. Über den Abschied schrieb er dem vertrauten Freund im nächsten

[118] Ausführlicher Bericht, auch mit wörtlicher Wiedergabe der Rede Diepenbrocks, in: Regensburger Tagblatt, 21. Juni 1845.

[119] Domkapitel Regensburg an Diepenbrock, Regensburg, 9. Mai 1845, BZAR BDK 208.

[120] Diepenbrock an Domkapitel Regensburg, Regensburg, 13. Mai 1845, ebenda.

[121] Diepenbrock an Domkapitel Regensburg, Regensburg, 19. Juni 1845, ebenda.

[122] Diepenbrock an Passavant, Regensburg, 23. Juni 1845, Bay Stabi Cgm 6600.

Brief nur die kurzen, aber vielsagenden Worte: „Der Abschied aus Regensburg war hart; doch das Muß gibt Kraft zu allem; hoffentlich auch zu noch Schwererem, das mir bevorsteht.“ [123] Wirklich sollte Diepenbrock Regensburg nicht mehr wiedersehen.

Er wandte sich nun zunächst nach Bamberg. Bis dorthin begleitete ihn neben Lipf der treue Freund Domkapitular Wagner[124]. Die Freude des alten Freundes Bonifaz Urban war unbeschreiblich. Diepenbrock aber konnte nicht länger als bis zum nächsten Morgen bleiben. Über Würzburg ging es nun weiter nach Aschaffenburg. Gegen Abend des 27. Juni war er dort eingetroffen. Wenigstens den ganzen nächsten Tag wollte Diepenbrock in Aschaffenburg bleiben. Er traf dort noch einmal viele Bekannte. Neben Passavant war es vor allem Christian Brentano, der sich hier überaus freundlich um ihn bemühte. Christian führte ihn überall herum, zeigte ihm vieles und lud ihn zu Abend zu sich in sein Haus ein[125]. Diepenbrock nahm das gern an. Und ganz offensichtlich war nun endgültig das bisherige Mißverhältnis überwunden. Aber zur früheren unmittelbaren Vertrautheit konnten beide nicht mehr zurückfinden, obwohl man sich jetzt herzlich aneinander freute. Man hatte sich doch auseinandergelebt. Von Breslau aus aber dankte Diepenbrock Christian Brentano noch einmal für alle ihm in Aschaffenburg bewiesene Aufmerksamkeit[126]. In Aschaffenburg hatte er auch mit Nuntius Viale Prelà eine längere Aussprache[127].

Am bewegendsten war in Aschaffenburg für Diepenbrock zweifelsohne die Wiederbegegnung mit König Ludwig. Beide sahen und sprachen hier einander zum letztenmal persönlich. Wohl war für Diepenbrock dieser persönliche Abschiedsbesuch ursprünglich nicht mehr als eine Pflicht der Höflichkeit. Ludwig hatte ihn zur Audienz geladen. Diepenbrock aber wußte um die jahrelange kühle Reserviertheit des Königs gegen ihn. Andererseits hatte ihm Ludwig gerade jetzt durch die Erhebung in den Freiherrnstand sein Wohlwollen bezeugt. So sah er nun wohl doch dieser Begegnung auch mit einiger Erwartung entgegen. Er wollte König Ludwig vor allem für diese letzte, ihm so hilfreiche Beförderung danken. Diepenbrock hatte dazu eigens die Reise nach Berlin über Aschaffenburg gelegt, wo Ludwig weilte[128]. Am 28. Juni hatte König Ludwig Diepenbrock zu Tisch geladen und ihn eine halbe Stunde vorher zur privaten Audienz zu sich gebeten[129]. Dieses kurze, vertrauliche Gespräch aber muß beide wieder füreinander förmlich begeistert haben. Diepenbrock faßte aufs neue hohen Respekt vor Ludwigs persönlicher Gesinnung[130], Ludwig aber anerkannte Diepenbrock vor allem wieder als den Schüler Sailers, dem er ebenso wie diesem unbedingtes Vertrauen entgegenbringen konnte. Diepenbrock aber zeigte sich solchen Vertrauens würdig. Davon zeugt der ganze, nun neu beginnende, streng vertrauliche Briefwechsel, der erst mit Diepenbrocks Tod endete[131]. Dabei trat Diepenbrock dem

[123] Diepenbrock an Passavant, Würzburg, 27. Juni 1845, ebenda.

[124] Wagner war zum Abschied Diepenbrocks eigens nach Regensburg gekommen. Er war seit 1841 Domkapitular in Eichstätt.

[125] Diepenbrock an Apolonia, Aschaffenburg, 28. Juni 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

[126] Diepenbrock an Christian Brentano, Breslau, 5. August 1845, FDH HS 11389.

[127] Bastgen, Bischofssitze in Preußen, II 150 f.

[128] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 31. Mai 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 35.

[129] Diepenbrock an Apolonia, Aschaffenburg, 28. Juni 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

[130] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, 3. Juli 1845. Reinkens, Diepenbrock, 304 u. an Apolonia, Breslau, 16. August 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

[131] Dieser Briefwechsel ist nicht vollständig erhalten. Bay HStA GHA Ludwig I. Nachlaß 88/3/V. – Bay Stabi Ludwig I. – Archiv 39 (= Schwaiger, Religiosität Ludwig I., 392–397). – Nowack, Ungedruckte Briefe.

König zwar stets mit allem gebotenen Respekt, aber als durchaus ebenbürtig und gleichwertig gegenüber.

Offensichtlich sprach Diepenbrock jetzt sehr offen mit dem König über alle kirchlichen Fragen. Auch das dem Kronprinzen gegebene Versprechen löste er nun ein. Ganz offensichtlich hat er wirklich manches zwischen Vater und Sohn in Bewegung bringen können. Maximilian jedenfalls bedankte sich bei ihm ausdrücklich für die klärende Wirkung des Aschaffenburger Gesprächs[132]. Das größte Mißtrauen Ludwigs war vorläufig überwunden. Sein Vertrauen bezeigte Ludwig Diepenbrock aber vor allem auch dadurch, daß er ihn aufforderte, ihm ein Verzeichnis bayerischer Priester zuzusenden, die Diepenbrock für geeignet halte, als Domkapitulare, Domdechanten, Pröpste und Bischöfe, auch als Lehrer an höheren Bildungsanstalten und Schulen ernannt zu werden[133]. Weil Diepenbrock offenbar damit zögerte, erinnerte ihn Ludwig noch zweimal schriftlich daran[134] und versicherte ihm, seine Worte seien tief in ihm eingegraben.

In Aschaffenburg kam die Rede auch auf Diepenbrocks Nachfolger. Ganz offensichtlich hatte aber Ludwig hier seine Wahl schon getroffen. Jedenfalls mußte Diepenbrock den König von Wagner nicht mehr ablenken, worum ihn dieser ausdrücklich gebeten hatte. Trotzdem forderte Ludwig Diepenbrock auf, seine Meinung zur Wiederbesetzung zu sagen, und ließ ihn später wissen, außer ihm niemand darum gefragt zu haben[135]. Auch damit wollte er vor Diepenbrock sein ausschließliches Vertrauen zu ihm unterstreichen. Freilich war das in diesem Fall nur eine Geste. Denn nach Diepenbrocks eigenem Eindruck hatte Ludwig bereits einen Kandidaten in Aussicht genommen, ließ ihn aber im unklaren, wer es sei. Nur soviel konnte er sich gewiß sein, daß der König niemand aus dem Regensburger Domkapitel ernennen würde. Um so mehr war er gespannt, auf wen Ludwigs Wahl gefallen war. Apolonia beauftragte er daher, ihm sofort zu schreiben, sobald sein Nachfolger benannt sei[136]. Apolonia gegenüber nannte er auch den Grund, warum der König wohl das Regensburger Kapitel übergehen würde. Er glaubte, daß das Kapitel seiner schwankenden und unentschiedenen Haltung wegen, vor allem in der Auseinandersetzung mit Riedel, das Vertrauen des Königs verspielt habe, so daß dieser gerade hier nun einen entschlossenen, verläßigen Mann hinsetzen wollte. Tatsächlich ernannte Ludwig am 5. Juli 1845 den Pfarrer von St. Jodok in Landshut, Zarbl[137], zum neuen Domdechanten in Regensburg[138]. Diepenbrock war darüber nicht überrascht. Er schrieb Apolonia nur, daß dem Kapitel wohl der sich sträubende Wagner lieber gewesen wäre, daß man sich die Ernennung Zarbls nun aber eben gefallen lassen müsse[139].

Von Aschaffenburg schrieb Diepenbrock auch das erstemal an Apolonia. Wagner war inzwischen wieder in Regensburg eingetroffen, gewiß mit dem besonderen Auftrag

[132] Kronprinz Maximilian an Diepenbrock, Nymphenburg, 11. September 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 42 f.

[133] Ludwig I. an Diepenbrock, Bad Reichenhall, 8. August 1845. Ebenda, 41.

[134] Ebenda. – Ludwig I. an Diepenbrock. Ebenda, 43 (ohne Datum; jedenfalls nach dem 30. August 1845).

[135] Ebenda.

[136] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 8. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

[137] Johann Baptist Zarbl, geb. 7. Juni 1794, Priester 19. September 1819, Juli 1845 Domdechant, 1848 Propst, gest. 30. Juni 1862.

[138] Ernennungsdekret Zarbl, München, 12. Juli 1845, Bay HStA MK 39079. – BZAR BDK 54, Johann Baptist Zarbl.

[139] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 12. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

Diepenbrocks, auch Apolonia genauen Bericht abzustatten. Von nun an aber war Diepenbrock aufs Schreiben verwiesen, wollte er Apolonia erreichen. Täglich schrieb er ihr und half so ihr, aber eben auch sich selber über die Trennung hinweg. Wenn auch meist in großer Eile schilderte er Apolonia doch recht ausführlich, was sich den Tag über ereignet hatte, oder, wenn er am Morgen oder Mittag schrieb, was ihm noch bevorstand. Diepenbrock wußte, wie sehr er Apolonia gerade jetzt durch solche Nachrichten beruhigen konnte. Auch ihm selber wurde dann leichter. Die ganzen Breslauer Jahre hindurch hielt dieser Briefwechsel an. Freilich wurden die Abstände des Schreibens größer. Zumeist aber verging doch kaum eine Woche, ohne daß er Apolonia nach Regensburg geschrieben hätte, sei es von Breslau oder von Schloß Johannesberg aus. An allem Wichtigeren, vor allem auch an seinem persönlichen Befinden gab er ihr dabei Anteil. Stets war Apolonia ins unmittelbare Vertrauen gezogen. Von allen Geschwistern stand sie ihm am nächsten. Und sie blieb ihm, auch aus der Ferne, was sie ihm in Regensburg gewesen war, die treue Schwester, die an allem, wie es ihre Art war, stillen, aber wirklich verstehenden und mittragenden Anteil nahm. Bei ihr konnte er sich immer wieder offen aussprechen. Für dieses schöne geschwisterliche Zueinander gibt der nun einsetzende Briefwechsel Zeugnis. Letztlich stand Diepenbrock in Breslau doch sehr allein. Er blieb dort ein Fremder.

Am 28. Juni, von Aschaffenburg aus, schrieb er jetzt ein wenig besorgt an Apolonia: „Du bist hoffentlich wohl u. zerstreut durch den Umzug. Ich bin wohl und gehe mit Gottvertrauen vorwärts in die dunkle Wolke. Tausend Grüße und Danksagungen an Alle; Regensburg liegt mir tief im Herzen ..." [140]. Apolonia war gerade mit ihrer Krankenanstalt in das ehemalige Xaverianum am Obermünsterplatz Lit. E 187b umgezogen. Dieses dreistöckige Haus mit Garten bot ihr ganz andere Möglichkeiten, obwohl sie die Zahl der aufgenommenen Kranken nicht wesentlich vergrößerte. Das Domkapitel hatte es für sie gemietet. Auch diesen Plan hätte sie, wäre sie mit nach Breslau gegangen, nicht ausführen können.

Am 3. Juli traf Diepenbrock schließlich in Berlin ein. Von Wittenberg aus erreichte er am Vormittag mit der Eisenbahn die Stadt. „Beim Einfahren", schrieb er an Charlotte von Neumayr, „fiel mir meine Zukunft wieder recht schwer auf's Herz; eine Stunde ruhiger Sammlung gab mir Kraft und Muth wieder, und jetzt bin ich recht heiter. Möge es so bleiben!" [141] Der Tag war noch zum Ausruhen bestimmt. Diepenbrock wollte nur Duesberg treffen. Am nächsten Tag sollten dann die Besuche beginnen.

Am 5. Juli wurde Diepenbrock das erstemal von König Friedrich Wilhelm IV. empfangen. Er war nach Sanssouci zur Tafel geladen, zusammen mit 20 anderen Gästen von Hof und Regierung. Zuvor aber empfing ihn der König in seinem Kabinett. Beide sahen sich zum ersten Mal. Auch die Königin war hinzugekommen. An Apolonia schrieb er darüber: „... beide waren ungemein freundlich und gnädig; ich konnte ganz offen mit ihnen reden. Der K. ist des edelsten Willens voll; er erkennt die Schwere meiner Aufgabe und des Opfers, das ich bringe; so viel an ihm ist, wird er mich redlich unterstützen in Allem was recht und billig; und Anderes verlange ich nicht." [142]

Für den Abend lud Friedrich Wilhelm Diepenbrock nach Charlottenhof ein. Hier war eine größere Gesellschaft zusammengekommen. Beim Tee saß Diepenbrock

[140] Diepenbrock an Apolonia, Aschaffenburg, 28. Juni 1845, ebenda.

[141] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Berlin, 3. Juli 1845. Reinkens, Diepenbrock, 304.

[142] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 6. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

neben Alexander von Humboldt. Danach machte man eine kleine Ausfahrt durch die umgebenden Anlagen, die der König selbst dirigierte. Insgesamt dreimal war Diepenbrock während seines doch nur kurzen Aufenthaltes in Berlin von Friedrich Wilhelm nach Sanssouci eingeladen worden, zur Tafel und zur Abendgesellschaft. Er fuhr jedesmal mit der Eisenbahn hin, wozu ihm eigens der königliche Wartesaal zum Absteigen geöffnet worden war. Lipf war während dieser Tage nach Stettin und an die Ostsee gefahren. Am 8. Juli lud Friedrich Wilhelm Diepenbrock zu einer abendlichen Fahrt mit dem Dampfschiff auf der Havel ein. Der ganze Hof nahm daran teil. Man fuhr zwei Stunden lang um die Pfaueninsel herum. Dabei zeigte und erklärte Friedrich Wilhelm selbst Diepenbrock die am Ufer sichtbaren Orte und Anlagen[143].

Überhaupt behandelte ihn der König äußerst bevorzugt. Dazu begegnete er ihm mit dem allergrößten Respekt. Er wies Diepenbrock stets vor allen anderen Gästen den ersten Platz sich selbst gegenüber an, sprach viel und lange mit ihm. Auch sonst erwies er Diepenbrock alle nur möglichen Ehrenbezeugungen. So ließ er ihm auch in Sanssouci zum Ausruhen nur die allerhöchsten Gästen vorbehaltenen Gastzimmer anweisen. Die größte Hochachtung für Diepenbrock sprach aus allem. Aber eben auch von allen anderen Seiten wurde Diepenbrock Vertrauen, Aufmerksamkeit und Ehre entgegengebracht in einem Maße, wie er das selber nicht erwartet hatte[144]. So war es wahr, wenn man Diepenbrock immer wieder bestätigte, daß hier in Berlin noch nie ein Bischof so ausgezeichnet worden sei[145]. Das galt aber nicht nur seinem hohen Amt, sondern vor allem seiner Persönlichkeit selber.

Wirklich hatte Diepenbrock am Hof von Anfang an beeindruckt. Zweifelsohne lag das schon an seinem äußeren Erscheinungsbild, das etwas Ritterliches an sich hatte. Hinzu aber kam sein wirklicher, seinem Wesen eigener Adel, der sich in jeder Geste ausdrückte, vor allem aber seine ausgeprägte Geistigkeit. So hatte sein Auftreten zugleich etwas Hoheitsvolles an sich. Das machte die Ausstrahlung seiner Persönlichkeit aus. Dabei setzte Diepenbrock diese Wirkung nie bewußt oder gezielt ein. Und gerade darin lag die große, unmittelbar überzeugende Kraft seiner Persönlichkeit. Sie hatte nie etwas Gewolltes oder Beabsichtigtes an sich, sondern aus jedem Wort, aus jeder Geste Diepenbrocks sprach die große Wahrhaftigkeit und Geradheit seines Wesens. Daher war auch der Umgang mit ihm immer offen und unverstellt natürlich. Vor allem diese Unbefangenheit und Natürlichkeit, mit der Diepenbrock allen begegnete und auch durch die größten Ehrenbezeugungen hindurchging, imponierte gerade am Hof am allermeisten[146].

Freilich besaß Diepenbrocks Persönlichkeit für den Hof noch einen ganz eigenen Reiz, seine poetische Veranlagung. So hatte jüngst vor allem sein Flämisches Stilleben großen Anklang gefunden. Hierdurch mußte er alle, vor allem König Friedrich Wilhelm selbst, der gerade auch hierfür große Neigung besaß, für sich einnehmen. Diepenbrock schenkte dem König und der Königin ein Exemplar des Flämischen Stillebens. Die Königin kannte das Büchlein bereits. Sie hatte es sich von ihrer Adjutantin vorlesen lassen. Auch daß der Erlös den Armen zukomme, erfreute sehr. Diepenbrock hatte, wie er Apolonia schrieb, dem König und der Königin von Apolonias Pflegeheim in Regensburg erzählt, für das das Geld bestimmt war[147].

[143] Diepenbrock an Apolonia, Berlin , 9. Juli 1845, ebenda.
[144] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 8. Juli 1845, ebenda.
[145] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 12. Juli 1845, ebenda.
[146] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 11. Juli 1845, ebenda.
[147] Ebenda.

Die überaus ehrenvolle Aufnahme Diepenbrocks in Berlin wurde aber noch bedeutender dadurch, daß Diepenbrock an seiner durch und durch kirchlichen, katholischen Gesinnung keinen Zweifel ließ, weder beim König noch bei den Ministern. Sie hatte er gerade auch in seinem Hirtenbrief betont. Er hatte das ganz bewußt getan. Die protestantische preußische Regierung sollte von Anfang an wissen, woran sie mit ihm war.

Diepenbrock war es nicht leicht gefallen, an diesen Hirtenbrief Hand anzulegen. Er schob die Arbeit zunächst vor sich her. So schrieb er am 2. April an Emilie Linder, er warte, bis er einmal wirklich präkonisiert sei, da mit dem Bewußtsein der wirklichen Übertragung des Amtes auch das rechte Gefühl und Wort kommen werde[148]. Da Diepenbrock aber mit den besonderen Breslauer Verhältnissen zu wenig vertraut war, mußte er notwendig auf allgemeine theologische Inhalte ausweichen. Das fertige Manuskript hatte er wieder Freunden zur Beurteilung gegeben, aber nur durchweg positive Kritik bekommen[149]. Ursprünglich hatte er die Anlage anders geplant, die Arbeit war ihm aber unter den Händen fortgewachsen und der Hirtenbrief länger, als gewollt, geworden, auch um vieles ernster. Diepenbrock griff zu Anfang auf ausführliche Zitate aus Texten der Kirchenväter zurück, sprach durch sie aus, was „katholisch" sei und heiße. Er wollte dadurch nicht nur die eigene Gesinnung und Haltung aussprechen, sondern zugleich auch den echten und wahren katholischen Standpunkt für die eigene Breslauer Diözese klarlegen, in der vor allem die Deutschkatholiken und Rongianer große Unruhe stifteten. Und wie Diepenbrock an Geissel schrieb, glaubte er das durch die auf die Autorität dieser Kirchenvätertexte gestützten Aussagen besser erreichen zu können, als wenn er die eigene Sprache gesprochen hätte[150]. Der Inhalt dieses ersten Hirtenbriefs griff also ins Grundsätzliche. Damit aber war er so etwas wie ein Grundakkord zu Diepenbrocks ganzem folgenden Wirken in Breslau[151]. Diepenbrock mußte seinen Hirtenbrief in Berlin bei der Regierung vorlegen. Das war freilich nur ein förmlicher Akt. Minister Eichhorn gab ihm den Hirtenbrief mit voller Anerkennung zurück[152].

Man kannte also Diepenbrocks Haltung. In den wiederholten längeren und offenen Gesprächen sowohl mit dem König als auch mit den Ministern machte sie Diepenbrock auch immer wieder deutlich, vor allem Eichhorn und Duesberg gegenüber. Beide aber, so betonte Diepenbrock vor Apolonia, seien sehr verständig und mit beiden ließe sich gleich gut sprechen[153]. Dabei scheute er sich nicht, von Anfang an ganz klar zu sagen, daß er entschlossen sei, die Aufgabe in Breslau mit redlichem Willen

148 Diepenbrock an Emilie Linder, Regensburg, 2. April 1845. Ham, Pastor Bonus 34 (1921/22) 272.

149 Diepenbrock an Förster, Regensburg, 31. Mai 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 34.

150 Diepenbrock an Geissel. Pfülf, Geissel, Bd. I 412. Der Brief ist dort undatiert, muß aber vor der Weihe Diepenbrocks am 8. Juni 1845 niedergeschrieben worden sein.

151 Melchior von Diepenbrock, Hirtenbrief, gegeben am Tag des Bistumsantritts, in: Sämmtliche Hirtenbriefe Sr. Eminenz des Cardinal-Fürstbischofs von Breslau, Melchior Freiherr von Diepenbrock, Münster 1853, 5–38.

152 Diepenbrock an Apolonia, Berlin 11. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15. – Auch in Breslau fand der Hirtenbrief große Anerkennung und Nachfrage. Bereits eine Woche nach seinem Erscheinen waren 18000 Exemplare abgesetzt worden (Diepenbrock an Christian Brentano, Breslau, 5. August 1845, FDH HS 11389). Ludwig I., dem Diepenbrock ein Exemplar zugesandt hatte, schrieb ihm, es seien treffliche Worte zur Zeit, dazu habe er noch nie eine so eindringliche Erklärung der sieben Sakramente gehört (Nowack, Ungedruckte Briefe, 42 f.).

153 Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 8. Juli 1845, ebenda.

und Eifer anzufassen, aber auch wieder zurückzutreten, wenn er sich überzeugt habe, daß sie nicht zu lösen sei. „Das freilich hat frappirt", schrieb er an Apolonia, „Ich denke aber, mit Offenheit kommt man am weitesten. –"[154]

Diepenbrock hatte dem Aufenthalt in Berlin, vor allem seiner Gesundheit wegen, mit Widerstreben und Bedenken entgegengesehen. Insbesondere die vielen Besuche und Gegenbesuche sorgten ihn. Bereits am 31. Mai hatte er Förster geschrieben, in Breslau gedenke er, niemals Einladungen zum Mittagessen auswärts anzunehmen, seines schlechten Magens wegen, und hoffe, daß diese Regelung, wenn sie ohne Ausnahme durchgeführt würde, wohl keinen Anstoß erregen werde[155]. In Berlin befand sich Diepenbrock nun doch überraschend wohl, wie er Apolonia immer wieder bestätigte. Überhaupt versicherte er ihr, daß er bisher in allem Grund zu vollster Zufriedenheit habe und vieles, wovor ihm gegraut, viel leichter verlaufen sei, als er erwartet habe. Dazu trug vor allem die freundliche und wirklich entgegenkommende Aufnahme durch den König, durch die Minister Eichhorn und Duesberg bei. Diepenbrock selber schrieb Apolonia, die ganze Umgebung des Königs bestehe aus lauter ausgezeichneten Männern[156].

Nur über die große Sommerhitze klagte er immer wieder. Sie war auch für Berlin, wie man ihm versicherte, ungewöhnlich. Er konnte sich ihr aber nicht entziehen. Und an Apolonia schrieb er einmal: „Wie hübsch kühl muß es jetzt in Deinem Gärtchen dort hinter der Kirche sein: säße ich doch bei Dir darin!" und ein andermal: „– Ach säße ich in meinem kühlen stillen Zimmer zu Regensburg statt hier in Hitze und Hetze."[157] An das im Vergleich mit Regensburg ungleich lebhaftere Stadtleben hatte sich Diepenbrock schnell gewöhnt. Er wohnte in Berlin Unter den Linden. Dabei blickte seine Wohnung auf die lebhafte Promenade hinaus. Die ersten Tage allerdings war er vom Rollen der nahezu 3000 Fiaker, die den ganzen Tag auf und ab fuhren, dazu von den zahllosen Kutschen, Reitern und Fußgängern wie betäubt. Lipf erging es ebenso. Über die Umgegend aber müsse man, wie er Charlotte von Neumayr in scherzhaftem Ton schrieb, ein Auge zudrücken, vor allem im Vergleich zum schönen Bayern, man drücke aber des Flugsands wegen gern alle zwei zu[158]. Trotz der großen Beanspruchung fand sich Diepenbrock, wie er Apolonia gestand, in Gedanken doch immer wieder unwillkürlich nach Regensburg versetzt. Und dabei überfiel ihn dann doch wieder eine eigentümliche Wehmut. An Apolonia schrieb er: ich kann mich „so lebhaft nach Regensburg versetzen, daß ich die einzelnen Leute sehe und kenne, die auf den Straßen einhergehen, und doch bin ich so fern und fremd dort jetzt, für immer! –"[159] Beruhigt aber wurde er nun in Bezug auf Apolonia. Sie hatte die Trennung nun doch einigermaßen glücklich überwunden. Ihr Brief nach Berlin, in dem auch eine Beilage von Emilie Linder mitgeschickt war, hatte ihm das bestätigt[160].

In Berlin machte Diepenbrock zugleich viele Bekanntschaften, vor allem auch mit Menschen, die ihm von nun an immer wieder begegneten. Die Minister der Regierung hatte er ausnahmslos kennengelernt. Sie machten bei ihm auch Gegenbesuche, unter

[154] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 6. Juli 1845, ebenda.
[155] Diepenbrock an Förster, Regensburg, 31. Mai 1845. Nowack, Ungedruckte Briefe, 35.
[156] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 6. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.
[157] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 8. Juli u. 11. Juli 1845, ebenda.
[158] Diepenbrock an Charlotte von Neumayr, Berlin, 3. Juli 1845. Reinkens, Diepenbrock, 304.
[159] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 8. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.
[160] Ebenda.

ihnen Bodelschwingh, Thile, vor allem aber eben Eichhorn und Duesberg, mit denen er am besten bekannt geworden war. Auch Brinkmann, der Stiftspropst von St. Hedwig und Ehrendomherr zu Breslau, besuchte ihn zusammen mit seinen Geistlichen. Ganz besonders herzlich aber wurde Diepenbrock von Savigny aufgenommen, dem vertrauten Freund Sailers und jetzigen Justizminister. So oft es nur möglich war, lud ihn Savigny zu sich ein. Insbesondere Frau von Savigny nahm sich um ihn mit beinahe mütterlicher Sorgfalt an. Sie war ja eine Schwester Clemens und Christian Brentanos. Diepenbrock selber fühlte sich bei der Familie sichtlich wohl. An Apolonia schrieb er am 8. Juli, daß er gestern Abend bei Savignys im Garten gesessen habe und man noch um 10 Uhr 20 Grad Hitze gemessen habe[161], und an Christian Brentano schrieb er später, er habe sich in der Savignyschen Familie wie zu Hause gefühlt[162].

Auf Donnerstag, den 10. Juli 1845, war die Feier von Diepenbrocks Eidesleistung vor dem König festgesetzt worden. An Apolonia schrieb er darüber am Vortag nur: „Das wird auch mit Gott vorbeigehen! – Du siehst, ich schwimme schon im tiefen Wasser ..." [163] Die Feier war auf Vormittag 11 Uhr im Thronsaal anberaumt. Friedrich Wilhelm kam dazu eigens nach Berlin. Auch alle Minister waren zugegen. Sie hatten dem Thron gegenüber Aufstellung genommen, während Diepenbrock rechts an der Seite stand. Zuerst stellte ihn Eichhorn noch einmal offiziell dem König vor. Danach sprach Diepenbrock zum König. In dieser kurzen Anrede erinnerte Diepenbrock noch einmal daran, daß er ursprünglich die Wahl abgelehnt, sie aber schließlich angenommen habe, wozu ihm zwei Beweggründe nun Mut gäben, die offensichtliche Führung Gottes und des Königs Vertrauen und Unterstützung, auf die er zähle[164]. Danach legte er den Eid ab, nicht ohne hinzuzufügen, daß er bereits vor 31 Jahren den preußischen Fahneneid abgelegt habe und nun in das Vaterland zurückkehrend den Untertaneneid schwöre. Der König hatte Diepenbrocks Anrede erwidert und schritt nun auf Diepenbrock zu und hieß ihn nun noch einmal, nachdem er endgültig in das Amt eingetreten war, herzlich willkommen[165].

Die Freude Friedrich Wilhelms war gewiß aufrichtig. Immer wieder hatte Diepenbrock in Berlin gehört, daß der König schon lange, noch ehe er selber das wissen konnte, sein Augenmerk auf ihn gerichtet habe. Auch Eichhorn hatte das noch einmal in seiner Eröffnungsrede betont. Friedrich Wilhelms entscheidender Beweggrund war dabei, daß Diepenbrock ein Schüler Sailers war. Gerade das aber mußte ihn für Preußen so anziehend machen, vor allem für Friedrich Wilhelm, der grundsätzlich neue kirchenpolitische Wege beschritten hatte. Diepenbrock konnte hier vorzügliche Dienste leisten. Darauf zählte der König. Ferner wußte er um die beharrliche Weigerung Diepenbrocks und freute sich nun, Diepenbrock doch noch für Preußen gewonnen zu haben. Dazu kam das offensichtlich sofort mit dem Augenblick der ersten persönlichen Begegnung gegebene beidseitige Vertrauen. Es blieb die ganze Bischofszeit Diepenbrocks über dasselbe. Stets rückhaltlos offen konnte Diepenbrock dem König gegenübertreten, gerade auch wenn es sich um heikle und für die Regierung unangenehme Dinge handelte. Friedrich Wilhelm aber schätzte ihn darum nur um so mehr.

161 Ebenda.

162 Diepenbrock an Christian Brentano, Breslau, 5. August 1845, FDH HS 11389.

163 Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 9. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15. – Försters Angabe, Diepenbrocks Eidesleistung habe am 9. Juli 1845 stattgefunden, ist falsch (Förster, Diepenbrock, 122).

164 Rede Diepenbrocks. Förster, Diepenbrock, 123–126.

165 Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 11. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

Freilich stand Diepenbrock stets treu zur Monarchie, wie später vor allem sein Verhalten im Revolutionsjahr 1848 zeigte[166].

Diepenbrock legte den Staatseid in der neuen für das Königreich Preußen gültigen Form ab. Bereits am 13. März 1845 hatte er sich von Geissel Auskunft über Inhalt und Form dieses Eides erbeten. Dahinter stand die Unsicherheit, die noch immer um diesen Eid herrschte, der von der preußischen Regierung den Bischöfen beim Amtsantritt abgefordert wurde. Geissel antwortete am 12. April 1845 mit einem äußerst ausführlichen Brief[167]. Er schilderte darin, wie er sich, als er im Jahr 1842 den Staatseid in Berlin ablegen sollte, geweigert hatte, die ihm vorgelegte Formel zu schwören, da sie eines katholischen Priesters und Bischofs unwürdig gewesen sei. Wirklich spiegelte diese Formel das grundsätzliche Mißverhältnis der preußischen Regierung zur katholischen Kirche wider, insbesondere das Mißtrauen, das man gegen die katholischen Bischöfe hegte. So wollte man durch diese Eidesformel deren mögliche Widerstände gegen den Staat von vornherein ausschalten und binden. Solche Vorbehalte waren aber durch die katholikenfreundliche Kirchenpolitik Friedrich Wilhelms grundsätzlich überwunden. So hatte auch Geissels Weigerung Erfolg. Man gestand ihm zu, den Bischofseid nach der in Bayern üblichen Formel abzulegen. Geissel selbst hatte der Regierung diesen Vorschlag gemacht. Trotzdem legte die Regierung wenig später, im September desselben Jahres, Bischof Arnoldi von Trier noch einmal dieselbe alte Eidesformel vor. Auch Arnoldi verweigerte sie. Da nun beauftragte Friedrich Wilhelm Geissel, eine neue Formel zu entwerfen. In ihr sollte den Rechten der Kirche und der Krone gleichermaßen Rechnung getragen werden. So hatte der ausdrückliche Auftrag des Königs gelautet. Nach ihr legte Arnoldi als erster preußischer Bischof den Staatseid ab. Diese neue Formel sollte von nun an verbindlich bleiben[168]. Jedoch riet Geissel Diepenbrock in seinem Brief, sich einige Tage vor der Eidesleistung in Berlin den Text der Eidesformel vorlegen zu lassen, da man, wie bei Arnoldi, ja auch bei ihm versuchen könnte, den alten Eid abzuverlangen. Diesen Rat Geissels griff Diepenbrock auch wirklich auf. Am 5. Juli bat er Eichhorn um den Text des Eides. Zwei Tage später wurde er Diepenbrock vorgelegt[169]. Freilich war bereits Knauer nach dem neuen Text von Geissel vereidigt worden[170]. Ihn legte man nun auch Diepenbrock vor[171].

Für Freitag, den 11. Juli, einen Tag nach der Eidesleistung, war Diepenbrock noch

[166] Finke, Briefwechsel Diepenbrocks mit Friedrich Wilhelm IV., 18–39.

[167] Geissel an Diepenbrock, 12. April 1845. Pfülf, Geissel, Bd. I 406–411 (= Nowack, Gedenkblätter, 5–8).

[168] Die von Geissel für Arnoldi entworfene Formel. Nowack, Gedenkblätter, 49.

[169] Ebenda, 8.

[170] Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 200.

[171] Protokoll der Eidesleistung mit Unterschrift Diepenbrocks (Hoffmann, Breslauer Bischofswahlen, 208). – Dasselbe bestätigt der eigenhändige Vermerk von Kardinal Kopp vom 15. Dezember 1902, der das Ergebnis seiner Anfrage an das Berliner Kultusministerium festhält, in: Nowack, Gedenkblätter, 9 f. – Demnach ist die bei Finke, Zur Erinnerung, 241 anzutreffende Überlieferung falsch. Finke berichtet, Diepenbrock habe, als man ihm im Thronsaal die Eidesformel vorlas, vor dem König und den versammelten Ministern erklärt: „Majestät den Eid schwöre ich nicht. Einen solchen Eid kann und darf kein katholischer Bischof schwören. Eher gehe ich nach Regensburg zurück!". Finke selber hielt diese Überlieferung für wahr, da sie ihm auch durch Diepenbrocks Bruder Bernard bestätigt schien. Es liegt hier also wieder die bereits bekannte Legendenbildung um Leben und Gestalt Melchior Diepenbrocks vor, die schon sehr früh einsetzte und ganz offensichtlich, bewußt oder unbewußt, durch die unmittelbaren Zeitgenossen, auch die Familie selbst, unterstützt wurde.

einmal, das drittemal, vom König nach Sanssouci zur Tafel geladen worden. Wieder mußte er, wie er Apolonia berichtete, bis abends 10 Uhr bleiben, „ausgezeichnet in jeder Weise vor allen noch so hohen Gästen, selbst vor Verwandten der k. Familie wie z. B. Graf Brandenburg, Bruder der Herzogin v. Költen. Mit der ganzen haute volee bin ich nun schon bekannt, näml. Hof und Ministerium aller Branchen." [172] Aus diesem Brief aber sprach nun doch wieder Diepenbrocks bekannter launiger Ton. Und gerade auch dadurch konnte sich Apolonia beruhigt fühlen. Zeigte ihr das doch die wiedergefundene Zuversicht des Bruders an. Freilich konnte das wieder Augenblicken tiefster Bedrängnis weichen. Für Samstag war Diepenbrock noch einmal bei Eichhorn zu Tisch geladen, für Sonntag bei Duesberg. Trotzdem hoffte er gerade am Sonntag noch einige Ruhe zu finden. Denn am kommenden Montag wollte er endgültig nach Beslau aufbrechen.

Bereits in den ersten Tagen seines Aufenthalts in Berlin war Diepenbrock von der Herzogin von Sagan dazu eingeladen worden, seine erste Nacht auf schlesischem Boden und in der Diözese Breslau auf ihrem Gut Günthersdorf bei Grünberg zuzubringen. Die Herzogin hatte Diepenbrock diese Einladung durch einen eigenen Boten in Berlin zustellen lassen [173]. Diepenbrock nahm sie an [174]. Am Montag Morgen, den 14. Juli, reiste er mit Lipf von Berlin ab. An diesem Tag war es weniger heiß. Drei Stunden vor Grünberg aber ließ die Herzogin Diepenbrock mit einem vierspännigen Staatswagen abholen. Bei Grünberg selber, unmittelbar an der Grenze zur Diözese Breslau, erwarteten ihn als Abgeordnete des Domkapitels die beiden Domherrn Förster und Gärth. Sie hatten zusammen mit dem Erzpriester des Grünberger Archipresbyterats und mehreren benachbarten Geistlichen an einer am Weg liegenden kleinen Kapelle Aufstellung genommen. Förster erinnerte sich später noch genau an die Szene. Er berichtete: „Der Tag war heimlich, dünnes graues Gewölk bedeckte den Himmel, kein Luftzug regte sich, tiefes Schweigen herrschte rings umher, auch wir schwiegen, und ich werde der Gefühle stets eindenk sein, mit denen ich dort am Wege gestanden und geharrt. Gegen vier Uhr bewegte sich ein Viergespann die Straße her, wenige Augenblicke, so standen wir vor dem Wagen, sein Schlag öffnete sich, und Diepenbrock's hohe, edle Gestalt stand vor uns, begleitet von seinem Secretair ... Die Bewillkommnung von beiden Seiten war kurz und herzlich. Nachdem die anwesenden Priester vorgestellt waren, warf Diepenbrock einen Blick in die Gegend und sprach gedehnt: „So bin ich also an der Grenze?" „Ew. Fürstbischöfliche Gnaden haben die Grenze so eben überschritten" – war die Antwort – „Sie befinden sich bereits in der Diözese, die ihrem Hirtenstab angehört, und wenn dieses dürftige Geläut Sie nur schwach und leise begrüßt, so werden mit jeder nächsten Meile die Glockentöne lauter und feierlicher ertönen ... Es ist kein Zufall, daß Hochdieselben am Tag des heiligen Bonaventura diese Grenze überschritten haben. Was dieser Name sagt, lebt in der Hoffnung von mehr als einer Million getreuer Gläubigen, die sich in Liebe, Gehorsam und Ehrfurcht Ihre Kinder nennen." Die Gewalt, mit welcher der Fürstbischof eine innere Bewegung unterdrückte, war in seinen Zügen sichtbar. „Fahren wir", – so sprach er, in dem er uns die Hand reichte, – „fahren wir weiter. Da ich nun doch einmal die Marken überschritten, wünsche ich recht bald im Herzen der Diözese zu sein"." [175]

[172] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 12. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

[173] Diepenbrock an Apolonia, Berlin, 6. Juli 1845, ebenda.

[174] Diepenbrock an Herzogin Dorothea von Sagan, Berlin, 6. Juli 1845. Hoffmann, Diepenbrock und Sagan, 9.

[175] Förster, Diepenbrock, 127–129.

Diepenbrock und Förster hatten hier zum erstenmal einander persönlich gesehen. Förster war Diepenbrock von Anfang an, schon durch den bisherigen Briefwechsel, vertraut und wurde von nun an immer mehr sein Vertrauter. Zweifelsohne hatte sich Förster auch im Kapitel von allen am unmittelbarsten an Diepenbrock angeschlossen, stand in allem zu ihm. Auch Diepenbrock selber war von Förster beeindruckt und wünschte ihn später zu seinem Nachfolger.

In Günthersdorf wurde Diepenbrock von der Herzogin von Sagan mit größter Verehrung empfangen. Gleich am Eingang kniete sie nieder und erbat für sich den bischöflichen Segen. Ihn mußte Diepenbrock auch an ihre ganze katholische Hausdienerschaft spenden. Diepenbrock aber lernte in der Herzogin eine wirklich geistreiche Frau und Katholikin kennen, wie er an Apolonia schrieb[176]. Über die ganze Zeit seiner Bischofsjahre aber verband ihn mit ihr ein ausführlicher, wahrhaft vornehmer Briefwechsel. Die Herzogin hatte sich Diepenbrock sofort anerboten, wo immer er es von ihr wünsche, für die Kirche zu wirken. Diepenbrock machte davon sehr bald schon Gebrauch[177].

Die nächste Tagesreise ging bis Lüben. Es lag nur mehr 10 Meilen von Breslau entfernt. Die Reise bis dahin glich nun immer mehr einem Triumphzug. Überall empfing man Diepenbrock mit Ehrenpforten, Glockengeläut, Girlanden und Begrüßungsreden, die er dann erwidern mußte.

Am folgenden Tag, den 16. Juli, erreichte man schon zu Mittag das nur noch drei Stunden von Breslau entfernte Lissa. Bis hierher waren Adel und Bürgerschaft Diepenbrock entgegengefahren, um ihn in großem Zug in die Stadt zu geleiten. Wieder war Diepenbrock durch alle möglichen Abordnungen und Begrüßungen beansprucht. Ursprünglich wollte Diepenbrock ganz im stillen in Breslau einziehen. Diesen Wunsch hatte er Förster schon vor Monaten ausgedrückt. Schließlich aber hatte er sich doch nicht den Empfangsfeiern entziehen können, die man an allen Orten für ihn vorbereitet hatte. Sie waren für ihn aber doch auch wieder rührend, vor allem die vielen kleinen Aufmerksamkeiten, die so deutlich die Zuneigung und Anhänglichkeit ausdrückten. Aber alles mußte für Diepenbrock sehr anstrengend sein. Dazu war er von Berlin mit Zahnschmerzen abgereist. So machte er auch jetzt in Lissa einen sichtlich überanstrengten und ermüdeten Eindruck. Förster, der wußte, was ihm noch alles bevorstand, nahm das mit einiger Sorge wahr. Diepenbrock beruhigte ihn darüber und sagte zu ihm, Gott werde auch da hindurchhelfen, setzte aber etwas leiser hinzu: „Aber etwas leichter hätte man mir's machen sollen."[178].

Um drei Uhr nachmittags traf schließlich der sechsspännige Staatswagen des Fürsten Hatzfeld ein, der Diepenbrock nach Breslau bringen sollte. Noch 190 Wagen waren auf der Straße aufgestellt. Und wie er Apolonia schrieb, säumten schon eine Wegstunde vor Breslau Menschen links und rechts die Straße. Die Menschenmenge aber wurde um so größer, je näher man an die Stadt kam. Sie waren aus allen Teilen der Diözese zusammengeströmt. Gegen halb sechs Uhr abends erreichte man Breslau. In der Stadt selbst konnte dann der Wagen nur mehr durch eine schmale, vom Gedränge freigehaltene Gasse fahren. Auf dem Platz vor dem Ursulinenkloster hielt man an. Dort wurde Diepenbrock vom Erzpriester der Stadt zusammen mit 200 Geistlichen, alle im Chorrock, begrüßt. Von hier aus ging es dann zu Fuß in feierlichem Festzug und unter großem Geläut zum Dom. Sein Portal war ganz mit Fichtenreisig ge-

[176] Diepenbrock an Apolonia, Günthersdorf, 15. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.
[177] Gesammelter Briefwechsel hrg. v. Hoffmann, Diepenbrock und Sagan.
[178] Förster, Diepenbrock, 131.

schmückt. Dort empfing das Domkapitel Diepenbrock, zusammen mit der ganzen Domgeistlichkeit, dazu die theologische Fakultät und die fürstbischöflichen Behörden. Weihbischof Latussek begrüßte ihn mit einer lateinischen Ansprache, die Diepenbrock ebenso in lateinischer Sprache erwiderte. Nun geleitete man ihn in den Dom. Dort erteilte er noch einmal, wie schon im Freien vor dem Dom, den bischöflichen Segen. Danach begleitete man ihn in seine Wohnung, der fürstbischöflichen Residenz[179]. Hier konnte sich Diepenbrock nun zurückziehen. Am Abend, gegen 9 Uhr, aber hatten sich katholische Studenten im Hof versammelt und brachten ihm eine Serenade dar. Darunter war ein Lied, dessen Text dem Geistlichen Blumenstrauß entnommen war. Domkapellmeister Hahn hatte es vertont.

Diepenbrock war von dem feierlichen Empfang überwältigt. Zu Förster hatte er gesagt, das sei mehr, als er erwartet habe[180]. Neben dem gewaltigen äußeren Eindruck aber bewegte ihn vor allem die sichtliche Begeisterung, mit der man ihn empfing, dazu die Bereitschaft und Anhänglichkeit, die man ihm überall so deutlich entgegenbrachte. Obwohl Diepenbrock gerade jetzt wenig Zeit zum Briefschreiben hatte, berichtete er schon am nächsten Tag Apolonia über den Einzug in Breslau[181].

Diepenbrocks Inthronisationsfeier war auf Sonntag, den 27. Juli, festgesetzt worden. Bis dahin sollte er ein wenig Erholung finden können, sollte auch mit der neuen Umgebung bekannt werden können. So waren die Tage doch wieder mit zahllosen Arbeiten, Besuchen, auch Vorbereitungen für die Inthronisationsfeier ausgefüllt. Mit der neuen Wohnung konnte er sich zunächst nicht anfreunden. Apolonia gegenüber beklagte er, wie unsinnig man den an sich schönen Raum in der Residenz verbaut habe. Die schönsten Zimmerräume zum Garten und Fluß hin waren in beiden Stockwerken für den Eßsaal und für einen, wenn auch sehr schönen, Säulensaal benutzt worden. Da die verbleibenden unteren Wohnräume viel zu eng waren, zog er ins obere Stockwerk und richtete sich dort ein, so gut das zunächst ging. Vor allem war das Mobiliar sehr schlecht. Dazu fehlte es an vielen anderen Dingen der Haushaltung. Insbesondere war das auf Schloß Johannesberg so. Dort mußte Diepenbrock alles neu anschaffen. Offensichtlich war es um die ganze dortige Wirtschaft schlecht bestellt. Denn Diepenbrock konnte in absehbarer Zeit von Johannesberg her, seinem fürstbischöflichen Besitztum, kein Geld erwarten. So mußte er sich vorläufig auch an einen Breslauer Bankier wenden. Denn gerade jetzt fielen größere Ausgaben an. Diepenbrock wollte am Tag der Inthronisationsfeier ein Diner für 80 Personen geben. Man hatte ihn schließlich davon überzeugen können, daß es zu sehr auffallen würde, wenn er es nicht täte[182].

Auch hier trafen ihn persönlich viele Vorbereitungsarbeiten. Er hatte sich aber nun doch in alles recht schnell gefunden. So schrieb er mit einigem Humor Apolonia: „Ich bin bei all diesen Dingen schon ganz anders ruhig und resignirt, als früher. Ich denke mir bayrisch: „es wird sich schon hinausreißen!" und so gehts." In allem aber stand ihm Lipf vorzüglich zur Seite. So schrieb er über ihn an Apolonia: „Ich danke Gott, daß ich ihn habe. Alle haben ihn gern hier .–"[183]

[179] Genaue Schilderung bei Förster, Diepenbrock, 130–133; dazu die in eigenem Druck erschienene Schrift „Diepenbrocks feierliche Einholung am 16. Juli 1845 nebst biogr. Skizze", Breslau 1845.

[180] Förster, Diepenbrock, 133.

[181] Diepenbrock an Apolonia, Breslau, 17. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.

[182] Diepenbrock an Apolonia, Breslau, 24. Juli 1845, ebenda.

[183] Diepenbrock an Apolonia, Breslau, 29. Juli 1845, ebenda.

Auch manchen Besuch mußte Diepenbrock machen. Am Morgen des 24. Juli war er ins Ursulinenkloster eingeladen, von wo aus ihm im Januar die erste Nachricht seiner Wahl zugekommen war. Dort hatten sich für sein Kommen die Klosterfrauen, dazu mehrere Geistliche und die 700 Kinder, die dort waren, versammelt. Diepenbrock wurde durch sie angeredet und angesungen, wie er Apolonia schrieb; „Hätte ich's vorausgewußt, es hätte mich genirt; so aber ließ ich alles geschehen, sprach nachher die Frauen, die Geistlichen u. die Kinder herzlich an, besah dann das ganze große Kloster u. habe gewiß gute Eindrücke darin zurückgelassen. So hilft Gott überall durch." [184]

So war der Tag der Inthronisationsfeier gekommen. Sie fand unter derselben großen Beteiligung statt wie die Einholung in die Stadt. Schon Stunden vorher hatte sich der Dom gefüllt. Domkapellmeister Hahn hatte dazu eine eigene Messe komponiert [185]. Nachdem das päpstliche Bestätigungsbreve verlesen war und Diepenbrock der Breslauer Kirche den Treueeid geleistet hatte, trat er in vollem bischöflichen Ornat, mit Stab und Mitra, bis an den Rand der Marmorstufen des erhöhten Presbyteriums und hielt seine Antrittspredigt. In ihr erinnerte er noch einmal an alles bisher Geschehene, an die Wahl, an seine Ablehnung aufgrund seiner Neigung zu einem zurückgezogenem Leben und aus Scheu vor höheren Würden, vor allem aus dem lebendigen Gefühl der eigenen ungenügenden Kraft heraus, und an seine schließliche Annahme auf ausdrücklichen Wunsch des Papstes hin. Und indem er seinen Bischofsstab hart auf den Marmor aufsetzte, daß es durch das ganze Kirchenschiff hallte, sprach er: „So setze ich denn nun meinen Hirtenstab auf den ewigen Urfelsen, der da Christus ist, und schlage flehend mit Moses an den Felsen, auf daß ein Quell des lebendigen Wassers, ein Strom der Gnade und Erbarmung sich aus ihm ergieße, erquickend und befruchtend über die meiner Obhut anvertrauten Triften; ich stützte meinen Stab auf den von Christus gelegten Grundfelsen der Kirche, der nicht weicht und nicht wankt, wie sehr auch Stürme und Wetter toben; und ich gelobe Gott, ein treuer und gewissenhafter katholischer Bischof dieser Kirche zu sein." [186] Stets ging von Diepenbrocks Predigten eine unmittelbar bezwingende Gewalt aus. So auch jetzt. Man war beeindruckt von der Lebendigkeit, dem Ernst und der Kraft seiner Worte. Auch Förster bestätigte diesen Eindruck, den diese Ansprache auf alle Anwesenden machte [187]. Die Predigt erschien auch sofort im Druck und fand weiteste Verbreitung. Nach dem Pontifikalamt wurde Diepenbrock zur fürstbischöflichen Residenz geführt, wozu ihm jetzt offiziell die Schlüssel überreicht wurden.

Am frühen Nachmittag fand dann das große Diner statt. Auch hier begeisterte Diepenbrock, vor allem auch durch die beiden Toaste, die er auf den Papst und auf Kaiser Ferdinand von Österreich ausbrachte. Beides war sehr heikel, einmal weil unter den Anwesenden auch viele Protestanten waren, dann weil man es mit Rücksicht auf die preußische Regierung seit den Kriegen, die Schlesien von Österreich abgetrennt hatte, vermieden hatte, bei solchen offiziellen und feierlichen Anlässen ein Hoch auf den Kaiser auszubringen. Diepenbrock aber traf beidemale den rechten Ton, so daß jeder der geladenen Gäste mit anstoßen konnte, ohne sich verletzt fühlen zu müssen.

[184] Diepenbrock an Apolonia, Breslau, 24. Juli 1845, ebenda.

[185] Am 11. März 1846 sandte Diepenbrock diese Messe dem Domkapitel Regensburg zu. Er wünschte, daß sie in die Musikaliensammlung des Regensburger Domchors aufgenommen werden solle (BZAR BDK 208).

[186] Predigt Diepenbrocks zur Inthronisationsfeier, StA Boch 1.1.1. 170. (Auch in Separatdruck erschienen).

[187] Förster, Diepenbrock, 135.

Bezeichnend aber war sein Trinkspruch auf den Papst. Hier sagte Diepenbrock unter anderem ganz offen: „ich stehe hier *als der Mann des Papstes*, denn ohne ihn, ohne seinen bestimmten Auftrag stände ich nicht hier, und hätte nicht die Ehre, diese hochansehnliche Versammlung der Gäste an meiner Tafel zu sehn." [188] Verständlicherweise beeindruckte das gewaltig[189]. Schon im Hirtenbrief und auch am Vormittag in seiner Predigt hatte Diepenbrock seine unmittelbare Berufung durch den Papst betont. Wenn er sich jetzt noch einmal auf sie berief, so geschah das auch jetzt nicht um seiner selbst, sondern um seines Amtes willen. Der ausdrückliche Wunsch des Papstes, seine unmittelbare Berufung verlieh ihm eine ganz andere Autorität, war ihm eine besondere Legitimation für sein ganzes, nun beginnendes Wirken. Hinter der Annahme des päpstlichen Rufes aber stand sein großes persönliches Opfer.

[188] Diepenbrock an Apolonia, Breslau, 29. Juli 1845, StA Boch 1.1.3. 15.
[189] Diepenbrock an Apolonia, Breslau, 28. Juli 1845, ebenda.

PERSONENREGISTER

Abel, Karl von 138, 261, 278, 298f., 303f., 306f., 309–315, 322f., 325–329, 331–334, 343f., 347f., 353f., 357, 365f., 368, 381, 383, 392–394, 410, 416
Adam, Joseph 71
Adler, Dr. 112, 118
Aigner, Professor 103
Alkuin 27
Allioli, Joseph Franz 263f., 270–278
Amann 191
Anders, Ernst 335–337
Auer, Heinrich 68
Aurbacher, Ludwig 259, 287
Argenteau, Nuntius 277f.
Arnold von Brescia 89
Arnoldi, Wilhelm 429

Baader, Franz von 161
Bachem, Verleger 142
Baltzer 415
Barante 369
Bärmann, Georg Nicolaus 164
Bäseler, Gregoria 27, 57
Bechtoldsheim, Baron von 112, 118
Beck, Friedrich 287
Beckmann, Joseph Hermann 45, 68
Beer, Georg 212
Bernrad, Bischof 27
Bihlmeyer, Karl 146
Binder, Franz 67
Birkenstock, Melchior 31f.
Birkenstock, Ferdinand 31
Blücher, Gebhard Leberecht General von 35, 43
Bodelschwingh, Ernst 428
Böhl, Johann Nikolaus 160
Böhmer, Johann Friedrich 104, 113, 173, 177, 180, 197, 287
Bonaventura 179
Bonifatius, Winfrid 27
Borodajkewycz, Taras von 328
Borstell, Ludwig General von 42
Bostel, Anton 30, 57, 298
Bostel, Aloys 30, 57, 94, 298
Bostel, Elisabeth Juliana 57
Bostel, Franziska von 298
Bostel, Johannes von 57, 66, 298
Bostel, Katharina 57
Bostel, Melchior Firmius 57, 298
Brentano, Antonie, geb. Birkenstock 55, 104, 120–122, 127, 130, 141, 147f., 150, 154, 188, 211
Brentano, Bettine, verh. von Arnim 52f.
Brentano, Christian 51–65, 70–76, 85, 87f., 91–93, 95, 98, 100–102, 104–111, 113, 115, 119, 120f., 124f., 130, 134, 140, 143, 145, 169, 175, 179–181, 198, 212, 231, 360f., 422, 428
Brentano, Clemens 52–64, 66–74, 78–80, 82–85, 87–90, 93–98, 100–108, 113, 115, 119–121, 125, 129–141, 143, 145–149, 156f., 159, 161, 163–173, 175–181, 185, 197, 204, 208, 222, 225–236, 238, 242f., 246–249, 251–255, 267f., 284, 287–289, 295f., 311, 360–362, 369f.
Brentano, Emilie, geb. Genger 53, 58, 85
Brentano, Franz 55, 104, 147, 188, 211
Brentano, Maximiliane, geb. La Roche 53
Brentano, Peter Anton 53
Brinkmann, Georg Anton 335f., 338, 398, 428
Brockmann, Johann Heinrich 76
Brühl, Friedrich Wilhelm Graf von 320, 323, 326
Bschorrn, Alois 383, 385–387, 390f., 393
Buchner, Pfarrer von Binabiburg 119
Burgmeyer, Johann Baptist 213
Buschmann, Verleger 395f.
Büttner, Vikar in Dülmen und Haltern 35–37, 132

Calderon de la Barca, Pedro 164–166, 172, 174
Cavallo, Wenzeslaus 181
Chandelle, Matthäus von 131
Colmar, Joseph Ludwig 76, 138
Consalvi, Kardinal 80f.
Conscience, Heinrich 395f.
Cotta, Verleger 414

Dalberg, Carl Theodor von 197
Dätzel, Anton 64f., 70, 256
Daxenberger, Sebastian 286, 369
Delaspee, Johann 136
Demme 415
Denifle, Heinrich 146
Deutinger, Martin 262f., 326, 334
Diel, Johannes Baptista 63, 71
Diepenbrock, Zeno 28
Diepenbrock, Gerhard von 28
Diepenbrock, Heinrich von 29
Diepenbrock, Bernard Joseph 30
Diepenbrock, Anna, geb. Thüsing 29f.
Diepenbrock, Jakob Franz 29 f.
Diepenbrock, Georg Joseph 29
Diepenbrock, Anton 29–31, 34f., 37, 40–43, 47–50, 57–59, 61f., 64, 67, 70, 72 f., 76, 78, 81–83, 91, 94, 98f., 104f., 109–111, 114, 131–134, 147, 157, 175f., 180, 201, 203, 222, 230, 235f., 243, 246f., 250f., 253, 255, 262, 264f., 268, 279, 283f., 290f., 293–295, 297, 322, 399, 413
Diepenbrock, Franziska, geb. Kesting 29–31, 35, 37, 49f., 58–61, 64, 66, 70, 72f., 78, 81–83, 91f., 95f., 98–100, 104f., 110f., 114, 132, 135, 147
Diepenbrock, Marianne, verh. von Bostel 30, 57, 94, 103, 298
Diepenbrock, Bernard 29–32, 38f., 71f., 83, 88, 136, 201, 203, 283, 290f., 297f., 308, 357, 413, 419f.
Diepenbrock, Lisette 33, 61, 66f., 70, 93, 133
Diepenbrock, Ludgard, verh. Reigers 34, 47, 59, 230, 235, 243
Diepenbrock, Apolonia 31–34, 41, 49, 57, 60f., 63, 66, 68, 70f., 79f., 80, 82f., 85, 87f., 93–98, 110, 114, 129, 132–136, 147, 167f., 175f., 180, 222, 228–233, 235f., 238, 243, 246f., 249–251, 253–255, 262, 264f., 267f., 279, 283f., 290f., 294–298, 314, 316, 341, 360–362, 369f., 382f., 399, 403, 410, 413f., 419, 421, 423f., 426–428, 430–433
Diepenbrock, Gertrud 32, 43, 47–50, 57, 59, 70, 86, 88–90, 92, 95
Diepenbrock, Katharina 43, 47, 66, 175, 293
Diepenbrock, Joseph Conrad 29, 39, 64, 83, 189, 297f., 400
Diepenbrock, Hugo 298
Diepenbrock, Clemens 32
Dietz, Joseph Hermann 132f., 135f., 175f., 222, 249f., 295f.
Dietz, Gemahlin des Vorgenannten 176, 294
Dirnberger, Anton Franz 370
Dittersdorf, Karl 338
Döberl, Anton 380
Dönhoff, August Graf von 334, 353
Dönniges, Wilhelm von 419f.
Droste-Hülshoff, Annette von 58, 79, 92, 175, 414f.
Droste zu Vischering, Clemens August von 52, 75, 304f., 320, 323–326, 415
Droste zu Vischering, Kaspar Maximilian von 74f.
Drüke, Johann Heinrich 397
Duesberg, Franz von 324, 362–364, 397f., 405f., 412, 416, 424, 426–428, 430
Dumont, Paul 80

Eberhard, Anton 326–334
Eberhard, Konrad 227, 241, 253
Eckher, Johann Jospeh 206, 213
Eder, Friedrich 151, 206, 218
Egger, Karl 384
Eichendorff, Joseph Freiherr von 363
Eichhorn, Johann Albrecht 336f., 339, 342, 397, 426–431
Elsler, Emanuel Joseph 335f., 338f., 398, 400–403
Embden, Christian Joseph von 90, 109
Emmeram, Bistumspatron 317
Emmerick, Anna Katharina 51–53, 56, 62f., 66f., 69–71, 73f., 95, 97, 100, 103, 105–108, 113f., 120, 133, 177, 238, 246, 248, 295f.
Erhard, Bistumspatron 317

Fahrmbacher, Max Alois 93
Feilchenfeldt, Konrad 99f., 110
Felgenhauer Pauline von 132, 135
Fénelon, Erzbischof von Cambrai 127, 140f., 145, 158, 172
Ferdinand, Kaiser von Österreich 433
Fernau, Carl 286, 369
Finke, Heinrich 68, 429
Fischer, Nikolaus 335f., 338f., 343, 398
Fleischer, Verleger 164
Förster, Heinrich 32, 34, 58, 112, 117, 335–340, 342f., 398, 401, 403, 413, 416, 418, 427f., 430, 432f.
Frauenberg, Joseph von 93
Friedrich Barbarossa, Kaiser 27
Friedrich II., Kaiser 27
Friedrich Wilhelm III., König von Preußen 44, 319f.
Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen

46, 319–321, 323f., 326, 334, 335–343, 353, 362–364, 397–399, 405–408, 412, 424–430
Fugger-Glött, Graf von 279, 314
Funk, Philipp 157
Fürstenberg, Franz von 74f., 415

Gallitzin, Amalie Fürstin von 54, 74–76, 79, 415
Gärth, Aloys Karl 397, 430
Gebsattel, Lothar Anselm Freiherr von 93, 147, 186, 240f., 317, 323, 327f., 330, 348f., 351, 353f., 386f., 391, 412
Geissel, Johannes von 75, 77, 242, 292, 325f., 353, 362–364, 400, 408, 426, 429
Gerhardinger, Therese 281
Gise, August Freiherr von 417
Goethe, Johann Wolfgang von 178
Görres, Joseph von 53, 136–140, 142, 145f., 148f., 157, 161, 163f., 166, 173f., 176, 178, 180, 185, 187, 189f., 209f., 247–249, 252f., 259, 295, 305, 361
Görres, Guido 136, 305, 342
Götz, Abt des Wiener Schottenklosters 339
Graes, Johann Anton Franz von 28
Grandaur, Bernhard Michael von 150, 152
Greger, Friedrich August 174
Gregor XVI., Papst 261f., 320, 323, 325f., 335f., 338f., 354, 363, 406–411, 433f.
Grillparzer, Franz 129
Grundler, Ordinariatssekretär 191
Grundler, Gregor 218, 263, 275
Gügler, Alois 121

Häffelin, Casimir Freiherr von 123
Häglsperger, Franz Seraph 65
Hahn, Domkapellmeister 432f.
Hahn-Hahn, Ida Gräfin von 254
Hanisch, Joseph 285
Harbig, Joseph 398
Hardenberg, Karl August Fürst von 51, 55f.
Hatzfeld, Fürst von 431
Haxthausen, Ludowina 58, 64
Heinisch, Anton 335
Heinrich der Löwe 27
Hensel, Luise 49, 54, 60–62, 67f., 71f., 80, 83, 94–96, 98, 132–135, 141, 167–169, 172f., 175, 177, 250, 253, 284
Hermann II., Bischof von Münster 27
Hermes, Georg 75, 94, 305, 324, 326, 362
Hertling, Gisberta Freifrau von 141f., 209
Hertling, Katharina 141f.
Heselhaus, Clemens 167, 172
Hofbauer, Clemens Maria 80
Hölscher, Verleger 141, 148
Hormayr, Joseph von 139
Humboldt, Alexander von 425
Hümpfner, Winfried 105f.

Imsland, Fanny 268
Imsland, Nanny 268
Imsland, Seppa 268

Jacopone da Todi 177, 287
Jagemann, Katharina, geb. Kesting 92
Jakob, Georg 32, 129

Kant, Immanuel 53
Karl der Große, Kaiser 27
Karl V. von Spanien 257
Karoline Friederike Wilhelmine, Königin von Bayern 345, 349–353
Katerkamp, Johann Theodor 79, 99
Katharina von Genua 142
Kellermann, Bernard Joseph 340f., 343
Kesting, Ferdinand Joseph 29–30
Kesting, Anna Maria, geb. Birkenstock 29, 31
Kesting, Apolonia 31, 175
Kesting, Vikar in Rees 29f.
Klenze, Leo von 182
Knauer, Joseph 335f., 338–343, 397, 417, 429
Kopp, Kardinal 429
Kreiten, Wilhelm 63, 71

Lambruschini, Luigi, Kardinalstaatssekretär 323f., 362, 401, 406–409, 416
Lamennais, Félicité de 161
Langenmantel, Ludovika 383–385, 393
Langer, Robert von 345
La Roche, Sophia 53
Laßberg, Joseph Freiherr von 415
Latussek, Daniel 335, 337–340, 343, 397, 432
Lavater, Luise 285f.
Ledebur, Friedrich Klemens Freiherr von 340f.
Lehner, Johannes 334
Leiß, Rupert 364–366
Lemberger, Johann Baptist 317
Lemke, Peter 118–120
Leo XII., Papst 152
Liebermann, Franz Bruno Leopold 76f., 81, 138, 140, 292
Limberg, Joseph Alois 52, 66, 107, 113f.

Linder, Emilie 249, 252–254, 283, 285, 289, 291, 293, 295, 301, 306, 318f., 321f., 332, 341, 358, 360–362, 369f., 372, 381f., 396, 398, 401–403, 406, 410–414, 419f., 426f.
Lipf, Anton 417
Lipf, Joseph 267, 334, 356f., 359, 416f., 422, 425, 427, 430, 432
Liudger 27
Ludwig der Brandenburger, Herzog 364
Ludwig XVIII. von Frankreich 43
Ludwig I., Kronprinz und König von Bayern 55, 80f., 90, 122–125, 128–131, 136–139, 142, 147, 149–152, 154f., 157, 161, 173, 182–188, 191f., 194, 204f., 209f., 212f., 214, 216–219, 223–225, 227, 229, 236–241, 244, 261–266, 271, 276, 285–288, 290, 292f., 301f., 305–314, 320, 322–326, 332f., 348, 352–357, 364, 366–369, 376, 380f., 383, 393f., 400, 403f., 410, 416–423, 426
Lüninck, Ferdinand Freiherr von 79

Mac Iver, Archibald Augustin 151, 213f., 224, 244
Manl, Johann Martin 131, 147, 411
Manzoni, Alessandro 177f., 287
Marquardt, Axel 415
Maximilian I. Joseph, König von Bayern 123, 128, 137
Maximilian, Kronprinz von Bayern 369, 374, 376, 400, 403, 419f., 423
Melchers, Franz Arnold 340f.
Merckel, Friedrich Theodor von 337, 339, 342f.
Merkle, Joseph 58
Merveldt, Amalie Gräfin von 222
Metternich, Klemens Fürst von 321
Meulen, Katharina van der 94
Meulen, August Ephrem van der 94, 132f.
Meulmann, Dina, verh. Diepenbrock 413
Meyer, Karl 120
Mittermüller, Rupert 241
Montez, Lola 283, 304
Mörl, Maria von 295f., 315
Moser, Karl 335f., 338, 398
Movers 415
Müller, Johann Georg 397

Napoleon 39f., 42f.
Neander, August 335, 338, 397
Nebauer, Michael Ildefons 235f.
Neumayr, Klemens von 33, 404
Neumayr, Charlotte von 32–34, 45, 47, 58, 63, 65, 69, 115f., 142–144, 155, 161f., 166, 192, 194, 199–203, 205, 219–222, 237f., 253f., 265, 290, 304, 332, 336, 344, 404, 407, 409–411, 415f., 424, 427
Niesing, Vikar 105, 107f.
Nowack, Alfons 148, 420

Oberndorfer, Jakob 202, 263
Oberndorfer, Johann Baptist 202, 206, 262f., 293f., 376, 379, 387, 391
O'Donnell, Graf von 295, 297, 319, 382, 414f.
Oettingen-Wallerstein, Ludwig Fürst von 261–264, 271, 276, 299
Oettl, Georg von 139, 183f., 225, 332
Orlando di Lasso 182
Othmar, Hans 146
Otto, König von Griechenland 297
Overbeck, Friedrich 252
Overberg, Bernard 52, 74, 79, 84, 133, 248, 415

Palestrina 182
Passavant, Johann Karl 104, 109f., 118, 120, 125f., 147–153, 155, 197f., 203, 211, 226f., 230f., 233, 314–316, 357, 362, 382, 399f., 403, 405f., 421f.
Peez, Heinrich 136
Pergolesi 182, 200
Perlick, Alfons 92
Phillips, George von 283, 295, 305
Phillips, Charlotte von 283f., 295, 315
Pius VII., Papst 56
Pius VIII., Papst 221, 223
Plank, Siri 69
Plotho, Karl August Wilhelm Freiherr von 335, 338f., 398
Poigner, Katharina 385
Poppelack, Franz 335f., 398
Prentner, Johann Baptist 224f., 261
Prießnitz 294–296
Pronath, Johann Freiherr von 235, 268
Proske, Karl 118–120, 131, 145, 148f., 152–155, 181–183, 186–188, 190, 192, 199, 202, 204, 225f., 231, 285
Pühler 213
Pustet, Verleger 148, 166, 189, 210f., 259, 287

Radowitz, Joseph Maria 319–322, 341
Ramsey 140, 234

Räß, Andreas 53, 77, 138, 140f., 147, 179
Raßmann, Friedrich 174
Redl, Franz Xaver 209, 227, 229, 248, 263, 267, 275, 279
Reigers, Alois 47, 235, 243
Reigers, Bernard 47
Reigers, Ferdinand 47
Reinhard, Ewald 63
Reinkens, Jospeh Hubert 31f., 34, 47, 57f., 65, 72, 95, 112, 314, 332, 336
Reisach, Karl August Graf von 323, 325, 330
Riccabona, Karl Joseph von 131, 147, 150, 186f., 240, 411
Richter, Franz 30f.
Riedel, Valentin 333f., 344, 354f., 357, 359, 364, 371–381, 383–395, 400, 402, 405, 410, 416, 420f., 423
Rineker, Friederike von, verh. von Abel 304, 329
Ringseis, Johann Nepomuk von 53, 124f., 130, 137, 139, 253, 361
Ritter, Franz Ignaz 335f., 338, 343, 398, 400–403
Rothfischer, Augustin Michael 196, 201, 206, 263, 317
Rubenbauer, Franz Joseph 111f.
Rückert, Friedrich 287
Ruttenstock, Jakob 339
Ruysbroek, Johannes 89

Sagan, Dorothea Herzogin von 254, 430f.
Sailer, Johann Michael 33f., 50f., 53–65, 68–70, 72–74, 76f., 79–82, 84–86, 88–93, 95, 97–99, 102–106, 108–111, 113–115, 117–122, 124–132, 135–159, 161, 164–166, 171–174, 176, 178–199, 201–228, 230–235, 238–246, 248, 254f., 263, 265f., 270, 279–282, 284–290, 293f., 298, 300f., 303, 305f., 308–312, 314–316, 321f., 328–333, 340, 344, 352, 354f., 357f., 360, 364, 368, 371–373, 376, 389f., 394, 404, 408, 411, 422, 428
Sales, Franz von 89
Salm-Salm, Fürst von 40, 44, 175
Salomo, Emmeram 196, 201
Sauer, Joseph 343
Savigny, Friedrich Karl von 54–57, 60, 104, 112, 120, 128f., 188, 428
Savigny, Kunigunde, geb. Brentano 55, 428
Schenk, Eduard von 33, 128, 136f., 139, 144, 147–152, 154f., 159, 161, 163–167, 170, 172f., 177, 181–188, 190–196, 199, 201–206, 212f., 215–217, 221, 223f., 226f., 229, 234, 236–239, 244, 261, 264, 279, 286–290, 294, 296, 302, 313, 344f., 369, 383, 404
Schenk, Theresia, geb. von Neumayr 33, 142–144, 155, 202, 205, 290, 345
Schenk, Heinrich 143, 155, 202
Schepperl, Georg 103, 153–155, 188, 190, 192, 243
Scherr, Gregor 241, 334, 416
Schiel, Hubert 150
Schlegel, August Wilhelm 164f., 170
Schleiner, Heinrich 52
Schlosser, Johann Friedrich Heinrich 141, 148, 178, 235
Schlotthauer, Joseph 249
Schlüter, Christoph Bernhard 168
Schmalzbauer, Franz von Paula 261f., 386, 399
Schmedding, Johann Heinrich 342
Schmid, Christoph von 153, 155, 169, 173, 178, 189, 211, 234, 315
Schmöger, Carl Erhard 71
Schonger, Johannes 335, 338
Schreven, Pastor 38, 47f., 96
Schubert, Gotthilf Heinrich 161
Schwab, Gallus Wilhelm 248, 256f.
Schwäbl, Franz Xaver von 139, 151f., 155, 173, 184, 186, 189, 193f., 200–202, 225, 231, 238–246, 249, 255f., 259, 261f., 264–273, 275–283, 289f., 294, 296, 298–301, 303f., 307f., 310–315, 317, 322, 325–334, 341, 344, 355f., 359, 363, 368, 371, 374, 385, 390, 408, 410, 416
Schwarzenberg, Friedrich Fürst von 317f., 320, 412f., 419f.
Schwerz, Johann Nepomuk Hubert von 222
Scott, Walter 178
Sedlnitzky, Leopold Graf von 335f., 343
Seidel, Verleger 158, 165f., 172, 178f., 210f., 246, 248f.
Seitz, Andreas 229
Seitz, Juliana 229
Seitz, Therese 103f., 108, 112, 119–122, 127, 131, 144, 147f., 153–155, 158, 188, 192, 229, 230
Serra die Cassano, Francesco 123, 152, 237, 239
Settegast, Karoline von 133, 222
Seuse, Heinrich 89, 145f., 148, 158, 166, 172, 189f., 210f., 340
Siegert, Georg 122, 152, 209
Sigrist, Georg 92, 121
Sollinger, Verleger 164
Sommer 84

Sorgen, Anton 146
Spaur, Gräfin von, geb. von Bostel 86
Spee, Friedrich von 142
Spiegel, Ferdinand August Graf von 304
Spindler, Max 191
Sporer, Anton 374, 378, 384, 386, 409, 411
Stachelhausen, Therese von 129, 345
Starting 41, 126
Stettner, Joseph 385
Stolberg-Wernigerode, Eleonore Auguste von 54
Stolberg, Christian von 54, 56
Stolberg, Friedrich Leopold Graf von 54–56, 58, 248, 340
Stolberg, Sophie Gräfin von 67, 256–259
Stolberg, Alfred von 255–260, 268, 282
Streber, Franz Ignaz von 93, 147, 186, 240
Strobl, Joseph 161, 279, 358
Strohmaier, Joseph 290f., 382, 418, 420
Surius 146

Tarnowska, Gräfin von 294 f.
Tauler, Ambrosius 54
Tauler, Johannes 89, 145 f.
Tenhumberg, Heinrich 52
Tersteegen, Gerhard 88–92, 170
Theresia von Avila 126, 142
Theresia, Königin von Bayern 300
Theiner, Augustin 338, 342f.
Thile, Ludwig Gustav von 320f., 363, 428
Thomas a Kempis 88 f.
Thomas, Johann Gerhard Christian 145, 197
Thomas, Rosine 197
Thon-Dittmer, Gottlieb Karl Freiherr 420
Thürheim, Karl Friedrich von 55
Thurn und Valsassina, Benedikt Joseph von 122
Thurn und Taxis, Maximilian Karl Fürst von 279, 345, 421
Thurn und Taxis, Maximilian 279
Thurn und Taxis, Egon 279
Thurn und Taxis, Theodor 279
Tiedemann, Friedrich 285
Tiedemann, Gemahlin des Vorgenannten 284f., 319, 372, 382, 395, 407, 413f.
Urban, Kaspar Bonifaz von 161, 224f., 227, 237, 239, 244, 261–264, 267, 270, 273, 275, 279–281, 298, 328f., 334, 349, 351, 354, 356, 358f., 376, 412, 421f.

Viale Prelà, Michael 323f., 362–364, 370, 401, 406–408, 411f., 422
Veith, Emanuel 314

Wagner, Georg 279, 291, 314, 322, 422 f.
Wagner, Peter 151
Weigl, Johann Baptist 263, 267, 275, 317
Weinzierl, Franz Joseph 151, 196, 382, 405
Weis, Nikolaus 53, 77, 138, 140, 147, 179
Welfelde, Johann Zenger von 28
Wellington, Arthur Herzog von 43
Werner, Joseph 213
Wesener, Franz Wilhelm 52f., 66, 100
Westerholt, Alexander Graf von 55, 119, 148
Westhoff, Heinrich 31
Widmer, Joseph 91f., 120f., 156–158, 179f., 188f., 233
Willemer, Marianne von 197
Windischmann, Karl Joseph 94, 113, 141, 326
Windischmann, Friedrich 323–326, 362
Wittmann, Georg Michael 84, 123, 151f., 161, 173, 186f., 194, 204, 206, 209, 214, 217, 219, 221, 223–227, 234, 236–241, 243f., 248, 261, 268, 279, 281f., 294, 331, 355, 390
Wolf, Johann Nepomuk von 81, 93, 112, 122–124, 131, 151f., 190f., 199, 224, 386
Wolfgang, Bistumspatron 317
Wolfsgruber, Cölestin 420

York, General Ludwig Graf 42

Zarbl, Johann Baptist 423
Zech, Philipp Neri 279, 294, 359
Zieten, General Graf von 43f., 46f.
Zumfelde, Anton Placidus 112, 118f., 120, 154f., 165, 221, 234–236, 243, 265f., 268, 283, 368
Zu Rhein, Friedrich Freiherr von 383, 393f., 421
Zur Mühlen 79

ORTSREGISTER

Aachen 56
Ahaus 35
Ahlen 293
Aigen 419
Aislingen 131, 148, 229
Altötting 420
Amsterdam 28
Andernach 175
Antwerpen 395f., 413
Aschaffenburg 52–55, 94, 185, 361, 421–424
Asink 243
Augsburg 80, 146, 155, 278, 315, 346, 384

Bad Gastein 382, 419f.
Bad Kissingen 331
Bamberg 224, 356, 358, 376, 402, 412, 422
Barbing 33f., 142–145, 149, 153–157, 164f., 179, 182f., 186, 190–193, 199–203, 206, 211f., 221, 344, 404
Barlo 28
Basel 252
Beuerberg 224
Bergen 43
Berlin 46, 54f., 62, 67, 129, 321, 335f., 342, 400, 402, 406f., 412, 418, 421f., 424–431
Binabiburg 119
Bingen 243
Bocholt 27–30, 33–35, 38–40, 42–44, 47, 56–58, 66, 88, 91, 93f., 96–102, 104f., 111, 113, 115, 131–136, 147, 175, 198f., 201, 203, 222, 235f., 243, 250f., 283f., 290f., 406f., 413
Bonn 31f., 41, 48, 51, 55, 74, 94, 113, 129, 131, 147, 305, 336
Boppard 53
Borken 42f., 406
Breslau 32f., 59, 72, 113, 127, 147, 198, 242, 254, 279, 283, 285, 334–338, 341–343, 361, 363f., 397–404, 406–412, 414–419, 421f., 424, 426 f., 430–432
Brünn 402
Burtscheid 31

Charlottenhof 424
Coesfeld 27, 52
Comana 187

Deutsch-Wartenburg 398
Dillingen 76, 120, 155, 310
Dinkelsbühl 155
Dresden 129, 256
Dülmen 52–54, 56f., 61–63, 66, 69f., 72–74, 78f., 80, 82f., 87f., 94f., 97, 100, 103, 105–108, 113, 120, 295
Düsseldorf 67, 105, 128, 147

Edenstetten 112
Egglkofen 65
Ehrenbreitstein 54
Eichstätt 225, 279, 290, 323, 348, 350, 359, 370, 422
Elba 43
Emmerich 57
Empel 29
Erbach 29f., 175
Erdmannsdorf 46

Flamske 52
Fontainebleau 43
Frankfurt am Main 53–55, 62, 94, 103–105, 110, 122, 130, 135, 139, 147, 173, 180, 188, 197f., 211, 227f.
Franzensbad 155
Frauenberg 338
Freiburg 53, 91, 93
Freising 263, 348

Germanikopolis 90
Gmunden 381f.
Gräfenberg 294f., 297, 314, 415
Graz 319
Gröbing 118
Grünberg 430
Günthersdorf 430f.

Hainsacker 213
Haltern 53, 132
Halle 118
Hamburg 160
Heidelberg 136, 235, 285
Holtwick 47–49, 57f., 60, 63, 65, 68–70, 78, 80, 82, 88, 93, 95, 105, 111, 131, 228, 250
Horst 47–49, 57–63, 66f., 71f., 74, 80, 82, 84f., 87f., 93–95, 99, 104, 110, 114, 132, 147, 169, 207, 250
Horw 92

Ingolstadt 55, 240
Inkofen 209, 290f., 382, 418, 420

Jena 57
Johannesberg 33, 424, 432

Kaltern 295, 315
Karlsbad 152–154, 186, 188, 211, 222 f.
Kempten 120
Kevelaer 66
Klosterneuburg 339
Koblenz 54, 58, 131–135, 137, 141, 147f., 157, 175f., 180, 222, 228, 230, 235f., 243, 246, 249f., 296, 298
Köln 32, 51, 54–56, 75, 77, 131, 147, 205, 224, 292f., 304–306, 318–326, 335, 340f., 342, 353, 362f.
Konstantinopel 27
Konstanz 70, 92f., 121, 291
Korvey 79
Kreuznach 44

Landau am Main 43
Landeck 398
Landsberg am Lech 64, 307
Landshut 51, 53–55, 57f., 60, 63–65, 69f., 72, 77, 80f., 86, 90f., 93, 102, 117, 121, 124, 128f., 136, 183, 224f., 240, 270, 285, 290, 333, 348, 423
Leipzig 164
Linz 293, 381
Lissa 431
Lübeck 118
Lüben 431
Lunéville 34

Mailand 92, 177, 411f.
Mainz 44, 53, 74, 76–80, 82f., 127, 136, 138, 140, 145–147, 169, 172, 179, 211, 248, 305
Maria Plain 419
Marienbad 148, 153–156, 165, 211
Meersburg 415
Meggen 120
Metten 112, 142, 235f., 241, 243, 265f., 268, 281, 304, 334, 366–368, 416
Mezieres 47
Miletopolis 187
Mimigerneford 27
Minden 75, 305
Moosburg 382

München 33, 54, 81, 93, 112, 122–124, 128, 131, 136–139, 142, 144, 147–151, 164, 166f., 173, 182f., 185f., 191, 193–196, 199, 202–205, 212, 218f., 222, 224f., 231, 234, 240, 246, 248, 252f., 255, 259, 263f., 269–271, 275, 277, 283, 287, 290f., 305, 307–309, 314, 322f., 326–329, 331–334, 341f., 344–346, 348–351, 354, 359, 362f., 367, 369f., 372, 380f., 383, 387, 393, 396, 401–404, 406f., 410–412, 415f., 420
Münster 27f., 30, 35, 44, 52, 54, 57, 64, 67, 74–76, 78–80, 82–84, 94–99, 103, 105, 110, 112, 118, 127, 133, 135, 191, 201, 204, 235f., 257f., 325, 336, 340, 397

Nancy 133, 135
Nürnberg 104, 243

Oberherrnhausen 224
Obertraubling 111
Oberviehbach 240, 282
Offenberg 235, 268
Ölenberg 57, 94
Oppeln 397
Ottobeuren 259

Paderborn 340, 397
Paris 43
Parkstetten 213
Partenkirchen 291
Passau 131, 147, 150, 186, 240, 346–348, 350
Pielenhofen 90, 111f.
Pittsburg 119
Pleß 118
Prag 293, 317

Regensburg 32–34, 48f., 54f., 64, 81–83, 85–93, 95, 97–105, 109–115, 118–125, 127–129, 131, 136, 139, 142, 144–155, 158, 160, 164, 166, 173, 180–182, 186–188, 190, 192, 194f., 198–202, 205, 209–213, 216f., 219, 221–229, 231, 233–240, 242–244, 246–248, 250f., 253, 255–258, 261–263, 267f., 270–272, 275–284, 286f., 289–291, 294, 296–298, 300, 307, 309, 314f., 317, 320–322, 326, 330f., 333f., 342, 344f., 346–351, 356, 360, 362–367, 370f., 374, 381–387, 395f., 398–400, 402f., 405f., 409, 411, 414, 416, 418, 420–425, 427
Reichenbach 196

Reichersberg 384
Reisbach 240, 331
Rödelheim 104
Rom 53, 56, 73, 75, 77, 80f., 84, 90–93, 98, 101f., 105, 119, 122f., 134, 152, 157, 179f., 194, 198, 204, 209, 252, 255, 261, 285, 305, 320f., 323–326, 333, 336, 339, 341, 354, 362f., 364, 387, 397f., 406–409, 411, 413, 416, 418
Rottenburg 111
Rotterdam 28, 32

Salzburg 127, 240, 314, 317, 412f., 420
Sanssouci 320, 424f., 430
Sare 257
Scheyern 364 f.
Schierstein 104, 141f., 148, 209
Sondermühlen 54–57
Speyer 53, 77, 131, 138, 147, 292f., 350
St. Goar 29
St. Gotthardt 92
Stift Neuburg, bei Heidelberg 141, 148, 235
Starnberg 291
Stauf 182
Stettin 425
Straßburg 76f., 137–139
Straubing 142, 261, 385 f.
Sulzbach 158, 165f., 210, 247

Teisendorf 417
Teonaria 262
Toggenburg 121
Tremezzo 53
Trient 76, 366
Trier 397, 429
Tübingen 306

Ulft 29, 33, 38, 59, 109, 132, 230, 251

Velen 35 f.
Vohburg 364 f.
Vreden 43, 68

Walhalla 182, 212, 227, 321
Waterloo 43
Weihenstephan 64
Weltenburg 142, 366 f.
Wesel 42, 131, 147
Wetzlar 57
Wiedenbrück 133
Wien 44, 51, 89, 118, 129, 141, 164, 293–295, 297, 314, 319, 321, 402, 412, 419
Wiesbaden 120, 131, 135f., 139, 142, 153, 211
Wilkinghege 37–39, 41
Winkel 55, 104, 147, 188
Wittenberg 424
Würzburg 422

York 27

Band 14 (1980):

G. Schwaiger, Albertus Magnus in der Welt des hohen Mittelalters. – P. Mai, Albertus Magnus als Bischof von Regensburg. – J. Auer, Albertus Magnus als Philosoph und Theologe. – H. Altner, Albertus Magnus als Naturwissenschaftler in seiner Zeit. – P. Mai, Die Verehrung Alberts des Großen im Bistum Regensburg. – J. Gruber, Das Oratorium der Nerianer in Aufhausen. – S. Raasch, Restauration und Ausbau des Regensburger Doms im 19. Jahrhundert.

Band 15 (1981):

Das Bistum Regensburg im Dritten Reich.

Band 16 (1982):

Johann Michael Sailer und seine Zeit.

Band 17 (1983):

Studien zur Kirchen- und Kunstgeschichte Regensburgs.

Band 18 (1984):

P. Mai und M. Popp, Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1508. – K. Hausberger, Der hl. Karl Borromäus und seine Verehrung im Bistum Regensburg. – P. Mai, Der Orden der Paulaner in der Oberpfalz. – K. Hausberger, Klemens Maria Hofbauer (1751–1820) und die katholische Restauration in Österreich. – G. Schwaiger, Kontinuität im Umbruch der Zeit. Beobachtungen zu kritischen Punkten der bayerischen Kirchengeschichte.

Band 19 (1985):

O. Röhrer-Ertl, Der St. Emmeram-Fall. – H. Schlemmer, Eine barocke Benedictusvita als Bildprogramm im Refektorium der ehemaligen Reichsabtei St. Emmeram in Regensburg. – M. Feuchtner, St. Eberhard – Erzbischof von Salzburg. – A. Schmid, Die Anfänge des Klosters Pettendorf. – J. Hanauer, Der Teufelsbanner und Wunderheiler Johann Joseph Gaßner (1727–1779). – P. Mai, 100 Jahre Knabenseminar St. Wolfgang in Straubing.

Band 20 (1986):

G. Schrott, Die historiographische Bedeutung der Waldsassener Fundationes. – B. Kühl, Die Dominikanerkirche in Regensburg. Studien zur Architektur der Bettelorden im 13. Jahrhundert. in Deutschland. – M. Weber, Konrad v. Megenberg, Leben und Werk. – S. Klemm, Studien zum Glockenturm von St. Emmeram in Regensburg. – T. Emmerig, Wolfgang Joseph Emmerig (1772–1839). Komponist und Seminarinspektor von St. Emmeram in Regensburg. – A. Sauer, Pastorale Bemühungen im Bistum Regensburg um den Gemeindegesang in der Meßfeier im 20. Jahrhundert.

Band 21 (1987):

E. Herrmann, Ein Mirakeltraktat des 14. Jahrhunderts aus Kloster Waldsassen. – P. Mai, Das Regensburger Visitationsprotokoll von 1526. – O. Schmidt, Beiträge zur Reformationsgeschichte Ambergs. Aus Amberger Kirchenrechnungen. – A. Scharnagl, 150 Jahre Regensburger Domorgel. – R. Braun, Der Sulzbacher Kalender (1841–1915). – P. Mai, 75 Jahre Katholischer Jugendfürsorgeverein im Bistum Regensburg. – H. Fleischmann, Der Bund Neudeutschland in Ostbayern während der NS-Zeit. Ein Bericht.

Die „Beiträge zur Geschichte des Bistums Regensburg" sind das wissenschaftliche Publikationsorgan des Vereins für Regensburger Bistumsgeschichte e. V. (8400 Regensburg, St. Petersweg 11). Sie erscheinen jährlich und werden herausgegeben von Dr. Georg Schwaiger, o. Professor für Kirchengeschichte des Mittelalters und der Neuzeit an der Universität München. Mitglieder des Vereins erhalten die Bände gegen Zahlung des Vereinsbeitrages (30,– DM, für Schüler und Studenten 15,– DM) als Jahresgabe.